

## Quellen und Forschungen zur Südsee

Herausgegeben von Hermann Joseph Hiery

Der bayerische Pioniermissionar Johann Flierl (1858–1947) lässt sein bewegtes Leben auf drei Kontinenten Revue passieren. Er nimmt den Leser mit in die bäuerlichen Verhältnisse der Oberpfalz seiner Kindheit, in die Welt der deutschen Auswanderer in Südaustralien und in den Alltag auf Missionsstationen bei den australischen Aborigines in der Wüste oder im tropischen Norden des Landes. Sein Hauptziel aber wird Neuguinea. Flierl berichtet vom Leben in der deutschen Südseekolonie und porträtiert die Menschen, mit denen er dort zu tun hatte: einheimische Männer, Frauen und Kinder, lutherische Missionare mit ihren Familien, Kolonialbeamte, Seeleute, Tropenmediziner, Kaffeepflanzer, Schmetterlingssammler und Abenteurer.

Teil 1 informiert über Kindheit, Jugend und Ausbildung Johann Flierls sowie seine Zeit in Australien.

Die Autobiografie des in Papua-Neuguinea bis heute bekanntesten deutschen Missionars wird hier erstmals in einer vollständigen und kritischen Edition vorgelegt. Die Gießener Historikerin Susanne Froehlich, eine Ururenkelin Flierls, hat den Text eingeleitet, kommentiert und durch historische Schrift- und Bilddokumente ergänzt, darunter 75 meist unveröffentlichte Fotografien aus dem Familienarchiv.



9 783447 101646

[www.harrassowitz-verlag.de](http://www.harrassowitz-verlag.de)



QFS  
A5

Quellen 5

Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea · 1  
Quellen und Forschungen zur Südsee

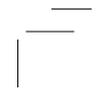
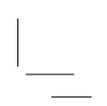
## Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea

Johann Flierls Lebenserinnerungen  
Teil 1: 1858–1886

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert  
von Susanne Froehlich

Harrassowitz Verlag





Quellen und Forschungen zur Südsee

Reihe A: Quellen

Herausgegeben von  
Hermann Joseph Hiery

Band 5



2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden



# Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea

Johann Flierls Lebenserinnerungen  
Teil 1: 1858–1886

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert  
von Susanne Froehlich

2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Umschlagabbildung: Die Lehmkirche der Wüstenstation Bethesda, 1880  
(Lutheran Archives, Adelaide).

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Neuendettelsauer Mission EineWelt,  
der Lutheran Church of Australia und des Evangelischen Missionswerks in Deutschland.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche  
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the internet  
at <http://dnb.dnb.de>.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter  
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und  
für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISSN 1614-3388

ISBN 978-3-447-10164-6

Lizenz: CC BY-SA 4.0 International - Creative Commons, Namensnennung, Weitergabe unter  
gleichen Bedingungen <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>  
Mit Zustimmung des Verlags

## VORWORT DES REIHENHERAUSGEBERS

Als ich vor nunmehr 30 Jahren im damaligen Divine Word Institute in Madang meine Lehrtätigkeit aufnahm, befand sich unter den begabtesten Studenten einer mit dem Namen „John Flierl“. Durch ihn lernte ich, daß es in Papua-Neuguinea – und auch in vielen anderen Inselstaaten der Südsee – nichts Ungewöhnliches ist, den Namen einer berühmten und einflußreichen Persönlichkeit der Vergangenheit als den eigenen anzunehmen. Die namengebenden Eltern oder die sich diesen Namen selbst zulegenden Personen versprechen sich von der Namensübernahme, daß der Respekt, der dem ursprünglichen Träger des Namens erwiesen wurde, mit auf sie übergeht. Johann Flierl ist im heutigen Papua-Neuguinea ein bekannter und respektierter Name. Als Gründer der evangelisch-lutherischen Kirche eines Landes, das sich in seiner Verfassung ausdrücklich zu christlichen Prinzipien *that are ours now* (Präambel der Verfassung Papua-Neuguineas von 1975) bekennt, gehört er zu den ganz Großen der jüngeren Geschichte des bevölkerungsreichsten pazifischen Inselstaates.

In der vorliegenden Edition macht Susanne Froehlich die in den frühen 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts geschriebenen Lebenserinnerungen Flierls zum ersten Mal in vollständiger Form einem breiteren Leserkreis zugänglich. Menschen lassen sich nicht, wie die Herausgeberin richtig schreibt, einfach in Kategorien stecken. Johann Flierl läßt sich in der Tat nicht leicht beurteilen. Seine Erinnerungen zeigen einen vielschichtigen und zum Teil komplexen, ja widersprüchlichen Charakter. Da ist zum einen der gottesfürchtige und bibelfeste Missionar, der schon als junger Mann mit Eigenschaften wie Beharrlichkeit und Gutmütigkeit sowie seiner äußeren Erscheinung (einem voluminösen Vollbart) Vertrauen und Respekt ausstrahlte. Flierl war einer der ersten, der die Aborigines Südaustraliens christianisierte. Seine Neugier und auch Offenheit Fremden gegenüber unterschied sich deutlich von vorgefaßten Meinungen vieler europäischer Einwanderer. Flierl fand die Dieri, Aumeni (Ngameni) und Won(g)kanguru „angenehm“ und „gewandt“, „ehrlich“, „aufrichtig“ und „offen“, mit einer „wohlklingenden“ Sprache. Als er sie einmal negiert, entschuldigt er sich ihnen gegenüber. Das Vorgehen der europäischen Siedler, die sich „allenthalben, wo Wasser zu erlangen war“, mit ihren Schafherden niederließen und die indigene Bevölkerung vertrieben oder gar massakrierten, geißelt er scharf: „Erbarmungslos zerstörten die Weißen den Ureinwohnern die Grundlagen ihrer Existenz durch ihren Weidebetrieb im weiten Inland. Kein Wunder, daß in der Folge die Eingeborenen zur Selbsthilfe schritten und sich an den Herden der Weißen vergriffen, dann aber wurden sie von den Weißen ausgerottet wie wilde Hunde, niedergeschossen und vergiftet“ (I, 338).

Flierl zeigte in Australien und auch später in Neuguinea, wo er als erster deutscher Missionar am 12. Juli 1886 eintraf, einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und scheute sich nicht, Europäer und die europäische Kolonialverwaltung zu kritisieren. Seine Kritik erfolgte jedoch im Regelfall im nicht-öffentlichen Raum; durch Briefe und Memoranden informierte er die Verantwortlichen oder deren Vorgesetzte über Mißstände und machte die Kritik an konkreten Punkten fest. Dieser Pragmatismus Flierls rettete wahrscheinlich im Ersten Weltkrieg die lutherische Mission, nachdem die deutsche Kolonie Neuguinea von Australien militärisch besetzt worden war. Flierls Entscheidung, den von der Besatzungsmacht Australien verlangten Neutralitätseid widerspruchlos zu leisten, machte die Weiterarbeit der evangelisch-lutherischen Mission mit einem nahezu ausschließlich deutschen Missionspersonal möglich. Faktisch konnte die Mission während des Krieges sogar expandieren. Und Flierls frühzeitige Kontakte mit australischen und US-amerikanischen Protestanten bewahrten „seine“ Kirche in den schwierigen Jahren nach Versailles vor der vollständigen Substitution durch eine andere Missionsgesellschaft – eine Erfahrung, wie sie etwa die deutschen Kapuziner im nun japanischen Mikronesien nach 1918 machen mußten.

Dieser spezifisch Flierlsche Pragmatismus läßt sich auch in anderen Bereichen nachweisen. Auf Wunsch der einheimischen Bevölkerung etwa betätigte er sich als Verwalter europäisch-medizinischen Wissens und impfte sie gegen die Pocken – mit durchschlagendem Erfolg. Dies half ihm nicht nur persönlich – Flierl erwarb sich zusätzliches Vertrauen –, sondern war auch ein wichtiges Moment in der Akzeptanz des durch ihn verbreiteten Christentums. Pragmatisch war auch die Koedukation einheimischer Jungen und Mädchen in den Missionsschulen. Allerdings standen Flierl und die Protestanten hier nicht allein. Auch die Katholiken praktizierten aus pragmatischen, vor allem ökonomischen Gründen, die Koedukation von Jungen und Mädchen in ihren Missionsschulen. Historisch gesehen ist es auffällig, daß es gerade die christlichen Missionen waren, die in ihren Schulen in Neuguinea und anderen deutschen Kolonien die Koedukation vorantrieben.

Der Pragmatismus Flierls erstreckte sich auch auf ganz persönliche Bereiche. Glaubt man seinen Erinnerungen, dann hat er seine Eheentscheidung von einer eher banalen Tatsache abhängig gemacht. Weil er zu wenig Briefe erhielt, kam ihm „der sonderbare Gedanke: wie wärs denn, wenn ich mit dieser Familie verwandt würde? Dann würde ich in meiner Wüsteneinsamkeit auch regelmäßig Briefe erhalten“ (I, 207).

Flierls Pragmatismus endete dort, wo ihm eigene Überzeugungen entgegenstanden. Als die australische Mandatsverwaltung Mitte 1927 Vertreter aller großen christlichen Konfessionen nach Rabaul einberief, um mit ihnen Fragen der *native administration* zu besprechen, plädierte der katholische Bischof von Rabaul, Vesters, für die Annahme des Tok Pisin als universelle Kirchensprache in Neuguinea. Die Entscheidung wäre wegweisend gewesen. Sie scheiterte am Widerspruch der australischen Methodisten,

die in ihrem Missionsgebiet die Sprache der Tolai durchzusetzen versuchten, und dem der deutschen Lutheraner, die Flierl voran, für ihre Regionen Jabim und Kate favorisierten. Da war es für die australische Kolonialverwaltung ein Leichtes, das Tok Pisin, „dies verdorbene Englisch“, abzulehnen. Mehr als vierzig Jahre einer einheitlicheren Landesentwicklung gingen dadurch verloren.

Die Erinnerungen Flierls schließen mit dem Tode und dem Begräbnis seiner Ehefrau in Australien eigentlich ab. Was danach kommt, sind die Beobachtungen und Anmerkungen des 80jährigen in seiner damaligen Gegenwart. Er, der fast 60 Jahre seines Lebens Deutschland nur aus der Peripherie oder allenfalls als Urlauber erlebt hatte, kehrte in eine Heimat zurück, die unter nationalsozialistischer Herrschaft stand. Flierl erreichte Deutschland unmittelbar vor dem Anschluß Österreichs. Seine Erinnerungen schrieb er 1940 und 1941, nach der Kapitulation Frankreichs. Hitler stand damals auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines öffentlichen Ansehens in Deutschland. Das kann einiges, bei weitem aber nicht alles in Flierls Niederschrift erklären. Der alte Mann wollte irgendwie an dem „Erfolg“ des Nationalsozialismus teilhaben; schon in Australien „outete“ er sich als Fan des „Führers“. Den Erfolg der NSDAP feierte er als ein „Wunder der göttlichen Gnade“ (II, 417).

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Flierl, wie viele andere Lutheraner Frankens, traditionell deutschnational eingestellt war. Wegen seiner pragmatischen Haltung während des Ersten Weltkrieges war er gerade von diesen nationalen Kreisen im deutschen Protestantismus, auch in der Kolonie Neuguinea, kritisiert worden. Diese Kritik war nach 1933 lauter geworden. Die öffentlich gemachte Hitler-Bewunderung des alten Mannes mag zum einen Selbstschutz gegen die antinationalen Vorwürfe gegenüber seiner Person gewesen sein. Zum anderen reflektiert sie wohl auch eine genuine Haltung und Überzeugung. In völliger Verkennung der Tatsachen und auch seines eigenen Einflusses ging Flierl davon aus, daß er – wie früher gegenüber der deutschen oder australischen Kolonialverwaltung – Mißstände per Brief in direktem Kontakt mit dem „Führer“ abstellen könnte.

Es wäre falsch, behaupten zu wollen, der 80jährige hätte sein Urteilsvermögen mit zunehmendem Alter eingebüßt. Seine Niederschrift belegt, daß er grundlegende Entwicklungen durchaus mit offenen Augen registrierte. Das gilt für die Globalisierung – die „Welt ist heute nur noch ein einziges Dorf“ (II, 514) – ebenso wie für eine generelle Tendenz des modernen Staates, das Volk durch „Brot und Spiele“ in Abhängigkeit zu bringen und dadurch Kritik auszuschalten. Die Euthanasie lehnte er kategorisch ab. Auch die Ostexpansion betrachtete er als einen Fehler.

Zum großen Anderen in Flierls Persönlichkeit aber gehört sein unverhüllter Antisemitismus. Flierl vertrat nicht nur offensiv einen christlichen Antijudaismus (II, 420), sondern er verband diesen mit rassistisch-antisemitischen Vorstellungen des Nationalsozialismus und übernahm auch dessen Hetzsprache: „Die entarteten [*sic*] Ju-

den mußten bei uns zurückgedämmt werden“ (II, 530). Der Fall Flierl belegt zum einen, wie virulent der damalige Zeitgeist, insbesondere sein Antisemitismus, wirklich gewesen ist. Er zeigt zum anderen, daß es nicht irgendwelche wenig gebildeten Unterschichten waren, die primär davon erfaßt wurden. Nein, es waren gerade maßgebliche Teile einer belesenen Mittelschicht, für die Flierl paradigmatisch steht, die von antisemitischen Konstrukten wie dem einer jüdischen Weltverschwörung überzeugt waren. Schließlich macht Flierl auch deutlich, daß die Gegner der sogenannten „Deutschen Christen“ nicht automatisch mit einem Heiligenschein versehen werden können. Die Gegnerschaft zu den „Deutschen Christen“ konnte sich aus ganz unterschiedlichen Motiven speisen. Zu diesen gehörten fraglos theologische oder politische Beweggründe. Aber auch traditionsbewußte Anhänger einer föderalistisch-regional gegliederten Kirche lehnten die Struktur einer „Reichskirche“ ab, ohne daß damit zugleich eine grundsätzliche Opposition zum Nationalsozialismus verbunden gewesen sein mußte. Und wie der Fall Flierl nachdrücklich belegt, konnte man Gegner der Deutschen Christen und zugleich bekennender Antisemit sein.

Unbestritten bleibt Flierls Leistung für den Aufbau der evangelisch-lutherischen Kirche in Neuguinea. Dieses Vermächtnis trug die Familie auch persönlich weiter. Während Flierl nach dem Tode seiner Ehefrau nach Deutschland zurückkehrte, wo er Ende September 1947 verstarb, kehrten seine Söhne Wilhelm und Johannes über die Vereinigten Staaten schon 1927 wieder nach Neuguinea zurück. Hier arbeiteten sie am Werk ihres Vaters und im Dienst der Kirche noch bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts. Nach der letzten Volkszählung von 2011 bezeichnen sich 95,6 % der Bevölkerung Papua-Neuguineas als Christen. Die zweitgrößte Gruppe unter ihnen – 1 269 361 Männer und Frauen oder 18,4 % – gehören zur evangelisch-lutherischen Kirche.

Bayreuth, im Februar 2015

Hermann J. Hiery

Vorschläge zur Veröffentlichung in der Reihe werden jederzeit entgegengenommen. Interessenten wenden sich an:

Prof. Dr. Hermann J. Hiery  
Lehrstuhl für Neueste Geschichte  
Universität Bayreuth  
95440 Bayreuth  
email: [Neueste.Geschichte@uni-bayreuth.de](mailto:Neueste.Geschichte@uni-bayreuth.de)

## VORWORT

Das Projekt »Johann Flierl« hat mich seit vielen Jahren begleitet. Der Weg zum fertigen Buch war ein steiniger, und ich möchte an dieser Stelle allen danken, die eine Wegstrecke mitgegangen sind oder den einen oder anderen Stein für mich zur Seite gerollt haben.

Ohne Professor Dr. Volker Depkat (Regensburg) und sein unvergessenes Greifswalder Proseminar über „Lebenswelten von Arbeitern und Bürgern im deutschen Kaiserreich“, das ich im Sommersemester 2001 besuchte, hätte ich mich womöglich nie mit der Autobiographie meines Urgroßvaters befaßt. Herr Depkat war es auch, der mich auf den Gedanken brachte, das Manuskript in ganzer Länge einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Die Publikation wäre nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung meiner Eltern Sibylle und Peter Pilhofer, denen ich besonders für die großzügige private Finanzierung einer Hilfskraft danke. Mein Dank gilt natürlich auch den studentischen Hilfskräften selbst: Julia Schölzky, Eva Schöninger und Simon Sahn.

Herzlich danken möchte ich Dr. Günther Renck (Erlangen), der mir als ehemaliger Neuguinea-Missionar und Sprachwissenschaftler zahlreiche Ausdrücke aus indigenen Sprachen, in erster Linie Kâte und Jabêm, übersetzen und erklären konnte.

Ich danke ganz besonders Philipp Pilhofer, der die T<sub>E</sub>Xnische Seite dieser Publikation betreut und in ungezählten Sitzungen alle Formatprobleme gelöst hat. Er hat die Vorlage für die Register und den Bilderteil entworfen, die Ortspläne für den Druck optimiert sowie den gesamten Text Korrektur gelesen. Auch Dr. Nadine Metzger und Sibylle Pilhofer haben mich beim Korrekturlesen unterstützt. Harald Zühlsdorf hat einen Großteil der Photographien für den Druck bearbeitet.

Professor Dr. Hermann Joseph Hiery (Bayreuth) möchte ich für die Aufnahme der Flierschen Autobiographie in die Reihe der »Quellen und Forschungen zur Südsee« danken. Als hervorragender Kenner der deutschen Südsee hat Herr Hiery die historischen Photographien aus dem Familienarchiv mit mir durchgesehen und auch manchen hilfreichen Hinweis für den Textkommentar beigesteuert. Seine Sekretärin Gabi Krampf hat mich bezüglich der Gestaltungsrichtlinien für diese Reihe beraten.

Ich freue mich, daß die beiden Bände im Harrassowitz Verlag erscheinen, und habe der Verlagsleiterin Dr. Barbara Krauß sowie Andrea Jochem-Johari, Reinhard Friedrich und Jens Fetkenheuer für die zuvorkommende und umsichtige Betreuung der Publikation zu danken.

Besonderen Dank möchte ich den Geldgebern aussprechen, die es durch großzügige Druckkostenzuschüsse ermöglicht haben, daß die vorliegenden Bände reich bebildert und doch zu einem zivilen Ladenpreis erscheinen. Dies sind zunächst die Rechtsnachfolger der beiden Missionen, für die Johann Flierl tätig gewesen und denen er Zeit seines Lebens verbunden geblieben ist: die Neuendettelsauer Mission EineWelt sowie das Mission International Department der Lutheran Church of Australia. Auch das Evangelische Missionswerk in Deutschland hat einen namhaften Druckkostenbeitrag geleistet.

Mein herzlicher Dank gilt schließlich auch folgenden Personen und Institutionen: Dr. Katharina Abermeth (Kiel), Rev. Julian Bayha (Langmeil Thanksgiving Lutheran Church, Tanunda), Sophia Bönisch (München), Dr. Jens Börstinghaus (Erlangen), Jill Evans (South Australia Museum, Adelaide), Erich Flierl (Adelaide), Lieselotte Flierl (Burghaslach), Gernot Fugmann (Neuendettelsau), Professorin Dr. Regina Ganter (Brisbane), Brigitte Hagelauer (Mission EineWelt, Neuendettelsau), Tanja Hammel (Basel), Dr. Philipp Hauenstein (Neuendettelsau), Dr. Claudia Jahnel (Mission Eine Welt, Neuendettelsau), Dieter Klein (Düsseldorf), Lyall Kupke (Lutheran Archives, Adelaide), Professor Dr. Dirk van Laak (Gießen), Heide Lienert-Emmerlich (Norderstedt), Dr. Livia Loosen (Mainz), Rev. Neville Otto (Lutheran Church of Australia, Adelaide), Elisabeth, Jenny und Georg Pilhofer (Hohenstadt), Sabine Pilhofer (Nürnberg), Dr. Gabriele Richter (Rostock), Maja Schuster †, Anni Weber (Fürnried), Peter Weigand (Mission EineWelt, Neuendettelsau) und Professor Dr. Eckhard Wirbelauer (Straßburg). Sie alle haben in der einen oder anderen Weise zum Gelingen dieser Publikation beigetragen. Für Rat und Unterstützung auf den letzten Metern der Wegstrecke danke ich ferner meinen Gießener Kollegen Helge Baumann und Dr. David Kuchenbuch.

Zu nennen ist *last not least* mein Mann Martin Froehlich, der mir die Fertigstellung dieser Edition ermöglichte, indem er seine eigene Arbeitszeit reduzierte und mit unseren Söhnen Johann und Anton Fischkutterfahrten auf der östlichen Adria unternahm, während ich in aller Ruhe vor dem Laptop saß. Martin hat mich auch sonst in jeder Hinsicht unterstützt und ermuntert, wofür ich ihm von Herzen danke, und er hat zuletzt zusammen mit mir die historischen Schauplätze von Buchhof bis Südaustralien bereist. Ihm ist diese Publikation gewidmet.

Marburg, 1. März 2015

Susanne Froehlich

Korrespondenzanschrift:

susanne.froehlich@geschichte.uni-giessen.de

# INHALTSVERZEICHNIS

## Teil 1

<b>Einleitung</b>	XVII
Der »Ruf Gottes«	XX
Die Familie: Luise und die Kinder	XXI
Flierl als Missionar	XXIV
Kolonialismus	XXIX
Nationalsozialismus	XXXIV
Vielerlei Schwestern und Brüder	XL
Editorische Hinweise	XL
<b>Abkürzungsverzeichnis</b>	XLV
<b>Bibliographie</b>	XLVII
Veröffentlichungen von Johann Flierl	XLVII
Nachschlagewerke und Hilfsmittel	XLIX
Forschungsliteratur	LI
<b>Quellennachweis zu den Abbildungen</b>	LV
<b>1 Kindheit, Jugend und Ausbildung (1858–1878)</b>	1
Früheste Kindheit	3
Meine Schulzeit	13
Meine Wartezeit	73
Mein Eintritt ins Missionshaus und dreijähriges Studium in demselben	91

<b>2 Als Missionar in Australien (1878–1886)</b>	141
Meine Ausreise nach Australien im Jahre 1878	143
Bei unseren Glaubensgenossen, den Lutheranern in Süd-Australien	161
Meine Ausreise in den hohen Norden von Süd-Australien zu den Dieri an der Coopers Creek, einem Stamme der Austral-Neger, und meine ersten Arbeiten dort oben	197
Meine erste Reise nach dem Süden, um das Missions-Komitee und auch die Braut zu besuchen	235
Weiterarbeit an der Missions-Station Bethesda, Hausbau und Gegenbesuch des Missions-Komitees in einer Kommission auf dem Arbeitsfelde im hohen Norden von Süd-Australien	271
Die Hochzeitsreise und allerlei Erlebnisse und Arbeiten im neuen Stande selbender, Ende 1882 und folgende Jahre	291
Drei Missionsreisen im hohen Norden von Süd-Australien	317
Religionsreste, Sitten und Unsitten und allerlei Brauchtum bei den Dieri und verwandten Nachbarstämmen im hohen Norden von Süd-Australien – an der Cooper- und Salz-Creek	333
Mein letztes Jahr in Bethesda. Eine kritische Zeit. Vorahnungen hinsichtlich meines eigentlichen Arbeitsfeldes auf Neu Guinea	349
Meine Abberufung von Bethesda und Abordnung für Deutsch Neu Guinea. Vom August bis November 1885	359
Elim-Hopevalley bei Cape Bedford, nahe Cooktown in North-Queensland. Die Unterwegs-Station für Deutsch Neu Guinea	369
<b>Pläne der wichtigsten im Text vorkommenden Orte</b>	381
<b>Photographien und Dokumente 1858–1886</b>	387

## Teil 2

<b>3 Unter der Regierung der Neu-Guinea-Compagnie (1886–1900)</b>	1
Überfahrt nach Neu-Guinea	3
Drei Monate in Finschhafen in einem Freiquartier der Neu-Guinea-Compagnie	5
Unsere erste Station Simbang	9
Meine Reise nach Australien, um meine Frau nachzuholen	19
In Wassers- und Feuersnot	23
Tropische Krankheiten, insonderheit die Malaria	27
Sprach-Studium und Schulanfänge	37
Landwirtschaft unserer Neu-Guinea-Mission	41
Die Verlegung unserer ersten Station vom Strand auf die Höhe	45
Die Gründung der Gesundheitsstation Sattelberg	61
Die Heiltätigkeit in unserer Neuendettelsauer Mission auf Neu Guinea von Anfang an (1886) bis zur Gegenwart	81
Urlaubsreise mit Familie nach Süd-Australien	97
Mission soll Gewissen sein für Kolonialregierung und Ansiedler nach Warneck	121
Die Jahrhundertwende und die Wende unserer Neuendettelsauer Mission von der inneren auch zur äußeren Mission	125
<b>4 Unter der Reichsregierung (1900–1914)</b>	129
Ein verlockender Vorschlag	131
Erstlingstaufe auf Sattelberg und Gründung von Heldsbach und Wareo	137
Großes Erdbeben und Schwere Krankheit	145
Ankauf von Finschhafen	155
Mission – Gewissen der Kolonialregierung	159
Unser großer Urlaub nach drei Erdteilen	161

Auf und Nieder im Hinterland vom Sattelberg	193
Weitere Ausdehnung des Werkes der Küste entlang	199
Unser Missionsschiff Bavaria	203
Ausbruch des Weltkrieges	209
<b>5 Unter der australischen Militärverwaltung (1914–1920)</b>	217
Einnahme von Rabaul	219
Flucht des Stationsvorstehers von Morobe	221
Unser Besuch bei unseren Gefangenen auf Ongga und ihr Abtransport nach Australien	227
Eine Hochzeit zu Heldsbach mitten im Weltkrieg	231
Captain Ogilvy in Madang besucht Finschhafen	235
Der Dampfer Sumatra wird durch den Kreuzer Wolf weggenommen	239
Eine denkwürdige Bavariafahrt durch den Golf nach Morobe	241
Über Anwerbung und Arbeiterhandel	243
Ausbau und Ausbreitung des Werkes nach innen und außen im Krieg	249
Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges. Schwere Krisis für unsere Mission	259
<b>6 Unter der australischen Mandatsregierung (1920–1930)</b>	265
Pastor Theile kommt mit Hilfe der Neuen Welt aufs Feld	267
Die erste Schwalbe auf unserm Feld	271
Verselbständigung der Kokospalmenpflanzung in Heldsbach durch Bruder Döbler	275
Allerlei Krankheitsnot in unserer Familie in Heldsbach	279
Unser letzter Urlaub in Australien	283
Pastor Kraushaar in Neu Guinea (1926)	305
Die einmalige gemischte Konferenz in Rabaul, die Ankunft der Söhne und der große Prozeß	311
Die Feier meines Siebzigsten Geburtstages und im Anschluß die Reise mit Dora ins große Tal über die Wasserscheide von Markham und Ramu	323

Das Land offen für Reichsdeutsche und auch die Vertreter der heimischen Mutter-Gesellschaften	343
Meine letzte Haupt-Konferenz auf Sattelberg. Die Missions-Konferenz in Brisbane. Ein unhaltbarer Kompromiß	347
Eine gute Lösung auf der Konferenz zu Columbus (Ohio), Amerika: Neuendettelsau erhält sein ganzes Gebiet allein, Barmen giebt Madang an die Lutherische Kirche von Amerika ab	353
Die Missionsmethode in unserer Neuendettelsauer Mission und Einiges von den Kämpfen darüber	357
<b>7 Mein tätiger Ruhestand in Süd-Australien (1930–1937)</b>	371
Abschied von Neu Guinea und Reisezurüstung	373
Abreise von Neu Guinea und Ankunft in Australien	377
Der Bau des Neuguinea-Hauses in Tanunda	385
Meine Tätigkeit im Neuguinea-Haus als Ruheständler	389
Gäste im Neuguinea-Haus	397
Das Neuguinea-Haus wurde das Sterbehaus der lieben Mutter	401
Wie ich im Neuguinea-Haus Freund und Mitarbeiter des Führers der Deutschen Nation wurde	409
<b>8 Im Vaterlande (1937–1941)</b>	429
Wie es zu dem Entschluß kam, ins Vaterland heimzukehren	431
Die Zurüstungen zur Heimreise und der Abschied von Australien	435
Die Heimfahrt auf dem Dampfer Mosel ums Kap der guten Hoffnung	443
Die Heiden-Missions-Anstalt Neuendettelsau vor dreißig Jahren und Jetzt	453
Unsere große Rundreise durchs Vaterland	463
Meine Vortragstätigkeit im Vaterlande am Lebensabend	483
Die Feier meines Achtzigsten in Gegenwart aller Kinder und Kindeskin-der	499
Allerlei ernste Beobachtungen und Gedanken eines Christlichen Aus-landdeutschen im Ausland und im Vaterlande	503

Schluß	519
<b>Indices</b>	533
Personenverzeichnis	535
Geographisches Verzeichnis	551
Sachverzeichnis	559
Verzeichnis der zitierten Bibelstellen	567
<b>Photographien und Dokumente 1886–1947</b>	571

## EINLEITUNG

In einer Zeit, die gemeinhin mit Schlagwörtern wie »Säkularisierung«, »Industrialisierung« und »Urbanisierung« charakterisiert wird, entschied sich ein Bauernjunge aus der Oberpfalz, das – wie er selber später sagen sollte – »bürgerliche« Leben aufzugeben, um Missionar zu werden.

Johann Flierl kam am 16. April 1858 als jüngstes von sieben Geschwistern in der Oberpfalz zur Welt. Er wuchs in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Seine Eltern Kunigunde, geborene Danhauser (1812–1879), und Konrad Flierl (1814–1890) betrieben als Kleinbauern eine Landwirtschaft in Buchhof bei Fürnried.

Schon als Kind verspürte Johann Flierl den Wunsch, später Missionar zu werden und Menschen in fernen Ländern das Evangelium zu bringen. Im Alter von 13 Jahren schrieb er nach Neuendettelsau und bat um Aufnahme in die Missionsanstalt, wurde jedoch beschieden, daß dies erst mit 17 Jahren möglich sei. So trat er nach vier Jahren Wartezeit ins Neuendettelsauer Missionsseminar ein, wo zu diesem Zeitpunkt allerdings keine Heidenmissionare<sup>1</sup> ausgebildet wurden, sondern Pfarrer für Auswanderergemeinden in Nordamerika und Australien. Doch als Flierl die Hälfte seiner Studienzzeit hinter sich hatte, bat die lutherische Synode in Südastralien um einen Missionar für die Bevölkerung im Landesinneren. Da sich außer Flierl niemand für die Stelle meldete, fiel sie an ihn.

So konnte er 1878 tatsächlich als Missionar nach Südastralien ausreisen, wo er sieben Jahre lang unter Ureinwohnern der Inlandswüste, den Dieri, wirkte; eine Zeit, die Flierl später als seine »Lehrjahre« bezeichnen sollte. Doch in Australien fand er nicht, was er sich unter Heidenmission vorgestellt hatte. Viele Einheimische waren bereits in Reservate verdrängt, und die Arbeit unter den übrigen, nur in vereinzelt Gruppen durch die Wüste ziehenden Aborigines erwies sich als schwierig. Ein Gemeindeleben im europäischen Sinn kam nicht zustande. Flierl träumte von unberührten Ethnien, die von den Europäern als erstes das beste kennenlernen sollten, was ihre Kultur zu bieten hatte – das Evangelium. Als er in der Zeitung von der Gründung einer deutschen Kolonie in Neuguinea las, setzte er daher alles ins Werk, dorthin zu gehen. Er reiste in den Norden Australiens und wartete nahe Cooktown, dem Abfahrtshafen der Schiffe nach Neuguinea, auf die Erlaubnis zur Einreise. In dieser Zeit gründete er dort die Missionsstation Elim.

Gerade eineinhalb Jahre nachdem zum Zeichen der Annexion die deutsche Flagge in Neuguinea gehißt worden war, reiste der junge Mann dann 1886 als erster protestantischer Missionar ins damalige Kaiser-Wilhelms-Land ein. Zwei Jahre später folgte

1 Zu »Heide« als Fachterminus siehe unten, S. XXVIIIf.

ihm seine Frau Luise nach, eine deutschstämmige Pfarrerstochter, die er in Südastralien kennengelernt hatte.

Im Gebiet des damaligen Regierungssitzes Finschhafen begründete Johann Flierl die Mission unter den Kâte und Jabêm<sup>2</sup>. Persönlich gründete er die Missionsstationen Simbang (1886), Sattelberg (1892) und Heldsbach (1904), auf denen er jeweils mit seiner Familie lebte. Nach 44 Jahren im Land trat Flierl im Alter von 72 Jahren seinen Ruhestand an. 30 000 protestantische Christen gab es zu dieser Zeit im Gebiet der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea.

Hapag Lloyd hatte ihm anlässlich seines Ruhestands mit der ganzen Familie eine Freipassage nach Europa geschenkt, aber Flierl entschied sich, nach Südastralien, in die Heimat seiner Frau, zu gehen, da sie ihm ihrerseits ihr Leben lang an jede seiner entlegenen Wirkungsstätten gefolgt war. Er kehrte erst 1937, nach ihrem Tod, nach Deutschland zurück, wo er in Neuendettelsau zunächst zusammen mit seiner Tochter Dora und dann im Haus der Familie seiner Schwiegertochter Hanna lebte. Er starb am 30. September 1947 im Alter von 89 Jahren.<sup>3</sup>

Johann Flierl hinterließ seinen Nachkommen eine umfangreiche Autobiographie. Jeder Familienzweig erhielt ein maschinenschriftliches Manuskript unter dem Titel „Jugenderinnerungen eines alten Mannes oder Wie man ein Pionier-Missionar werden kann und was man als solcher sein und tun muß“. Dieses Dokument war von seinem Verfasser nur für den familiären Kreis bestimmt. Es wird hier erstmals ungekürzt veröffentlicht.<sup>4</sup>

In der Zeit, als Flierl seine Erinnerungen zu Papier brachte, vom Herbst 1940 bis zum Juli 1941, lebte er im Ruhestand in Neuendettelsau. Zwei seiner erwachsenen Kinder, viele Freunde und Kollegen waren jedoch in Neuguinea geblieben. Die Männer waren zu diesem Zeitpunkt fast alle in Australien interniert und die Frauen und

2 Anders als die Bezeichnungen »Kâte« und »Jabêm« nahelegen, handelte es sich hier ursprünglich nicht um sprachlich einheitliche Bevölkerungsgruppen. Die Neuendettelsauer Missionare bauten aber systematisch zwei einheimische Ortssprachen als Missionsprachen aus, das Kâte bei der papuanischen Inlandsbevölkerung und das Jabêm unter den melanesischen Küsten- und Inselbewohnern. Die Bezeichnungen wurden in der Folgezeit als Sammelbegriff für die Menschen gebraucht, die die jeweilige Sprache gelernt hatten.

3 Zur Biographie siehe neben den zahlreichen eigenen Schriften Flierls, die in der Auswahlbibliographie aufgeführt werden, vor allem Georg Pilhofer: Johann Flierl, der Bahnbrecher des Evangeliums unter den Papua, Neuendettelsau <sup>4</sup>1968, und die Beiträge von Traugott Farnbacher und Gernot Fugmann in dem von ihnen herausgegebenen Band: Johann Flierl (1858 bis 1947). Ein Leben für die Mission, Mission für das Leben, Neuendettelsau 2008.

4 Die vor 15 Jahren erschienene Ausgabe: My Life and God's Mission. An Autobiography by Senior Johann Flierl, Pioneer Missionary and Field Inspector in New Guinea, übersetzt von Erich Flierl, Adelaide 1999, bietet auf 256 Seiten ausgewählte Abschnitte in englischer Übersetzung. Die dort publizierten Auszüge betreffen fast ausschließlich Johann Flierls missionarische Tätigkeit; auf den Abdruck seiner Kommentare zur Politik, persönlicher Erinnerungen und dergleichen wurde bewußt verzichtet.

Kinder auf den Missionsstationen alleine zurückgelassen. Erst Ende 1941 sollten sie in größter Eile von den Australiern evakuiert werden, ehe die Japaner in Neuguinea einmarschierten.

Zu seiner Schreibmotivation und -absicht in diesen schwierigen und unruhigen Zeiten äußert Flierl sich im Schlußwort: „Ich wurde zur Niederschrift meiner Lebenserinnerungen durch Mahnungen meiner Kinder bewogen. Besonders die Dora hat mir immer wieder gesagt, wenn ich mal etwas Spaßiges aus meinem Leben erzählte, das sollte ich doch niederschreiben. So ließ ich mich schließlich bewegen. Doch nicht allein das Spaßige wollte ich meinen Kindern erzählen aus meinem Leben, sondern auch das Ernste. Ernstes und Heiteres, kunterbunt wie das Leben selber ist, Schnitzel und Spähne, was man alles erlebt hat, wenn man durch verschiedene Lande gekommen ist und mit allerlei Leuten hatte umzugehen mit Weißen und Braunen auf beiden Seiten des Erdballs.“<sup>5</sup>

Tatsächlich ist die ungeheure Vielschichtigkeit einer der markantesten Züge des Textes. Flierl schlägt einen Bogen vom Königreich Bayern bis ins Dritte Reich, von der Oberpfalz über Australien bis nach Neuguinea. Der Leser stößt auf ein Sammelsurium nicht allein von Ernstem und Heiterem; es finden sich beschreibende, erzählende und kommentierende Abschnitte, sprach- und religionswissenschaftliche Überlegungen, Beschreibungen von Personen, Orten und Sitten. Stark von der Retrospektive geprägte Passagen werden holprigen selbstverfaßten Versen gegenübergestellt, die unmittelbar Flierls Fühlen und Denken in einer längst vergangenen Situation widerspiegeln. Immer wieder fließt auch das tagespolitische Geschehen der Jahre 1940 und 1941 in die Erinnerungen ein: die Umsiedlung der „Bessarabischen Volksdeutschen“ etwa, der Beginn des Krieges mit Rußland, die „Operationen an der Ostfront“.<sup>6</sup> Flierl zitiert Briefe, Bibelstellen, Lebensweisheiten, Witze, volkstümliche Märchen, Geschichten, Gedichte und Lieder. So enthalten seine Erinnerungen tatsächlich „Schnitzel und Spähne“ der unterschiedlichsten Perspektiven und Lebensbereiche.

Was dem Text bei aller Buntheit und trotz vieler Brüche ein einheitliches Gefüge gibt, ist Flierls Interpretation des eigenen Lebens: In allem, was ihm begegnet, erkennt er göttliche Führung und Fügung. Dem Leser bietet sich eine dezidiert christliche Sichtweise auf die Zeitverhältnisse; eine Sichtweise, die nicht auf den Autor beschränkt ist, sondern von einem umfassenden Netzwerk (meist lutherischer) Christen und Missionsfreunde weltweit geteilt wird.

5 II 520. Ich verweise mit den römischen Zahlen auf Teil 1 und Teil 2 der vorliegenden Publikation, die arabischen Zahlen bezeichnen die Seiten.

6 I 131–133, II 423f., 530 und öfter.

## *Der »Ruf Gottes«*

In seiner Autobiographie gibt Johann Flierl seinen Kindern und Enkeln das Vorbild eines Glaubens, der durch die größten und einschneidendsten Veränderungen der äußeren Lebenssituation hindurch bestehen bleibt, dem ein ganzes Leben gewidmet ist. Flierl erscheint als ein Mensch, der sich bei allem, was er tut und läßt, von seinem Gott geführt und geborgen weiß. Besonders wichtig ist ihm der Gedanke, daß Gott die Welt und damit auch ihn ganz persönlich erlöst hat. Das spiegelt sich vor allem in den häufig eingestreuten selbstgeschmiedeten Versen: Aus diesen erfährt der Leser näheres darüber, was den 16jährigen, 20jährigen, 40jährigen Flierl bewegte.

Von Kindesbeinen an zum Glauben erzogen, hat er offenbar in den Jahren um seine Konfirmation herum nach heftigem Ringen zu einer Heilsgewißheit gefunden, die ihn sein Leben lang nicht verlassen sollte. Ja, der über 80jährige Verfasser der Lebenserinnerungen scheint sich nicht mehr an diese durch Zweifel geprägte Zeit in seinem Leben zu entsinnen. Er thematisiert sie jedenfalls nie, und nur zwischen den Zeilen werden Anklänge daran sichtbar. So kommt nur in den allerersten eigenen Verszeilen, die er uns überliefert, noch etwas von seiner Verzweiflung über die eigene Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit zum Ausdruck – einer Verzweiflung freilich, die der junge Flierl zu diesem Zeitpunkt mit Gottes Hilfe schon hinter sich gelassen hat.<sup>7</sup> Von nun an aber wird sein Dasein von Zuversicht geprägt sein. Sein Leben und Wirken begreift Flierl als einen Dienst an Gott. Er bemüht sich, stets das zu tun, was er als Gottes Willen zu erkennen glaubt. Hat er einmal ein Ziel vor Augen, so läßt sich Flierl durch keine Widrigkeit davon abbringen. Seine Berufswahl ist das beste Beispiel dafür.

Der Wunsch, Heidenmissionar zu werden, war in Flierl im Alter von acht oder neun Jahren erwacht. In der Dorfschule wurde das bunte Calwer Kindermissionsblatt an die älteren Schüler verteilt. Flierl, schon als Kind ein leidenschaftlicher Leser und immer auf der Suche nach neuer Lektüre, erhielt auf sein Bitten hin ebenfalls einige Hefte.<sup>8</sup> Der Eindruck, den sie hinterließen, läßt sich noch in den Worten des über 80jährigen spüren: „[...] mit welcher Wonne verschlang ich den Inhalt dieser Hefte, die von braunen, gelben, schwarzen und roten heidnischen Menschenkindern erzähl-

7 Siehe etwa I 89, 156. Als er ein Jahr nach seiner Ausreise in Australien vom Tod seiner Mutter erfährt, denkt Flierl noch einmal in eigenen Versen voll Reue an die Verirrungen seiner Jugend zurück (I 5f., 213–216).

8 Das illustrierte „Missionsblatt für Kinder“ brachte erbauliche Geschichten aus verschiedenen Missionsgebieten. Viele Protagonisten waren Kinder. Im Jahrgang 24 von 1865, den Flierl als Kind gelesen haben könnte, war auch eine Geschichte über Missionare in der Südsee enthalten: „Ihr wisset, daß die Bewohner vieler Südsee-Inseln früher Kannibalen waren ...“ (S. 109).

ten in Australien und Afrika, Asien und Amerika, denen Missionare als Boten Gottes die frohe Botschaft des Evangeliums brachten.“<sup>9</sup>

Es bedarf keiner großen Vorstellungskraft, diese Begeisterung nachzuvollziehen, hatte Flierl doch bisher kaum anderen Lesestoff als die ABC-Übungen in der Schule und die Bibel im Elternhaus gehabt. So verwundert es nicht, wie sehr das Kind, das bislang keine exotischeren Menschen als zwei „leibhaftige feindliche Preußen“<sup>10</sup> aus dem fernen Mecklenburg gesehen hatte, von der Beschreibung unbekannter Welten fasziniert war. Zudem war die Ausbildung zum Missionar für den Bauernsohn aus bescheidensten Verhältnissen die einzige Möglichkeit, über die Volksschulzeit hinaus lernen und studieren zu können. Das elterliche Anwesen würde später der ältere Bruder Ulrich übernehmen – Realteilung wurde in der Oberpfalz nicht praktiziert –, und so hätte sich der jüngere Sohn als Landarbeiter oder Handwerker durchschlagen müssen. Ausschlaggebend für seinen Wunsch, Missionar zu werden, war aber wohl schon damals Flierls tiefe Verwurzelung im christlichen Glauben, den weiterzuvermitteln ihm als bedeutende und erfüllende Aufgabe erschien. So entfachten die Missionshefte in seinem Herzen „Verlangen und Sehnsucht, Heidenmissionar zu werden“<sup>11</sup>.

Die Festigkeit seines Willens scheint freilich im Nachhinein etwas verklärt dargestellt. Es ist schwer vorstellbar, daß Flierl seinen Traum niemals hinterfragt oder nicht doch einmal nach Alternativen gesucht haben soll. Unsicherheiten, Ängste und Zweifel, auch der Kummer, die geliebte Familie, die Nachbarn und Freunde verlassen zu müssen, werden zugunsten einer zwangsläufigen Darstellung vollkommen ausgeblendet: Im Rückblick interpretiert Flierl das Schlüsselerlebnis mit dem Calwer Kindermissionsblatt als einen »Ruf Gottes«. Sein Leben als Missionar war für ihn nicht nur Beruf, sondern vor allem Berufung.

### *Die Familie: Luise und die Kinder*

Luise Flierl, geboren am 20. Mai 1861 in Tanunda (Südaustralien), war die älteste Tochter deutscher Kolonistenkinder, des Pfarrers Johann Christian Auricht und seiner Frau Maria Elisabeth. Im Alter von siebzehn Jahren verlobte sie sich mit dem jungen Missionar Flierl und heiratete ihn fünf Jahre später, im Jahr 1882. Vier gemeinsame Kinder würde sie aufziehen, den Haushalt führen, wie es für eine Missionarsfrau zu dieser Zeit üblich war, kochen, backen, Bier brauen, putzen, Kleidung für die vielköpfige Familie nähen, Wäsche machen, Gäste beherbergen und ledige Missionare an ihrer Mittagstafel mitverpflegen, sie würde melken, Hühner und Kleinvieh ziehen,

9 I 19.

10 I 39.

11 I 19.

den Garten besorgen, Kranke pflegen, Nähkurse erteilen und bei Gottesdiensten das Harmonium spielen.<sup>12</sup>

Johann Flierl liebte seine Frau zärtlich und innig, wie in seiner Autobiographie immer wieder deutlich wird. Doch bei aller Liebe verlangte er ihr von Anfang an große Opfer ab, die ihm selbstverständlich erschienen. Luise folgte ihm als junge Braut auf die entlegene Missionsstation in der Wüste. Viele Monate harnte sie dort ohne ihn aus, wenn Flierl auf Missionsreisen unterwegs war. Ohne seine Frau auch nur zu Rate zu ziehen, beschloß er nach wenigen Jahren, Australien, Luises Heimatland, zu verlassen und in die noch völlig unerforschte Tropenkolonie Neuguinea zu gehen. Sofort leitete er dies in die Wege, und erst, als die entsprechenden Schreiben unterwegs waren, machte er seiner Frau Mitteilung von seinen Plänen. Flierl reiste alleine voraus, um die Verhältnisse zu ordnen. So waren die Eheleute zwei Jahre lang getrennt, bis Luise ihm folgen konnte.

Acht Jahre blieb die Ehe kinderlos, und als in Neuguinea 1890 endlich die erste Tochter Dorothea (Dora) zur Welt kam, war das Kind in dem tropischen Klima schwächlich und krank. Die Mutter bekam eine Brustentzündung und konnte nicht stillen, sie fütterte den Säugling, wie in Europa zu dieser Zeit üblich, zunächst mit verdünnter Kuhmilch, ohne zu wissen, daß die Milch der Weiderinder in Neuguinea ohnedies sehr wässrig war, so daß das Kind zu wenig Nahrung erhielt. Auch die Moskitos setzten ihm zu. Häufig mußte die junge Mutter improvisieren: Nachdem beide Saugflaschen zerbrochen waren, wurde Dora mittels einer Worcester-Saucen-Flasche gefüttert. Als Wiege diente ein ungarisches Mehlfaß und später eine große Tamimulde<sup>13</sup>, die zwischen den Betten der Eltern installiert wurde.

Als Luise Flierl ihren Mann bat, mit Rücksicht auf Doras Gesundheit doch wieder nach Australien zu gehen, erklärte er ihr, daß es allenfalls denkbar sei, den Wohnsitz in die Berge zu verlegen. Doch auch das war nicht von heute auf morgen möglich, und so lernte das kränkliche, zurückgebliebene Kind erst im Alter von drei Jahren laufen, zusammen mit dem jüngeren Bruder Wilhelm, der 1892 geboren wurde. 1894 folgte die Geburt von Elisabeth (Elise), und 1895 kam Johannes (Hans) zur Welt. Anders als

12 Zur Biographie Luise Flierls siehe demnächst Susanne Froehlich: Unwritten history. Louise Flierl's everyday life on mission stations in Australia and New Guinea, in: Regina Ganter und Patricia Grimshaw [Hg.]: Women on Missions, *Journal of Australian Studies* 7 (2015). Die Rolle und Bedeutung der Missionarsfrauen ist noch wenig erforscht, vgl. Andreas Eckl: Grundzüge einer feministischen Missionsgeschichtsschreibung. Missionarsgattinnen, Diakonissen und Missionsschwestern in der deutschen kolonialen Frauenmission, in: Marianne Bechhaus-Gerst und Mechthild Leutner [Hg.]: Frauen in den deutschen Kolonien (Schlaglichter der Kolonialgeschichte 10), Berlin 2009, S. 132–145. Einschlägig sind die neuen Veröffentlichungen von Tanja Hammel: Lebenswelt und Identität in Selbstzeugnissen protestantischer Missionsfrauen in Britisch- und Deutsch-Neuguinea, 1884–1914, Hamburg 2012, und, soeben erschienen, Livia Loosen: Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs. Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, 1884–1919, Bielefeld 2014.

13 Ein bootförmiges Holzgefäß von den Tami-Inseln, das eigentlich als Speiseschale verwendet wurde.

die Kinder der Enkelgeneration, welche im Alter von zehn Jahren auf großen Überseedampfern nach Europa geschickt wurden, um das Internat in Neuendettelsau zu besuchen, durften Flierls Kinder bei ihren Eltern in Neuguinea aufwachsen.

Im Ruhestand konnte Luise Flierl 1930 mit ihrem Mann nach Südastralien in ihren Heimatort Tanunda zurückkehren. Dort starb sie am 5. Oktober 1934, ihrem 52. Hochzeitstag, im Neuguineahaus, dem Altersruhesitz der Eheleute.

Alle vier Kinder folgten dem Beispiel der Eltern und arbeiteten für die Mission. Dora Flierl besuchte von 1906 bis 1909 das kirchliche Immanuel College in Point Pass in Südastralien. Anschließend gründete sie in Heldsbach eine Mädchenschule, die sie vierzehn Jahre lang leitete. 1924 bis 1926 nutzte sie einen weiteren Australienaufenthalt zu einer pflegerischen Ausbildung in verschiedenen Krankenhäusern. Sie blieb unverheiratet und arbeitete als Krankenschwester und Hebamme für die Mission in Neuguinea. Als Pflegerin ihrer Eltern begleitete sie diese 1930 in den Ruhestand nach Australien und später den Vater nach Neuendettelsau. Dort starb sie 1943.

Wilhelm Flierl begann 1909 in Neuendettelsau die Missionsausbildung und absolvierte anschließend ein sprachwissenschaftliches Studium am Kolonialinstitut in Hamburg. 1914 kehrte er als Missionar in sein Geburtsland Neuguinea zurück. Wenig später wurde er in Australien für vier Jahre interniert, weil man ihm vorwarf, flüchtige deutsche Beamte unterstützt zu haben.<sup>14</sup> Nach Kriegsende durfte er zunächst nicht wieder in Neuguinea einreisen und ging als Pfarrer in die USA. 1923 heiratete er Maria Koch, mit der er zwei Kinder bekam, Annemarie und Erich. Nach der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund im Jahr 1926 konnte Wilhelm Flierl 1927 mit seiner Familie nach Neuguinea zurückkehren, wo er als Nachfolger seines Vaters 1937 Feldleiter der Mission wurde. Im Zweiten Weltkrieg wurde er für sechs Jahre erneut in Australien interniert, so wie die meisten Neuendettelsauer Missionare. Er arbeitete nach dem Krieg noch einmal von 1947 bis 1962 in Neuguinea. Seinen Lebensabend verbrachte er in Neuendettelsau, wo er 1966 starb.

Elise Flierl besuchte von 1907 bis 1910 wie ihre Schwester das College in Point Pass. 1915 heiratete sie den Missionar Georg Pilhofer<sup>15</sup> und lebte von da an als Mis-

14 Siehe dazu Hermann Joseph Hiery: *The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I*, Honolulu 1995, S. 280, Anm. 128.

15 Georg Pilhofer (1881–1973) kam im oberpfälzischen Altmannshof zur Welt, wo er als Knecht und Müller arbeitete. Nach seiner Ausbildung zum Missionar in Neuendettelsau in den Jahren 1900 bis 1905 wurde er nach Neuguinea abgeordnet. Er baute dort das Schulsystem der Mission auf und bildete indigene Lehrer und Missionare aus. Pilhofer war an mehreren Forschungs Expeditionen ins Inland beteiligt. Zusammen mit sprachkundigen Einheimischen erarbeitete er die Grammatik der Kâte-Sprache und eine Übersetzung des Neuen Testaments. 1939 wurde er mit den anderen Neuguinea-Missionaren in Tatura in Australien interniert und kehrte erst 1947 zu seiner Familie nach Deutschland zurück, wo er am Neuendettelsauer Missionsseminar unterrichtete und eine Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea verfaßte. 1951 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Erlangen. Siehe zu seiner Person Wilhelm Fugmann: *Georg Pilhofer. Der Missionar*, Treuchtlingen/Berlin 2005.

sionarsfrau mit ihm in Heldsbach in Neuguinea. Sie bekam zwei Kinder, Ottmar und Agnes. Da sie wegen einer Chininunverträglichkeit stark unter Malaria litt, reiste sie 1937 zunächst ohne ihren Mann nach Deutschland aus, wo ihre Kinder Internate besucht hatten und nun seit Jahren lebten. Elise Pilhofer starb 1958 in Neuendettelsau.

Hans Flierl schließlich trat 1914 in das Neuendettelsauer Missionsseminar ein. 1915 wurde er als Soldat eingezogen und konnte seine Ausbildung erst nach Kriegsende fortsetzen. Da er als Deutscher zunächst keine Einreisegenehmigung für Neuguinea erhielt, ging er 1922 als Pfarrer in die USA. Dort heiratete er Hanna Schmidt, mit der er vier Kinder hatte, Siegfried, Helmut, Elfriede und Gertraud. Hans Flierl kehrte 1927 als Missionar in sein Geburtsland zurück. Nach einem Erholungsurlaub im Jahr 1939 blieb er kriegsbedingt als Pfarrer in Deutschland und konnte erst in den Jahren 1951 bis 1958 und 1959 bis 1966 wieder in Neuguinea arbeiten. Er starb 1981.

### *Flierl als Missionar*

Als Pioniermissionar nahmen Johann Flierl zuerst und vor allem äußere Arbeiten in Anspruch: Er suchte nach geeigneten Plätzen zur Anlage von Missionsstationen, baute Häuser, Brunnen, Kirchen und Krankenhäuser, transportierte Güter durch unwegsames Gelände, bahnte Wege, ebnete Kulturland, pflügte Felder, legte Gärten an und pflanzte Kokospalmen. Er war unablässig auf Reisen, legte schon in Australien viele hundert Kilometer durch die Wüste zurück, mal zu Fuß, mal mit dem Pferd, und wanderte in Neuguinea große Strecken die Küste entlang und ins Gebirge. Der unternehmungslustige, praktisch begabte und dabei ausgesprochen genügsame Mann – seine Leibspeise, so erfährt der Leser, war „Wassersuppe, Buttermilch und Kartoffel“<sup>16</sup> – war für eine solche Pioniertätigkeit wie geschaffen. Dabei lag er in der Anfangszeit in Neuguinea wie die meisten Europäer alle drei Wochen mit schweren Anfällen von Malaria darnieder, später zwei Jahre lang alle sechs bis acht Wochen mit Schwarzwasserfieber, und litt außerdem über Jahre an Furunkulose. Aus dieser Erfahrung heraus achtete Flierl bei der Planung aller zukünftiger Stationen darauf, möglichst fieberfreie Orte auszuwählen. Diese Umsicht sollte sich auszahlen: Anders als die Rheinische Mission, die in den ersten Jahren die Hälfte des nach Neuguinea ausgesandten Personals verlor, hatten die Neuendettelsauer kaum Todesfälle zu beklagen.

Neben der Pioniertätigkeit sah Flierl seine zweite Hauptaufgabe in der Vertretung der Mission nach außen. Er führte als Feldleiter den Schriftwechsel mit der Heimatleitung in Neuendettelsau und mit den jeweiligen Regierungsbehörden. Unermüdlich knüpfte er ein weltweites Netz von Freunden und Förderern, das sich besonders in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bewähren sollte, als die deutschen Missionare nur

durch die Vermittlung und Fürsprache ihrer Unterstützer in Australien und den USA die Genehmigung erwirken konnten, in Neuguinea zu bleiben. Durch Flierls persönliche Beziehungen – 1909 war er auch in die USA gereist – entstand so eine einmalige internationale Kooperation.<sup>17</sup>

In der Ausbildung hatte Flierl die Schriften des lutherischen Missionstheologen Gustav Warneck gelesen, dessen „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ er von Anfang an abonnierte.<sup>18</sup> Vor allem aber wurde sein theologisches Selbstverständnis von Wilhelm Löhe geprägt, mit dessen Werk er im Seminar in Neuendettelsau bekannt wurde (ohne ihn freilich noch persönlich kennenzulernen).<sup>19</sup> Eine in der lutherischen Position begründete Toleranz gegenüber einheimischen Sitten und die Beschränkung der missionarischen Mittel auf Wort und Sakrament wurden zu Eckpunkten von Flierls theologischem Selbstverständnis.<sup>20</sup>

Dabei war sein ganzes Vorgehen eher von praktischem Verstand geleitet als von feinsinnigen Theorien.<sup>21</sup> Flierl war davon überzeugt, daß die Mission die Nähe zu den Menschen in ihren Dörfern suchen, sich ihrer Sprache, Kultur und Lebensweise annähern müsse. So erlernte er im Lauf der Jahre mühsam vier indigene Sprachen: Dieri, Koko Yimidir, Jabêm und Kâte. In Australien hatte er den Nutzen von Missionsschulen kennengelernt, und daher ging er auch in Neuguinea als allererstes daran, gemeinsam mit Missionar Karl Tremel<sup>22</sup> neben einem provisorischen Wohnhaus auch einen Schulsaal zu errichten, um möglichst bald die lernbegierige Jugend für das Evangelium zu gewinnen.

17 Diese Zusammenarbeit ist bis heute singulär. Siehe den Beitrag von Gernot Fugmann in Traugott Farnbacher und Gernot Fugmann [Hg.]: Johann Flierl (1858 bis 1947). Ein Leben für die Mission, Mission für das Leben, Neuendettelsau 2008, S. 11–24, hier 24.

18 Der evangelische Theologe Gustav Warneck (1834–1910) gilt als Begründer der Missionswissenschaft. Die seit 1874 von ihm herausgegebene „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ war der Mittelpunkt seines Lebenswerks.

19 Wilhelm Löhe (1808–1872), ein aus Fürth stammender Pfarrer, setzte sich für die Innere Mission unter den ausgewanderten Lutheranern in Nordamerika ein. Er war der Gründer des Diakonissenhauses und der Missionsanstalt in Neuendettelsau, an der Flierl ausgebildet wurde.

20 Philipp Hauenstein: Johann Flierl als Vermittler der Begegnung zwischen Kultur und Evangelium, in: Friedemann Walldorf, Lothar Käser, Bernd Brandl [Hg.]: Mission und Reflexion im Kontext. Perspektiven evangelischer Missionswissenschaft im 21. Jahrhundert. Festschrift für Klaus W. Müller (edition afem, mission academics 31), Nürnberg 2010, S. 176–189, hier S. 185f. Ich zitiere ihn im folgenden als Hauenstein: *Johann Flierl*.

21 Dies wird auch damit zusammenhängen, daß seine Ausbildung in Neuendettelsau – ohnedies mit einem theologischen Hochschulstudium nicht zu vergleichen – keine missionstheoretische Ausrichtung hatte, da die Inhalte für zukünftige Pfarrer ausgelegt waren.

22 Der aus Wittelshofen in Mittelfranken stammende Karl Tremel (1857–1900) war gelernter Schneider. Nach der Ausbildung in Neuendettelsau wurde er 1886 nach Neuguinea ausgesandt, um Flierl bei der Gründung der Mission zu unterstützen. Aus gesundheitlichen Gründen mußte Tremel 1894 nach Australien gehen, wo er nach langer Krankheit an der Malaria starb.

Dieses Ansinnen erscheint sehr optimistisch, wenn man bedenkt, daß die Missionare die einheimische Sprache noch nicht annähernd beherrschten, sondern sich auf eine Liste von 100 Jabémwörtern stützten, von denen nur ein Drittel richtig war. „Es unterliegt keinem Zweifel“, urteilt Georg Pilhofer als Chronist der Neuendettelsauer Mission in der Rückschau, „daß die Missionare sich viel zu früh an die schwierigsten sprachlichen Aufgaben wagten. Ihre Übersetzungen [biblischer Texte] waren zum Teil schwer verständlich, zum Teil mißverständlich und zum Teil unverständlich. Und das gleiche Urteil dürfte wohl auch von den Predigten der ersten Jahre gelten.“<sup>23</sup> Flierl aber vertrat zeitlebens die Position, daß auch bei ungenügenden Kenntnissen der fremden Sprache und Kultur das Evangelium in gewisser Weise für sich selbst sprechen und die Herzen der Menschen berühren konnte.

Jedoch erst nach zwei Jahren fanden sich erste Schüler, die bereit waren, den Unterricht regelmäßig zu besuchen. Da sie aus weiter entfernten Dörfern kamen, wurde 1890 eine Kostschule eingerichtet, bei der die Schüler – ähnlich wie bei der Arbeit auf einer Plantage – eine Bezahlung erhielten und sich im Gegenzug dazu verpflichteten, in den Gärten und an den Gebäuden zu arbeiten, aber eben auch den Unterricht und den Gottesdienst zu besuchen.<sup>24</sup>

Dreizehn Jahre sollte es dauern, bis 1899 die ersten beiden indigenen Männer, zwei ehemalige Missionsschüler, in Simbang getauft werden konnten, und erst zwei Jahrzehnte nach den mühsamen Anfängen gewann die Missionierung an Dynamik. Flierl hatte früh die Ansicht vertreten, daß es ordinierte einheimische Pfarrer geben müßte, die sogenannten Gehilfen. Mittelfristig sollte die junge Kirche in Neuguinea sich selbst tragen und von europäischer Einflußnahme völlig unabhängig werden. Die indigene Bevölkerung selbst sollte die Mission vorantreiben. So entstand mit der Zeit ein weitreichendes Netz von Gehilfenstationen, auf denen einheimische Geistliche selbständig die Missions- und Gemeindeführung führten. Auch Lehrer wurden von der Mission ausgebildet, die in Dorfschulen die einheimischen Kinder unterrichteten.<sup>25</sup>

Philipp Hauenstein urteilt über Flierl als Missionar, er habe sich offenbar durch andere Stärken ausgewiesen als Sprache, Weltbild und Religion der Menschen zu er-

23 Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 111.

24 Zu den schwierigen Anfängen der Evangeliumsverkündigung siehe Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 103–117, und Philipp Hauenstein: *Fremdheit als Charisma. Die Existenz als Missionar in Vergangenheit und Gegenwart am Beispiel des Dienstes in Papua-Neuguinea* (Missionswissenschaftliche Forschungen, Neue Folge 10), Erlangen 1999, S. 17–53, sowie Hauenstein: *Johann Flierl*, S. 180–183.

25 Vgl. die Würdigung bei Paul Steffen: *Missionsbeginn in Neuguinea. Die Anfänge der Rheinischen, Neuendettelsauer und Steyler Missionsarbeit in Neuguinea* (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini Sankt Augustin 61), Nettetal 1995, S. 272: *Das Schulwesen der Neuendettelsauer Mission war im ehemals deutschen Teil Neuguineas „führend und beispielgebend“*. Hunderte von einheimischen Missionsgehilfen und -lehrern bildeten die Jugendlichen in den Dörfern aus, bevor es in Neuguinea eine nennenswerte staatliche Bildungsarbeit gab.

forschen, mit denen er es zu tun hatte.<sup>26</sup> Dabei habe Flierl die Größe bewiesen, seine Grenzen zu erkennen und einzugestehen. Wie Hauenstein aufzeigt, sah er sich als Pionier, dessen Aufgabe es war, Missionspfade zu bahnen, auf denen dann andere vorwärtsschreiten konnten.<sup>27</sup> Kennzeichnend, so Hauenstein, war Flierls Einsicht, daß die entscheidende Vermittlung von Evangelium und Kultur in der Person und im eigenen Verhalten des Missionars stattfindet, daß somit die beste Missionsmethode der rechte Mann sei. Auf Flierl selbst traf das jedenfalls zu, denn „die Menschen spürten ihm ab, dass er bei aller Fremdheit und Kauzigkeit, die er im Laufe der Jahre entwickelte, *es gut mit ihnen meinte und sie mochte*. Es klingt etwas banal, aber es ist dennoch innerhalb der unterschiedlichen Stränge, die sein Selbstverständnis ausmachen, der Schlüssel für seinen Anteil der Vermittlung von Evangelium und Kultur.“<sup>28</sup>

Flierls einfache und menschenzugewandte Haltung hob sich deutlich von anderen Missionsprogrammen ab, die inhaltlich sehr viel ausgefeilter waren, aber eben auch ein straffes und radikales Vorgehen voraussetzten.<sup>29</sup> In diesem Zusammenhang ist auch darauf hinzuweisen, wie respektvoll Flierl in seinen Schriften von der einheimischen Bevölkerung spricht.<sup>30</sup> Das Wort »Heiden«, das manchen modernen Leser irritieren

26 Hauenstein: *Johann Flierl*, S. 184. Was Flierls sprachliche Fähigkeiten betrifft, kommt Christiane Stevens zur gegenteiligen Einschätzung: Flierls Arbeiten zur australischen Dieri-Sprache wiesen ihn als einen „excellent linguist“ aus, der auf dem Gebiet der Grammatik große Verdienste erworben habe. Flierl reformierte die Orthographie, erkannte neue Laute der gesprochenen Sprache, fertigte Übersetzungen des Katechismus, der Perikopen und kirchlicher Lieder an (siehe dazu auch I 225) und verfaßte eine Grammatik der verwandten Wonkangurru-Sprache (Christiane Stevens: *White Man's Dreaming. Killalpaninna Mission 1866–1915*, Melbourne 1994, S. 207. Das Buch wird im folgenden zitiert als Stevens: *Killalpaninna Mission*).

27 Vgl. dazu im einzelnen auch Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band II, S. 114.

28 Hauenstein: *Johann Flierl*, S. 187f., Zitat 188. Meine Hervorhebung.

29 Hier ist etwa an die katholische Herz-Jesu-Mission auf Neupommern zu denken, vgl. Horst Gründer: *... diese menschenfressenden und niedrigstehenden Völker in ein vollständig neues Volk umwandeln*. Papua-Neuguinea: eine letzte christliche Utopie, in: Peter Burschel, Mark Häberlein, Volker Reinhardt, Wolfgang E. J. Weber und Reinhard Wendt [Hg.]: *Historische Anstöße*. Festschrift für Wolfgang Reinhardt, Berlin 2002, S. 393–410. Siehe auch Paul Steffen: *Die katholischen Missionen in Deutsch-Neuguinea*, in: Hermann Joseph Hiery [Hg.]: *Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch*, Paderborn/München/Wien/Zürich 2002 (im folgenden zitiert als *Südsee-Handbuch*), S. 343–383, hier 345–359.

30 Gegen Stevens: *Killalpaninna Mission*. Sie bezeichnet Flierl als ein „product of nineteenth-century cultural and religious xenophobia“ (S. 99) und urteilt: „Flierl was a religious fundamentalist, incurious about other cultures, a staunch evangelist by character. He spent the major part of his life among indigenous, tribal people while engaged in mission work, yet throughout his writings from Australia he shows almost nothing learned from the Aboriginal people, nor any real understanding of their culture“ (S. 100). Es erscheint einigermaßen absurd, Flierls gesamte Lebenserfahrung bereits als Maßstab für ein Urteil über den 27jährigen heranzuziehen – zumal er später seine ersten Jahre als Missionar durchaus selbstkritisch beurteilen sollte (siehe etwa I 334 in den hier vorgelegten Er-

wird, verwendet Flierl wertfrei im ursprünglichen theologischen Sinn, d. h. als *terminus technicus* zur Bezeichnung von Menschen, die keine Juden oder Christen sind und andere Götter verehren. Er teilt die Vorstellung seiner Zeit, die indigenen Kulturen Australiens und Ozeaniens seien weniger »entwickelt« als die europäische, und sieht den Missionar daher auch als Lehrer, Entwicklungshelfer und Beschützer der Einheimischen. Nach heutigen Maßstäben von politischer *correctness* wirkt der Tonfall, in dem Flierl von seinen »Pflegebefohlenen« oder »Schützlingen« spricht, bisweilen väterlich-herablassend – doch diesen gönnerhaften Ton schlägt er, wie dem aufmerksamen Leser nicht entgehen wird, überhaupt der jüngeren Generation gegenüber an, gleich welcher Kultur.<sup>31</sup> Dort, wo sich Flierl auf die australische Bevölkerung bezieht, ist von »Austral-Negern«<sup>32</sup> oder »Schwarzen«, bezüglich der melanesischen und papuanischen Menschen von »Melanesiern« und »Papua«, von »Braunen«, bisweilen ebenfalls von »Schwarzen« die Rede. Meist aber spricht Flierl ganz konkret von »Die-ri«, »Bergbevölkerung«, »Dorfleuten«, den »Leuten von Simbang« und dergleichen.

Nicht nur damit hebt sich sein Sprachgebrauch wohltuend von dem anderer zeitgenössischer Autoren ab. Ein Stefan von Kotze etwa, dessen überaus erfolgreiche »Südsee-Erinnerungen« als unerfreuliches, dabei aber durchaus wirkmächtiges Beispiel gelten können, bezeichnet die Einheimischen Neuguineas durchweg als »Nigger«. Er kann amüsiert erzählen, wie seine Leute gruppenweise Dorffrauen vergewaltigen, und gefällt sich in vermeintlich geistreichen Bonmots wie dem von der Strafexpedition, die er unternimmt, »teils um die feindlichen Nigger, teils um die Zeit totzu-

innerungen). Stevens scheint freilich nicht durchgängig mit der gebotenen Sorgfalt zu arbeiten; das überaus erstaunliche angebliche Flierl-Zitat von S. 115 etwa, die Jahre in der Australischen Wüste seien »in more than one sense the best times of my life« gewesen, läßt sich am angegebenen Ort nicht nachweisen (kryptisch auch schon die Stellenangabe in Anm. 57, S. 274: »Flierl, *Dreissig Jahre Missionsarbeit*, ch. 4«). So mag sich der geneigte Leser mitunter fragen, auf welcher Grundlage die Autorin ihre harschen Urteile fällt ...

- 31 Die prinzipielle Gleichwertigkeit von Europäern und Melanesen kommt auch in der Photographie zum Ausdruck, auf der Flierl seinen Enkel Helmut an der einen und den Sohn des Gehilfen Bofuenuc an der anderen Hand hält (Abbildung 51 in Teil 2 der vorliegenden Edition). Die Kinder sind gleichaltrig, beide weiß gekleidet und barfuß; die gedruckte Bildunterschrift lautete: »Senior Flierl Would Lead Black and White to Jesus«. Dora Flierl ist ebenfalls häufig in unkonventioneller Weise abgebildet, wenn sie auf zahlreichen Aufnahmen indigene Kinder in den Armen und an den Händen hält (Abbildungen 8 und 32 in Teil 2). In der zeitgenössischen Photographie wurden in der Regel Statusunterschiede zwischen dem deutschen Missionspersonal und den einheimischen Christen deutlich in Szene gesetzt. Ein Beispiel dafür bietet Abbildung 35 in Teil 2, wo Familie Pilhofer mit etwas Abstand zu den Gehilfenschülern positioniert wurde und sich durch die helle Tropenkleidung deutlich von den nur mit Lendenschurzen bekleideten Schülern abhebt.
- 32 Diese Bezeichnung geht auf eine ethnologische Theorie des 19. Jahrhunderts zurück, derzufolge die indigenen Australier Urverwandte der westafrikanischen Schwarzen waren. In seinen frühen Schriften bezeichnet Flierl die Aborigines auch als »Papua«, der damals ebenfalls wissenschaftlich vertretenen Auffassung folgend, sie stammten von der papuanischen Bevölkerung Neuguineas ab. Nachdem Flierl selbst in Neuguinea gewesen war, benutzte er die Bezeichnung »Papua« nicht mehr in diesem Sinn.

schlagen“.<sup>33</sup> Im Kontrast zu solchen menschenverachtenden Äußerungen ist Flierls Sprachgebrauch bei aller patriarchalischen Färbung von einer klar wertschätzenden Haltung gegenüber den Einheimischen geprägt.

### *Kolonialismus*

Als Johann Flierl 1886 nach Neuguinea kam, wurde es von der Neuguinea-Compagnie verwaltet, einer Kolonialgesellschaft mit wirtschaftlichen Zielen, die 1885 vom deutschen Kaiser die Hoheitsrechte für das Schutzgebiet erhalten hatte. 1899 trat die Compagnie, wirtschaftlich und politisch gescheitert, die Landeshoheit wieder an das Kaiserreich ab. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs konnten die Deutschen mit einer hastig zusammengestellten Truppe von knapp 300 Leuten – darunter 240 Melanesen, die in der Handhabung von Feuerwaffen kaum oder gar nicht geübt waren – den australischen Kriegsschiffen und einer Übermacht von 6 000 Soldaten keinen nennenswerten Widerstand entgegensetzen. Das einstige Schutzgebiet mußte schon im September 1914 den Australiern übergeben werden, die es bis zum Kriegsende einer Militärverwaltung unterstellten. Die Neuendettelsauer Missionare, die den geforderten Neutralitätseid geleistet hatten, konnten unter diesen Umständen weiterarbeiten.<sup>34</sup> Dank Flierls guter Verbindungen nach Australien und Nordamerika durften sie auch weiter im Land bleiben, nachdem 1919 eine zivile australische Mandatsregierung eingesetzt worden war, die vierte Regierung, unter der Flierl in Neuguinea arbeitete.<sup>35</sup>

Nachdem Johann Flierl 1886 als erster Missionar in Finschhafen, dem damaligen Hauptort des Schutzgebiets, ankam, war er bald bestrebt, sich so schnell wie möglich auch räumlich von den Beamten der Neuguinea-Companie abzusetzen, um unabhängig von ihnen agieren zu können. Schon nach drei Monaten zogen Missionar Karl Tremel und er in eine provisorisch hergerichtete Unterkunft in der Nähe des Dor-

33 Stefan von Kotze: *Südsee-Erinnerungen*. Aus *Papuas Kulturmorgen*, Berlin <sup>14</sup>1925, Zitat S. 65 [Erstauflage Berlin 1905]. Der Seekadett Stefan von Kotze (1869–1909) arbeitete von 1887 bis 1892/93 für die Neuguinea-Compagnie. Er lebte als Verwaltungsangestellter und Abenteurer (was zu dieser Zeit kein Widerspruch sein mußte) in Deutsch-Neuguinea. Später verfaßte er Erinnerungsbücher, in denen er, teilweise stark fiktiv, von seinen Reisen in Übersee erzählte.

34 Flierl hatte als Feldleiter seine Mitarbeiter zu diesem Eid aufgefordert, der vielen von ihnen schwerfiel, da sie als deutsche Patrioten glaubten, sich nicht neutral geben zu können. Drei Missionsangehörige wurden für die Dauer des Krieges interniert, darunter Flierls ältester Sohn Wilhelm, der verdächtigt wurde, flüchtige Deutsche unterstützt zu haben. Siehe zu den Vorgängen die detaillierten Ausführungen II 222–229.

35 Zum historischen Hintergrund der hier skizzierten Vorgänge siehe im einzelnen Hermann Joseph Hiery: *Die deutsche Verwaltung Neuguineas 1884–1914*, in: *Südsee-Handbuch*, S. 277–311, ders.: *Der Erste Weltkrieg und das Ende des deutschen Einflusses in der Südsee*, ebd., S. 805–854, sowie ders.: *The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I*, Honolulu 1995, jeweils mit weiterführender Literatur.

fes Simbang, eineinhalb Stunden südlich von Finschhafen.<sup>36</sup> Es mag erstaunen, daß Flierl es damit so eilig hatte, pflegte er doch in den ersten Wochen ein freundliches Verhältnis zu den Mitarbeitern der Compagnie in Finschhafen, insbesondere zu Georg Freiherr von Schleinitz<sup>37</sup>, dem Landeshauptmann der Kolonie, den er schon in Cooktown kennengelernt hatte, von wo dieser mit seiner Familie einen Dampfer früher als Flierl nach Neuguinea abreiste.<sup>38</sup> Für den Erfolg der Missionare, das Vertrauen der Einheimischen zu gewinnen, sollte die Distanz zu den übrigen Europäern jedenfalls ausschlaggebend werden.

Als Finschhafen 1891 nach einer Reihe bis heute nicht geklärter Todesfälle<sup>39</sup> von den überlebenden Weißen fluchtartig verlassen wurde und diese sich 250 Kilometer entfernt an der Astrolabebucht ansiedelten, entschieden sich Flierl und seine Mitarbeiter dafür, zu bleiben, um so das bereits gewonnene Vertrauen der Bevölkerung zu festigen. Dieser Entschluß, in schutzloser Abgeschiedenheit, ohne Schiffs- und Postverbindung, ohne Arzt oder sonstige Unterstützung durch andere Europäer in Simbang zu bleiben, sollte sich für die Mission in jeder Hinsicht bewähren.<sup>40</sup>

Von nun an pflegte die Mission ein freundliches, aber distanzierendes Verhältnis zu den Vertretern der kolonialen Administrationen. So lehnte Flierl, der unabhängig bleiben wollte, das verlockende Angebot des Gouverneurs Dr. Albert Hahl<sup>41</sup> ab, als dieser vorschlug, die Erholungs- und Gesundheitsstation auf dem Sattelberg für Gäste aus

36 Zu den Anfängen in Neuguinea vgl. neben den hier vorgelegten Lebenserinnerungen auch Johann Flierl: *Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen* (Neuendettelsauer Missionsschriften 16), Neuendettelsau 1910, S. 65–69, und Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 65–76.

37 Der preußische Marineoffizier Georg Freiherr von Schleinitz (1834–1910) hatte 1875 als Kommandant des Schiffs *Gazelle* die erste wissenschaftliche Forschungs Expedition nach Neuguinea geführt. Aus dem Ruhestand gerufen, wurde er 1886 der erste Landeshauptmann der neuen Kolonie. Nachdem seine Frau Margot und sein Diener innerhalb kurzer Zeit an Malaria gestorben waren, verließ von Schleinitz Deutsch-Neuguinea im Jahr 1888 mit seinen schwer erkrankten Kindern, um nach Deutschland zurückzukehren.

38 I 376f., II 5–11.

39 Siehe dazu zuletzt Hermann Joseph Hiery: Die deutsche Verwaltung Neuguineas 1884–1914, in: *Südsee-Handbuch*, S. 277–311, hier S. 287f.: Die 13 Deutschen – über die Hälfte der europäischen Einwohnerschaft! – erlagen einer Krankheit, vielleicht einer sich rasch verbreitenden Geschlechtskrankheit. Die europäischen Zeitgenossen deuteten die Krankheit als Pestepidemie, die einheimische Bevölkerung dagegen war überzeugt, die Weißen seien zur Strafe für sexuelle Übergriffe verhext worden. Flierl selbst spricht unspezifisch von einem „böartigen Fieber“ und berichtet von einem Gerücht, das Trinkwasser der Deutschen sei vergiftet worden (II 33).

40 Siehe dazu Rufus Pech: Deutsche evangelische Missionen in Deutsch-Neuguinea 1886–1921, in: *Südsee-Handbuch*, S. 384–416, hier S. 389f.

41 Albert Hahl (1868–1945) arbeitete seit 1896 zunächst als kaiserlicher Richter in Neuguinea. Von 1902 bis 1914 war er Gouverneur der Kolonie. Hahl kehrte dann nach Deutschland zurück, wo er 1918 Direktor der Neuguinea-Compagnie wurde.

der ganzen Kolonie auszubauen.<sup>42</sup> Flierls höflich-distanzierte Haltung war in seiner Situation keine Selbstverständlichkeit, wie der Vergleich mit der Rheinischen Mission zeigt. Diese war in der Nähe des neuen Hauptorts Stephansort angesiedelt, woraus sich herzliche und sogar freundschaftliche Beziehungen mit dem Regierungspersonal ergaben, was den Missionaren gegenüber der einheimischen Bevölkerung einen schwierigen Stand einbrachte.<sup>43</sup>

Wie in seinen Aufzeichnungen immer wieder deutlich wird, sah Flierl eine Aufgabe des Missionars darin, der jeweiligen Regierung »Gewissen zu sein«.<sup>44</sup> Schon 1885, als er in einem Schreiben an die heimische Missionsleitung erstmals seinen Plan entworfen hatte, eine Mission in Neuguinea ins Leben zu rufen, hatte er erklärt: „Als Anwalt der Papua könnte ich auch daran erinnern, daß das deutsche Reich mit dem Landstrich auf Neu-Guinea auch Zehntausende dieser armen Schwarzen annektiert hat, und daß es schon aus diesem Grund hohe Ehrensache aller wahren Christen Deutschlands ist, nach Kräften solchen fernwohnenden, heidnischen Mitbürgern zu den Schätzen des seligen Evangeliums zu verhelfen, nachdem man die zeitlichen Schätze ihres reichen Tropenlandes haben will“.<sup>45</sup> Flierl verstand sich also als Verteidiger der unterdrückten einheimischen Bevölkerung, und er bewies in den Fragen, die das Wohlergehen der Menschen betrafen, ein gutes Gespür. So zeigte er zur Zeit der deutschen Herrschaft beim Bezirksamt in Friedrich-Wilhelmshafen einen deutschen Polizeimeister an, der mit seinen Leuten bei einer Reise im Bezirk der Missionsstation Sattelberg Mädchen und Frauen Gewalt angetan hatte. Der Bezirksamtmann kam

42 II 131f. Vgl. auch Johann Flierl: Die christliche Heidenmission soll für irgend eine Kolonialregierung in heidnischen Landen Gewissen sein, im Selbstverlag, Tanunda 1939, S. 5f. (im folgenden zitiert als *In heidnischen Landen Gewissen sein*).

43 Das wird etwa in den Tagebüchern der Missionarsfrau Johanna Diehl deutlich: Dieter Klein [Hg.]: Jehova se nami nami. Die Tagebücher der Johanna Diehl. Missionarin in Deutsch-Neuguinea 1907–1913 (Quellen und Forschungen zur Südsee, Reihe A, Band 1), Wiesbaden 2005. Die Aufzeichnungen bezeugen regelmäßige Einladungen, Besuche, vertrauliche Gespräche, gemeinsame Ausfahrten und richtiggehende Freundschaften, vor allem mit einigen Administratoren der Compagnie. Zu den Problemen, die sich aus der Nähe der Rheinischen Mission zu den übrigen Europäern ergaben, siehe Peter J. Hempenstall: Europäische Missionsgesellschaften und christlicher Einfluß in der deutschen Südsee: das Beispiel Neuguinea, in: Klaus J. Bade [Hg.]: Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserliches Deutschland und koloniales Imperium, Wiesbaden<sup>2</sup>1984, S. 226–242, hier S. 238. Auch Paul Steffen: Missionsbeginn in Neuguinea. Die Anfänge der Rheinischen, Neuendettelsauer und Steyler Missionsarbeit in Neuguinea (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini Sankt Augustin 61), Nettetal 1995, S. 266, hebt im Vergleich mit den anderen Missionsgesellschaften hervor, daß Flierl strikte Distanz zu den kolonialen Behörden und Interessen wahrte.

44 Siehe vor allem II 121f., 359, 527. Das Bild vom Gewissen bemühte er auch in anderen Schriften, vor allem in dem zitierten Aufsatz *In heidnischen Landen Gewissen sein*.

45 Flierls Brief ist später verschiedentlich publiziert worden, etwa in Johann Flierl: Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen (Neuendettelsauer Missionsschriften 16), Neuendettelsau 1910, S. 47–53, hier S. 50.

persönlich nach Finschhafen, um den Prozeß einzuleiten, in dessen Folge die Schuldigen bestraft wurden.<sup>46</sup>

Auch Mißstände unter den weißen Ansiedlern überhaupt prangerte Flierl an. So kritisierte er die »Südeesitten«, daß ledige Herren mit einheimischen »Hausmädchen« zusammenlebten, als Unsitten. Bemerkenswert ist, daß Flierl nicht etwa prinzipiell gegen solche Beziehungen war, sondern dagegen, daß die Mädchen von den Weißen mißbraucht und dann in ihre Dörfer zurückgeschickt und ihrem Schicksal überlassen wurden.<sup>47</sup> Auch hier ergriff Flierl die Initiative: In einem dreiseitigen Artikel „Zur Mischehenfrage“, der im August 1910 in der „Kolonialen Rundschau“ erschien, vertrat er die fortschrittliche Ansicht, „wenn ein Deutscher von reinstem Blut auch eine kohlschwarze Negerin heiratet, sie ehrlich hält und seine Kinder versorgt und wohl erzieht, so ist er ein *Ehrenmann* und steht unendlich höher als die ehrlosen Gesellen, welche farbige Mädchen und Frauen gewissenlos als Werkzeuge ihrer Lüste brauchen, um sie dann wieder wegzuworfen und die zugleich ihre natürlichen Kinder, ihr eigen Fleisch und Blut verleugnen und im Elend verkommen lassen.“<sup>48</sup>

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs begann für die Mission eine schwierige Zeit, denn unter den ständig wechselnden Offizieren und Beamten der nächsten Jahre kam es zunehmend zu Problemen.<sup>49</sup> So wurden auch in der Gegend der Missionsstationen gewaltsam Arbeiter für europäische Pflanzungen »angeworben«.<sup>50</sup> Als Dorfleute aus dem Waria-Tal für die Arbeit in Papua »rekrutiert« wurden, meldete Flierl den Vorfall an die Verwaltung in Rabaul, und die jungen Männer konnten befreit werden.<sup>51</sup> Den Mann, der die Dreistigkeit hatte, auf der Missionsstation Malalo im Huongolf dreißig halbwüchsige Missionsschüler unter vorgehaltener Waffe zu entführen, konnte Flierl durch einen Zufall persönlich stellen und zeigte ihn umgehend an, so daß ihm der Prozeß gemacht wurde.<sup>52</sup> Ein besonderer Erfolg war Flierl 1918 beschieden, als er in einer Schrift die »Anwerbung« von Arbeitern aus der Azera-Ebene anprangerte, die in Ketten zur Küste gebracht wurden, so daß die Bevölkerung ganzer Dörfer in die Grassteppe floh. Er vervielfältigte seine Abhandlung in deutscher und englischer Sprache

46 *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 4f.

47 II 121f., vgl. auch den Artikel *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 2–4.

48 Johann Flierl: Zur Mischehenfrage, *Koloniale Rundschau*, Monatsschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner 2 (1910), S. 470–473, Zitat S. 470 (Hervorhebung im Original).

49 Siehe zum folgenden auch C. D. Rowley: *The Australians in German New Guinea 1914–1921*, Melbourne 1958, S. 17, 42, 123, 141, 230, 263, wo jeweils auf Beschwerden und Eingaben Johann Flierls verwiesen wird, durch welche die Behörden von Mißständen erfuhren.

50 Zur »Arbeiteranwerbung« siehe Hermann Joseph Hiery: Die deutsche Verwaltung Neuguineas 1884–1914, in: *Südsee-Handbuch*, S. 277–311, hier S. 305–308, und ders.: Der Erste Weltkrieg und das Ende des deutschen Einflusses in der Südsee, ebd., S. 805–854, hier S. 841–844.

51 *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 7.

52 Die Episode wird II 244–248 ausführlich geschildert. Vgl. *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 7–9.

und versandte sie an alle Regierungsstellen bis nach Rabaul, an die Nachbarmissionen und originellerweise auch an die Missetäter selbst. Der Bezirksbeamte in Morobe wurde angewiesen, der Sache nachzugehen, und in der Folge wurde das ganze obere Markham-Tal für den Arbeiterhandel gesperrt.<sup>53</sup>

Flierl schreckte auch nicht davor zurück, Vertreter der australischen Administration in ihre Schranken zu verweisen. Er meldete dem Distriktsbeamten, daß dessen Assistent im Alkoholrausch das Missionsschiff unter Beschuß genommen hatte, nachdem er kurz zuvor als Gast auf der Station Malalo ein junges Mädchen sexuell mißbraucht hatte. Der Distriktsbeamte sorgte daraufhin dafür, daß der Offizier aus der Kolonie verschwand.<sup>54</sup>

Zur Zeit der australischen Mandatsregierung nach dem Krieg besserten sich die Verhältnisse, doch Mißstände gab es nach wie vor. So appellierte Flierl an den Protektor der Eingeborenen bei der Regierung, als er von den erschütternden Zuständen in den Goldfeldern erfuhr – freilich ohne Erfolg.<sup>55</sup> Im Jahr 1927 kam es, während Flierl und die Missionare Pilhofer und Fliehler gerade zur Konferenz mit den anderen Missionen nach Rabaul verreist waren, im Finschhafener Gebiet zu gewaltsamen »Anwerbungen« für die Goldfelder. Flierl meldete den Vorfall umgehend an die oberste Behörde in Rabaul und erreichte, daß der Administrator, Brigadegeneral Wisdom<sup>56</sup>, persönlich nach Finschhafen reiste, um sich ein Bild der Lage zu verschaffen. Es wurde eine *Royal Commission* eingesetzt, hunderte Zeugen wurden verhört und die beteiligten Beamten zu Gefängnisstrafen verurteilt.<sup>57</sup> Damit hatte sich Flierl kurz vor seinem Ruhestand noch einmal erfolgreich für die Einheimischen einsetzen können.

Seine Bemühungen, anderen »Gewissen zu sein«, beschränkten sich jedoch naturgemäß nicht auf politische Fragen. Ob es um die sinnlose Anordnung ging, auf den salzigen Böden am australischen Fluß Cooper Weizen zu pflanzen, um das Laster des Rauchens oder um die aus seiner Sicht verwerfliche Praxis der Schwangerschaftsverhütung:<sup>58</sup> Flierl scheute sich nie, Mißstände öffentlich zu kritisieren, setzte durch,

53 Der Titel der Abhandlung lautete: Eine Abhandlung über Arbeiter-Anwerbung und Arbeiter-Handel, ein schwieriges Problem für die hiesige Kolonie, ernstlich zu erwägen bei der Regierung, bei Firmen und Missionen, bzw. *A Treatise on Recruiting and Labortrade becoming a most serious Problem in this Colony, to be earnestly considered by Government, Firms and Missions*, beides im Selbstverlag, Heldsbach 1918. Siehe zu den Vorgängen auch die vorliegenden Lebenserinnerungen, II 243f., und *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 10f.

54 *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 9f.

55 *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 11.

56 Der Australier Evan Alexander Wisdom (1869–1945), der sich im Ersten Weltkrieg unter anderem in den Schlachten von Gallipoli und an der Somme bewährt hatte, war von 1921 bis 1933 Administrator des australischen Mandatsgebiets in Neuguinea.

57 II 318–320 und *In heidnischen Landen Gewissen sein*, S. 14.

58 Zum Weizenbau siehe u. a. I 235; zum Rauchen I 340–347; zur Geburtenkontrolle II 399f.

was er als richtig erachtete – und das auch Vorgesetzten gegenüber –, er widersetzte sich humorvoll unsinnig erscheinenden Anordnungen, er ergriff Partei, kritisierte und widersprach, hielt zornige Reden, verfaßte unermüdlich Briefe, Telegramme, Mahnschriften und Eingaben. Flierl ging immer eigene Wege. Für jemanden, der als Kind zu strengem Gehorsam erzogen wurde, der als einfacher Bauernsohn und Hütejunge aufwuchs, ist das sicherlich ein bemerkenswerter Zug.

Bei allem Engagement für das Wohl der indigenen Bevölkerung war Flierl freilich weit davon entfernt, das Kolonialsystem als solches zu hinterfragen. Auch seine eigene Rolle als Missionar innerhalb dieses Systems sah er erwartungsgemäß vollkommen unkritisch.

### *Nationalsozialismus*

Da Flierl seine Erinnerungen in den Jahren 1940 und 1941 im nationalsozialistischen Deutschland verfaßte, gewähren sie auch Einblick in eine teils höchst eigenwillige Auseinandersetzung mit dem Geist dieser Zeit.<sup>59</sup> Wenngleich er selbst vergleichsweise liberal eingestellt war und sogar von »Vereinigten Staaten von Europa« träumte,<sup>60</sup> unterstützte Johann Flierl grundsätzlich die jeweilige Obrigkeit. In dieser Haltung konnte er sich in lutherischer Tradition auf den Apostel Paulus berufen.<sup>61</sup> Als Patriot, dessen Deutschlandbild maßgeblich von der Reichsgründung und den folgenden Jahren des allgemeinen Nationalstolzes geprägt worden war,<sup>62</sup> hat Flierl bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland den Charakter der nationalsozialistischen Herrschaft verkannt. Zwar trat er nie in die NSDAP ein, doch er bewunderte Hitler, dessen Schrift „Mein Kampf“ er in Australien gelesen hatte,<sup>63</sup> und lobte die Organisation der neuen Staatsführung, das Ende der hemmenden „Viel- und Kleinstaaterei“, der „Zerrissenheit in unendlich viele politische Parteien“<sup>64</sup> und der wüsten „Redeschlachten“ im Reichstag.<sup>65</sup>

59 Einschlägig sind vor allem die Kapitel „Wie ich im Neuguinea-Haus Freund und Mitarbeiter des Führers der Deutschen Nation wurde“ (II 409–428) und „Allerlei ernste Beobachtungen und Gedanken eines Christlichen Auslanddeutschen im Ausland und im Vaterlande“ (II 503–518).

60 II 294.

61 Siehe dazu seine Ausführungen am Schluß seiner Autobiographie, II 531.

62 Die Gründung des Deutschen Reiches erlebte Flierl gegen Ende seiner Schulzeit mit. In I 45–47 berichtet er vom Deutsch-Französischen Krieg und den anschließenden Friedensfeiern und Festen anlässlich der Reichseinigung, an welcher er freudig Anteil nahm. In der Schule wurde die verschlissene Bayernkarte durch eine prächtige Karte des Deutschen Reiches ersetzt, die „vielfarbig und vielgestaltig“ die „mehr als zwei Dutzend dazu gehörigen Länder und Ländlein“ darstellte (I 47).

63 II 415f. Er las das Buch ein zweites Mal auf der Dampferfahrt zurück nach Europa (II 447).

64 Beide Zitate II 506.

65 II 447.

Wenn seine positive Voreingenommenheit für Hitler als Person und Politiker im Kontext der allgemeinen Stimmung unter den Auslandsdeutschen vor 1939 noch vergleichsweise wenig zu überraschen vermag, so erscheint Flierls Haltung zum Antisemitismus mehr als erklärungsbedürftig. Flierl, dem Kosmopoliten und Menschenfreund im besten Sinne des Wortes, lagen Rassendünkel gänzlich fern. Die für ihn entscheidende Kategorie war nicht Rasse, sondern Religion. Ein melanesischer Protestant stand ihm in vielerlei Hinsicht näher als mancher europäische »Namenschrist«, und ein getaufter Jude war in seiner Wahrnehmung ein Christ wie jeder andere. Dennoch hatte er sich, wie in seinen Erinnerungen immer wieder deutlich wird, das antisemitische Vokabular der Nazis zu eigen gemacht<sup>66</sup> und war überzeugt von der Existenz einer jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung.<sup>67</sup>

Daß ein kritischer Geist wie Flierl auf antisemitische Verschwörungstheorien herfallen konnte, ist schwer zu begreifen. Mit einschlägigem Gedankengut war er schon in Neuguinea bekanntgeworden, als er von den „Zionistischen Protokollen“ hörte, die er zunächst in einer englischen Übersetzung las, später auch in zwei verschiedenen deutschen Ausgaben und dann in der von Henry Ford publizierten Variante „The International Jew“.<sup>68</sup> Flierl hielt die darin behaupteten Verschwörungspläne für authentisch und sah sich bestätigt, als er innerhalb kurzer Zeit eine Reihe von Briefen verzweifelter deutschstämmiger Christen aus Sowjetrußland erhielt, die er als Augenzeugenberichte über die Existenz einer jüdischen Zwangsherrschaft in Rußland auffaßte: „Diese deutschen Briefe auf armseligem Papier enthielten jammervolle Hilferufe und tief erschütternde Bittgesuche aus abgrundtiefer Not des russischen Bolschewismus.“<sup>69</sup>

Damit war Flierls Interesse für das Thema geweckt, und mit der ihm eigenen Wißbegier ließ er sich alle Schriften kommen, aus denen er sich näheren Aufschluß darüber versprach, darunter üble antisemitische Pamphlete nicht nur deutscher, sondern auch US-amerikanischer Autoren. An kritische Literatur zum Thema geriet er hingegen anscheinend nicht. Er rezipierte aufmerksam die großen australischen Tageszeitungen, war aber bereits so voreingenommen, daß er sie allesamt für jüdisch unterwan-

66 So spricht er wiederholt von »entarteten Juden« (II 409, 413, 416, 503f., 506, 530f.).

67 Siehe vor allem II 410–414.

68 Eine kritische Edition der Protokolle bietet Jeffrey L. Sammons: Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Grundlage des modernen Antisemitismus – eine Fälschung. Text und Kommentar, Göttingen 1998. Siehe außerdem das Standardwerk von Norman Cohn, neu aufgelegt unter dem Titel: »Die Protokolle der Weisen von Zion«. Der Mythos der jüdischen Weltverschwörung, aus dem Englischen von Karl Röhmer, Baden-Baden/Zürich 1998, sowie Stephen Eric Bronner: Ein Gerücht über die Juden. Die »Protokolle der Weisen von Zion« und der alltägliche Antisemitismus, aus dem Amerikanischen von Klaus Dieter Schmidt und Hans-Ulrich Seebohm, Berlin 1999, und Wolfgang Benz: Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung, München 2007.

69 II 411.

dert hielt.<sup>70</sup> Ein wichtiger Faktor in der Bestärkung seiner Einstellung war sicherlich der Austausch mit den nationalsozialistischen Kreisen unter den deutschen Einwanderern in Südaustralien. Freunde, Kollegen, Nachbarn und Bekannte waren in die NSDAP eingetreten. Auch mit Johannes Heinrich Becker<sup>71</sup>, dem Landesvertrauensmann der NSDAP für Australien und Landeskreisleiter für den Südpazifik, war Flierl bekannt. Becker stellte ihm sogar einmal einen Erlaubnisschein aus, das »Hitlerzimmer« in Adelaide zu besuchen, das mit einschlägigen Schriften ausgestattet war,<sup>72</sup> und Flierl wohnte regelmäßig der Vorführung nationalsozialistischer Propagandafilme bei, die Becker in Tanunda organisierte.<sup>73</sup> Vieles von dem, was die australische Presse über die Zustände im Deutschen Reich berichtete, hielt er deswegen für böswillige Verleumdung.<sup>74</sup>

In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, daß Flierl schon 1878, im Alter von gerade einmal 20 Jahren, aus Europa ausgewandert war und die dortigen Verhältnisse nach knapp 60 Jahren in Übersee keineswegs realistisch beurteilen konnte. Näheren persönlichen Kontakt zu Juden, der einen Anstoß für eine kritische Auseinandersetzung mit antisemitischen Verschwörungstheorien hätte bieten können,<sup>75</sup> unterhielt Flierl während seiner Zeit in Neuguinea und Australien nicht.

70 II 414: „Da fand ich nun, daß alle diese Blätter offenbar jüdisch beeinflusst waren. Alles, was von Moskau kam, wurde in [den] Blättern gelobhudelt, alles, was mit Deutschland und besonders mit dem neuen Reich zusammenhing, begeistert.“

71 Johannes Heinrich oder Heini Becker (1898–1961) war 1927 nach Australien ausgewandert, wo er ohne offizielle Zulassung als Arzt praktizierte. Er trat am 1. März 1932 der NSDAP bei und wurde 1933 zunächst ihr Landesvertrauensmann für Australien, dann Landeskreisleiter für den Südpazifik, ehe er 1936 bei der Partei in Ungnade fiel. Flierl nennt Beckers Namen in seinen Erinnerungen an keiner Stelle; vermutlich war ihm bekannt, daß Becker seit Kriegsbeginn in Australien interniert war. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch als blinder Passagier auf einem Schiff nach Panama wurde Becker dann 1947 nach Westdeutschland ausgeliefert, wo er in einem Entnazifizierungsverfahren entlastet wurde – die Akte über seine australischen Aktivitäten war zuvor verlorengegangen. Nach Australien durfte Becker nie mehr einreisen.

72 II 415.

73 II 428. Zu Beckers Filmvorführungen siehe Charles A. Price: *German Settlers in South Australia*, Melbourne 1945, S. 41f.

74 Siehe beispielsweise II 427f., wo Flierl in völliger Ahnungslosigkeit das – freilich obscure – Gerücht zurückweist, „daß in deutschen Konzentrationslagern Hitler für die Gefangenen als Quartiere Steinsärge hätte bereitstellen lassen“. Empört schreibt er an den Herausgeber der Zeitung, „was denn das für Unsinn sei, in Steinsärgen könne doch Niemand herbergen außer Toten, sie seien auch viel zu kostspielig, und der Führer hätte doch wohl Nötigeres zu tun, als Steinsärge anfertigen zu lassen.“

75 Siehe diesbezüglich die Einschätzung Auguste Zeiß-Horbachs: „Persönliche positive wie negative Begegnungen mit Juden spielen bei den theoretischen Erörterungen zum Antisemitismus eine Rolle“ (*Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Zum Verhältnis von Protestantismus und Judentum im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Leipzig 2008, S. 418). Vgl. auch die Überlegungen von Jeffrey Sammons, dem Herausgeber der kommentierten Ausgabe der „Zionistischen Protokolle“:

Daß er die Verhältnisse im Deutschen Reich vollkommen verkannte, zeigt auch seine Korrespondenz mit Adolf Hitler aus dem Jahr 1933.<sup>76</sup> In väterlichem Ton ermahnte der 75jährige Missionssenior den jungen Reichskanzler, doch demütig die Ratschlüsse Gottes anzunehmen, seine Gebote zu halten und zu warten, bis es Gott gefalle, dem deutschen Volk neuen Raum im Osten anzuweisen.<sup>77</sup> Getreu seinem Anspruch, »Gewissen zu sein«, leistete er auch hier konkrete Kritik und signalisierte dabei prinzipielle Unterstützung, wie es sich den Kolonialregierungen gegenüber immer bewährt hatte.

Aber während er Hitlers »Mein Kampf« und dessen scheinbar kirchenfreundliches Programm wohlwollend aufgenommen hatte, rief Rosenbergs »Mythus« mit der Propagierung eines nationalsozialistischen Neuheidentums seinen entschiedenen Widerspruch hervor.<sup>78</sup> Flierl teilte hier die Kritik der Bekennenden Kirche. Dem von den Nationalsozialisten eingesetzten »Reichsbischof« Müller<sup>79</sup>, den er später bei einem Vortrag erlebte,<sup>80</sup> und den parteitreuen »Deutschen Christen«, die aus einer antisemitischen Haltung heraus sogar das Alte Testament verwarfen,<sup>81</sup> konnte Flierl nichts abgewinnen.

„Man könnte meinen, jeder halbwegs unvoreingenommene Leser würde das Phantastische, das Unseriöse des Textes auf den ersten Blick bemerken. [...] Wer etwas vom Judentum weiß oder genauere Erfahrung mit jüdischen Menschen hat, dem müßte das Bild des Judentums, das hier angeblich von jüdischer Seite gezeichnet wird, als wirklichkeitsfremd erscheinen.“ Und weiter: Daß „die *Protokolle* stattdessen immer wieder nicht nur von den Einfältigen und geistig Benachteiligten, sondern auch und eigentlich in erster Linie von Gebildeten und Privilegierten ernstgenommen worden sind, bleibt eine schwerwiegende Tatsache, der es direkt ins Angesicht zu schauen gilt.“ (Jeffrey L. Sammons: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Grundlage des modernen Antisemitismus – eine Fälschung. Text und Kommentar*, Göttingen 1998, S. 7.)

76 Eine Abschrift findet sich in II 416–423.

77 Als Flierl eine vorgedruckte Dankkarte Hitlers und das freundliche Antwortschreiben des zuständigen Sachbearbeiters im Auswärtigen Amt erhält, nennt er sich fortan stolz einen »Freund und Mitarbeiter des Führers« (ebd.).

78 II 415f.

79 Ludwig Müller (1883–1945) war ein führendes Mitglied der nationalsozialistischen »Glaubensbewegung Deutsche Christen«. Als kirchenpolitischer Berater Hitlers wurde Müller am 27. September 1933 »Reichsbischof« der Deutschen Evangelischen Kirche. Er betrieb die Gleichschaltung der Landeskirchen und Verbände, bis der wachsende Widerstand gegen seine Amtsführung im In- und Ausland Hitler Ende 1934 dazu brachte, Müller fallenzulassen. Trotz seiner faktischen Entmachtung blieb er nominell weiter im Amt.

80 Siehe dazu II 516f.: Flierls detaillierte Kritik der theologisch unhaltbaren Ansprache ist vernichtend.

81 Mit diesem Standpunkt war Flierl gut vertraut, da er sich jahrelang die Wochenzeitung der »Deutschen Christen« im Abonnement nach Australien kommen ließ (II 506, 516). Seine Stellungnahme zugunsten des Alten Testaments findet sich in II 409–412 und 416.

Nach seiner Heimkehr lernte er dann auf ausgedehnten Vortragsreisen ein völlig anderes Deutschland kennen als das, aus dem er 59 Jahre zuvor ausgereist war.<sup>82</sup> Er hörte von Gewaltexzessen durch NS-Parteigänger<sup>83</sup> und sprach mit vielen Menschen, die dem Nationalsozialismus kritisch oder ablehnend gegenüberstanden.<sup>84</sup> Vor allem aber begriff er, welcher Anspruch mit dem Propagandawort des »Totalen Staats« verbunden war.<sup>85</sup>

Flierl bezog Stellung. Er sandte Denkschriften und Eingaben an Regierungsstellen und Behörden,<sup>86</sup> wie er es von Südaustralien aus bereits gelegentlich getan hatte.<sup>87</sup> Auch nach Abschluß seiner Lebenserinnerungen verfaßte er weiter bis etwa 1944 regelmäßig Briefe an Hitler und die Regierung, in denen er Mißstände wie die einseitige Berichterstattung der Presse, die Bespitzelung und die Unterdrückung der Freiheit, vor allem aber die Kirchenpolitik des Dritten Reiches kritisierte.<sup>88</sup>

In seiner Autobiographie steht er „den selbstgerechten Weltkindern unserer Tage“<sup>89</sup> skeptisch gegenüber, deren seichten Deismus und Deutschglauben er ebenso verurteilt wie ihre Vorstellung, es gebe minderwertige Menschen.<sup>90</sup> Von einem »Ewigen Deutschland« zu reden, erscheint ihm als gotteslästerlich.<sup>91</sup> Dem Rassenwahn der Nazis hält er entgegen: „Der Mensch ist kein rein animalisches Wesen, das durch äu-

82 Vgl. II 511: „Bei den vielen großen und kleinen Reisen durchs große Vaterland nach meiner Heimkehr im Jahre 1937 bin ich in viele kleine und große Städte gekommen und durch ländliche Dörfer und habe gar Vieles gehört von den Stillen im Lande.“

83 II 508: „Es kommen Terrorakte vor durch junge fanatische Parteigenossen, eine Art Lynchgerichte im Dunkel der Nacht, gegen Personen, die nicht genehm, grausame Mißhandlungen.“

84 II 508, 511. Vgl. auch II 515, wo er einen Hitler-Witz referiert.

85 Explizit dazu II 506. Auch die neue Sitte, mit dem „sogenannten »Deutschen Gruß«“ zu grüßen, befremdete ihn (II 515).

86 II 512–515.

87 So empörte ihn ein SA-Lied, in dem der biblische Brudermörder Kain als erster Judenmörder verherrlicht wurde. Flierl ließ eigens ein Flugblatt drucken und verschickte es an alle zuständigen Stellen (II 507). Daß er nun ausgerechnet diese eine „ungute Stelle“ aus dem SA-Liederbuch beanstandete, mag angesichts anderer Passagen, die uns heute sehr viel brisanter erscheinen, allerdings verwundern.

88 Anders als das erste Schreiben an Adolf Hitler im Jahr 1933 erreichten zumindest Flierls letzte Briefe ihre Adressaten freilich nicht, da Schwiegertochter Hanna Flierl aus Angst um ihre Familie den NSDAP-Ortsgruppenleiter Adolf Traunfelder, in den Jahren 1940 bis 1945 dann Bürgermeister von Neuendettelsau, ins Vertrauen gezogen hatte und auf dessen Rat hin die Briefe verschwinden ließ, die Flierl ihr zu besorgen gab. Seit 1941 hatte er ihr seiner schwindenden Sehkraft wegen seine Briefe diktiert, so daß sie später ihrer Familie, Helmut und Lieselotte Flierl, vom Inhalt der Schreiben berichten konnte. Auch Agnes Pilhofer, eine Enkelin Flierls, erinnerte sich daran, wie Hanna Flierl ihr auftrag, entsprechende Briefe zu vernichten. Die Missionarstochter Maja Schuster, ein Nachbarkind, berichtete mir, daß die kritischen Ansichten Flierls zumindest im näheren Freundeskreis allgemein bekannt waren, da er auch im Gespräch nicht damit hinter dem Berg hielt.

89 I 112.

90 Siehe vor allem II 503–518, aber etwa auch I 113.

91 I 133.

ßere Dressur und gute Zuchtwahl hoch gezüchtet werden kann zur allein preiswürdigen Edelrasse.“<sup>92</sup> Klar ablehnend äußert er sich zur Euthanasie, da ihm gerüchteweise bekannt ist, daß „abnorme Menschenkinder“ systematisch getötet werden: „Wo ist dann überhaupt noch eine Grenze?“<sup>93</sup> Gegen solches Tun, so legt er seinen Kindern und Enkeln ans Herz, sei mutig Zeugnis abzulegen. Dabei weiß Flierl, „daß ob unzufriedener Äußerungen, und seien sie auch harmlos, man in das Konzentrationslager gesteckt werden kann.“<sup>94</sup> Von seiner Kritik an den unerträglichen Verhältnissen der Gegenwart nimmt er auch die Kirchen und die einzelnen Christen nicht aus.<sup>95</sup>

Seine antisemitische Haltung aber hinterfragt Flierl zumindest bis zur Niederschrift seiner Autobiographie in den Jahren 1940 und 1941 nicht. Er erinnert zwar an „die Weissagung in den Stimmen der Propheten und Apostel, daß ein kleiner Rest aus Israel nach den schwersten Vernichtungsgerichten der Endzeit noch gerettet werden wird“, und wettet in biblischer Diktion: „Dann werden alle diejenigen zu Schanden werden, welche da sagen: Kein einziger Jude könne wahrhaft bekehrt werden. So kann nur der absolut Ungeistliche sprechen, der bei sich selber keine Ahnung von Bekehrung hat.“ Aber Flierl verfällt im Nachfolgenden ganz dem rassistischen Jargon des Nationalsozialismus, wenn er fortfährt: „Die entarteten [*sic*] Juden mußten bei uns zurückgedämmt werden.“<sup>96</sup> Hier wird deutlich, daß seine eigentlich religiös bestimmte Auffassung vom Judentum mit rassistisch-antisemitischem Gedankengut verbunden ist.<sup>97</sup>

92 II 509. Weiter führt er aus: „Schon meine einfache Mutter, diese schlichte Frau aus dem Volk, hat gesagt: »Man soll Vieh und Leute nicht zusammenrechnen!« Die Leute haben mehr in sich als die Tiere.“

93 II 510.

94 II 511.

95 Besonders II 505.

96 II 530. Wenn Flierl seinen Satz anschließend mit den Worten relativiert, es hätte aber „in etwas anderer Weise geschehen müssen, als es geschah“, bleibt unklar, welche Vorstellung er davon hat, was mit den deutschen Juden tatsächlich geschehen war, und auch, was denn seiner Meinung nach mit ihnen hätte geschehen sollen. Seine Haltung erscheint jedenfalls widersprüchlich, denn an anderer Stelle lobt er das Eintreten des Protagonisten eines Romans gegen eine im Zusammenhang mit dem Zweiten Kreuzzug »inszenierte« Judenverfolgung (II 521).

97 Vgl. auch das biologistische Bild in II 504: „Man treibt die Juden wohl aus, aber die Infection des deutschen Volkes behält man zurück, die durch das entartete Judentum stattgefunden hat.“ Zu antijudaistischen und antisemitischen Haltungen im Protestantismus siehe weiterführend Bernard Raymond: Die Konzepte einiger protestantischer deutscher Theologen zur „Judenfrage“, in: Kurt Nowak und Gérard Raulet [Hg.]: Protestantismus und Antisemitismus in der Weimarer Republik, Frankfurt/New York/Paris 1994, S. 127–146, und im selben Band: Rita R. Thalmann: Die Schwäche des Kulturprotestantismus bei der Bekämpfung des Antisemitismus, S. 147–165. Siehe ferner Wolfgang Altgeld: Katholizismus, Protestantismus, Judentum. Über religiös begründete Gegensätze und nationalreligiöse Ideen in der Geschichte des deutschen Nationalsozialismus, Mainz 1992, v. a. S. 35–45.

Es ist zu bilanzieren: Während Flierl dem Nationalsozialismus prinzipiell nicht ablehnend gegenüberstand, der offiziellen Propaganda teilweise erstaunlich unkritisch folgte und insbesondere antisemitische Vorstellungen unhinterfragt übernahm, leistete er in anderen Punkten unbeirrbar Kritik – dies betraf vor allem die Freiheit von Religion und Kirche und den Umgang des Staats mit dem einzelnen Menschen. Die Euthanasie lehnte er klar ab. Ob er im hohen Alter das Kriegsende und das Ende des NS-Regimes noch bewußt miterlebt hat, bleibt ungewiß, da er schon 1944 fast erblindet und stark pflegebedürftig war und aus seinen letzten Lebensjahren keine Schriften oder mündlichen Äußerungen zu politischen oder gesellschaftlichen Fragen mehr bekannt sind.

So läßt sich der Mann, der uns als Verfasser des hier vorgelegten Textes entgegentritt, nicht einfach in Schubladen stecken. Eine aus heutiger Sicht bisweilen schwer nachvollziehbare Widersprüchlichkeit mag man ihm zugestehen.

### *Vielerlei Schwestern und Brüder*

Die altmodischen Eigenheiten der Flierlschen Orthographie und Grammatik werden das Verständnis des Lesers nicht behindern. Was den Sprachgebrauch des Autors betrifft, sei jedoch auf einige Besonderheiten hingewiesen.

So bezeichnet der Verfasser (den seinerzeit üblichen Anredeformen entsprechend) seine Schwiegereltern auch als „Mutter“ und „Vater“ und seine Schwägerinnen und Schwager als „Geschwister“. Aus dem Kontext ist jeweils ersichtlich, ob Flierl sich auf seine eigene Familie oder auf die seiner Frau bezieht.

„Bruder“ ist zugleich, ebenfalls in Anlehnung an die damals gebräuchliche gegenseitige Anrede, Flierls Bezeichnung für andere Neuendettelsauer Missionare. Die geschlechtsneutrale Form „Geschwister“ bezeichnet dementsprechend Flierls Missions-schwestern und -brüder. Die „Geschwister Hoh“ sind daher nicht, wie man annehmen könnte, Schwester und Bruder, sondern Ehefrau und Ehemann Hoh.

Schließlich werden die Verwandtschaftsbezeichnungen „Mutter“ und „Vater“ auch als Ausdruck des Respekts gegenüber älteren Personen gebraucht. Ein „Vater Schulz“ ist dementsprechend ein ehrwürdiger Mann im fortgeschrittenen Alter, der freilich weder eigene Kinder haben muß noch zwingend älter ist als Flierl selbst; der über 80jährige Autor verwendet die Bezeichnung durchaus auch für 50jährige.

### *Editorische Hinweise*

Johann Flierl erstellte seine Autobiographie in den Jahren 1940 und 1941 eigenhändig auf der Schreibmaschine, lediglich die Seiten 1 bis 170 im zweiten Teil diktierte er zum

Großteil dem befreundeten Adolf Ortenburger<sup>98</sup>. Im Verfassen längerer Texte geübt, konnte Flierl offenbar direkt in die Maschine tippen bzw. unmittelbar diktieren und brachte auf diese Weise fast täglich vier<sup>99</sup> oder mehr Seiten zu Papier. Da er nur noch sehr schlecht sah, wird er seine Tagebücher<sup>100</sup> und ähnliche Aufzeichnungen allenfalls punktuell als Gedächtnisstütze herangezogen haben. Buchtitel, Briefe und selbstverfaßte Gedichte werden jedoch gelegentlich vom Autor nach den Originaldokumenten wörtlich zitiert.

Er erstellte fünf Exemplare seiner Erinnerungen:<sup>101</sup> Der älteste Sohn Wilhelm erhielt das Original, der jüngere Sohn Hans den ersten, Tochter Dora den zweiten und Tochter Elise den dritten Durchschlag. Den vierten Durchschlag bestimmte Flierl für seinen Neffen Leonhard Flierl<sup>102</sup>. Offenbar versandte er den Text in Einzellieferungen. Aus den gelegentlichen Datierungen ist ersichtlich, daß die Anordnung der Kapitel nicht überall der Reihenfolge ihrer Niederschrift entspricht.

Der vorliegende Text basiert auf dem Exemplar, das Johann Flierl der Familie seiner Tochter Elise zugedacht hat. Es trägt den Titel: „Die Lebens-Erinnerungen des Vaters und Großvaters in zwei Teilen. Für Elise und Georg Pilhofer mit Familie, geschlossen am 15.7.1941“ und die handschriftliche Widmung: „Mitte August. Dem Herrn Feldwebel Ottmar Pilhofer u[nd] Familie Pilhofer zum Lesen u[nd] Aufbewahren.“

Bei der Abschrift wurde so verfahren, daß die im Original als »ae«, »oe« und »ue« ausgeschriebenen Umlaute als »ä«, »ö« und »ü« sowie »sz« als »ß« wiedergegeben werden. Das meist verwendete »&« erscheint als »und«. Die dem damaligen Gebrauch entsprechend von Flierl in Großbuchstaben geschriebenen Orts- und Eigennamen sowie die verschiedenen Bezeichnungen für Gott und Jesus Christus sind im vorliegenden Text nicht hervorgehoben. Die Textstellen, die im Original unterstrichen oder gesperrt sind, werden in dieser Ausgabe durch Kursivdruck wiedergegeben. Ebenso habe ich, den heutigen Lesegewohnheiten folgend, fremdsprachliche Wörter und

98 Der Pfarrer Adolf Ortenburger hatte von 1891 bis 1928 am Neuendettelsauer Missionsseminar unterrichtet.

99 II 528.

100 Im Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau sind sechs Tagebücher von Johann Flierl erhalten (vorläufige Nr. 5.61). Es handelt sich um Aufzeichnungen aus den Jahren 1877 bis 1883, 1893 bis 1894 und 1910 bis 1911, teils in Stenographie. Die Tagebücher sind bislang anscheinend nicht systematisch gesichtet und aufgearbeitet worden.

101 Zur Verteilung siehe II 529.

102 Leonhard Flierl (1884–1971), der einzige Sohn von Johann Flierls Bruder Ulrich, der das Erwachsenenalter erreichte, war wie sein Onkel auf dem Anwesen der Familie in Buchhof in der Oberpfalz geboren. Angeregt durch dessen Briefe aus dem Missionsdienst, trat Leonhard Flierl ebenfalls in die Neuendettelsauer Anstalt ein. Von 1906 bis 1929 war er als Pionier- und Reisemissionar in Neuguinea, wo er als erster Europäer die Täler des östlichen Hochlands bereiste. Nachdem er krankheitsbedingt nach Europa zurückkehren mußte, war er in Hof für die Neuendettelsauer Mission tätig.

Wendungen, sofern diese nicht ohnedies durch Anführungsstriche als Zitate gekennzeichnet waren, kursiv gesetzt.

Offensichtliche Tippfehler wurden verbessert und die Zeichensetzung vereinheitlicht. Ansonsten ist Flierls altertümliche Schreibweise beibehalten worden, auch dort, wo er einmal »Pfeiffe«, ein andermal »Pfeife«, einmal »bayrisch«, ein andermal »bayerisch« oder einmal »Schaar«, ein andermal »Schar« schreibt. Dies gilt gleichermaßen für die Groß- und Kleinschreibung und die Getrennt- und Zusammenschreibung, die, von sinnentstellenden Fehlern abgesehen, in ihrer Uneinheitlichkeit beibehalten wurde. Auch die Schreibung von Orts- und Personennamen ist aus Flierls Manuskript übernommen.

Die handschriftlichen Widmungen Flierls über den einzelnen Kapiteln („Dritte Folge. Für Familie Pilhofer“, „Elise“ usw.) sind nicht in diese Ausgabe aufgenommen worden. Korrekturen und kleine Ergänzungen von Flierls Hand, die sich gelegentlich finden, habe ich dagegen mit eingearbeitet.

Da Flierl nur den zweiten Teil seiner Erinnerungen in einzelne Hauptabschnitte aufgeteilt hatte, wurden analog dazu im ersten Teil die Hauptüberschriften „Kindheit, Jugend und Ausbildung (1858–1878)“ und „Als Missionar in Australien (1878–1886)“ eingeführt. Die ursprüngliche Numerierung der einzelnen Unterkapitel, die im Original ebenfalls nicht einheitlich war, wurde auf Wunsch des Reihenherausgebers weggelassen.

Die originale Seitenzählung, die für Teil 2 wieder bei 1 beginnt, wird in der Marginalie bei jedem Seitenwechsel vermerkt. So bezeichnet z. B. **122|123** den Umbruch zwischen den Originalseiten 122 und 123.

Alle Einfügungen der Herausgeberin sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Mit [...] wird auf unvollständige oder unlesbare Sätze am Seitenende verwiesen. Kürzungen wurden nicht vorgenommen.

Fremdsprachliche Ausdrücke, besonders solche indigener Sprachen, werden in dieser Ausgabe übersetzt, wo immer dies sinnvoll erschien und möglich war. Lediglich bei dem Wort *Miti* wurde auf Anmerkungen verzichtet, da es sehr häufig vorkommt und von Flierl auch mehrfach erklärt wird.<sup>103</sup>

Auch Zitate und hier insbesondere die zahlreichen Bibelzitate werden nach Möglichkeit in den Anmerkungen nachgewiesen.

Die von Flierl genannten Personen werden, soweit möglich, bei der ersten Nennung im Text in einer Fußnote kurz vorgestellt. Das Personenregister ermöglicht es dem Benutzer, diese Erklärung jeweils gezielt zu suchen. Die Qualität der zugänglichen biographischen Informationen war allerdings naturgemäß sehr unterschiedlich:

103 Es handelt sich dabei um eine Wiedergabe des Ausdrucks *mêtê*, der in der Jabêm-Sprache eigentlich Sitte, Kult, Tradition oder Frieden bedeutete und von den Neuendettelsauer Missionaren als Begriff für das Evangelium benutzt wurde. Im übertragenen Sinn bezeichnet er auch das Christentum.

Während die Lebensläufe vieler Protagonisten in Deutschland und Australien wissenschaftlich erschlossen sind, konnte in anderen Fällen wenig mehr ausfindig gemacht werden als die Lebensdaten. Dabei erwies sich das biographische Standardwerk für Deutsch-Neuguinea<sup>104</sup> als unverzichtbar,<sup>105</sup> auch wenn es – der bislang schwierigen Forschungslage geschuldet – sehr viele Fehler enthält. Bei allgemein bekannten historischen Persönlichkeiten wie Karl dem Großen oder Bismarck wurde auf Erklärungen verzichtet.

Im Sinn einer Geschichtsschreibung, die die Kategorie Geschlecht berücksichtigt, war es der Herausgeberin ein Anliegen, die im Text erwähnten Frauen deutlicher sichtbar zu machen, als es bisweilen vom Verfasser angelegt war. Zwar bietet Flierl teils ganz detaillierte Portraits von Frauen, mit denen er zu tun hatte,<sup>106</sup> und liefert auch sonst unendlich viele wertvolle Informationen zu einzelnen Biographien.<sup>107</sup> Während er aber männliche Kollegen oder Bekannte in der Regel nach Herkunft, Ausbildung, Charakterzügen usw. beschreibt, erwähnt er die jeweilige Ehefrau häufig stereotyp nur als „seine Frau“. Hier wurde versucht, in den Anmerkungen einen Ausgleich zu schaffen, indem auch die Lebensdaten, der Geburtsname und nach Möglichkeit weitere biographische Angaben zu den im Text marginal erscheinenden Frauen angeführt sind. Die zugänglichen Informationen waren freilich in der Regel von vergleichsweise geringer Qualität; die Tätigkeiten, denen etwa die Missionarsfrauen konkret nachgingen, sind in den gängigen Nachschlagewerken meist nur für die Zeit vor ihrer Heirat bzw. gegebenenfalls nach dem Tod des Ehemanns überhaupt dokumentiert. (Eine eigene weiterführende Archivarbeit zu den Frauenbiographien, die an sich wünschenswert gewesen wäre, konnte im Rahmen dieser Edition nicht geleistet werden.)

In verschärfter Weise stellte sich das Quellenproblem auch für indigene Mitarbeiter der Mission, von Mitarbeiterinnen ganz zu schweigen. In den sehr wenigen Fällen, in denen der Herausgeberin entsprechende Lebensläufe recherchierbar waren, sind die jeweiligen Personen in den Anmerkungen besonders ausführlich gewürdigt. Sie

104 Karl Baumann, Dieter Klein und Wolfgang Apitzsch: Biographisches Handbuch Deutsch-Neuguinea 1882–1922. Kurzlebensläufe ehemaliger Kolonisten, Forscher, Missionare und Reisender, im Selbstverlag, o. O. 2002.

105 Nicht mehr berücksichtigt werden konnte das nur wenige Wochen vor der Drucklegung erschienene Personenlexikon von Hermann Mückler: Missionare in der Südsee. Pioniere, Forscher, Märtyrer. Ein biographisches Nachschlagewerk zu den Anfängen der christlichen Mission in Ozeanien (Quellen und Forschungen zur Südsee, Reihe B, Band 6), Wiesbaden 2014.

106 Hier ist zum Beispiel an das umfassende Lebensbild der Lehrerin Marie Mutschall zu denken, über die uns keinerlei sonstige Informationen bekannt sind (I 164–169).

107 So ist es, um ein Detail zu nennen, sehr erstaunlich, wenn Flierl erwähnt, daß die Mutter des Missionars Wilhelm Bergmann, eine westfälische Bäuerin, schon Auto fuhr (II 476) – hatte doch Bergmann selbst ein überaus konservatives Frauenbild.

stehen stellvertretend für viele andere, von denen nichts als ihr Name bekannt ist – den überliefert zu haben wiederum häufig Johann Flierls Verdienst ist.

Flierls Autobiographie läßt sich anhand der Register bequem erschließen. Am Ende von Teil 2 finden sich neben dem bereits genannten Personenindex ein Orts- und ein Sachregister sowie ein Verzeichnis aller von Flierl zitierten Bibelstellen. Die Register-einträge beziehen sich in der Regel nur auf den Text selbst, nicht aber auf darüberhin-aus im Kommentar erwähnte Personen, Orte und Gegenstände. Diese konnten nur in Ausnahmefällen mit berücksichtigt werden.

Beide Bände werden durch einen Bildteil abgerundet, der eine kleine Auswahl der Photographien enthält, welche sich im Besitz der Herausgeberin befinden. Ergänzend sind einige Schriftdokumente und Bilder aus dem Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau und den Lutheran Archives in Adelaide mit abgedruckt. Der weitaus größte Teil dieses Materials ist bislang unveröffentlicht.

Die historischen Aufnahmen zeigen Johann Flierl und seine Familie, die Orte, an denen er lebte, und die Menschen, unter denen er wirkte, und gewähren einen Einblick in den Alltag auf den Missionsstationen. Die Photographen der Bilder sind mit wenigen Ausnahmen leider nicht namentlich bekannt; neben Flierls Tochter Dora und dem Schwiegersohn Georg Pilhofer, die selbst photographierten, werden es meist Missionsmitarbeiter gewesen sein, die die Aufnahmen machten. Hinzu kommen Studioaufnahmen professioneller Photographen.

Am Ende von Teil 1 sind fünf Übersichtspläne abgedruckt, die das Deutsche Reich, Australien, das deutsche Siedlungs- und Missionsgebiet in Südastralien, Deutsch-Neuguinea sowie das dortige Neuendettelsauer Missionsgebiet zeigen. Sie sollen angesichts der teilweise nicht mehr gebräuchlichen historischen Ortsnamen, die in Flierls Erinnerungen vorkommen, dem Leser die geographische Orientierung erleichtern.

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Br.	Bruder (Anrede der Missionare untereinander)
ELSA	Evangelisch-Lutherische Synode in Australien
Mk.	Mark
N. N.	Name unbekannt ( <i>nomen nescio</i> ) oder zu benennen ( <i>nomen nominandum</i> )
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
SA	Sturmabteilung (der NSDAP)
St.	Sankt
VELKA	Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche von Australien

Die Auflösung der abgekürzt zitierten Bibelstellen ist aus dem Stellenregister am Ende von Teil 2 ersichtlich.

Für folgende häufiger zitierte Werke der Sekundärliteratur werden ebenfalls Kürzel verwendet:

Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I–III verweist auf: Georg Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*. Band 1: [Von den ersten Anfängen bis zum Kriegsausbruch 1914], Neuendettelsau 1961. Band 2: *Die Mission zwischen den beiden Weltkriegen mit einem Überblick über die neue Zeit*, Neuendettelsau 1963. Band 3: *Werdende Kirche in Neuguinea – Kopie oder Original? Geschichtliches und Grundsätzliches zur Frage des Verhältnisses von alten und jungen Kirchen*, Neuendettelsau 1962.

Stevens: *Killalpaninna Mission* steht für: Christiane Stevens: *White Man's Dreaming. Killalpaninna Mission 1866–1915*, Melbourne 1994.

Als *Südsee-Handbuch* wird zitiert: Hermann Joseph Hiery [Hg.]: *Die deutsche Südsee 1884–1914*. Ein Handbuch, Paderborn/München/Wien/Zürich <sup>2</sup>2002.

Wormer: *Alltag und Lebenszyklus der Oberpfälzer* bezieht sich auf: Eberhard J. Wormer: *Alltag und Lebenszyklus der Oberpfälzer im 19. Jahrhundert*. Rekonstruktion ländlichen Lebens nach den Physikatsberichten der Landgerichtsärzte 1858–1861 (*Miscellanea Bavarica Monacensia* 114), München 1988.



## BIBLIOGRAPHIE

### *Veröffentlichungen von Johann Flierl*

Führungen Gottes. Ein Rückblick auf meinen Lebensgang und auf meine 20jährige Thätigkeit in der Mission. Zwei Teile in einem Band (Neuendettelsauer Missionsschriften 6), Neuen-Dettelsau 1899.

Die Eingeborenen-Stämme in der Umgegend von Finschhafen auf Neu-Guinea, Koloniale Rundschau, Monatsschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner 1 (1909), S. 590–610.

1885–1910. Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission in Queensland und Neu-Guinea, im Selbstverlag, Tanunda <sup>1</sup>1909, und in den Neuendettelsauer Missionsschriften 12, Neuendettelsau <sup>2</sup>1910.

Wie ich Missionar wurde [Auszüge aus den „Führungen Gottes“] (Neuendettelsauer Missionsschriften 13), Neuendettelsau <sup>1</sup>1909, <sup>2</sup>1910, <sup>3</sup>1911, <sup>4</sup>1919, <sup>5</sup>1928.

Im Busch verirrt. Ernste und heitere Geschichten für Kinder aus der Neuendettelsauer Mission in Kaiser-Wilhelmsland (Neuendettelsauer Missionsschriften 14), Neuendettelsau <sup>1</sup>1910, <sup>2</sup>1912.

Ein Traum und seine Erfüllung. Kurze Geschichte der Mission auf den Tami-Inseln (Neuendettelsauer Missionsschriften 15), Neuendettelsau 1910.

Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen (Neuendettelsauer Missionsschriften 16), Neuendettelsau 1910.

Die Bedeutung des christlichen Familienlebens in der evangelischen Heidenmission, Ansbach 1910.

Zur Mischehenfrage, Koloniale Rundschau, Monatsschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner 2 (1910), S. 470–473.

Missions-Vortrags-Reise durch drei Erdteile, im Selbstverlag, Neuendettelsau 1911.

Vor 25 Jahren und jetzt. Ein Wort zum 12. Juli 1886 und 1911 (Neuendettelsauer Missionsschriften 18), Neuendettelsau 1911.

In den Missionsdienst! Reisebriefe eines alten Missionars an seinen Sohn im Missionshaus, bevorwortet von Professor D[r]. Paul, Leipzig 1913. Nachdruck in: Traugott Farnbacher und Gernot Fugmann [Hg.]: Johann Flierl (1858 bis 1947). Ein Leben für die Mission, Mission für das Leben, Neuendettelsau 2008, S. 25–139.

Eine Abhandlung über Arbeiter-Anwerbung und Arbeiter-Handel, ein schwieriges Problem für die hiesige Kolonie, ernstlich zu erwägen bei der Regierung, bei Firmen und Missionen, im Selbstverlag, Heldsbach 1918. = A Treatise on Recruiting and Labortrade becoming a most serious Problem in this Colony, to be earnestly considered by Government, Firms and Missions, im Selbstverlag, Heldsbach 1918.

Ernste Zeitfragen für Kirche und Mission, Chicago 1919.

Appeal for Right. Some strong and valid reasons, why the Lutheran Mission Finschhafen should be left undisturbed by the present Government of this Colony, im Selbstverlag, Finschhafen 1920.

Forty-five years in New Guinea, Columbus (Ohio) <sup>1</sup>1925, <sup>2</sup>1931. = Gottes Wort in den Urwäldern von Neuguinea oder Gottes Führen und Regieren bei Gründung, Ausbreitung und Erhaltung der lutherischen Mission in Neuguinea (Neuendettelsauer Missionsschriften 62), Neuendettelsau 1929.

Ein Pfadfinder unter Menschenfressern. Was Gott auf Neuguinea in mehr als vier Jahrzehnten getan hat und was Gott von den Christen in der Heimat erwartet. Zugleich ein Rückblick auf mein Leben. Zur Erinnerung an den 70. Geburtstag und das 50jährige Amtsjubiläum des Begründers der Mission (Neuendettelsauer Missionsschriften 61), Neuendettelsau 1928.

Ueber die Toten nur Gutes! Ein Ehrendenkmal für die ehrwürdigen heimgegangenen Väter der luth. Kirche in Australien. (Von einem alten Australier), im Selbstverlag, Tanunda 1929.

Ein Majestätsverbrechen gegen den allmächtigen Schöpfergott, im Selbstverlag, Tanunda 1931. = A Capital Crime on the Part of Humanity against God the Almighty Creator, im Selbstverlag, Tanunda 1931.

Wunder der göttlichen Gnade. Evangelisten aus Menschenfressern! Geschichte der Gehilfenarbeit in der Lutherischen Mission bei Finschhafen auf Neu Guinea. Aus dem Missions-Archiv zu Heldsbach geschöpft und mit Dokumenten belegt, im Selbstverlag, Tanunda 1931. = Christ in New Guinea. Former Cannibals become Evangelists by the Marvellous Grace of God. A Short History of Missionwork done by the Native Helpers and Teachers in the Lutheran Mission New Guinea, im Selbstverlag, Tanunda 1932.

E-emasang, oder die wunderbare Heiligungsbewegung in unserer lutherischen Missionskirche auf Neu Guinea, welche zeigt wie auch niedrigstehende Schwarze ernste Christen werden können, uns weißen Leuten zum Vorbilde, im Selbstverlag, Tanunda 1932.

1886–1936. Vom Reitochsen zum Flugzeug. Zur Hebung der Transportnöte in der Lutherischen Mission auf Neu Guinea. Zum goldenen Jubiläum der Lutherischen Mission auf Neu Guinea, im Selbstverlag, Tanunda 1936.

1886–1936. Ein dankbarer Rückblick und ein hoffnungsvoller Ausblick auch in den schwersten Zeiten. Zum goldenen Jubiläum der Lutherischen Mission auf Neu Guinea, im Selbstverlag, Tanunda 1936.

1886–1936. Eine kurze Denkschrift. Zum goldenen Jubiläum der Neuendettelsauer Lutherischen Mission bei Finschhafen auf Neu Guinea, im Selbstverlag, Tanunda 1936.

Als erster Missionar in Neuguinea. Ein Grußwort des Gründers unserer Neuguinea-Mission [Auszüge aus der „Denkschrift“] (50 Jahre Neuendettelsauer Mission in Neuguinea, Heft 4), Neuendettelsau 1936.

Is the New Guinea Primitive Race destined to perish at the hands of European Civilization? Observations and Experiences by Joh. Flierl, D. D., who for more than four decades lived and worked in former German New Guinea, and who right to the jubilee year of the Mission in New Guinea has regularly received reports and minutes of meetings held in connection with the work on the mission field, im Selbstverlag, Tanunda 1937.

Die christliche Heidenmission soll für irgend eine Kolonialregierung in heidnischen Landen Gewissen sein, im Selbstverlag, Tanunda 1939.

60 Jahre im Missionsdienst, Neuendettelsau 1939.

My Life and God's Mission. An Autobiography by Senior Johann Flierl, Pioneer Missionary and Field Inspector in New Guinea, übersetzt von Erich Flierl, Adelaide 1999.

Ausgewählte Briefe [1885–1905], in: Traugott Farnbacher und Gernot Fugmann [Hg.]: Johann Flierl (1858 bis 1947). Ein Leben für die Mission, Mission für das Leben, Neuendettelsau 2008, S. 141–198.

### *Nachschlagewerke und Hilfsmittel\**

Norman L. Auricht und S. Munchenberg [Hg.]: Persecution to freedom. Christian Auricht and descendants 1806–1980. A history and family tree, Adelaide 1980.

\* Die in diesem Abschnitt angegebenen Internetquellen wurden in den Jahren 2007 bis 2011 laufend konsultiert.

Peter Austin: A Grammar of Diyari, South Australia (Cambridge studies in linguistics 32), Cambridge 1981.

Karl Baumann, Dieter Klein und Wolfgang Apitzsch: Biographisches Handbuch Deutsch-Neuguinea 1882–1922. Kurzlebensläufe ehemaliger Kolonisten, Forscher, Missionare und Reisender, im Selbstverlag, o. O. <sup>2</sup>2002.

Friedrich Wilhelm Bautz und Traugott Bautz [Hg.]: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Hamm/Herzberg/Nordhausen 1990–2010, Online-Edition, <<http://www.kirchenlexikon.de/>>.

Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm im Internet, Online-Ressource, <[http://www.woerterbuchnetz.de/DWB/wbgui\\_py?lemid=GA00001](http://www.woerterbuchnetz.de/DWB/wbgui_py?lemid=GA00001)>.

Traugott Farnbacher und Christian Weber [Hg.]: Ein Zentrum für Weltmission: Neuendettelsau. Einführung, Zeittafeln, Dokumente, Namen 1842–2002. Ein Handbuch, Neuendettelsau 2004.

Willy Flierl und Hermann Strauss: Kâte Dictionary (Pacific Linguistics C 41), Canberra 1977.

Regina Ganter [Hg.]: German Missionaries in Queensland. A web-directory of intercultural encounters, Online-Publikation vom 25. Juni 2009, <<http://missionaries.griffith.edu.au/>>.

Noel Gash und June Whittaker: A Pictural History of New Guinea, Milton (Queensland) 1975.

Joh. Christ. Aug. Heyse: Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung, neu bearbeitet von Otto Lyon, mit Nachträgen von Willy Scheel, Hannover <sup>21</sup>1922. [Aus dem Privatbesitz von Johann Flierl.]

Christian Keyßer: Wörterbuch der Kâte-Sprache, gesprochen in Neuguinea. Dictionary of the Kâte-language as spoken in New-Guinea (Siebentes Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen), Berlin 1925.

Graeme Moad: Ancestors, Online-Datenbank deutscher Einwanderer in Südaustralien, <<http://web.me.com/graememoad/ancestors/ancestors.html>>.

Hermann Nörr: Kirchenlied-Konkordanz, herausgegeben von Ludwig Weck, Neuendettelsau 1953.

Douglas Pike u. a. [Hg.]: Australian Dictionary of Biography, Melbourne 1966–2007, Online-Edition, <<http://www.adb.online.anu.edu.au/adbonline.htm>>.

Georg Pilhofer: Grammatik der Kâte-Sprache in Neuguinea (14. Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen), Berlin 1933.

J. F. Streicher: Jabêm-English Dictionary. Reproduction of the Jabêm-Deutsch Wörterbuch Compiled by Rev. H. Zahn 1917 (Pacific Linguistics C 68), Canberra 1982.

Ann Turner: Historical Dictionary of Papua New Guinea (Oceanian Historical Dictionaries 4), New York/London 1994.

C. A. Volker [Hg.]: Papua New Guinea Tok Pisin-English Dictionary, Oxford/Melbourne 2008.

### *Forschungsliteratur*

Susanne Froehlich: Unwritten history. Louise Flierl's everyday life on mission stations in Australia and New Guinea, in: Regina Ganter und Patricia Grimshaw [Hg.]: Women on Missions, Journal of Australian Studies 7 (2015) [im Druck].

Horst Gründer: ... *diese menschenfressenden und niedrigstehenden Völker in ein vollständig neues Volk umwandeln*. Papua-Neuguinea: eine letzte christliche Utopie, in: Peter Burschel, Mark Häberlein, Volker Reinhardt, Wolfgang E. J. Weber und Reinhard Wendt [Hg.]: Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard, Berlin 2002, S. 393–410.

Philipp Hauenstein: Fremdheit als Charisma. Die Existenz als Missionar in Vergangenheit und Gegenwart am Beispiel des Dienstes in Papua-Neuguinea (Missionswissenschaftliche Forschungen, Neue Folge 10), Erlangen 1999.

Philipp Hauenstein: Johann Flierl als Vermittler der Begegnung zwischen Kultur und Evangelium, in: Friedemann Walldorf, Lothar Käser, Bernd Brandl [Hg.]: Mission und Reflexion im Kontext. Perspektiven evangelischer Missionswissenschaft im 21. Jahrhundert. Festschrift für Klaus W. Müller (edition afem, mission academics 31), Nürnberg 2010, S. 176–189.

Peter J. Hemenstall: Europäische Missionsgesellschaften und christlicher Einfluß in der deutschen Südsee: das Beispiel Neuguinea, in: Klaus J. Bade [Hg.]: Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserliches Deutschland und koloniales Imperium, Wiesbaden<sup>2</sup>1984, S. 226–242.

Hermann Joseph Hiery: Praktizierter Rassismus. Das Fallbeispiel Australien in Neuguinea (1914–1921), in: Wilfried Wagner [Hg.]: Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität. Referate des 2. Internationalen Kolonialgeschichtlichen Symposiums 1991 in Berlin (Bremer Asien-Pazifik Studien 2), Münster/Hamburg 1992, S. 197–205.

Hermann Joseph Hiery: The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I, Honolulu 1995.

- Hermann Joseph Hiery [Hg.]: Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch, Paderborn/München/Wien/Zürich <sup>2</sup>2002. Zitiert als *Südsee-Handbuch*.
- Hermann Joseph Hiery: Die deutsche Verwaltung Neuguineas 1884–1914, in: *Südsee-Handbuch*, S. 277–311.
- Hermann Joseph Hiery: Der Erste Weltkrieg und das Ende des deutschen Einflusses in der Südsee, in: *Südsee-Handbuch*, S. 805–854.
- E[rnst] A[dolf] Jericho: Seedtime and harvest in New Guinea, Brisbane 1961.
- Wilhelm Koller: Die Missionsanstalt in Neuendettelsau. Ihre Geschichte und das Leben in ihr, Neuendettelsau 1924.
- Ed. Kriele: Das Kreuz unter Palmen. Die Rheinische Mission in Neu-Guinea, Barmen 1927.
- Hermann Mückler: Mission in Ozeanien (Kulturgeschichte Ozeaniens 2), Wien 2010.
- Rufus Pech: Deutsche evangelische Missionen in Deutsch-Neuguinea 1886–1921, in: *Südsee-Handbuch*, S. 384–416.
- Georg Pilhofer: Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea. Band 1: [Von den ersten Anfängen bis zum Kriegsausbruch 1914], Neuendettelsau 1961. Band 2: Die Mission zwischen den beiden Weltkriegen mit einem Überblick über die neue Zeit, Neuendettelsau 1963. Band 3: Werdende Kirche in Neuguinea – Kopie oder Original? Geschichtliches und Grundsätzliches zur Frage des Verhältnisses von alten und jungen Kirchen, Neuendettelsau 1962. Zitiert als: Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I–III.
- Georg Pilhofer: Geschichte des Neuendettelsauer Missionshauses, Neuendettelsau 1967.
- Georg Pilhofer: Johann Flierl, der Bahnbrecher des Evangeliums unter den Papua, Neuendettelsau <sup>4</sup>1968.
- Charles A. Price: German Settlers in South Australia, Melbourne 1945.
- C. D. Rowley: The Australians in German New Guinea 1914–1921, Melbourne 1958.
- Heinz Schütte: Lokale Reaktionen auf evangelische Missionsbemühungen im Kolonialen Neuguinea 1887–1914, in: Wilfried Wagner [Hg.]: Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität. Referate des 2. Internationalen Kolonialgeschichtlichen Symposiums 1991 in Berlin (Bremer Asien-Pazifik Studien 2), Münster/Hamburg 1992, S. 497–509.

Heinz Schütte: Über den Einbruch der geraden Linie und des rechten Winkels. Gedanken zum zivilisatorischen Projekt Rheinischer Missionare im frühkolonialen Neu Guinea, in: Wilfried Wagner [Hg.]: *Kolonien und Missionen. Referate des 3. Internationalen Kolonialgeschichtlichen Symposiums 1993 in Bremen* (Bremer Asien-Pazifik Studien 12), Münster/Hamburg 1994, S. 165–179.

Paul Steffen: Missionsbeginn in Neuguinea. Die Anfänge der Rheinischen, Neuen-dettelsauer und Steyler Missionsarbeit in Neuguinea (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini Sankt Augustin 61), Nettetal 1995.

Paul Steffen: Die katholischen Missionen in Deutsch-Neuguinea, in: *Südsee-Handbuch*, S. 343–383.

Christiane Stevens: *White Man's Dreaming. Killalpaninna Mission 1866–1915*, Melbourne 1994. Zitiert als: Stevens: *Killalpaninna Mission*.

Eberhard J. Wormer: *Alltag und Lebenszyklus der Oberpfälzer im 19. Jahrhundert. Rekonstruktion ländlichen Lebens nach den Physikatsberichten der Landgerichtsärzte 1858–1861* (Miscellanea Bavarica Monacensia 114), München 1988. Zitiert als: Wormer: *Alltag und Lebenszyklus der Oberpfälzer*.



## QUELENNACHWEIS ZU DEN ABBILDUNGEN

### *Teil 1*

Abb. 2: Abschlußzeugnis der Werktagsschule, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 3: Das älteste erhaltene Schreiben Flierls an Friedrich Bauer, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 4: Abschlußzeugnis der Feiertagsschule, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 5: Zeugnis der Missionsanstalt, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 6: Urkunde über die Entlassung aus dem bayerischen Staatsangehörigenverband, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 9: Heiratsurkunde, Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau, vorl. Nr. 4.1.

Abb. 10: Johann Flierl während seiner Zeit in Australien, Lutheran Archives, Adelaide.

Abb. 11: Die Lehmkirche der Wüstenstation Bethesda, Lutheran Archives, Adelaide.

Abb. 12: Das Holzhaus der Flierls in Bethesda, Lutheran Archives, Adelaide.

Abb. 13: Johann Flierl mit indigenen Christen und den Missionaren, Lutheran Archives, Adelaide.

Abb. 14: Missionspersonal und Besucher am selben Tag, Lutheran Archives, Adelaide.

### *Teil 2*

Abb. 2: Johann Flierl und Biwa, Lutheran Archives, Adelaide.

Abb. 59: Johann Flierls Grabstein, Photographie von Philipp Pilhofer.

Abb. 60: Kirchenfenster in Tanunda, Photographie von Sabine Pilhofer.

Abb. 62: Altar der heutigen Kirche in Simbang, Photographie von Elisabeth Pilhofer.

Alle anderen Photographien stammen aus der Privatsammlung der Herausgeberin.



1

**KINDHEIT, JUGEND UND AUSBILDUNG  
(1858–1878)**



## FRÜHESTE KINDHEIT

An der Wiege hat mirs meine liebe Mutter wahrlich nicht gesungen, daß ich dereinst als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea auf der andern Seite des Erdballs kommen würde, um da den Grund zu legen für eine lutherische Missions-Kirche. Sie kannte nicht einmal den Namen dieser so weit entfernten großen tropischen Insel. – Ich selber erfuhr auch erst von dieser Rieseninsel, als ich schon erwachsen war und allerlei über und von der Heideninsel gelesen hatte und Gottes Führung dahin ging, mir dieses Heidenland als mein Arbeitsfeld zu zeigen.

Ich war ein unerwarteter Spätling, das Jüngste von sieben Geschwistern. Mein einziger Bruder war sechs Jahre älter als ich und die Schwestern entsprechend noch älter. Meine Mutter war gut halb so alt wie die Sarah, als diese den Erzvater Isaak geboren hat. Ich trat in dieses Jammertal mit viel Weinen und Wehklagen ein, und lieb Mütterlein glaubte, ich würde wohl nicht lebensfähig sein und hätte um mein gutes Abscheiden gebetet, erzählte sie später. Doch Gottes Gedanken waren auch hier wie so manchmal andere als die Gedanken der Menschen. Das hat Mutter auch in schönster Weise erkannt, indem sie bei Erzählungen über meine früheste Kindheit anführte das gute Sprüchwort: „*Was Gott will erquicket, kann Niemand unterdrücken!*“ Ich entwickelte mich in guter Zeit ganz normal und erinnere mich auch noch der Tage, da ich im Flügelkleide umherlief in dem schönen sonnigen Buchhof, seinen Obstgärten, grünen Feldern und bewaldeten Höhen. Wo es anging, besuchte ich meinen Vater gern beim Arbeiten im Freien und machte gern selbständige Entdeckungsreisen in Busch und Wald, fand aber stets rechtzeitig wieder heim. Es mußte sich dabei der gute Orientierungssinn entwickeln, den ich später in Wüsten und Wildnissen so notwendig brauchte. Einmal berichtete ich meinem Vater: „Da oben war ein Felsen, da is ein Luch einganga, da wäre leigaja da Wouzawakl auakuma!“<sup>1</sup> – Wouzawakl ist der Popanz, durch den die Kinder wurden fürchten gemacht.

Ein andermal kam ich zum Vater zurück, die Tasche meines Flügelkleides gestopft voll unreifer Haselnüsse. Da schalt er mich. Unreife Haselnüsse sollte ich ja nicht mehr abreißen, sonst schändt der Himmel-Dada<sup>2</sup>. Auch diese Nüsse läßt er wachsen. Die sollen reif werden, dann sind sie gut zum Essen. – In meinem kindlichen Unverstand hatte ich gedacht, die Haselnüsse fressen ja doch bloß die Hasen ab. Später zeigte er mir dann im Spätherbst beim Streurechen herrliche reife Haselnüsse, welche

1 „Da oben war ein Felsen, der hatte ein Loch, da wäre fast der Wouzawakl herausgekommen!“

2 Sonst schilt Gott.

die Nußhäher und Eichhörnchen im Moos versteckt hätten, damit sie im Winter auch noch etwas Gutes zu essen hätten.

Das interessierte mich sehr, und als ich älter und größer wurde, sammelte ich fleißig reife Haselnüsse in den Wäldern und auf den Steinhaufen unserer Berge von den da  
1|2 | reichlich wachsenden Sträuchern. In einem Jahre kaufte mir der Jude Scheckel aus Schnaittach von meiner reichen Ernte einen Metzen um einen Preußentaler ab, und ich fühlte mich ganz reich. –

Eines Tages, noch im Flügelkleide, leistete ich meinem Bruder und einem Nachbarjungen Gesellschaft beim Kühehüten. Sie beide fingen am Vieh die blutdürstigen Bremsen, und ich mußte meine große Tasche hergeben als Gefängnis der Gefangenen, deren immer mehr wurden. Ich sollte nur die Tasche gut zuhalten, damit sie nicht entweichen könnten. Ich tat das nur zu gut, und meine einzige Tasche wurde schließlich arg blutbefleckt, was mir solches Grauen verursachte, daß ich den unangenehmen Vorfall niemals vergessen konnte. –

Endlich kam der wichtige Tag, da ich meine ersten Hosen anziehen durfte und bald zu den Größeren gezählt wurde. Am Ort hatte ich nur einen Altersgenossen und Kameraden, den Bauern-Loeil<sup>3</sup>. Wir kamen nun allgemach auch in die Nachbarorte, wie Eckeltshof, Pleishof und Troßalter, besonders an Sonntagen, und Jungen von dort kamen gelegentlich zu uns nach dem Buchhof. Ich sah und hörte Neues, und nicht eitel Gutes. Das mußte natürlich nachgeplaudert werden. So rief ich eines Tages der Großmagd des Buchhofbauern unflätige Schimpfworte zu. Die war so wenig erbaut von meinem unguuten neuen Sprachschatz, daß sie mich blitzschnell beim Wickel nahm und mit ihren derben Fäusten gebührend abstrafte, ohne den langwierigen Weg einzuhalten, mich bei Muttern zu verklagen. Das war nur heilsam, und ich lernte dabei, daß kleine Jungen großen Leuten gegenüber sich manierlich betragen sollen.

Die Mutter war eine vielgeplagte Hausfrau in jenen Tagen. Sie hatte neben ihrem Haushalt auch zwei Kühe zu ernähren, die nicht nur Milch liefern, sondern auch Pflug und Wagen ziehen mußten, und Grünfutter wurde damals noch wenig angebaut, die Frauen und Mädchen mußten das Unkraut in den Getreidefeldern ausstechen und in der Grashülle<sup>4</sup> waschen, am Sonnabend möglichst die doppelte Menge, damits über Sonntag reichte. Da geschah es in einer Nacht, daß eine von unsern Kühen von der Kette los wurde, den Riegel der äußeren Türe wegschob und draußen in der Wasserhülle das Sonntagsfutter für sich und Genossin im voraus wegfraß, ohne dadurch Schaden zu nehmen.

Nur wenn die viel beschäftigte Mutter in der Küche kurz tätig war, den großen Kachelofen beim Kochen heizend, konnte ich ihr nahe sein und stand treulich hinter

3 Loeil ist die regional gebräuchliche Form von Leonhard.

4 In einer Zisterne, die zum Graswaschen und als Viehtränke diente. Das Trinkwasser wurde in einer eigenen Zisterne gesammelt.

ihr. Oft erhielt ich dann mit dem Stiel der langen hölzernen Ofengabel einen Stoß an den Kopf, und je nach der Heftigkeit heulte ich. Sie tröstete mich dann mit der Bemerkung: „Wärest wegganga, hinten habe ich keine Augen!“ Und ich nahm mich mehr in obacht.

Mehr konnte ich Muttern nahe sein in der Winterzeit, wenn die gehörnten Hausgenossen von Trockenfutter leben mußten, wofür Vater die Häcksel schnitt von Stroh und Heu. Da konnte dann Mutter mehr stille sitzen am Spinnrocken, die Spindel drehen und aus selbstgebautem besten Flachs den feinsten Nähfaden spinnen. Dabei konnte sie sich auch in bester Weise ihrem Jüngsten widmen. Sie hatte viele gute Sprüchlein inne und auch den Katechismus und brachte mir die erste Milch der himmlischen Weisheit bei; unter anderem auch die Verslein: „Ich bin klein, mein Herz ist rein. Niemand drin wohnt, denn Jesus allein!“ Und das Andere: „Wo ich bin und was ich tu, sieht mir Gott mein Vater zu!“ |

2|3

Als ich die Nachricht von der lieben Mutter Hinscheiden im Juli 1879 in der Inlandwüste des fernen Australien erhalten, gedachte ich ihrer in den nachstehenden Versen:

In der Heimat weiten Ferne – Weilet jetzt mein Sinn.  
Könnte ich, wie wollt ich gerne – Noch einmal dorthin.  
Aber meiner Kindheit Stätte – Ist nun öd und leer:  
Meine Mutter, die Geliebte, – Find ich dort nicht mehr.  
O wie oft hab' ich gegessen – Als der Unschuld Kind,  
Hab der Jugend Spiel vergessen – An der Mutter Knieh'n.  
Während sie am Flachs hantierte – Und die Spindel dreh't,  
Manchen Spruch, auch die Gebote – Sie mich hat gelehrt.  
Mutter, eines Tag's ich sagte, – Der Gebote Schluß,  
Ehe ich der Schulzeit nahe, – Ich noch lernen muß.  
Nein, mein Kind, sie mir entgegnet, – Der Gebote Schluß,  
Ist Dir, eh' die Schul dich heget, – Ein' zu harte Nuß.  
Aber ach, wie konnt' ich darum – So vergeßlich sein,  
Gottes Drohung und Verheißung – Mir nicht prägen ein! –  
Lernt' ich doch so manches Gute – In der Schule einst,  
Warum hab' im Jugendmute – Ich das Best' versäumt? –  
Wie sonst konnt' das Gift der Sünde – In des Knaben Herz  
Mächtig werden so geschwinde – Als wär' sie ein Scherz!  
Nicht mehr kann der Jüngling heute – Wie das Kind vordem  
Seinen Blick voll Fried und Freude – Auf zum Himmel heb'n.

Seine Brust hat schon entweiht – Pesthauch böser Lust.  
 Seine Unschuld ist verstreuet – Durch der Sünde Wust.  
 Treuer Heiland voll Erbarmen, – Dir sei Lob und Preis,  
 Daß Du huldrreich hast mir Armen – Deine Hand gereicht.  
 Wie der Brand aus Feuersgluhte – Noch zur rechten Frist  
 Starker Hand und Kräft'gem Mute – Wohl zu retten ist,  
 So auch von des Abgrunds Rande – Von der Sünde Pfad,  
 Mich, o treuer Heiland, wandte – Deine mächt'ge Gnad!  
 Denn durch Deine Gnad' gerettet, – Durch Dein Blut versöhnt,  
 In Dein Wundenmal' gebettet – Und mit Heil gekrönt:  
 Gabst Du mir Befehl zu eilen, – Deine Gnadenschätz'  
 Auch den Heiden mitzuteilen, – Die in Satans Netz.  
 Wie Du, Herr, durch Dein Erbarmen – Mir geholfen hast,  
 So befrei' auch diese Armen – Von der Sünde Last.  
 Und mich schließ in Deine Gnade – Allzeit feste ein,  
 Daß der Teufel nicht mehr schade – Mir, dem Jünger Dein.  
 Schon ein Jahr ist's, seit Du führtest – Aus der Heimat mich,  
 Alle meine Weg regiertest, – Mir halfst mächtiglich.  
 Und nun riefst Du aus dem Leben – Meine Mutter lieb',  
 Was ich je an ihr tat fehlen, – Mir aus Gnad' vergib.  
 Du hast, Herr, durch Ernst und Güte – Sie Dir zugewandt,  
 Daß sie selig in Dir schiede, – Dafür sei Dir Dank! –  
 Ach Herr, nun noch lange Jahre – Uns zu Trost und Rat,  
 Unsern Vater uns bewahre, – Sei stets Du ihm nah'.  
 Und zuletzt vor Deinem Throne – Alle uns verein',  
 Wo wir Deiner, Himmels-Sonne, – Ewiglich uns freu'n.  
 Dort all Gram und Leid wird enden. – Auch der Tränen Lauf  
 Durch den Trost, den Du wirst spenden, – Ewig hören auf.  
 Nun, o Herr, durch Deine Güte, – Deine Huld und Gnad',  
 Deine treue Heilandsliebe – Sei Dir Dank gesagt.

3/4 Amen. |

Zur Zeit, da meine lieben Eltern schulpflichtige Kinder waren, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, war das Volksschulwesen noch nicht so gut geregelt als zu meiner Zeit und noch viel weniger wie in der Gegenwart. Da gab es noch keinen richtigen

Schulzwang, und Kinder auf dem Lande besuchten höchstens im Winter einigermaßen die Schule. Unser lieber Vater sagte uns oft: Ihr Kinder habt es viel besser mit der Schule als wir in unseren Tagen, ihr habt ganz andere Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen. – Mein Vater konnte immerhin richtige kleine Brieflein schreiben. Die Mutter machte lieber nur ein Kreuz, wenn ihre Unterschrift gefordert wurde.

Es war auch nach den Gegenden verschieden. Im nahen Eckeltshof war in alter Zeit der alte Veteran Zimmermann aus den Napoleonischen Kriegen Dorfschulmeister. Seine Kuriositäten wurden uns Kindern noch gezeigt, massive eiserne Kanonenkugeln verschiedener Größen. Mit der Kunst des Schreibens war es bei diesem alten Kriegsmann wohl nicht weit her, so konnte er auch seinen Schülern wenig beibringen. Ich kannte noch solche als alte Männer. So den Bauern Hirma in Kegelheim. Als von diesem in gerichtlicher Sache Unterschrift gefordert wurde, erklärte er kurz: „Ich kann nicht schreiben.“ Auf die Aufforderung, dann solle er ein Kreuz machen, lehnte er ab zunächst mit dem Bemerkten: Kreuz<sup>5</sup> hätte er ohnehin genug. – Er hatte einen ungeratenen Sohn.

In Poppberg, einer Filiale<sup>6</sup> von Fürnried, war zu meiner Zeit ein Schulmeister mit lahmer Hand und dadurch behindert zu andern Geschäften. Er war aber sonst ein tüchtiger Lehrer und als solcher allgemein anerkannt. Das Nötige schreiben konnte er mit der linken Hand und es auch seinen Schülern beibringen für die rechte Hand. Er war auch der Gemeindeschreiber für unsern Bürgermeister, den Buchhofbauern, der uns einmal eine nette Geschichte erzählte von diesem Lehrer Högner, den ich oft in unserer Kirche zu Fürnried sah. Högner hatte einmal die berühmte Herbst-Kürwe oder Jahrmarkt zu Kastl besucht. Auf dem Heimweg sah er, wie der Landrichter von Kastl mit Frau vom Spaziergang heimkehrte. Zweien Burschen, die ohne Gruß am Landrichter vorübergingen, rief dieser zu: „Na, ihr Flegel, wüßt ihr nicht, wer ich bin?“ Auf diese vorwurfsvolle Frage hin eilten die beiden jungen Männer zum Landrichter hin. Der eine faßte ihn bei den langen Schößen seines langen Gehrockes und führte ihn um seine erschrockene Frau rückwärts herum, der Andere nahm ihm seinen Hut ab und schlug ihm mit demselben ins Gesicht. Die vornehme Frau stand händeringend, jammerte und klagte: „Ach, sie bringen meinen Mann um, sie bringen meinen Mann um – ach, sie bringen meinen Mann um!“ Als Lehrer Högner dieser Jammerszene näher kam, gingen die beiden Attentäter mit raschen Schritten weiter, den Landrichter mit seiner Frau freigebend, sammt seinem Hut. Der Landrichter fragte Högner: „Sie, Herr, kennen Sie diese Flegel nicht?“ Högner kannte sie nicht und bedauerte es auch nicht. Er konnte auch den Landrichter nicht bedauern, der vor den fremden Marktbesuchern besser *incognito* spazieren gegangen wäre.

5 Mühsal, Ärger.

6 Eine Filiale ist ein kleiner Ort, der zu einer größeren Gemeinde gehört.

4|5 Nach dieser Abschweifung zurück zu meiner lieben Mutter. Also Schreiben konnte sie nicht ordentlich, aber ganz gut lesen. – Als sie einmal bei einem Stadtbesuch in Sulzbach-Rosenberg unter anderem ein neues Andachtsbuch für Abendsegen eingekauft hatte, las sie schon unterwegs mit | großem Eifer darin. Wenn sie öfters nicht zur Kirche gehen konnte, so las sie während der Kirchzeit regelmäßig die Predigt fließend und ausdrucksvoll, und ich war dabei ihr einziger kleiner Zuhörer. Ich sehe noch den alten Brastberger im stattlichen Quartlederband mit dem großen altertümlichen Druck vor der Mutter auf dem Tisch liegen.<sup>7</sup> Ein Wort, das in allen Predigten vorkam, habe ich mir bis auf den heutigen Tag gemerkt, wohl weil ich es damals noch nicht verstand. Es war das Wort »Epikurer«. Aus dem Zusammenhang erkannte ich, daß diese »Epikurer« sehr ungute Leute waren, mit denen Brastberger scharf ins Gericht ging.

Mein um sechs Jahre älterer Bruder<sup>8</sup> war mir nächst den Eltern die größte Vertrauens- und Respektsperson, bei dem meine Wißbegierde allzeit Auskunft erfragen konnte. Er war schon etwas welterfahren, indem er den Sommer über in der Regel als Hütejunge auswärtig in Diensten war.

Einmal sagte ich zu ihm: „Oul, der Zimmerhansloeil ist so ein böser Bu, der wird wohl in die Hölle kommen.“ Der verständige ältere Bruder Ulrich verwies mir ernst solche Rede. So etwas dürfe man nicht sagen, sonst könnte man selber in die Hölle kommen. Wir alle seien böse und ich nicht der brävste. – Das war eine feine Auslegung zu dem Herrenwort: „*Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden!*“<sup>9</sup> – Das Wort prägte sich mir ein fürs Leben. Mein Bruder gab mir Auskunft und Aufklärung auf jede Frage und allzeit mit großem sittlichen Ernst, ganz anders wie andere Knaben seines Alters.

Der oben erwähnte »Zimmerhansloeil« machte mir übrigens eine gute Bemerkung, welche zeigt, daß er gar kein so böser *Bu* sei, wie ich oberflächlich geurteilt hatte. Es war an einem Karfreitag, wir spielten auf dem jungen Rasen mit Ostereiern, da sagte er plötzlich: „*Weißt du auch, was heute geschehen ist? – Heute ist der liebe Heiland am Kreuz für uns gestorben!*“ –

Mein älterer Bruder war auch mein sorgsamer Beschützer. Wir waren an einem Sonntag Nachmittag im Wald beim Kühhüten, und nahebei sein Altersgenosse, der Knöklhansl als Hütejunge mit der Herde des Buchhofbauern. Da ließ der Knöklhansl Steine brummen. Dabei werden kleine Steinchen in die Peitschenschnur gebunden und geschleudert wie mit einer Schleuder, so fliegen sie mit lautem Brummen niedrig dahin. Solch ein Stein war nahe bei uns niedergegangen. Da warnte mein Bruder den

7 Immanuel Gottlob Brastberger (1716–1764), pietistischer Pfarrer aus Schwaben, verfaßte verschiedene Predigtsammlungen. Eine solche ist hier gemeint.

8 Ulrich Flierl, der später als Bauer das Anwesen der Eltern übernahm.

9 Lk 6,37a.

Kameraden, er solle sich ja vorsehen, daß er uns nicht treffe. Der Betreffende achtete die Warnung nicht, und der nächste Brummstein traf mich an die Stirne, wie einst den Riesen Goliath,<sup>10</sup> zum Glück nicht ganz so gefährlich. Das Steinchen war wohl doch zu leicht, aber das Blut strömte, und ich ging heulend nach Haus, wo die Wunde verbunden wurde. Mein Bruder aber und sein sonst gutmütiger Kamerad waren recht bekümmert über mich. Mein Vater ging zu ihnen hinaus und ermahnte ernst und freundlich, indem er sagte, daß der Missetäter hätte sich und uns unglücklich machen können. Meinen Vater freute es, daß der Knöcklhansl die Strafrede reumütig aufnahm und ihr sich nicht entziehen wollte, und derselbe erzählte noch im Alter seinen Kindern, wie der alte Flierl ihn so freundlich und ruhig ermahnt hätte.

Auf der Kindheit wilden Wegen behütete uns Gottes Gnade über unser Verdienst und Würdigkeit. Als ich schon länger zur Schule ging und mit Kameraden am Grasanger bei Fürnried spielte, ließ ein Kamerad Zigel einen runden Kieselstein den Abhang herabrollen, der mich am Kopf verletzte, doch | nicht gefährlich. Der einstige Schulkamerad Zigel, zur Zeit ein über 80jähriger Schuhmacher in Rosenberg, erinnerte mich bei einem kürzlichen Besuch dortselbst an jene halbvergessene Affaire, die ihn damals in Ängste gebracht hatte.

5|6

Obwohl uns als Schulkindern schon das ernste Sprichwort aus Volksmund bekannt war: „Einen Stein aus der Hand geschleudert, kann der Teufel führen zum Unheil!“, so waren wir Fürnrieder Schulbuben doch so mutwillig und böseartig, Konfirmandenschüler aus dem Filial Schwend mit Steinwürfen zu verfolgen und in die Flucht zu jagen bei ihrer Heimkehr. Und die schlimmen Waffen der Feldsteine waren in den Äckern um Fürnried gar häufig. Es war Gottes unverdiente Gnade, welche dabei Unglück verhütete.

Junge Kinder erschrecken bald und fürchten sich leicht. Bei Gelegenheit gab mir mein lieber Vater ein gutes Rezept gegen Furcht und Schrecken. Einmal trat ich nachts noch vor die Haustür. Da stand ein großes schwarzes Tier vor mir und starrte mich mit glühenden Augen an. Ich schrie vor Angst, als ob ich am Spieß steckte. Mein Vater kam hinausgesprungen und konnte meine Furcht und Schrecken schnell zerstreuen mit dem Bemerkten: Es sei ja doch bloß der gutmütige Hofhund vom Buch[hof]bauern, ich solle [mich] doch nicht so leicht fürchten, sondern vielmehr sprechen wie Jener: „Ob auch der Himmel einfällt, er wird mich wohl bedecken, doch nicht erschrecken!“

Dieser große schwarze Kettenhund war für mich und den Bauern-Loeil in seinen Freistunden Spielkamerad. Nur als Wächter an der Kette setzte er seine strenge Amtsmiene auf und ließ nur Familiengenossen zur Haustür eintreten. Da kam ich übel an, als ich glaubte, er müsse mich doch zu Genüge kennen und auch freien Eintritt

10 Flierl denkt an die biblische Geschichte von David und Goliath in 1Sam 17, hier 17,49.

gewähren. Er fuhr mit wütendem Gebell auf mich los und warf mich zu Boden, daß ich blutete, doch biß er mich nicht. Das ließ ich mir zur Warnung dienen.

In der Regel sind Kettenhunde sehr bössartig und würden Beißen und Zerreißen einen Jeden, der in die von ihnen bewachte Haustüre eintreten würde. So geriet einmal mein Vater in unerwartete Gefangenschaft. Er war für unsern Nachbarn, den Bürgermeister, Gemeindebote und hatte im nahen Wolfertsfeld etwas auszurichten. Er fand die Türe des betreffenden Hauses offen und dachte nicht an einen Hund, der in verborgener Hütte ruhte. Er fand die Wohnstube leer und rief nach den Bewohnern vergeblich. Nur der wütende Kettenhund kam zur Tür und verhinderte den Rückzug. Zum Glück ging gerade außen eine fremde Frau vorüber, der er durch das geöffnete Fenster sein Pech meldete und sie bat, um die Ecke zu gehen und den bösen Hund von der Türe abzulenken. Das geschah mit leichter Mühe, und er war befreit.

6/7 Als Kind hatte ich leichte Anwendung zum Nachwandeln. Im Winter legt man sich gern zur Vorruhe auf die warme Ofenbank, sinkt schnell in tiefen Schlaf und ist unbesinnlich, wenn geweckt, um in die kalte Bodenkammer zum Schlafengehen hinauf zu steigen. Durch die mütterliche Bemühung endlich unter warmer Decke untergebracht, schläft man leicht unruhig und findet auf einmal, daß man verkehrt im Bette liegt, mit dem Kopf am niedrigen Fußende, und kann nur durch mütterliche Bemühung wieder zurecht kommen. Einmal kam ich auch im bewußtlosen Zustand aus dem Bett und fand mich zum Bewußtsein erwacht | auf einer hohen Plattform. Überall, wohin ich auch tastete, ging es senkrecht in unbekannte Tiefen mit Gefahr des Absturzes. Da blieb nichts übrig, als um Hilfe zu rufen. Die herbeieilende Mutter rief erstaunt: „*Bou*, wie kommst du denn auf meine hohe Truhe?“ Ja, das wußte ich halt selber nicht. Sie brachte mich wieder sicher in mein Bettlein mit der strikten Ermahnung, ja drinnen zu bleiben. Und das wollte ich ja auch. Es kamen auch ernstere Fälle des Nachwandeln nicht vor, daß ich etwa im bewußtlosen Zustand auf Dächer gestiegen wäre.

Einmal fiel ich vom Ackerwagen, wo Vater dabei war. Die Kühe gingen ausnahmsweise durch, von Bremsen oder Hornissen geplagt, und das Hinterrad ging über mein Schienbein. Da der leichte Wagen unbeladen war, wurde das Bein nicht ernstlich verletzt. Später einmal, da ich allein mit Obst für die Schwester in Fürnried auf unserm Fuhrwerk losgeschickt worden war, blieb ich auf dem Rückweg leichtfertig auf dem leeren Wagen sitzen, und die Zugkühe gingen dann auf dem letzten langen Abhang im Galopp durch, wohl von der Milch gedrückt, und jagten über Stock und Stein. Boden- und Seitenbretter gingen noch hinten hinaus ab, und ich konnte mich auch über die nackte Langwied<sup>11</sup> hinaus auf den Boden retten. Ein Lob für meine verfehlte Fuhrwerkerei erhielt ich natürlich von dem entgegen eilenden Vater nicht, der aber

11 Eine Langwied ist die Holzstange, die bei einem Fuhrwerk den vorderen mit dem hinteren Wagenteil verbindet.

immerhin froh war, Zugtiere, Wagen und Fuhrknecht noch heil und ganz aufnehmen zu können.

In den wasserarmen Bergen des Franken-Jura kamen immer wieder Unglücksfälle durch Ertrinken kleiner Kinder vor in tiefen Wasserhüllen<sup>12</sup>, die fast bei jedem Haus sich finden zum Waschen des Feldgrases und Trinkwasser für den Viehstand. Die Wände sind steil ausgemauert und daher diese sonst uneingefriedigten Wasserhüllen richtige Fallgruben für lebhaftige Kinder und zuweilen auch für unvorsichtige große Leute.

Eines Tages erhielten wir Nachricht, daß der kleine Bruder des Zimmerhansloeil ertrunken sei. Ich durfte mit hingehen, mit meiner Mutter die kleine Leiche in ihrer Lade zu sehen, was sich mir fest einprägte. Etwas später wohnte ich dem Begräbnis bei eines ertrunkenen Kindes aus dem Dorf Ameried, nördlich von Fürnried. Bei der Einsegnung sagte der Pfarrer: „Auf gewaltsame Weise im Wasser ertrunken, hat es sein Ende gefunden!“ – Bei jeder Gelegenheit ermahnten Eltern und ältere Geschwister mich ernstlich und dringend, ja den Wasserhüllen nicht zu nahe zu kommen, da wohne der böse Hüllmann drinnen, der vorwitzige Kinder hineinziehe, daß sie ertrinken müßten. Allabendlich hörte man aus solchen Hüllen das laute, vielstimmige Froschkonzert, bei dem wohl der vielerwähnte Hüllmann Dirigent war.

Einmal war ich Augenzeuge, wie ein erwachsenes Menschenkind, die Jungmagd Meigl<sup>13</sup>, in die große Wasserhülle des Buchhofbauern fiel. Ich und mein Kamerad, der Bauern-Loeil, schrieten um die Wette: „Die Meigl is in die Hüll nei gefallen!“<sup>14</sup> Der Knecht kam, zog sie mit einem Rechen ans Ufer und mit den Händen heraus. In dem seichten Wasser hätten sie selber aufstehen und herausgehen können, aber wer einmal im Wasser lag, gab sich verloren. Das Wasser war so naß und kalt. Niemand badete und konnte schwimmen. Nur eine halbe Stunde von Buchhof, bei der Neumühle, floß ein klarer Bach und fand sich ein aufgestautes Mühlwehr, aber Jedermann blieb dem unheimlichen Wasser fern. Nur kleinste Kinder wurden im Schäßlein lau gebadet, aber davon wußte man nichts mehr. – Wie herrlich ists da doch im schönen, warmen Neu Guinea! |

7|8

12 Zisternen.

13 Meigl ist die regional gebräuchliche Form von Margarete.

14 „Die Meigl ist in die Zisterne gefallen!“



## MEINE SCHULZEIT

Nach dem vollendeten sechsten Lebensjahr sollte ich in eine neue Lebensperiode eintreten und mehr losgelöst werden von dem Schürzenbündel der Mutter, welcher ich so gerne nachlief beim Grasen<sup>15</sup> im Feld, beim Viehfüttern in Haus und Stall und beim Suppenkochen in der Küche, so daß ich zuweilen mit dem Nicknamen »der Kuchafriedel« benannt wurde. Zuweilen suchte ich mich auch nützlich zu machen und wollte dafür auch belobt werden und fragte gar manches Mal: „Gella Mouda, i bin brav?“ Worauf ich in der Regel die Antwort erhielt: „Ha freili, du bist a brava Bou, a schöina Bou, a gscheita Bou, und wer dir wos dout, den hauma oba.“<sup>16</sup> So weit möglich leistete ich auch dem Vater Gesellschaft in Wald und Feld. Eines Tages fragten mich die Eltern, welchen Teil ich lieber hätte, den Voda oder d' Mouda? Ich sagte, m' Voda – war noch nicht so klug zu antworten: „Beide gleich“. Da sagte die Mutter, sie würde für mich keine Suppe mehr kochen. Sie führte indessen die schreckliche Drohung nicht aus, und ich brauchte nach wie vor nicht verhungern und keinerlei Not zu leiden. –

Und nun kam mein so denkwürdiger erster Schultag. Es war der erste Mai 1864, da unser neuer Jahrgang eingestellt wurde, zugleich mit dem Beginn der Sommerschule. Da wurde die einheitliche Winterschule, die sieben Jahrgänge zusammen, den ganzen Tag geteilt. Es war den Sommer über nur vormittags Schule, von 8 bis 10 Uhr die Großen, von 10 bis 12 Uhr die Kleinen.

Ich war zwar schon bis Fürnried, dem Kirch- und Schuldorf, gekommen, aber noch nie ins Schulhaus und Schulzimmer, und damit ich das Ziel ja nicht verfehlte, mußte ich gleich früh mit Bruder Ulrich fortgehen, der ja sechs Jahre älter war wie ich und schon zu den ganz Großen gehörte. Unser Schulweg war eine halbe Stunde lang, recht kurzweilig auf und nieder über Berg und Tal, durch Wald und Feld, wo man gelegentlich auch ein Häslein oder gar Rehlein springen sah und Leute bei Feldarbeit. Diesen Weg durfte ich Tausend und Tausend Male gehen bei herrlichem Sonnenschein wie auch grauen Regentagen.

Der erste Tag war natürlich schön, als der Erste vom Wonnemonat Mai. Mein Bruder führte mich hinauf in den Schulsaal, eine Treppe hoch mit großen Fenstern auf drei Seiten. Der Saal faßte bis zu 80 Kinder in zwei Bänkenreihen, im Südteil

15 Beim Schneiden von Gras für das Vieh.

16 „Nicht wahr, Mutter, ich bin brav?“ „Ja freilich, du bist ein braver Bub, ein schöner Bub, ein kluger Bub, und wer dir was tut, den schlagen wir aber.“

für die Großen, in der Nordhälfte für die Kleinen, das Angesicht aller gegen den Sonnenaufgang gewendet.

8)9 Auf der Nordseite wies mich mein Bruder in die letzte Bank mit der kategorischen Bemerkung: „Hier setzt Dich hin, und da bleibst!“ So setzte ich mich mitten auf die letzte Bank, die als Einzige keine Lehne hatte. Bei allen übrigen bildete das Schreibpult die Lehne. An diesem nicht ganz bequemen Plätzlein lernte ich zwei Stunden lang meine erste Lektion, nämlich ganz stille sitzen. – Bald kamen die Kameraden meines Bruders, die Großen Jungen und Mädchen, füllten die oberen Bänke. Der Herr Schulmeister erschien – so hießen damals die Lehrer – und unterhielt seine große Klasse mit Lesen, Rechnen und Schreiben und auch mit Vortrag und Abfragen. Was ich ja alles mit einigem Interesse beobachtete und hörte, wenn auch nicht durchwegs verstand. – Der Schulmeister hieß Waldau, ein ältliches, schwächtiges Männlein. Wie ich später erfuhr, war er der Letzte seines Stammes, verheiratet, aber ohne Kinder. Sein Urgroßvater war bald nach 1700 nach dem Filial zu Poppberg als Lehrer gekommen, von da nach etlichen Jahren nach Fürnried, wo immer der Sohn dem Vater im Lehramt folgte, und | mein Lehrer war nun der vierte in dieser Lehrer-Dynastie. Er führte sein Amt noch etliche Jahre nach meiner Schulentlassung, trat dann in den Ruhestand, den er in seinem eigenen Gedinge<sup>17</sup> in Fürnried verlebte, der Heimat seiner Frau, und starb dann im hohen Alter an Altersschwäche, als ich schon nach Australien ausgewandert war.

Schulmeister Waldau war ein einfacher treuer und frommer Lehrer. Ein Satz aus seinen Schulgebeten hat sich mir unverlierbar eingepägt: „*Du gingest an uns vorüber, sahest uns in unserem Blute liegen und sprachst: Ihr sollt leben!, so hilf doch, daß wir auch wahrhaftig leben!*“ – Er war still und ernstfreundlich. Lachen sah man ihn nie. Ich fragte später einmal meinen Bruder: „Kann unser Schulmeister auch lachen?“ Mein Bruder Ulrich, der selber nicht viel lachte, antwortete: „Lachen tut er eigentlich nicht, macht nur 's Maul krumm.“ – Er konnte auch streng sein und mußte es, um bei so großer Schar von 70 bis 80 aller sieben Jahrgänge durchzukommen. Unter seinen Utensilien fand sich auch ein Haselstock, mit dem ich später auch einmal Bekanntschaft machen mußte und jedenfalls nicht unschuldig. Andere kamen öfters an die Reihe. Ein Knabe Luber aus Lichteneck schrie nach einer Tracht in einem fort: „O weh mein Buckel, o weh mein Buckel!“ Dem Schulmeister schien die Sache bedenklich zu werden. Er führte ihn hinaus, entblößte seinen Rücken und stellte ihn dann uns von der Rückseite vor, und wir sollten sagen, ob an dem Rücken etwas zu sehen wäre? Der Wahrheit gemäß verneinten wir es, und auf solch sachverständiges Gutachten gab sich auch Kamerad Luber zufrieden und wurde stille. Unser Kamerad Georg Bayer, Sohn des Landarztes und Chirurgen in Fürnried, war oft sehr ausgelassen. Um ihn zu beruhigen, zupfte ihn der Schulmeister öfters an seinem schönen,

17 In einer Mietwohnung.

langen Flachshaar. Da protestierte Kamerad Bayer einmal mit dem Bemerken: „Mein Vater hat gesagt, Sie sollen mich nicht so beuteln.“ Darauf sagt der Schulmeister, es mache ihm kein Vergnügen, ihn an den Haaren zu ziehen, er sollte eben nicht so ungezogen sein. Kamerad Bayer wurde später noch Pastor in Nord-Amerika, allwo ich ihn im Jahre 1910 als alten Schulkameraden für etliche Tage besuchen konnte im schönen Städtchen Marengo im Staate Iowa.

Bei Schulentlassung gab Schulmeister Waldau den Abgehenden in kurzen Ansprachen noch [ein] kurzes Wort mit. Was er mir sagte, prägte sich mir für Lebenszeit ein in dem Spruch: *„Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch das Übrige von selbst zufallen!“*<sup>18</sup>

Aber nun kam ich vom ersten Schultag gleich zur Schulentlassung, sieben Jahre später. Ich habe aber vom ersten Schultag noch nachzuholen. Die große Schule mit dem Schulmeister verließ Punkt 10 Uhr das Klassenzimmer, und ich wurde für einen Augenblick ganz allein gelassen. Da setzt dich hin und da bleibst! lautete meine strikte Anweisung, der ich Gehorsam leistete, was mir bald unmöglich gemacht wurde. Nach ganz kurzer Pause kam der Schwarm der kleinen Schule nebst den neuen Rekruten, wie ich einer war. – Aber oweh, ich saß am unrechten Platz, wie sich bald zeigte. Die letzte Bank war für die Moila<sup>19</sup>. Von rechts nach links drangen sie auf mich ein, pufften und schrieten. – Der Schulmeister kam erst einige Minuten später. – Sie schnitten gräuliche Grimassen und sagten, was ich mitten auf ihrer Bank wolle, solle machen, daß ich weiter käme. Eine Pömerin von Frechetsfeld war besonders frech, mich weg zu treiben. Was sollte ich tun? Mein großer Bruder hatte doch gesagt: „Da setzt dich hin und da bleibst!“ Da kam die Rettung aus der | Not und Verlegenheit. In der nächsten Bank vor mir saßen Jungen, wohl auch Rekruten wie ich, zur gleichen Zeit neu eingestellt. Als die meine Bedrängnis sahen, luden sie mich dringend ein, schleunigst zu ihnen hinüberzuwechseln, hinweg von den garstigen Moilan, fix unten durch zu kriechen. Eins, zwei, drei, war ich drüben, hatte sogar eine Rückenlehne und konnte nun die Moila mit dem Rücken ansehen.

9|10

Nach den ersten üblen Eindrücken von den Schulmädchen hatte ich später auch bessere. Der Landarzt des Ortes, Bayer, hatte außer seinem lustigen Georg auch noch drei etwas ältere flachshaarige Töchter in der Schule. Die älteste und begabteste unter ihnen war die Nanni. Während der Winterschule, da wir alle zusammen waren, jeden Freitag Vormittag mit dem Glockenschlag 9 Uhr, hatte die Bayers Nanni, während die ganze Schule sich erhob, die letzten drei Verse von dem Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ zu beten. Sie tat es mit großer Andacht und bestem Ausdruck, so daß ichs mir fürs Leben merkte:

18 Mt 6,33.

19 Mädchen.

Ich danke Dir von Herzen, – O Jesu, liebster Freund,  
Für Deines Todes Schmerzen, – Da Du's so gut gemeint.  
Ach gieb, daß ich mich halte – Zu Dir und Deiner Treu,  
Und wenn ich nun erkalte – In Dir mein Ende sei.  
Wenn ich einmal soll scheiden, – so scheid nicht von mir  
Wenn ich den Tod soll leiden, – So tritt Du dann herfür.  
Wenn mir am allerbängsten – Wird um das Herze sein,  
So reiß mich aus den Ängsten – Kraft Deiner Angst und Pein.  
Erscheine mir zum Schilde, – Zum Trost in meinem Tod  
Und laß mich seh'n Dein Bilde – In Deiner Kreuzesnot.  
Da will ich nach Dir blicken, – Da will ich glaubensvoll  
Dich fest an mein Herz drücken. – Wer so stirbt, der stirbt wohl.  
Amen.

Die Bayers Nanni, die so schön beten konnte, wurde im späteren Leben Pastorsfrau in Amerika. Als ich im Sommer 1910 in den Vereinigten Staaten weilte, konnte ich wohl ihren Bruder Georg besuchen, aber nur seiner Schwester Nanni Grab sehen. Sie war frühzeitig gestorben, ihren Mann, Pastor Turner, Hirtensohn von Eismannsberg bei Altdorf, mit etlichen Kindern zurücklassend. – Die Bayers Nanni und ihre Schwestern waren freundlicher Art, und bei Abreise der Letzteren als Braut nach Amerika konnte ich ihr in ihrer Eltern Haus Lebewohl sagen. –

Da ich mitteilte, wie an meinem ersten Schultag kleine Mädchen aus Frechetsfeld gegen mich Neuling unartig waren, so will ich auch nicht verschweigen, wie ich einige Zeit später gegen eine Schulkameradin auch nicht artig war. Wir Kinder von Buchhof, Pleishof und Troßalter hatten vom Pfarr- und Kirchdorf aus nach Süden gemeinsamen Heimweg über den Hügel des Neuen Brunnen zur Hagnersried. Dort war auf einer kleinen Wiese des Neubauern vor dem Scheideweg ein beliebter Spielplatz, den unsere Schar vor dem Auseinandergehen gern benützte. Eines Tages beim Ringereigentanz ging mir plötzlich der dumme Gedanke durch den Sinn, was meine um vier Jahre ältere Gespielin zur Linken wohl tun würde, wenn ich ihr einen Schlag ins Gesicht gäbe. Gedacht, getan. Ich sah ihr gleich an, was sie tun wollte, und ergriff eiligst die Flucht. Aber sie hatte mich schnell eingeholt und zahlte den Schlag mit Zinsen zurück. So war für den Tag das Spiel verdorben. Doch Kinder vertragen sich auch bald wieder nach dem Sprichwort: Pack schlägt sich – Pack verträgt sich!

Bei nur einem Lehrer für ungefähr 80 Kinder von sieben Jahrgängen konnte unsere Unterrichtszeit natürlich nicht voll ausgenützt werden. Wir mußten etwas sehr viel  
10|11 auf der Schiefertafel arbeiten und nach Vorlagen | Buchstaben malen zur Erlernung der Schreibkunst.

Zur Erlernung der Lesekunst wurden wir gleichaltrigen A-B-C-Schützen sommers täglich einmal, winters zweimal um die Pappdeckel versammelt mit großgedruckten

Buchstaben, Worten und Sätzen zu Lautierübungen. Dieser großen Pappdeckel gab es 12 Stück, und ehe man sie alle durchgemacht hatte, konnte man in der Regel notdürftig lesen und avanzierte zu dem ersten Lesebüchlein in höhere Klasse hinauf.

Unser Schulmeister war auch Kantor und Küster und hatte die Leichen<sup>20</sup> zu begleiten, bei Einsegnung kleiner Kinder nur auf den nahen Friedhof. Da mußte sich die Schule kurze Zeit selber halten. Er schrieb dafür die Nummern verschiedener Lieder an die Wandtafel, die wir durchsingen mußten. So hörte er bis zum Friedhof hinab, wie seine Schule im Gange blieb. An Stimmaufwand ließen wirs nicht fehlen, und die Quantität des Gesanges übertraf natürlich die Qualität.

Die großen Leichen mußten durch den Kantor und durch einen Sänger-Chor größerer Schulkinder, die der Gabe des Gesanges nicht völlig ermangelten, von den Dörfern hereingeholt werden, die bis zu zwei Stunden vom Kirchdorf und Gottes-Acker entferntlagen. Da mußte auch öfters die Schule ausfallen. Mit den Jahren wurde auch ich Leichensänger. Am Sterbehaus sowie beim Durchziehen der Dörfer unterwegs sowie am Grab und in der Kirche mußte gesungen werden. Unser längstes Dorf war Frechetsfeld, eine gute Viertelstunde lang. Das hatten wir am öftesten singend zu durchziehen, denn hinter Frechetsfeld hinaus lagen unsere meisten Kirchorte um die Schulfiliale Schwend. – Als wir einmal am Grabe fertig gesungen hatten und der Herr Pfarrer eben die Grabrede hielt, tippte mich der Schouster-Loeil in die Rippen und zeigte verstohlen auf den hochgebauten Schornstein des großen Gästehauses zur Sonne. Dort saß in schwindelnder Höhe der Schlotfeger und nahm an der Beerdigungsfeier Teil.

In Norddeutschland und Preußen hatte man lange vor uns acht Schuljahre statt sieben. Als ich vor 30 Jahren auf einer Vortragsreise eine Unterredung im Bahnwagen mit anhörte des Sinnes: „Die Bayern sind eben von Natur gescheiter denn wir, die kommen mit kürzerer Schulzeit aus“, da dachte ich an meine Schulzeit.

Gegenwärtig, über siebzig Jahre nach meiner Schulzeit, hat die Schulgemeinde Fürnried nicht mehr so viele Schulkinder wie anno dazumal. Die Bevölkerung hat abgenommen. Es gibt keine Hirten- und Tagelöhnerfamilien mehr in meiner alten Heimat. Die überschüssige Bevölkerung ist abgewandert, hauptsächlich nach Nürnberg.

Und nun sind zwei Lehrer an dem Ort, die auch nicht mehr die Orgel spielen brauchen in der Kirche und bei Leichen singen wie unser treuer alter Schulmeister Waldau. Auf das sehr solide Schulhaus meiner Tage ist ein zweiter Stock aufgesetzt, also mit zwei großen Klassenzimmern für die Kleinen und Großen Schulkinder besonders, für die nun freilich die Räume zu groß sind. Bei meinem letzten Besuch in der alten Heimat besuchte ich auch die beiden Herren Lehrer zu Fürnried, um die

20 Die Beerdigungsfeiern.

Stätte noch einmal zu sehen, wo ich vor Zeiten am Brunnen der Weisheit geschöpft und getrunken habe.

11|12 Nachdem ich vor Zeiten die zwölf berühmten Pappdeckel und das erste Lesebuch absolviert und die Kunst des Lesens einigermaßen bewältigt hatte, übte ich mich zu Hause so viel als möglich, und mein Lesehunger wurde immer größer. Da wir dazumal auf dem Lande nicht viel Lesestoff besaßen, machte ich | mich über unsere alte Hausbibel her, ein ganz altes Exemplar mit schlechtem und kleinem Druck und fehlerhafter Rechtschreibung aus dem Jahre 1700 und so und so viel, und las es durch vom ersten Buch Mose im Alten Testament bis zum Schluß des Neuen Testaments mit dem Buch der Offenbarung des Johannes. Was ich nicht verstand, ließ ich eben an mir vorbeiziehen wie die »Epikurer« des alten Brastberger im Predigtbuch meiner Mutter. Vieles aber verstand ich auch und wurde frühzeitig bibelkundig zur Verwunderung des alten Schulmeisters Waldau, der mich später gelegentlich älteren Kameraden zum Muster darstellte, wenn sie auf Fragen aus Bibel und Biblischer Geschichte keinen Bescheid wußten.

Und bei welchen Lichtverhältnissen der alten Zeit hatte ich meine Lesekunst auszuüben! In neuester Zeit hat sogar das entlegene Buchhof und mein Vaterhaus Elektrisches Licht. Damals aber gab es nur den Kienspann<sup>21</sup>, das winzige Rapslämpchen und später allmählich recht kümmerliche Petroleum-Lampen. Das flackernde Licht der Holzschleifen<sup>22</sup> im eisernen Griff des Stockstangenleuchters war nichts zum Lesen, nur eben gut zum Spinnen und zu gröberen Handarbeiten wie Besenbinden und Korbflechten des Vaters. Meist hatten wir das Rapsöllämpchen auf dem Tisch und auf [einem] umgestürzten Hafen<sup>23</sup> [ab]gestellt, das Blechgefäß von der Größe einer kleinen Tasse mit kleiner Rinne, aus welcher der Docht herauslief nur wie eine etwas dickere Schnur, und das Lichtein daran war wie ein mäßiges Nachtlcht. Dabei kniete ich auf der Bank, Ellbogen auf dem Tisch und das Buch dicht am kleinen Licht, und las unentwegt, laut oder leise, je nach den Umständen.

Als ich in die große Schule kam, verlangte der Schulmeister, daß ich auch eine Bibel mitbrachte. Er sah mit Verwunderung meine Miniaturbibel mit dem Augenpulver und bemerkte: „Daraus kannst Du doch nicht lesen!“ Ich entgegnete, [ich] hätte sie schon ganz durchgelesen, und konnte auch ohne Stocken drin lesen. So ließ ers passieren. Später schafften wir ja eine neue Bibel mit größerem Druck an. Leider war es ein Ex[emplar] von [der] Brit[ischen] und Ausländischen Bibelgesellschaft, in der Manches fehlte, was wir in unserer deutschen Lutherbibel ungern missen, wie kirchliche Textangaben und dergleichen.

21 Ein gespaltenes Stück Kiefernholz, das als Stubenleuchte diente.

22 Schleife ist ein Synonym für Span.

23 Einem umgedrehten Henkelgefäß.

Schon etwas früher – ich war wohl erst 8 Jahre alt –, da sah ich mit verlangendem Blick, wie die größeren Kameraden vom Schulmeister bunte, kleine Heftlein zum Lesen bekamen. Es waren Calwer Kindermissionsblätter<sup>24</sup> jener Zeit mit grünen, blauen oder gelben Umschlägen und mannichfachen kleinen Bildern im Text von den sonderbarsten Menschenkindern und fremden Landschaften. Das weckte in mir heißes Verlangen, diese wunderbaren Hefte auch mitlesen zu dürfen. Die Kameraden ermutigten mich, den Lehrer darum zu bitten, der ja wisse, daß ich auch lesen konnte. Er erhörte mein Bitten, und mit welcher Wonne verschlang ich den Inhalt dieser Hefte, die von braunen, gelben, schwarzen und roten heidnischen Menschenkindern erzählten in Australien und Afrika, Asien und Amerika, denen Missionare als Boten Gottes die frohe Botschaft des Evangeliums brachten.

Das Lesen dieser kleinen Hefte bewirkte die große Wendung und Umschwung in meinem Leben. Ich war etwa neun Jahre alt, da erwachte in meinem Herzen Verlangen und Sehnsucht, Heidenmissionar zu werden. Aber wie sollte ich von Buchhof, von Fürnried aus den Weg ins ferne Heidenland finden? –

Da las ich einmal in einem solchen Heftchen, ein kleiner Junge wie ich hätte Verlangen gehegt, Heidenmissionar zu werden. | Er hätte beständig zu dem lieben Gott gebetet, ihn Heidenmissionar werden zu lassen, und Gott hätte seine Gebete erhört und ihn zu den Heiden geführt. Mein nächster Gedanke war, das könnte auch mein Weg werden. Meine Herzenssehnsucht blieb noch Jahrelang mein Geheimnis, und ich betete ohn' Unterlaß um Erfüllung meines Herzens Verlangens. Mein liebes Geheimnis wirkte auch mildernd auf mein Wesen ein. Hatte ich als Kleiner leicht Händel mit Größeren Kameraden angefangen und dem entsprechend auch genügend Haue bekommen – auch mit meinen älteren Schwestern, wenn sie länger zu Hause waren, fing ich leicht einmal Streit an – so dämmerte allmählich das Bewußtsein in mir auf, daß wer ungeschlachten Heiden zur Besserung helfen will, selber gutes Beispiel geben muß. Und als erst meine Kameraden hinter mein Geheimnis kamen und mir den „Missionar“ zuriefen, wenn ich einmal aufbegehren wollte, da wurde ich schnell still und sanftmütig.

12|13

Mein Geheimnis kam folgendermaßen an den Tag: Als schon das Ende meiner Schulzeit herannahte, hatte einmal mein Vater beim Herrn Pfarrer zu tun. Der sagte ihm nebenbei, sein Junge lerne gut, sollte studieren. Mein Vater warf ein, wozu das Geld zum Studium nehmen? Da eröffnete ihm der Pfarrer: Es gäbe ja auch Missionshäuser, in denen das Studium nicht so teuer wäre, und die Sendlinge aus diesen Häusern brauchten nicht alle zu den wilden Heiden zu gehen, es gingen solche auch zu den ausgewanderten Deutschen als Pfarrer.

Als mein Vater mir das mitteilte, offenbarte ich mich ihm, daß ich aber nicht Pfarrer werden möchte, sondern eben Missionar unter den wilden Heiden. – Das Ziel rückte

24 Siehe dazu die Einleitung, S. XXf.

näher. Es kam auch bald Neuendettelsau in meinen und unsern Gesichtskreis, und ich kalkulierte: Wenn ich erst soweit wäre, um Pfarrer werden zu können, dann würde es wohl auch langem zum Missionar unter den wilden Heiden.

Mein lieber Vater hatte gutes Vertrauen zu Heidenmissionaren. Als ich einmal sagte, daß ich in den vom Schulmeister erhaltenen Blättern über Heidenmission noch keinen Fall gelesen hätte, daß die »Wilden« einen Missionar umbrachten, da meinte er: Die Missionare seien eben studierte Leute, die wohl wissen würden, wie die »Wilden« zu behandeln seien.

Unser Lehrer war offenbar bekannt und befreundet mit wirklicher Heidenmission. Ab und zu ließ er in unserer Schule auch eine kleine Kollekte für Heidenmission einsammeln. Lehrer und Pfarrer taten beide das Ihrige, mich auf die richtige Bahn zu bringen und auf derselben zu fördern, welche die göttliche Führung für mich bestimmt hatte.

13|14 Unterdesen gingen während meiner siebenjährigen Schulzeit die Ereignisse kunterbunt ihren Lauf, und es wechselte Ernstes und Heiteres. Ein Jahr nach mir hatte mein Kamerad vom Nachbarhof in die Schule einzutreten, und ich hatte an ihm einen ständigen Begleiter auf dem ganzen Schulweg, den ich so viele Tausendmal hin und her gegangen war. – Da begab es sich, daß der Bauern-Loeil kurze kalbslederne Hosen erhielt, wie sein Vater und Großvater solche trug[en], die unterm Knie über langen Strümpfen gebunden wurden, wobei man lange Schaftstiefel trug. Manche Bauern hatten derartige hirschlederne Hosen, die ein ganzes Menschenalter aushalten sollten. Kurze Lederhosen, das war in meinen Augen dazumal etwas ganz wunderbares, und ich lag zunächst meiner Mutter in den Ohren: „Ich möchte doch auch so ausgestattet werden wie mein Schulkamerad.“ Sie schalt zunächst etwas ablehnend über mein unbescheidenes Begehren, sagte es aber doch Vater. Der brachte beim nächsten Gang nach Sulzbach ein Schaffell mit | nach Haus, und unser Schneider fabrizierte im Haus auf der »Steher«<sup>25</sup> die heißersehnte Lederhose. Groß war meine Freude, nur dauerte sie nicht lange. Bei der nächsten Balgerei riß meine Schaflederhose unterm Knie entzwei. Sie war auch etwas zu eng gewesen. Nächstes Mal brachte der Vater ein Stück Hundsleder mit aus der Stadt, und der Schneider reparierte die Büchse. Aber man konnte ja voraussehen, daß Hund und Schaf sich schlecht vertragen würden, und bei nächster Kraftprobe hatte ich wiederum Unglück und kam zerrissen heim. Ich wollte das verunglückte Kleidungsstück heimlich wegstecken und wie von Ungefähr mal wieder in langen Hosen gehen, mußte aber doch bekennen, und da ging das Unheil noch glücklich aus, indem unser Hausschneider die Hosenruine um einen Gulden kaufte, und ich war auf Lebenszeit geheilt von der Lederhosensucht.

Mein Kamerad und ich hatten beide Erwerbssinn. Meine herbstliche Haselnuß-ernte und einmalige Veräußerung an einen Juden habe ich schon oben erwähnt, aber

25 Ein Schneider auf der »Steher« wurde für die Dauer der Näharbeiten untergebracht und verköstigt.

wir Jungen in diesen Bergen hatten alljährlich eine erwünschte Ernte an Morcheln, und zwar fand sich die gute schwarze Sorte im April, sobald der Schnee wegging, in Wäldern und Schlägen der umliegenden Berge, die von den Nürnbergern als Leckerbissen geschätzt wird. Man zieht sie auf Fäden auf und trocknet sie in der Nähe des großen Kachelofens. Die Korbweiber kauften diese getrocknete Ware, 10 Stück für einen Kreuzer. Da liefen wir Jungen einsam und gemeinsam fleißig hinaus in Busch und Wald, spät und früh aufs Morchelsuchen. Die Jahrgänge sind ja natürlich verschieden. In einem besonders günstigen Jahr konnte ich etliche Preußentaler für Morcheln einnehmen und beschaute wieder und wieder die glänzenden Münzen im »Kalter«-Schränk, bis ich mich entschloß, sie dem Vater zu übergeben zu einer nötigen größeren Anschaffung für mich. Das Geld war ja bei meinen Leuten öfters knapp, und ich freute mich also, gelegentlich auch beim Erwerb mithelfen zu können. –

Habsucht und Selbstsucht entwickelte sich bei derartigen Gelegenheiten bei mir auch. Einmal ging ich mit meinem Kameraden über die hohe Kupfer des Bauernberges seines Vaters. Da sahen wir gleichzeitig eine Menge großer schöner Morcheln herumstehen, wie sie selten so häufig zu sehen waren. Ich, der größere und ältere, stieß erst meinen Kameraden über den Haufen, um beim Grabschen einen Vorsprung zu gewinnen, und sammelte so auch die größere Anzahl ein, 140 Stück auf einmal.

Bald nachher wurde mein Kamerad von einer Kinder- und Frühlingskrankheit, dem Friesel, befallen. Als ich ihn dann besuchte und schwach und bleich auf der Ofenbank liegen sah, da tat mirs doch einigermaßen leid, daß ich so garstig gegen ihn gewesen. Es freute mich, ihn auf Besserung begriffen zu finden, indem ihm das von seiner Mutter gereichte Butterbrot wieder schmeckte.

Mit den Jahren kam ich weiter in den heimatlichen Gegenden herum in Begleitung von den Eltern, Geschwistern und Kameraden. Nach Hersbruck das schöne Tal hinab zum Gemüsemarkt. Einmal im Winter nach Altdorf, wohin die Schwester Gespinst zu Markte trug, mit Vater nach Amberg, wo er alljährlich unsere jungen Schweine kaufte. Zuweilen auch mit Mutter nach Kastl, mit Schweppermanns Grab,<sup>26</sup> wo irdenes Kochgeschirr zu kaufen war und im großen Tragkorb heimgebracht wurde von der dortigen Herbstmesse. Um dieselbe Zeit im September, wo es bei unsern Leuten hieß: „Mariens Geburt jagt die Schwalben furt!“, war der große Jahrmarkt mit Wallfahrten zu Trautmannshofen über Lauterhofen, dem alten Kaiserlichen Kammergut schon zu Karl des Großen Zeit. |

Am frühesten kam ich nach unserer Amtsstadt Sulzbach bei Rosenberg mit dem großen Eisenwerk Maxhütte. Ich war wohl gerade 6 Jahre alt, als mich mein Vater mitnahm zum Onkel oder Vetter in Sulzbach, dem Bruder meines Vaters, der da ein kleines Anwesen besaß und zugleich Bergknappe oder Arbeiter in einer Eisengrube war. Bei ihm wohnte der alte Vater im Ruhestand nach einem unruhigen und

26 Siehe dazu II 466.

mühevollen Leben. Es war also mein Großvater väterlicherseits, den ich an diesem ereignisvollen Tag zum ersten- und auch letzten Male sah. Er war schon 86 Jahre alt und starb bald darauf. Es hatte ihn kurz vorher der Schlag gerührt. Er ging gebückt und schwach in der Stube herum. Mein Vater gab ihm eine Semmel. Ob er mich, seinen kleinen Enkel, mit Bewußtsein sah, weiß ich nicht. Der Onkel hatte ja auch Jungen, etwas größer als ich.

Gegen Abend marschierten wir wieder heim, drei Stunden her und zurück, ich barfuß. Die Knöchel taten etwas weh. Im Hirtenhaus zu Nonhof, bei guten Bekannten, kehrten wir ein zu kurzer Rast und aßen zur Erfrischung etwas Sauerkraut vom Mittag bei der alten freundlichen Frau Kiesel. Es wurde finster, ehe wir Buchhof erreichten. In der Nähe vom Bärenfelsen sagte mein Vater, er müsse sich ein wenig hinlegen. Ich wollte mich fürchten. Er sagte, [ich] solle nur dicht bei ihm sitzen, er würde bald wieder aufstehen. So geschah es, und wir kamen bald glücklich heim zu Muttern.

Die schönsten Stunden in meiner Jugend waren die »Sitzweilen« der langen Winterabende, wenn Mutter und Schwestern spannen und Vater leichte Handarbeiten vorhatte, wie Backkörble flechten. Da erzählte er gern aus vergangenen Zeiten, von Eltern und Geschwistern und den Menschen seiner Jugendtage. Der Großvater hatte in Breitenbrunn bei Rosenberg ein kleines Anwesen übernommen, und die Großmutter stammte von dem großen Fichtenhof bei Neukirchen. Ihr Bruder wollte seine Stellung im Leben wechseln und verpachtete seinen Hof dem Schwager. Dieser gab sein Anwesen in Breitenbrunn auf, um sich für den großen Bauernhof einzurichten. Als dann der Schwager nach einigen Jahren die Pacht des Hofes kündigte, hatte mein Großvater Verluste und konnte nicht wieder zu eigenem Anwesen kommen. Er mußte Gemeindegewerter werden. Mit seiner großen Familie, neun Kinder, hatte er dabei einen schweren Stand. Immer nach 9 Jahren kamen die Bauern überein, ihren Hirten nicht wieder zu dinge, da er mit 10 Jahren nach damaligen Gesetzen heimatberechtigt würde und seine große Familie der Gemeinde teilweise zur Last fallen könnte. So hatte unser Vater mit Eltern und Geschwistern ein Wanderleben, und wir alle konnten uns glücklich schätzen, im schönen Buchhof eine zwar bescheidene aber beständige Heimat zu haben.

Sechs Geschwister meines Vaters wanderten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts [aus], wie so viele Kinder unseres Volkes im vorigen Jahrhundert [es] taten aus wirtschaftlicher Not, weil sie in der Heimat kein Heim gründen konnten. Nicht weniger als fünf Millionen unserer Volksgenossen wanderten im genannten Jahrhundert nach den Vereinigten Staaten ein, und die allermeisten von ihnen kamen in dem großen Land zu Arbeit, Brot und Heimat. Sie brauchten Geistliche, wie unser Pfarrer meinem Vater gesagt hatte und auch mich für solche Aufgabe werben wollte. Unsere Lutherische Kirche, Pfarrer Löhe und Freunde taten ja unendlich viel für die Ausgewanderten.

Unsere Verwandten kamen noch nicht nach dem fernen Westen, sondern ließen sich in und um das schöne Buffalo im Staate New York nieder, nahe dem herrlichen Erie-See – und den Niagara-Fällen. | Als fleißige, genügsame und sparsame Leute fanden diese meine Onkel und Tanten in Amerika alle ihr gutes Auskommen und schickten auch ihren bedürftigen alten Eltern im Vaterland Unterstützungen. In Briefen darüber sprachen sie sich schön aus: Sie hätten ja nicht große Reichtümer im neuen Land, aber doch ihr Auskommen, und die Liebe zu den Eltern trieb sie an, etwas davon zu erübrigen und auch an diese zu schicken. Derartige Briefe lagen auch oben in unserm Kleiderkalter und ich las sie gerne ein- und abermals durch, um daran meinen überseeigen Sinn zu stärken. – Auch mein Vater und zwei seiner Brüder, die im Vaterlande blieben, schlugen sich schlecht und recht durch, ohne jemals den Bauern eine Last zu werden. Der Jüngste, der Vetter in Sulzbach, Hansel oder Johann, also gleichen Namens mit mir, war 18 Jahre bayerischer Soldat und Infanterist. Sechs Jahre für sich selber – solange dauerte damals die Dienstzeit beim bayerischen Heer –, und zweimal stand er um gute Bezahlung für reiche Bauernsöhne ein. Das ging damals. Als er seinen Abschied nahm, konnte er in Sulzbach ein bescheidenes Anwesen erwerben und heiraten und später auch die alten und schwachen Eltern zu sich nehmen. Sein Haupt war kahl geworden, der schwere bayerische Raupenhelm, der den damaligen Soldaten ein kriegerisches Aussehen gab und sie sehr wohl kleidete, hatte ihn doch wohl etwas zu lange gedrückt. Er wurde aber noch ein tüchtiger Bergknappe. Seine Kinder, drei Söhne und eine Tochter, kamen später auch noch nach Amerika, zwei als Pastoren oder Pfarrer, einer als ehrsammer Zimmermann. Ihre Nachkommen vermehrten drüben den Stamm der Flierl, auch in und um Buffalo.

Ein älterer Bruder meines Vaters, der Vetter Georg (Girgel), besaß ein kleines Anwesen im Dörflein See, auf der Höhe über Föhrenbach. Als Witwer, nachdem er sein Anwesen dem Sohn Ulrich übergeben hatte, heiratete er eine Witwe in Talheim, wobei er nicht ganz glücklich war, aber er durfte sie doch nicht verlassen. Einmal meinte er zu meinem Vater: „Es ist hier nicht schön, es ist dort nicht schön, im Erdboden drin ist es am schönsten.“ – Nach dem Tod seiner zweiten Frau lebte er wieder als Austräger<sup>27</sup> bei seinem Sohn. Noch im hohen Alter beschäftigte er sich nebenbei mit Dachdeckerei bei den damaligen Strohdächern und fiel mit 87 Jahren vom Dach und starb an den Verletzungen, wollte bei seinem hohen Alter keinen Doktor mehr bemühen.

Mein Vater hatte auch von frühe an, vor und nach [seiner] Konfirmation, bei Bauern gearbeitet und verdient, später wurde er beim Mühlzacherl in Breitenbrunn, ganz nah bei seinem früheren Elternhaus, Mühlknappe, um etwas mehr zu verdienen. In der Sitzweile im Winter erzählte er uns oftmals gemütlich aus den alten Zeiten seiner Jugendjahre; vor allem von seinem Vater, unserem Großvater, der in seiner Jugend

27 Auf dem Altenteil.

flotter leichter bayrischer Reiter gewesen war, „Schwolische“ genannt auf französisch, *chevauxleger* geschrieben. Es war noch im unruhigen Napoleonischen Zeitalter, als Bayern von diesem Herrn<sup>28</sup> Tyrol geschenkt bekam und ungeschickter Weise „Südbayern“ nannte, was die patriotischen Tyroler ganz besonders fuchste<sup>29</sup>. In diesen wilden Bergen konnten die leichten bayerischen Reiter und unser Großvater nichts schaffen, auch nicht die Infanterie. Das schöne Geschenk ging unserem bayerischen Vaterland auch bald wieder verloren.

16|17 Als mein Vater geboren wurde, waren gerade die Kosaken im Lande. Die wollten den neuen Erdenbürger für das große Russen-Reich reklamieren und riefen: „Junger Ruß, junger Ruß!“, aber die junge Mutter, unserer nachmalige Großmutter, protestierte: | „Nein, junger Bayer!“

Als mein Vater beim Gungbauern im nahen Dorfe Haar diente, erzählte ihm der Gungbauernhans – ein Veteran aus dem Bayern-Heer von 30 000, das mit dem Korsen mit nach Rußland mußte und von denen nur 2 000 im elendsten Zustand wieder zurückkehren konnten, darunter auch der Gungbauernhans –, elend-miserabel sei dieser Rückzug gewesen. Über einen tiefen Fluß ließ sich ein berittener Kamerad von seinem Pferd hinübertragen. Der Gungbauernhans, der nicht schwimmen konnte, hing sich an den Schwanz des Pferdes. Auf der andern Seite konnte das matte Roß nicht mehr das steile Ufer hinauf. Eile ist geboten. Die Verfolger nahen. Der Reiter springt ab und klettert hinauf. Der Gungbauernhans schreit: „Hilf mir auch hinauf!“ Der Kamerad reicht ihm die helfende Hand, und weiter geht es zu Fuß, endlos, endlos. –

Eine zeitlang diente unser Vater auch bei einem Bauern in Gehricht bei Illschwang, dem Schneider-Peter. Das schien ein etwas sonderbarer, wenn auch ehrlicher Kauz zu sein. In einer Nacht war ein Käuzlein oder Eule zum Rauchfang herunter gekommen und setzte sich still auf den Herd. Der Hausherr hatte solchen Vogel noch nicht gesehen und schrie erschreckt und überrascht immerfort: „Wos dös, wos dös, Kupf wie a Katz, Buckel wie a Henna! Wos dös, wos dös!“<sup>30</sup>

Als Mühlknappe hatte unser Vater einmal einen ziemlich schweren Unfall. Zwei plötzlich leerlaufende Gänge klingelten zu gleicher Zeit, und es sollte eiligst für beide Mahlgänge frisch aufgeschüttet werden. Da nahm sich mein Vater nicht die Zeit, die Treppe zum zweiten Mal hinunter zu gehen, sondern sprang eiligst hinab. Diese übergroße Eile rächte sich böse. Es heißt ja nicht umsonst: „Eile mit Weile!“ Er verletzte sich schwer am Knie und mußte längere Zeit liegen, und der Mühlzacherl mußte sich wohl oder übel einige Zeit ohne ihn behelfen. Da unser Vater nicht sehr stark war, hatte das viele Säcketragen frühzeitig seinen Rücken gebeugt. Doch blieb er dabei allezeit sehr fleißig und arbeitsam.

28 Gemeint ist Napoleon I.

29 Ärgerte.

30 „Was ist das, was ist das, Kopf wie eine Katze, Körper wie eine Henne! Was ist das, was ist das!“

Mit 30 Jahren hatte er soviel erübrigt, daß er in Etzelwang ein kleines Anwesen kaufen und heiraten konnte. Er hatte dort eine gute und ständige Arbeitsstelle beim Bärenwirt Reif.

Sulzbach bei Rosenberg hat ein mächtiges Felsenschloß, im Mittelalter Residenz von Grafen, Nachbarn der Grafen von Kastl. Eine Grafentochter von Sulzbach war in alter Zeit die Gemahlin eines byzantinischen Kaisers in Konstantinopel geworden.<sup>31</sup> Die große alte Stadtkirche am Marktplatz in Sulzbach zeigt außen ein Standbild Kaiser Karl IV., der bei Reisen von Prag her in dem alten großen Gasthof zur Goldenen Krone in der Nähe der Stadtkirche einzukehren pflegte.

Das Sulzbacher Ländle gehörte nicht zur eigentlichen Oberpfalz, die vor und im Dreißigjährigen Krieg die unglückselige Gegenreformation erleiden mußte. Sulzbach und sein Gebiet blieb von diesem Unheil verschont unter einem Herzog, mit dem bayrischen Regentenhaus verwandt, aber strikte an der Lutherischen Reformation festhaltend.<sup>32</sup> Nur eins konnten die Anhänger Roms in Sulzbach und seinem Gebiet durchsetzen, nämlich das sogenannte *Simultaneum*, nach dem sowohl die Evangelische wie die Katholische Kirchengemeinde ein Gotteshaus benutzten, natürlich zu verschiedenen Stunden. Die Bevölkerung von Sulzbach und Umgegend ist ziemlich gleichmäßig gemischt, also zur Hälfte katholisch, zur Hälfte evangelisch. In den meisten Pfarreien saßen Pfarrer der beiden Bekenntnisse nebeneinander. Zuweilen gab es auch Streit um Pfarrhäuser, wenn eins günstiger lag | als das Andere. So mußten in Illschwang immer Männer der Ev[angelischen] Gemeinde den Pfarrhof bewachen, wenn ein Pfarrer verstarb oder abzog. Der Priester wollte dann gern ins Pfarrhaus näher der Kirche.

17|18

In den großen Sulzbacher Gemeinden gab es einen anderen Streit, nämlich um den Hochaltar. Der sei Römisch, da dürfte der Luthrische Pfarrer nicht drangehen, lesen und beten. Der hochstehende Kirchipatron wurde um Entscheidung angerufen. Er sei hoch zu Roß in die Kirche ingeritten, erzählte mein Vater, und nach Besichtigung hätte er entschieden: „Wohl, der Hochaltar gehört der Römischen Gemeinde. Ihr Evangelischen geht nicht mehr daran. Aber der Chor ist ja groß genug. Ihr Evangelischen baut Euch vor dem Katholischen Hochaltar einen eignen, eben so groß und schön, vom Fußboden bis zur Decke!“

Die Evangelische Gemeinde jedoch wollte die katholische Schwesterngemeinde doch nicht so ärgern zu unaufhörlichem Zank und Streit. Sie baute sich im gemessenen Abstand vom katholischen Altar den festen eigenen Altartisch und dahinter eine tiefe wohlverwahrte Versenkung für die große, schöne Altarwand. Da schaute für gewöhnlich nur das krönende Kruzifix über den Altartisch hinaus, um die Sicht der Katholiken auf ihren Altar nicht wesentlich zu behindern. Für die Gottesdienstzeit

31 Bertha von Sulzbach (um 1110–1160) wurde 1146 mit Kaiser Manuel I. verheiratet. Bei ihrer Konversion erhielt sie den Namen Eirene.

32 Gemeint ist Christian August von Sulzbach (1622–1708).

der Evangelischen wurde ihre Altarwand emporgewunden und am Schluß des Gottesdienstes wieder hinabgelassen in die Tiefe.

Ich habe dies Kuriosum selber gesehen, da ich in der Sulzbacher Stadtkirche wiederholt Missionsgottesdienst halten durfte. In Illschwang mußte der Evangelische Pfarrer seinen römischen Stiefbruder um Genehmigung angehen für irgend eine außergewöhnliche Veranstaltung, so, als ich einmal dort einen Missionsvortrag außer der gottesdienstlichen Zeit halten durfte. – In Fürnried hatten wir Evangelischen den Vorrang, indem wir eine Gemeinde von 1 500 in über 30 Ortschaften waren mit zwei Schulfilialen, während zwischen uns nur etliche Familien mit [circa] 15 Seelen wohnten. Es wohnte auch kein Katholischer Priester in Fürnried, sondern eine Stunde entfernt in Heldmannsberg bei einer kleinen Katholischen Diasporagemeinde.

Alle 14 Tage zog er mit seinem Heerdlein herüber und konnte nach uns in unserer Kirche Gottesdienst halten, allwo seine wenigen Schäflein sich schon fast verloren in dem für sie zu großen Kirchraum. Wir Buben waren zuweilen neugierig, auch eine katholische Predigt zu hören. Als wir da einmal lauschend unter dem Kirchtor standen, unterbrach sich der Prediger und rief uns zu: „Naus oder rein, und macht die Türe zu!“

Für unsere Seite war es ja nicht ganz bequem, auch im Winter stets schon um 8 Uhr zur Kirche kommen zu müssen, besonders für die Auswärtigen, die einen Kirchweg von zum Teil über zwei Stunden hatten. Auch für die Katholiken war die allvierzehntägige Wallfahrt nach Fürnried nicht ganz bequem, aber sie hätten um Alles ihre Rechte nicht aufgegeben an unserer Kirche. Es konnten ja einmal Bodenschätze in unseren Bergen entdeckt werden und ihre Gemeinde wachsen, wie z. B. in Sulzbach-Rosenberg. In verschiedenen Sulzbacher *Simultan*-Kirchen setzten sich beide Gemeinden auseinander, und die Römischen bauten sich neue schöne Kirchen, so in Neukirchen, Edelsfeld und Rosenberg. Den Anfang machte Rosenberg, wo die Evangelische Gemeinde ihre alte Kirche fein renovierte und die Katholische eine neue große Kirche baute. Durch das Eisenwerk am Ort war die Bevölkerung stark angewachsen. Die Evangelische Seite hatte an die Katholiken die Forderung gerichtet, für Renovation der alten Kirche noch einen letzten Beitrag zu leisten. Was natürlich abgelehnt wurde und eigentlich nur den Zweck hatte, daß die | Gegenseite keine Vergütung verlangte für ihren Verzicht auf weitere Benutzung des bis dahin gemeinsamen Gotteshauses. So ließ man es beiderseits gerade ausgehen.

Das nachbarliche Verhältnis von Gemeindegliedern und Geistlichen beider Bekenntnisse war im ganzen nicht übel. Es ging die Sage, daß Katholische Priester leicht abberufen wurden, wenn sie zu freundlich wurden zu den evangelischen Geistlichen.

Mein Vater sagte zuweilen: „Beten tun die Katholiken mehr und länger als wir. Wenn es auf die Menge und Länge ankommt, müßten sie vor uns Vorrang und Vorzug im Himmel haben.“

Ihre Tischgebete waren auch in der Regel unendlich lang und mit endlosen Wiederholungen, und in etwas färbten sie wohl auch auf ihre evangelischen Nachbarn ab. Ihre Gebete wurden gar sehr zum unverständlichen Plappern.

Auch unsere Tischgebete waren etwas sehr lang und ohne Absatz bei neuen Sätzen. Man betete gemeinsam in einem Atem, und wenn der Atem ausging, da ließ man die Andern weiter beten. Mir widerstrebte diese Art von Kindauf, und ich konnte nicht so recht mitbeten. Da wurde ich öfters getadelt: Ich lernte doch gut und sollte das Tischgebet nicht recht können?

Mein Vater hatte im Leben allerlei katholische Pfarrer kennen gelernt und allerlei über sie gehört, Geschichtlein oder auch Anekdoten. Zum Teil mochte es mit der rationalistischen Art zusammenhängen, die ja in beiden Kirchen Raum gewann. Der alte evangelische Pfarrer Peutner in Illschwang hätte die Natur immer so schön hereingebracht. Bei den einfachen, schlichten Kirchkindern streifte der Rationalismus wohl nur die Oberfläche. Als jüngere Geistliche über und gegen die alten rationalistischen Gesang- und Gebetbücher eiferten, sagten die Leute: In ihnen sei doch auch Gottes Wort enthalten.

Manche Katholische Geistliche waren wohl reichlich rhetorisch und sentimental und überschwenglich rationalistisch. Da war auf dem Bergschloß Neidstein zwischen Etzelwang und Neukirchen ein junges adeliges Fräulein gestorben. In der Leichenrede hätte der Katholische Geistliche gesagt: „Der Tod, der Tod, der ist herumgeschlichen, herumgekrochen; ist auf den Neidstein ’naufkommen, ist zum Loch ’nei krochen und hat dem edlen Fräulein das Leben abgebrochen!“

Ein anderer Katholischer Geistlicher hätte in seinen Predigten oft ganz unglaubliche Dinge gesagt, so daß die Bauern ihn öfters unterbrachen und sagten: „Herr Pfarrer, das können wir doch nicht glauben!“ Darauf hätte ihr Pfarrer sie belehrt, einen Pfarrer, der auf der Kanzel redete, dürfe man niemals unterbrechen oder [ihm] ins Wort fallen. Wenn er einmal etwas sagte, was ihnen unbegreiflich erscheine, so sollten sie einfach pfeifen. Darauf hin würde er ihnen die Sache näher erklären. Da begab es sich, daß er einmal über die Speisung der 5 000 predigte<sup>33</sup> und dabei sagte, wenn solche Menge des Volks mit fünf Gerstenbroten und zween Fischlein gesättigt werden konnte, so sollten seine geliebten Zuhörer ja nicht denken, daß das gewöhnliche Brotlaibe gewesen. Es seien Laibe gewesen so groß wie der Kalvarienberg vor dem Dorfe draußen. (Es fehlte nur noch, daß er gesagt hätte: Die beiden Fischlein seien Walfische gewesen.) – Ein Bauer piff! Der Pfarrer sagte: „Wollt ihrs etwa nicht glauben?“ „Ja, Herr Pfarrer, wir wollens schon glauben, aber wir möchten nur den Backofen gesehen haben, in welchem solche Laibe gebacken werden konnten.“ |

19|20

33 Diese Geschichte ist in der Bibel mehrfach überliefert: Mt 14,13–21, Mk 6,31–44, Lk 9,10–17 und Joh 6,1–13.

Die gemütlichste Zeit in meinen Jugendtagen war eigentlich die Mittwinterzeit mit ihrer Sitzweile in der großen Wohnstube mit mächtigem warmen Kachelofen und ihren Ofenbänken, die in neuerer Zeit mehr und mehr verschwinden. Sie begann allgemein erst mit Weihnachten, da durch den ganzen Spätherbst und Frühwinter die Dreschzeit dauerte, lange vortags in der kalten Scheune, wobei die kräftige Handhabung des Dreschflegels erwärmen mußte. Zu zweit dreschen müssen war arg langweilig, zu dritt ergab mangelhaften Takt: „Schind Katz o – Schind Katz o!“<sup>34</sup> Zu viert ging leidlich im Takt, zu fünft ungleich: „Dunner der Teufel, Dunner der Teufel!“<sup>35</sup> Zu sechst ergab den vollen schönen Gleichtakt, der nur bei den größeren Bauern statt hatte. – Nach dem Ausdrusch des Getreides folgte durch die eigentliche Winterzeit die Flachsverarbeitung, der in meiner Jugendzeit allenthalben und überall angebaut wurde und im Winter versponnen wurde durch die Frauen und Mädchen.

Nach unserer Auffassung war der Flachs der ärgste Märtyrer unter allen Gewächsen. Wenn die schönen blauen Blüten vorbei waren, bildeten sich bald die Leinhaupen mit dem Leinsamen. Dann wurde der Flachs ausgerauft, darnach gerüffelt, im Ruffeleisen die Häupter abgerissen, darauf einige Wochen ins [...] <sup>36</sup> geworfen zum Rösten, dann in der Sonne oder im Backofen gedörnt, gebläut, gebrecht und gehechelt. Das ergab das Werg, die Aoabasten und die schönen sauberen Flachsreißen. Diese drei Klassen wurden im Winter versponnen zu feinem und grobem Garn, das vom Weber zu Leinwand gewoben und diese von der Hausfrau gebleicht wurde mit Hilfe von Wasser und Sonne für sonnenweiße Hemden, Tisch- und Leintücher. Große Truhen voll schneewiger Leinwand war der Stolz jeder Hausfrau, und auch die Mägde sammelten davon für ihre *glory-box*. Einige Beete Flachs konnte jede ansäen als Teil ihres Lohnes, und in der Sitzweile wurde gesponnen für sich und die Herrschaft.

Unsere große Wohnstube, ursprünglich von und für einen Weber eingerichtet mit ein paar Webstühlen der damaligen Zeit, war auch recht geeignet als Spinnstube für Mutter und Schwester und gelegentlich auch für die zwei Bauernmägde. Vater verrichtete dabei seine winterlichen Handarbeiten, Brennschleifen oder Besen machen und auch Körbe flechten für Brotlaibe und Bienenwohnungen, dazwischen auch stricken, was die Mutter nicht konnte. Sie hatte genug zu tun mit Haushalt, spinnen, flicken und stopfen. Solche Geschäftigkeit regte auch mich an. Lesen konnte ich doch nicht immerdar.

Beim Küehüten im Sommer hatte ich als Nachbarin bei den angrenzenden Grundstücken die Hosa-Clal – Hasen-Clara, die jüngste Tochter des Schinderhannes auf dem Haslach. Diese strickte beim Hüten eifrig. Die Familie gehörte der

34 Die Bedeutung dieses Spruchs ist unklar. Gewährsleuten aus der Region war er als Dreschrhythmus noch aus den 1920er Jahren geläufig, ohne daß sie die Silben hätten deuten können.

35 „Donner der Teufel, Donner der Teufel!“

36 Hier fehlt ein Wort.

„Alleinseligmachenden Kirche“ an, und sie hatte anscheinend Mitleid mit mir, dem Lutherischen Ketzerlein, ließ einmal leise verlauten, daß ich wohl in die Hölle kommen würde, was ich nicht sonderlich beachtete und meinem Vater sagte, daß ich von der Hosa-Clal das Stricken lernen wollte. Darauf sagte er mir, er wolle mirs selber im nächsten Winter beibringen. Das geschah, und ich lernte in der Folge Männersocken und Frauenstrümpfe stricken mit gutem Erfolg, so daß ich an einem freien Tag einen Männersocken fertig kriegen konnte. – Die Hosa-Clal fiel einmal vom Bodenloch auf die Dreschtenne. Glücklicherweise geheilt, heiratete sie später den Schinder in Sulzbach und lebt dort wohl heute noch als Witwe um neunzigjährig. Bei meinem Besuch in Sulzbach sah ich auch sie, dem Alter entsprechend ziemlich apathisch. |

20|21

Doch nun zurück zu unserer Sitzweile. Das war die Zeit zum Erzählen von Märchen und den mannichfachsten Geschichtlein aus Wahrheit und Dichtung. Mein Vater hatte Humor und Erzählertalent, und alle Anwesenden gaben ihre Beiträge.

Nachstehend eine kleine Blumenlese: – Eine Edelfrau fuhr einmal im Schlitten über Land. Damit das Fahrzeug besser laufe, ließ sie an einer Station durch einen Schreiner die Schlittenkufen abhobeln. Die Hobelspäne sollten sein Lohn sein. Der Schreiner verachtete diese und ging verdrießlich seiner Wege. Auf einmal bemerkte er im Brustlatz seiner Arbeitsschürze etwas Hartes und Schweres. Er griff in den Busen und hatte etliche Goldstücke in seiner Hand. Da kehrte er eiligst um, auch die übrigen Hobelspäne zu sammeln. Sie waren verschwunden.

Ein Bauer besaß Zauberbücher, darunter das 6. und 7. Buch Mose. Während er in der Kirche war, kam sein Knecht über das Buch und las darin. Dem Bauer in der Kirche ahnte nichts Gutes. Er ging eiligst heim und fand seinen Hof voller Soldaten. Er las die Stellen im Buch rückwärts, und die Soldaten verschwanden.

In dem Städtchen Hirschau in der Oberpfalz wohnen ganz wunderliche Leute. Es sind unsere Schildbürger. Einmal wuchs Gras auf dem Dach ihres Kirchturmes. In einer Gemeindeversammlung wurde beraten, was zu tun sei, damit die ganze Gemeinde Nutzen von diesem Graswuchs habe. Man beschloß, es solle der Gemeindebulle auf den Turm gezogen werden, das Gras abzuweiden. Gesagt – getan. Der Bequemlichkeit wegen wurde der mächtige Bulle am Halse angeseilt und mit vereinten Kräften mit den erforderlichen Vorrichtungen hochgezogen. Nahe beim Gras angekommen, streckte der Stier seine Zunge weit heraus. „O, er sieht das Gras schon“, riefen die Leute wohlgenut, „er schlägt schon die Zunge darnach aus.“ Aber der Bull war tot, und die ganze Gemeinde gemeinsam [hatte] den Schaden anstatt Nutzen.

Einmal wurde den Hirschauern ein großer Kürbis geschenkt als Pferde-Ei. Sie sollten es einem Gaul unterlegen, dann würde ein junges Pferd herauskommen. Als die Leute dachten, das Pferde-Ei sei lange genug bebrütet, trugen sie es auf einen Berg bei ihrem Ort und ließen es hinunterrollen. Der rollende Kürbis scheuchte einen Hasen aus seinem Lager auf, daß er in mächtigen Sätzen davon lief. „Heisale,

Heisale, nach Hirschau zu!“ riefen die Leute erfreut. Aber der Hase, das vermeintliche junge Pferd, verschwand im Busch, und am Fuß des Berges fanden die enttäuschten Hirschauer den geplatzten Kürbis.

Einmal wollten die Hirschauer ihr eigenes Salz anbauen, um es nicht mehr beim Krämer kaufen und zahlen zu müssen. Sie besäten einen Gemeindeacker mit Salz. Zufällig wuchsen reichlich Brennessel auf dem Acker. Sie beschauten und befühlten die vermeintliche Salzpflanze. Hu, wie das an die Finger brannte! Das ist scharf, muß gutes Salz werden. Sie hätten gern gewußt, ob im Innern des Feldes das Salz ebenso gut sei als an den Rändern. Kein Einziger wollte hineingehen, um keine Salzpflanzen umzutreten. Da beschlossen sie, Einer sollte sich auf eine Tragbahre setzen und zwei ihn hineintragen, damit er beim Versuch keine Pflanze umtrete.

Übrigens sei es nicht geraten, den Hirschauern zu sagen, man möchte gern ein Hirschauer Stückle sehen. Reisende, die solches taten und am nächsten Morgen in der Dunkelheit ihre Kutsche anspannten, hatten keine Ahnung, daß über Nacht ihr Fuhrwerk umgedreht worden war. Erst als es Licht wurde, merkten sie, daß sie wieder dahin kämen, woher sie gekommen waren. Sie kehrten schleunigst um, und bei der Fahrt durch Hirschau wurde ihnen mit Hallo zugerufen: „Na, habt ihr nun ein Hirschauer Stückle gesehen?“ – |

Alfeld, das größere Nachbar-Pfarrdorf von Fürnried, ist auch nur eine 3/4 Stunde vom Buchhof entfernt nach Südwest, während Fürnried eine halbe Stunde nach Norden liegt. – Alfeld ist ein großes Dorf von über 1 000 Einwohnern, meist arme Häusler, sehr viele Handwerker und auch Bettelleute. Viele Korbweiber hausierten mit Semmeln für die Bäuerinnen und kauften auch Viktualien ein, besonders Rinderschmalz – ausgelassene Butter – und Eier zur Belieferung von Nürnberg. Bei der größeren Einwohnerzahl kamen auch häufiger Todesfälle vor, und ein beliebtes Geschäft war das Leichenbitten. Es war einträglicher als Betteln, es gab Kreuzer statt Pfennige und großen Ranft Brod statt dünner Scheibe: „Schickt mi’ der Bergmichel her, sollt auch mit seiner Annameigl i’ d’ Leich göi!“<sup>37</sup> – Ein Semmelhändler wurde einmal von einem Bekannten gefoppt wegen der paar Weckle im Tragkorb. Der Gefoppte entgegnete: „Kannst alle aufessen, wenn es dir nicht zuviel wird!“ Die Wette galt. Nach einer Weile hüstelte der Wettesser. „Na, kriegst wohl gnug!“ O na, es sei nur ein Bröserl in den zweiten Schlund gekommen. – Na, wenn der zwei Schlünder hat, dann verlier ich[, dachte der Händler]. Band seinen Korb zu und ging weiter. Dem Semmeleser war das auch recht. Er war ja hinreichend satt.

Die Bewohner von Alfeld waren etwas sehr liberal durch Schuld eines früheren rationalistischen Pfarrers Wirt und den Verkehr mit der Großstadt Nürnberg. Ein Bäuerlein dort klagte mir Knaben einmal seine innere Not: An eine Auferstehung von den Toten könne er eben nicht glauben. – In seinem Haus war er friedliebend und

37 „Mich schickt der Bergmichel, ihr sollt auch zur Beerdigung seiner Annameigl kommen.“

erzählte unserm Nachbarn, dem Buchhofbauern, wie er bei häuslichem Zerwürfnis mit seiner Frau wieder zurecht gefunden. Sie zürnte, ging ohne »gute Nacht« zu Bett. Das sei ihm zu arg gewesen. Er zündete eine Schleiße an und leuchtete unterm Bett herum, eine ganze Weile. Da wurde die scheinbar schlafende Frau unruhig, erhob ihren Kopf und fragte: „Mah, was souchst denn?“ „O, öitz hobes schou“, antwortete der freundlich, „a Woad hobe gsoucht va dia, a Woad.“<sup>38</sup>

Ähnlich und wieder anders ging es bei dem Bauern von Meggendorf und seiner Bäuerin. Dieser war etwas über die Leber gelaufen, und [sie] gönnte ihrem Eheherrn gar kein Wort mehr. Da ging der zum Pfarrer und meldete: Seine Bäuerin hätte die Sprache verloren. Es möchte am nächsten Sonntag Fürbitte für sie geschehen. Er ging an dem Sonntag wohlweislich nicht in die Kirche, aber ganz naiv die Bäuerin. Nur gab sie nicht acht auf die Predigt. Erst als die Abmeldungen kamen, spitzte sie die Ohren. Aber wie erschrak sie, als sie selber mit Namen genannt wurde in dem Zusammenhang: „Sprache verloren – Fürbitte tun!“ Es ging ihr eine schreckliche Ahnung auf. Vor allen andern Kirchleuten eilte sie ins Freie und heim. Schon von weitem schimpfte sie ihren Hausherrn und warf einen Schuh nach ihm. Der wich gewandt aus und sagte seelenvergnügt: „O, wie froh bin ich und wie glücklich, daß du endlich, endlich wieder redst.“

Im armen Alfeld kamen auch Diebereien vor. Der »Binafink« verwechselte zuweilen die Holzstöße bei Entnahme von Heizmaterial. Da ging in meiner Jugendzeit das Spottlied um:

Ba'm Binafinkn haots den Ufa zsprent – Valatriohei,  
S' Feua haot in da Kucha brennt – Valatriohei,  
Da Böse haot zum Luch ei blaosn – Valatriohei,  
Nao haots 'n Ufa zammagstoßn – Valatriohei,  
Fröigt da Binafink, was is dös nasch – Valatriohei,  
Dös han vom *Öiberg* Buzelgaß – Valatriohaisasa!

Es waren aber keine Buzelgaiß, sondern mit Pulver geladene Holzscheite vom nachbarlichen Holzstoß.<sup>39</sup> |

22|23

Noch nach Neu Guinea hinaus setzte ich die guten fleißigen Alfelder in Nahrung. Ein ehrsamer Schuhmachermeister, Joh. Häusler, durfte mir öfters solide Marschstiefel

38 „Mann, was suchst du denn?“ „O, jetzt hab ichs schon. Ein Wort habe ich gesucht von dir, ein Wort.“

39 „Beim Binafink hat es den Ofen zersprengt: Das Feuer hat in der Küche gebrannt. Der Böse hat durchs Loch hineingeblasen, da ist der Ofen zusammengefallen. Fragt der Binafink: Wie garstig ist das? Das waren Kiefernzapfen vom Öiberg!“  
Der Mann pflegte demnach zu behaupten, er heize mit gesammelten Kiefernzapfen, während er in Wirklichkeit dem Nachbarn Brennholz stahl. Dieser rächte sich eines Tages, indem er ihm mit Pulver präparierte Scheite unterjubelte, doch der »Binafink« blieb selbst dann bei seiner Lüge.

liefern für meine Pionierreisen, ein Schmiedemeister Dorn einen Ökonomiewagen und Geschirr für Ochsenespanne, darunter gute Zügelketten.

Im Dörflein Matzenhof, nicht sehr fern von Alfeld, aber in das viel entlegene Fünried eingepfarrt, kamen während meiner Schulzeit auch allerlei Streiche vor, worüber Geheimbriefe am Dorfbrunnen ausgelegt worden waren, wie man uns erzählte. Da hieß es in einem: „Der Kümmelfritz hat Kümmel g'mohln und hat dem Zimmermann sein Fleisch gestohln“ usw. Und ein anderer Passus: „Und komm' ich einst an Bettelruhm, dann schlaf ich beim Obaham in der Bostub'n. Ein kleines Almosen wird er mir geben. Vom Schreiben allein kann ich nicht leben.“ –

Es wurden verschiedene kleine Schwänke in unserer Sitzweile und Spinnstube erzählt: Eine Köchin wurde von ihrer Herrschaft getadelt, daß sie zu mager koche. Sie sollte einen Kreuzer erhalten für jedes Fettauge auf der Suppe. Da griff sie tief in den Fettof, und es gab nur ein Fettauge. Da gab es auch nur einen Kreuzer als Prämie.

Ein alter Bauer, dessen Augen schwächer wurden, beklagte sich bei seiner Bäuerin: Sie koche ihm zu fette Suppen, das schade seinem Gesicht.<sup>40</sup> Die Suppen wurden hinfort noch fetter. Da sagte der Bauer: Er sähe schon, die Bäuerin wolle ihn gern los sein. Da wollten sie doch schnell ein Ende machen. Er wolle zum Weiher hinausgehen und sich nahe ans Ufer stellen. Die Bäuerin solle die nächste Höhe hinauf steigen, herunter rennen und dem Bauern einen kräftigen Stoß geben, daß er tief ins Wasser komme und schnell ertrinke, ohne erst lange leiden zu müssen. Die Bäuerin tat, wie ihr geheißen. Der Bauer sprang im rechten Augenblick zur Seite, und die Bäuerin kam im rasenden Lauf ins tiefe Wasser. Sie schrie um Hilfe, aber der Bauer antwortete: „Ich sia di' o niat!“ Ich seh Dich ja nicht.

Auch der Till Eulenspiegel und Freiherr von Münchhausen kamen in unserer Sitzweile zum Wort. Der Erstere reiste einmal als Badergehilfe. Draußen auf der Dorfflur fand er den Bader und bot seine Dienste an. Dieser sagte ihm, er solle nur einstweilen vorausgehen. Er, der Meister, würde ihm bald nach Hause folgen. Das Haus mit den großen Fenstern sei das Baderhaus. Da solle er nur straks hineingehen. Eulenspiegel nahm die Anweisung zu wörtlich und ging direktemang durch eins der großen Fenster hinein, die großen Spiegelscheiben mit hineinnehmend. Als der Meister kam und die Bescheerung sah, sagte er entrüstet: Er solle gleich wieder hingehen, wo er hergekommen sei. Der Eulenspiegel ging durch ein anderes Fenster hinaus, und der Schaden für den Meister war doppelt.

Freiherr von Münchhausen reiste einmal in Rußland im tiefen Schnee. Als der frühe Winterabend ihn überfiel, rollte er sich in seine warme Decke und legte sich auf den gefrorenen Schnee, nachdem er sein Pferd an einem Busch angebunden, wie er meinte. Als er mit Morgengrauen aus tiefem Schlaf erwachte, hatte Tauwetter den tiefen Schnee verzehrt, und Münchhausen stand auf dem blanken Erdboden und sein

40 Seiner Sehkraft.

Reitpferd hoch oben auf dem Zwiebdach eines russischen Kirchturmes. Er zielte scharf, hielt steil hinauf und schoß den Zügelriemen durch, so daß sein Reitpferd herunterspringen konnte zur Fortsetzung der Reise. |

23|24

Nachstehend noch einige spaßhafte Geschichten der Sitzweile und Spinnstube: In einer Garnisonstadt saß am offenen Fenster ein Offizier, Zeitung lesend, mit recht kurz geschorrenem schwarzen Haarschopf. Ein schwachgesichtiges<sup>41</sup> altes Weiblein geht draußen vorüber, langt hinein, streichelt den schwarzen Schopf mit dem liebevollen Bemerken: „Nett's Katzer!“ Der stolze Offizier springt ob dem Mißverständnis entrüstet auf und zieht vom Leder. Das erschrockene Frauchen wackelt rasch weiter, um aus der Gefahrenzone zu kommen.

In Wien geht eine junge, feine Herrschaft ins Schauspielhaus. Die Gnädige Frau ermahnt das Dienstmädchen: Ja gut aufpassen auf das ganze Hauswesen und besonders auf das Kleine, das Lutscherl. Das Mädchen verspricht alles Gute: „Küß die Hand, Gnädige Frau, ich paß schon auf.“ Kaum ist die Herrschaft weg, da denkt der dienstbare Geist, er könne von außen besser aufs Ganze aufpassen, 's Lutscherl schläft ja sehr fest und ruhig. Da kommt der Waschmann, die schmutzige Wäsche zu holen. Das Mädchen findet es auf der Straße zu unterhaltsam und sagt zum Waschmann: „Johann, Sie wissen ja Bescheid in unserm Haus, hier haben Sie den Schlüssel.“ Der holt sich den vollen Wäschekorb. Kaum ist er weg, o Schreck, da kommt die Herrschaft unerwartet zurück, hat keinen Platz mehr gefunden im Schauspielhaus. Die kann man mit dem blanken Schlüssel nicht abfinden. Die Missetäterin muß mit hinein. Wo ist das Lutscherl? Neuer Schreck, nirgends zu finden. Alle Winkel werden durchsucht. Die feine Herrschaft selber kriecht unter die Bettstellen, nirgends eine Spur. Endlich wird die Polizei herbeigerufen. Die arme fahrlässige Sünderin zittert wie Espenlaub. Weiteres Suchen, Nichtfinden und peinliches Verhör. Alles vergeblich. Endlich kommt die Erlösung, der Waschmann kommt mit dem leeren Wäschekorb, aber das Beste, das seelenvergnügte Lutscherl, drin. Der Waschmann berichtet: „Gnädige Frau, das Lutscherl hat zwischen der schmutzigen Wäsche geschlafen, hat arg geweint, als wirs ausschütteten. Ist nun wieder ruhig, küß die Hand, küß die Hand!“

Ein Maurer hält sein zweites Frühstück auf dem Dach, Brot und Schnaps. Das von ihm so geschätzte Naß fließt über Dach und Rinne in die Tiefe, da er aus Versehen die Flasche umgestoßen. Er rennt eiligst hinab, um am Ausfluß der Rinne seinen verlorren Frühstücksschnaps zu retten.

Bei einem ehrsamem Schuhmachermeister schickt die emsige Meisterin den diensttuenden Lehrbuben zur Werkstatt hinauf und ruft den Meister an, er solle dem Buben Wachs geben. Der Meister beschwert sich, die Frau Meisterin solle das Maul auftun

41 Kurzsichtiges.

und deutlich zum Ausdruck bringen, was sie wolle – „Sonst weiß ich alleweil nix, brauchst du oder braucht er a Wichs!“<sup>42</sup>

Ja, die Lehrbuben! In Nürnberg schalt ein Meister seinen Lehrbuben arg in der Werkstatt um eine Kleinigkeit, der eben die schwere Mulde mit Fleisch aufgenommen, um auszutragen. Auf die Straße gekommen, machte er seinem gedrückten Herzen Luft mit der Bemerkung: „Mei Master is an Ox!“ Ein vorbeigehender Engländer freut sich, daß im altberühmten Nürnberg schon die Metzgersburschen ganz korrekt Englisch sprechen.

24|25 Von den Lehrburschen ist auch das Schnaderhüpfle bekannt: Als wir noch Lehrbub'n war'n, da sind wir rumagfaren. Hab'm bald hier, bald da was Dumm's angestellt. Um Birn und Äpfel z' kriegen, sind mer af Bem aufgstiegn. Hab'ms uns derwisch, o weh, na wars g'fehlt, hab'm g'schrien und grinna: „Wir bitten Ihna, | Hörn' S' auf zu schlog'n, wolln's nimma tun!“<sup>43</sup> –

Die liebe Mutter wurde natürlich auch hergenommen. Ich fragte ja von Klein auf unendlich viel. Meinen Vater fragte ich einmal, was über dem Himmel droben, wo der Himmel-Dada<sup>44</sup> mit seinen Engelein wohne, sei. Darauf konnte er mir natürlich keine Antwort mehr geben und meinte: „Nun müssen wir aufhören.“

Wie der Lauf der Natur so ist, lief ich klein mehr der Mutter nach und später, als werdender Mann, dem Vater. Ich suchte mich auch von Kleinauf mehr und mehr in etwas nützlich zu machen und hörte dann auch gerne Lob von der Mutter. So fragte ich sie auch zuweilen: „Gella Mouda, i bin brav!“ Und in guter Laune antwortete sie: „Ha freili, Du bist a brava Bou, a schöina Bou, a gschaita Bou, a löiba Bou, und wer Dir wos tout, den hauma oba, daß er . . .“<sup>45</sup>

Die Mutter mußte uns natürlich auch erzählen von ihrer engeren Heimat. Sie war eine geborne Kunigunda Danhauser, nach neuerer Schreibart Thonhauser, von Mittelreinbach am Südfuß des großen, weithin sichtbaren Zant-Berges, etwa 5 Stunden nördlich von Buchhof gelegen. In der Nähe von Mittelreinbach liegt ein anderes Buchhof mit 8 Häusern. Also größer als mein Heimatörtlein, ein Weiler mit 3 Häusern. Der Bach von Mittelreinbach treibt oben bei Oberreinbach schon Mühlen, fließt an Holenstein vorbei, Schloß und Schuldorf für Mittelreinbach, und vertrocknet weiter unten bei Kirchen-Reinbach – eine Filiale mit Kirchlein von Etzelwang. Somit ist der Bach, der durch die verschiedenen Reinbach fließt, eine Art Steppenfluß, der

42 „Sonst weiß ich immer nichts, brauchst du oder braucht er »a Wichs«!“ Der Meister will also wissen, ob die Frau Schuhwichse benötigt oder ob der Lehrbube eine Tracht Prügel bekommen soll.

43 „Als wir noch Lehrbuben waren, sind wir herumgefahren, haben bald hier, bald da etwas Dummes angestellt. Um Birnen und Äpfel zu bekommen, sind wir auf Bäume geklettert. Haben sie uns erwischt, oh weh, da war es fehlgeschlagen, haben wir geschrien und geweint: »Wir bitten Sie, hören Sie auf zu schlagen, wir wollen es nicht mehr tun!«“

44 Gott.

45 Diese Geschichte wurde bereits in I 13 erzählt.

nicht immer und durchwegs Wasser führt. In guten Zeiten fließt er in den Bach von Etzelwang, an dem Schloß Ruppertstein vorbei. –

Unser Sulzbacher Jura hat nicht viele, aber dann meist große und wasserreiche Quellen. Eine solche beim großen Dorf Thalheim, zu Alfeld gehörig, aus kleinem Seitental kommend, treibt nacheinander die zwei Mühlen in Thalheim, während der große Hauptbach, kommend von Alfeld, unser Bächlein von der Neumühle aufnehmend, im tiefen Bett unbenutzbar am Dorfe vorbeibraust und über Föhrenbach und Happurg, zwei große Kirchdörfer, bei Hersbruck in die Pegnitz geht, während der Etzelwanger Bach mit den Gewässern der Reinbach-Dörfer etwas oberhalb Hersbruck zur Pegnitz geht. In der Kalkformation unseres Jura gibt es viele Höhlen und finden Bäche eine Zeitlang mitunter unterirdische Wege, wie es unterhalb Mittelreinbach eine Strecke weit der Fall ist. Unsere Mutter hatte in Holenstein in die Schule zu gehen, und der Kirchort für Mittelreinbach ist Echenfelden, auf der andern Seite des Zant-Berges. Das ist ein Kirchort ohne fließendes Wasser, wie es solche in unserem Sulzbacher Land mehrere gibt, wie auch Königstein, Edelfeld, Illschwang und auch Fürnried, während [die Stadt] Sulzbach zwei Bäche hat, einen davon innerhalb ihrer Mauern mit den großen Quellen, der Fürstenquelle und dem Bachbecken-Brunnen, welche zusammen das oberflächliche Rad der Stadtmühle trieben, und der Seitenbach, im Stadtweiher aufgestaut, trieb unterschlächtig den zweiten Gang der Stadtmühle.

Der Vater meiner Mutter hatte einen ansehnlichen Hof in Mittelreinbach und war ein Ochsenbauer. Größere Bauern haben Pferdegespanne, und die kleinen Gütler spannen nur Kühe an. Das waren wir in Buchhof. Das sind die drei Rangstufen bei unsern Bauern. |

25|26

Für die Mittelreinbacher war das Kirchdorf Echenfelden, wie schon erwähnt. Dortselbst hatte meine Mutter zum Konfirmandenunterricht zu gehen, und in der dortigen Kirche wurde sie auch konfirmiert. Somit war ihr dies größere Dorf wohlbekannt, so daß sie von dort allerlei zu erzählen wußte. Die dortigen Einwohner hatten scheint es etwelche städtische Manieren angenommen, wiewohl sie nichts weniger als städtisch waren. Über sie waren allerlei Reime im Volksmund, so z. B.: „Die gewichsten Stiefel und die gouten Haub'n döi genge mitanander aufs Buzelböckglaub'n.“<sup>46</sup> Oder: „Z' Echafeln am Siadifia, dao genge d' Schnecken-Groba fia!“<sup>47</sup> Ferner: „Z' Echafeln in da Gauakuchen, dao gibts a guate Schnecken-Suppen!“<sup>48</sup> Es waren demnach die alten Echenfeldener Feinschmecker, welche Gerichte von Schnecken liebten.

Meine Mutter war die einzige Schwester von drei Brüdern. Der eine, Onkel Adam, ließ sich in Hirschbach nieder als Wagenbauer. Der Älteste übernahm den väterli-

46 „Die geputzten Stiefel und die guten Hauben, die gehen miteinander zum Kiefernzapfensammeln.“

47 „In Echenfelden am Siadifia [?], da gehen die Schnecken-Sammler hin!“

48 „In Echenfelden in der Garküche, da gibt es eine gute Schneckensuppe.“

chen Hof, den lernte ich in der Folge kennen, besonders als ich mit meiner Schwester Kunl einmal dort auf der Kürwa war und auch bei späteren Besuchen hin und her. Der Jüngste, Hansl oder Johann, heiratete eine Erbtöchter zu Birschleg, zum Pfarrdorf Illschwang gehörig. Der schwachsinnige Bruder der Erbtöchter nahm das sehr übel, und als mein zukünftiger Pate mit dessen Schwester an einem Ostertag aufgeboten wurde, warf er zuerst ein Oster-Ei nach dem Pfarrer auf der Kanzel und dann noch sein Gesangbuch als Protest. Die Sache ging aber natürlich ihren Lauf. – In Fürnried wurde in späterer Zeit ein Geistlicher vorm Altar aus anderem Grund von einem Irr- oder Schwachsinnigen tätlich angegriffen, der Kandidat Müller, der von der Universität her für seinen alternden Vater Kirche hielt, worüber die Bauern im Wirtshaus schwätzten, daß der junge Mann noch nicht auf Kanzel und Altar gehöre. Das nahm sich der schwachsinnige Feigl von Wüllersdorf zu Herzen und wollte den angehenden jungen Geistlichen vom Altar herunterhauen. Diesem sprangen nahestehende junge Burschen rasch zu Hilfe, und Feigl wurde darnach in Sicherheit gebracht ins Irrenhaus zu Erlangen.

Meinen Patenonkel in Birschleg lernte ich nicht kennen. Er starb sehr frühzeitig. Bei meiner Taufe hätte er sich recht angeregt mit meinem Täufer, dem Vikari Molzer, unterhalten, welcher später Pfarrer im untersten Unterfranken wurde und, mit einer Ecke dieses Kreises ins Hessische hineinstechend, von den bösen Preußen annektiert wurde anno [18]66.

Als meine Patenfrau wieder heiratete, einen großen Mann von Tannlohe bei Fürnried, hatte ich einen guten Stiefpaten über Konfirmation und Ausreise nach Australien. Ich kam auch öfters nach Birschleg, und beim Gehöft des Paten mit großem schönen Obstgarten war die größte Sehenswürdigkeit ein riesiger Nußbaum mit sieben gewaltigen Stämmen aus einem einzigen Grundstock.

Die Geschichte meines Tauftages<sup>49</sup> habe ich natürlich nur vom Hörensagen, so auch, daß meine Mutter am kühlen Vormittag noch fleißig auf dem Halm graste<sup>50</sup> auf dem Äckerlein am Wege nach Eckeltshof, welches im Herbst noch mit Roggen für zeitiges Viehfutter war besät worden. Sie mußte dann vorzeitig heim und meine Schwester oder Bruder nach Fürnried schicken, die Rethel zu holen, um mir beim Eintritt in diese Welt noch das Quartier zu bereiten, noch am selben Freitag Abend, den 16. April.

Meinen Großvater mütterlicher Seite, den alten Danhauser oder Thonhauser in Mittelreinbach, habe ich nicht selber gesehen, nur Mutter erzählte uns von ihm und auch der Onkel in Mittelreinbach, besonders an dem Tage, da wir auf der Kürwa dort waren. Dieser Großvater muß ein sehr temperamentvoller Mann gewesen sein,

49 Flierl unterscheidet nicht zwischen Geburts- und Tauftag; getauft wurde er aber erst zwei Tage später, am 18. April 1858.

50 Sie schnitt Viehfutter.

gelegentlich auch hitzig. Wenn das Essen sehr heiß | auf den Tisch kam, so konnte es geschehen, daß er die Suppenschüssel der Großmutter vor die Füße warf. So etwas aber müsse man nicht tun, bemerkte treuherzig der Onkel, als er solches erzählte.

Meine Mutter erinnerte sich noch des Jahres der großen Teuerung anno 1817, da auch bei großen Bauern das Brot knapp wurde. Da sei ihr Bruder Adam vor Hunger einmal in den Brotkalter eingebrochen, um sich selbst zu helfen, und hätte dafür arge Schläge bekommen.

Sonst sei der Großvater Thonhauser nicht übel gewesen, hätte sich gern und gut mit allerlei Leuten unterhalten und dazwischen auch gern etwas Hochdeutsch gesprochen. Einer seiner Beliebten Äußerungen, von Muttern erzählt, dachte ich gern nach: „Wenn ich Pfarrer worden wäre und hätte predigen dürfen, ich hätte geschrien, daß die Mörtelbrocken von den Wänden heruntergefallen wären.“

Um jene Zeit wurde ein Mühlerssohn nahe bei Etzelwang Pfarrer, der Schloa-Mühl-Pfarrer. Der hat scheint es nach diesem Rezept gepredigt als Stadt-Vikari in Sulzbach bei Rosenberg. Seine Verwandten und deren Nachbarn gingen zu jener Zeit gerne zur Stadt, um ihren »Kanzelhusaren« zu hören.

Wir sind ja nun als Nachfahren unseres Großvaters in Mittelreinbach zwar nicht Pfarrer geworden, aber doch etwas Ähnliches, nämlich Missionare.

Ein Nachkomme unseres Großvaters auf dem Hofe in Mittelreinbach fiel im Weltkrieg<sup>51</sup>. Sein Bild wurde mir bei meinem Besuch dortselbst nach Heimkehr ins Vaterland gezeigt. Der Hof ist darnach auf Fremde übergegangen, Zuwanderer aus Grafenwöhr. – Enkel von Mutters Vater sind früher schon nach Nord-Amerika ausgewandert und zwar nach Buffalo, wie mir vor 30 Jahren dort erzählt wurde. Doch kam ich keinen von ihnen zu sehen.

Danhauser und Thonhauser gibt es im Lande hin und her mehr. Einen Zimmermann Danhauser heiratete meine Schwester Margarethe. Von ihm und ihr sind tüchtige Arbeiter in Nürnberger Fabriken. Er hatte den siebziger Krieg<sup>52</sup> mitgemacht.

Die Flierl sind schon seltener im Lande. Am häufigsten sind sie anzutreffen um Sulzbach-Rosenberg, wohl alle einer Abstammung, vielleicht Zuwanderer aus der Ostmark, dem Namen nach zu schließen. Bis an den Dreißigjährigen Krieg läßt sich unser Stammbaum verfolgen.

Auf dem Schloßberg bei Rosenberg hat die dortige Maxhütte ein imposantes Kriegerdenkmal nach dem Weltkrieg<sup>53</sup> errichtet mit dem Namen aller Gefallenen aus den beiden Rosenberger Pfarreien, der Evangelischen und der Katholischen. Ich zählte darauf 80 Namen und darunter 8 Flierl. Das sind aber noch nicht alle aus der weiteren Umgegend. Vor allem kommt dazu noch ein Neffe von mir, ein Sohn meines

51 Im Ersten Weltkrieg.

52 Den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71.

53 Gemeint ist wieder der Erste Weltkrieg.

Bruder Ulrich, Georg Flierl, der in Flandern von einem Granatsplitter tödlich getroffen wurde. Jedenfalls darf man die Flierl als einen tapferen Stamm ansehen. Mein jüngerer Sohn Hans hat ja auch diesen Krieg glücklich durchgemacht mit glücklich geheilten Verwundungen, und ist auch ein »Gefreiter« des Weltkrieges geworden, und sein älterer Bruder Wilhelm hat tapfer die fünfjährige Gefangenschaft in Australien ausgehalten und muß im gegenwärtigen Krieg nochmal ein gleiches Schicksal ertragen mit einer Schar seiner Mitarbeiter von Neu Guinea.

27|28      Gott wolls machen,  
              Daß die Sachen  
              Gehen, wie es heilsam ist.  
              Laß die Wellen  
              Ringsum schwellen,  
              Wenn du nur bei Jesu bist.<sup>54</sup> |

Da wir nun schon beim Krieg sind, so wollen wir in dieser Materie fortfahren. Während meiner Schulzeit habe ich zwei Kriege erlebt, nämlich den Deutschen mit den Preußen und den Deutsch-Französischen.

Für uns Buben war früher Bayern das Vaterland, und alle anderen Länder, auch in Deutschland, waren uns Ausland. Unser Bayernland grenzte im Osten an Böhmen und Österreich, im Süden wieder an Österreich, nämlich die gefürstete Grafschaft Tyrol mit Vorarlberg, und an den Bodensee, im Westen an Württemberg und Baden und das ehemalige Kurfürstentum Hessen, im Norden an die Sächsischen Herzogtümer Meiningen, Hildburghausen und Koburg, an die Fürstentümer Reuß und an das Königreich Sachsen.

Da hieß es auf einmal im Frühjahr 1866: Die Preußen kommen, haben die Österreicher schon geschlagen, und nun fallen sie über Bayern her. Die Leute redeten allerlei: Unsere Bayern haben vormals im Dienste Napoleons I. in Preußen böse gehaust, Frauen Brüste abgeschnitten usw. Nun werden es uns die Preußen heimzahlen. In Buchhof und Nachbarorten wollte man in Sandgruben und andern Plätzen Schätze vergraben. Die Bauern in Heinfeld wollten sogar Schinken und Speckseiten vergraben, dagegen redeten Stimmen der Vernunft: Wenn die Preußen nichts zu essen finden, dann werden sie ganz böse, schlachten unser Vieh weg usw. und sofort.

Die jungen Männer wurden eingezogen zur tapferen Bayrischen Armee; so in Fürnried der Melberloeil, mein nachmaliger Schwager. Der erzählte uns nachher, wie sie drunten in Unterfranken vor den verflixten Preußen nur immer hätten davon laufen müssen, wenn diese auf sie einschossen mit ihren Zündnadelgewehren, den ersten Hinterladern. Die Bayern hatten noch die ganz ungeschickten Oberlader gehabt und

54 Dieses Lied, 1704 von Johann Daniel Herrnschmidt verfaßt, zitiert Flierl mehrfach.

seien daher sehr im Nachteil gewesen den Preußen gegenüber. Aber wenn die oberen Führer sie nur hätten an den Feind ran geführt, dann hätten sie eben die ungeschickten Gewehre umgekehrt und die Feinde mit den Kolben gelaust. Aber sie hätten nur immer schmähslich davon laufen müssen.

Da hätten die schweren Reiter, die Kürassiere, an einem Ort es den Preußen gegeben. Diese Kürassiere, drei Regimenter zu je Tausend Mann hatte damals Bayern mit den eisernen Brustharnischen, den wallenden weißen Reitermänteln auf schweren Rossen mit den gewaltigen Schwertern, den geraden Pallaschen, sie konnten es nicht mehr mit ansehen, wie die bayrische Infanterie erbarmungslos zusammengeschossen wurde. Ohne Befehl stürmten sie los wie ein gewaltiges Gewitter und fielen über die Heerhaufen der Preußen her. Was nicht eiligst entrinnen konnte, wurde zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht.

Unser Nachbar, der Bauer und Bürgermeister Kölbl, hatte anno 1848 in München als bayrischer Kürassier gedient und auf den Straßen von München im Patrouillendienst die damaligen Revolutionäre zu Paaren treiben helfen.

Nach dem kurzen Blitzkrieg in den wenigen Sommerwochen 1866 brachte uns der Amm'-Mann (Mann der Hebamme von Alfeld) in einem dicken Quartheft die gedruckte Geschichte des zum Glück kurzen Krieges. Darin war auch die Tat der Bayrischen Kürassiere beschrieben, die nicht gut hatten bestraft werden können für ihren plötzlichen einmütigen Angriff ohne Befehl. Es seien eben 3 000 gewesen, die wie ein Mann handelten.

Es kamen auch noch andere Einzelheiten in dem Heft vor, wie z. B. ein Bayrischer Held mit 5 Preußen fertig wurde, deren letzten er im Bayonnettkampf niederrang. Später las ich, daß die Franzosen das Bayonett erfunden hätten in der kleinen Stadt Bayonne, nahe der spanischen Grenze. |

28|29

Es läßt sich denken, wie ich 8jähriger diese neueste miterlebte Kriegsgeschichte verschlang. Einiges verstand ich miß. Als die Preußen auch siegreich durch das benachbarte Böhmen zogen, da war an einer Stelle zu lesen: „In Bälde erhielt der Feind Verstärkung.“ Ich dachte damals, »Bälde« sei eine Stadt, da die eigentliche Bedeutung noch nicht in meinem Sprachschatz vorhanden war. Derartige kleine Mißverständnisse beeinträchtigten nicht die Auffassung der ganzen Vorgänge.

Am Ende dieses kurzen Krieges sollte ich auch noch leibhaftige feindliche Preußen in Buchhof sehen. Eigentlich waren es Mecklenburger vom Leibregiment dieser mit Preußen verbündeten Macht. Unsere Amtsstadt Sulzbach und das östliche Hinterland von Buchhof, die Vogtei, hatte nach Schluß des Waffenstillstandes Einquartierung bekommen. Mein Vater erzählte am letzten Sonntag, daß Feinde vom Osten her ganz friedlich mit in der Kirche gewesen seien. Die Leute fanden die nun gegenwärtigen Preußen besser als ihren vorausgegangenen Ruf. Die Schatzgruben wurden zeitig geöffnet oder gar nicht in Gebrauch genommen. Die simultanen Stadtväter von

Sulzbach nahmen willig die preußische Besatzung auf. „Was sollen wir unsere alte Stadt zusammenschießen lassen!“ sagten sie und zogen die preußische Fahne neben der Bayerischen freundnachbarlich neben einander auf. Als unter spielenden Kindern ein katholischer Junge auf einmal sagte, sein Vater hätte ihm verboten, mit Evangelischen und jüdischen Kindern zusammen zu spielen, und das laut wurde, da wurde die preußenfeindliche Familie alsbald von den Stadtvätern aus der Stadt ausgewiesen.

All das erfuhr ich erst, nachdem auch unser Buchhof von zwei Mecklenburger Preußen besucht worden war. Es war ein sonniger sommerlicher Spätnachmittag. Ich hütete die beiden Kühe meines Vaters am buschigen Uilhübl<sup>55</sup>, da sah ich plötzlich vom Südosten her den Weg von Haslach-Heinfeld zwei Soldaten in den Buchgrund einmarschieren. Was wollen die? Schnell trieb ich meine Kühe ins dickste Gebüsch, während ich mich näher am Weg hinter einer buschigen Wacholderstaude auf die Lauer legte. Die beiden fremden Krieger marschierten vorbei. Flinten trugen sie nicht. Aber ob sie nicht am Ende doch feindliche Absichten hegen und unsere Strohdächer von Buchhof anzünden? Hoffentlich können dann Vater und Mutter entfliehen! Ich wollte in solchem Fall die Kühe auf den Kapfersberg und hinter die Peterhöhe treiben zu den Hanselöchern im dichten Buchenwald. In den geräumigen Höhlen hätten wir nebst den Kühen sicheres Obdach. Mutter könnte melken, und wir müßten eben am nächsten Tag weiter sehen. Während ich also sinnierte und phantasierte, kamen nach nicht zu langer Zeit die beiden mißtraulich beobachteten Soldaten wieder den gleichen Weg zurück und verschwanden in Richtung Haslach.

Als ich dann am Abend unsere beiden Arbeitskühe und Milchspender eintreiben konnte, wurde meine brennende Neugierde gestillt. Meine Eltern hatten die beiden Soldaten auch gesehen, als sie sich mit den jungen Nachbarleuten des Kounzen-Anwesens, Mann, Frau und zwei kleinere Kinder, friedlich unterhielten. Mit dem Gruß: „Guten Abend, Mutter!“ führten sie sich ein und erkundigten sich bei ihrem jungen Mann, dem Hansloeil, was das für ein Hof sei, mit so vielen Hunden, an dem sie vorbeigekommen? Aus ihrem Quartier zu Woppental hätten sie einen Spaziergang unternommen nach Heinfeld. Dort hätte ein Bauer ihnen gesagt, ihre Frauen und Mägde hätten zu viele Arbeit für Plaudern und Unterhaltung, aber nur ein halb Stündchen entfernt sei ein Bauernhof mit drei Töchtern und viel Zeit zu Unterhaltung. | Sie seien da vorbeigekommen. Was das für ein Hof sei mit so mächtigem Hundegebell? – Das sei der Schinder, wurde geantwortet. – Was denn ein Schinder sei, fragten die Kriegsknechte weiter. – Das sei der Fallmeister. Das sei ein Mann, der das tote Vieh wegtut, wurden die beiden weiter belehrt. Nun dämmerte ihnen endlich die Erkenntnis auf. In Mecklenburg verwerten eben die großen Grundbesitzer ihr totes Vieh selber. In Bayern sind die Schinder aus naheliegenden Gründen auch große Hundezüchter. Nun wollten sie bei diesem Bauern mit etlichen Dutzenden

29|30

55 Ölberg.

von Hunden nicht mehr einkehren, sondern marschierten am Haslach vorbei über Heinfeld wieder in ihr Quartier zu Woppental zurück und taten wohl daran, denn die Schinderfamilie auf dem Haslach war stockkatholisch und den Luthrischen Preußen spinnefeind. Das hätte keine angenehme Unterhaltung gegeben. Das wußte auch der Schalk, der Odam Bauer Pickel, und hatte so die freundlich-feindlichen Soldaten gründlich zum besten [gehalten].

Sie wären von dem alten Schinderhannes mit der überlauten Stimme, den man eine Viertelstunde weit reden hörte, eben so derb abgefertigt worden wie wir Luthrischen Buben einmal, da wir am Kirchplatz zu Fürnried uns einmal verpflichtet fühlten, ihm zu melden, daß wir soeben auf der Flur einen tollwütigen Hund (wie wir glaubten) gesehen hätten, vor dem wir uns arg fürchteten. Die grobe Antwort war: „*Meinthalb'n, wos scherme denn i mi drum!*“<sup>56</sup> –

Der 66er Krieg hatte für uns Fürnrieder Schulbuben ein harmloses Nachspiel im nächsten Jahr. Wir organisierten eine Heimwehr. Wenn wir einmal groß sein würden, sollte kein Feind mehr wagen, ins liebe bayrische Vaterland einzubrechen. – Wir fabrizierten papierne Helme, schnitzten hölzerne Schwerter und Flinten und kollektierten unsere Gröschlein, um Fahne, Trommel, Hörner und Pfeiffen anzukaufen, und hielten mit großem Eifer an den Sonntag-Nachmittagen, N[ota] B[ene]! nach Schluß der Christenlehre, unsere Übungen ab. Johann Bär vom Nonhof, später ein Führer in der bayrischen Bauernpartei und Jahre lang Abgeordneter in München, wurde unser Hauptmann. Da ein Hauptmann auch ein Streitroß haben muß, so erbot sich der baumstarke Walther von Wüllersdorf, von zu großer Intelligenz nicht beschwert, des Hauptmanns Reitpferd zu sein. Der kleine Bär schonte sein menschliches Reittier, nur durch die kleinen Ortschaften ritt er, im freien Gelände gingen Mann und Roß friedlich neben einander her. Der Naglers Johann mit sehr gewandten Händen machte den Trommler, und etliche Kameraden bliesen die Hörner.

Unser Marschschritt dröhnte nicht sonderlich auf dem holperigen Pflaster von Fürnried, denn wir waren sammt und sonders barfuß beim herrlichen Sommerwetter. Doch wenn unsere Fahne wehte, der Trommelwirbel dumpf grollte und die Hörner hell erklangen, dann lächelte unser alter Schulmeister Waldau, der Herr Pfarrer Müller lachte, und mein Schwager, der Melberloeil, fuhr einmal erschrocken aus seinem Mittagsschlaf auf dem Heuboden auf, und er glaubte schon, er sei nochmal in Unterfranken und die verflixten Preußen stießen nochmal vor gegen die tapferen aber ach so hilflosen Bayern. Ganz klar geworden wußte er ja, es war die wackere Fürnrieder Heimwehr und auch sein Bruder und Schwager bei derselben. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Ein Auszug ist mir noch besonders deutlich im Gedächtnis. Wir rückten über die Weiler Wurmrausch und Ameried über Berg und Wald vor nach dem großen alten

56 „Meinetwegen, was schere mich denn ich darum!“

Hof Tannlohe, der auch ein Schlößlein zu Högen, im Tal, besaß. Dort weilte in alten Zeiten auch einmal Knorr von Rosenroth und dichtete zwischen Högen und Tannlohe das schöne Sonntagslied: „Morgenglanz der Ewigkeit“. Uns jungen Bubensoldaten wurde es auch auf | Tannlohe an dem schönen Sonntagnachmittag recht wohl, besonders als wir einen herrlichen großen Kirschbaum entdeckten, voll von den prächtigsten dunkelroten Früchten.

Ein kleiner Mundraub, schon im alten Testament erlaubt, kann ja für unsere Übungstruppe kein Unrecht sein. Wir wollten ja nichts mitnehmen außer im Magen. Gedacht, getan! Im Nu war die halbe Kompagnie auf dem Baum und schnabulierte, ließ auch etwas von dem Segen herunterfallen für die Harrenden. Nur kurz war das Glück. Die Großmutter erschien auf der Bildfläche mit großem Rechen und noch größerem Geschrei: „Ihr Buben, wollt ihr gleich unsern Kirschbaum in Ruhe lassen. Fort mit Euch!“

Wir machten alsobald die Parole jenes amerikanischen Freiheitskämpfers in der dreitägigen Schlacht bei Pennsylvania-Post-Office<sup>57</sup> auch zu unserer Losung: „*Wer flieht, geht wieder ins Gefecht. Wer bleibt und fällt, der kann das nicht!*“<sup>58</sup>

Unsere Kameraden fielen vom Baum wie reife Birnen beim Sturmwind, und wir alle miteinander rückten aus ins freie Feld. Da überzählte Hauptmann Bär die Häupter seiner Lieben, und es fehlte kein teures Haupt. In guter Ordnung zogen wir uns erfolgreich zurück wie Engländer unserer Tage und marschierten hinüber nach dem Dorf Sunzendorf. Da saßen die Bauern der Umgegend beim Sonntag-Nachmittag-Bier. Unsere Truppe nahm geordnete Aufstellung vor dem Wirtshaus, und Trommelwirbel mit Hörnerklang lockte die Bauern heraus. Sie begriffen, daß junge bayrische Soldaten beim heißen sommerlichen Marsch bayrisches Bier zur Erfrischung wohl schätzen würden, und gaben dementsprechend ihre Spende. Sie hatten Interesse an der jungen Truppe und unterstützten auch ihre Ausrüstung und Instandhaltung. Wohlgemut marschierten wir darauf heim nach unserm Standort Fürnried und zerstreuten uns wieder in unsere elterlichen Quartiere. –

Während meines australischen Ruhestandes wachten alle diese alten Erinnerungen wieder in mir auf, und [so] schrieb ich von dort einmal an unsern alten Hauptmann Bär, Bauer in Woppental, über die damaligen gemeinsamen Erlebnisse, und erzählte dabei auch von unserer Missionsarbeit auf Neu Guinea. Mein Brief traf den Jugendfreund nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Hinterbliebenen übergaben das Schreiben an ihren Herrn Pfarrer, und auf solche Weise geschah es, daß es im Sulzbacher Kirchenblatt abgedruckt wurde. So erfuhren die jetzigen Besitzer des Hofes zu Tannlohe von unserm damaligen Jugendstreich. Als ich dann im Sommer 1937 im

57 Es ist nicht ersichtlich, was der Verfasser mit „Pennsylvania-Post-Office“ meint. Anscheinend bezieht er sich auf die Schlacht von Gettysburg in Pennsylvania, die vom 1. bis 3. Juli 1863 dauerte.

58 Zu diesem Zitat siehe II 142 mit Anmerkung 13.

Pfarrhaus zu Fürnried zu Gaste war und in der dortigen Kirche über unsere N[eu]-G[uinea]-Mission sprechen durfte, erhielt ich noch im Alter einen Tribut von der jetzigen Bäuerin zu Tannlohe, nämlich ein Päckchen Spätkirschen, auch holte der treffliche Bauer, der ein Herz für Kirche und Mission hat, die Pfarrersleute und mich im leichten Fuhrwerk zum Sonntag-Nachmittagskaffee nach seinem schönen Hof ab, um so der alten Tage zu gedenken. Leider starb der treffliche Mann schon im nächsten Jahre und ließ Frau mit großer Familie hinter sich. – Es wird auch hier in Erfüllung gehen, daß das Andenken der Frommen gesegnet sein soll. –

Vor Schluß meiner Schuljahre erlebte ich auch noch den Siebziger Krieg auf [18]71. Das geschah mit vollem Bewußtsein und Verständnis und von den ersten Anfängen an.

Der Vetter in Sulzbach hatte uns zum Sonntag anfangs Juli zu Besuch eingeladen, da eine Amerikanerin aus Buffalo zu Besuch in Sulzbach war, welche unsere Verwandten drüben kannte und von ihnen erzählte. So gingen mein Vater und ich an diesem Sonntag nach Sulzbach, um uns von Amerika und unseren Leuten dort | erzählen zu lassen. Ich sehe noch jetzt im Geist die Amerikanerin im großkarrierten Kleid, in den mittleren Jahren stehend.

31|32

Aus dem Erzählen wurde freilich nicht zu viel, denn am gleichen Sonntag traf die Nachricht in Sulzbach ein, daß es mit Frankreich Krieg geben würde. Da schlug die Besucherin von Amerika die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: „Wie werde ich nur wieder zurückkommen nach dem schönen Buffalo!“

Wir hörten dann auch später von der Kriegsursache. Ein wichtiger Ausfuhrartikel aus Deutschland waren je und je deutsche Prinzen als Herrscher fremder Länder. So hatten die Spanier, da sie gerade eines Königs ermangelten, den Antrag an einen katholischen Hohenzollern-Prinzen gestellt, ihre Königskrone anzunehmen.<sup>59</sup> Darob brummte Kaiser Napoleon III. Der Prinz trat sofort zurück, seinetwegen sollte Deutschland keinen Krieg bekommen. Das genügte nicht. Der Franzose sandte dem alten König Wilhelm in einem Westdeutschen Sommerbad den Gesandten Benedetti auf den Leib mit der strikten Forderung, der preußische König solle bündiges schriftliches Versprechen abgeben, daß er in solche Candidatur niemals willigen würde. Die Forderung wurde bestimmt zurückgewiesen, nach dem Hinkenden Boten in der derben Version: „*Vor mir mögen die Spaniolen sich nach Lust 'nen König holen, meinthalm aus dem Pfefferland!*“ Derartigens war zuviel für französische Eitelkeit, und der Krieg wurde an Preußen erklärt.

Nach mildem Friedensschluß [18]66 traten die Süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden dem Norddeutschen Bund bei mit Preußen als Oberhaupt und hielten zu ihm nach der französischen Kriegserklärung. Das geschah auch im Sinn unserer Fürnrieder Bubenheimwehr. Das Bayerische Heer hatte inzwischen bessere

59 Es handelte sich um Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen (1835–1905).

Gewehre erhalten nach preußischem Muster, denn auch Frankreich hatte Hinterlader und sogar Kugelspritzen als Vorgänger des Maschinengewehres. Nur behielten wir unsere martialischen Raupenhelme und hellblauen Uniformen, kein Vorteil im Kampf mit den Franzosen, die böse zürnten, daß auch die Bayern zu den Preußen hielten. Wo immer möglich, wurden unsere Bayern in den Schlachten mit den Franzosen ganz besonders aufs Korn genommen. Um so wilder schlugen unserer tapfern Bayern zu.

So geht die Sage, daß einmal in einem bayerischen Lazarett ein Franzose helle Tränen weinte. Der bayerische Sanitäter fragte ihn: „Louder dummes, was weinst denn?“ Der Franzose, der genügend Deutsch konnte, jedenfalls als Elsässer, antwortete: „In der Schlacht habt Ihr Bayern so arg zugeschlagen mit den Kolben, auch auf meinen Kopf, und nun in Eurem Spital pflegt Ihr mich, wie eine Mutter ihr Kind. Wenn ich das überdenke, muß ich halt weinen.“ –

Ja, derb sind die Bayern, sonderlich die Altbayern, und die reichen bis in unsere Oberpfalz hinauf. Unser nächster Nachbar auf dem Haslach war Vollblutbayer. Ein solcher sei auch einmal im Siebziger Krieg im Lazarett gelegen, auf dem Bauch, und habe gelesen, auf Besserung befindlich. Eine norddeutsche Prinzessin besuchte das Lazarett und fragte leutselig auch diesen Bayern, wo er verwundet worden sei? Kurz und derb antwortet der Bayer: „Am A . . .“ Betroffen schaut die Prinzessin auf. Der anwesende norddeutsche Stabsarzt rettet die Situation und erklärt, »A . . .« sei eben eine kleine französische Ortschaft, die der hohen Frau wohl nicht bekannt sei. – In Friedenszeiten nahm einmal ein Alt-Bayer Arbeit in Sachsen, dem Land der höflichen Leute. Bei einem Wortwechsel warf er einem Kameraden einige unbekannt bayerische Vokabeln an den Kopf. Der Arbeitskamerad nahm das übel und ging vor den Richter mit Beleidigungsklage. Der biedere Bayer verteidigte sich: Er hätte seinem Kameraden gegenüber keine anderen als freundschaftliche Worte gebraucht. Der sächsische | Richter erbat sich ein Gutachten von dem Bayerischen Richter in der Heimat des Angeklagten wegen der angefochtenen Vokabeln und erhielt den Bescheid: Es stimme, so reden hierzulande die besten Freunde zu einander. Der Altbayer wurde frei gesprochen.

Ähnliches sagte mir bei meinem Besuch in Amerika unser Neuendettelsauer Pastor Lehmann, der auch aus Altbayern stammt. Zu ihm sei sein Bruder gekommen, ein waschechter Alt-Bayer mit ditto Frau. Sie wohnten eine Zeit lang beim Pastor-Bruder, und der Zugewanderte ging von da aus auf Arbeit. Bald erzählte er über Tisch, er könne nun schon ein wenig Englisch. Seine Frau fuhr ihn darob an: „Du wirst Englisch könna, du Rindsviach, du dumms!“ Dem Pastorbruder tat solches wehe. Er redete allein mit seinem Arbeiterbruder, er solle doch seine Frau verständigen, nicht so grob zu ihm zu reden! „Wieso grob?“ „Nun, wenn sie sagt: »Du Rindsviach, du dumms!«“ Antwort: „Wenn sie so spricht, dann meint sie es gut zu mir.“

Der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der im Siebziger Krieg die Bayern führte, macht einmal einem Soldaten von der gewöhnlichen Mannschaft sein Kompliment über die überaus tapfere Haltung der Bayerischen Truppen, und ihm wurde die Antwort, frisch von der Leber weg: „Ja, hätten Sie uns geführt, Hoheit Königliche, damals, anno 66, hätten Sie schauen sollen, wie wir die Malefizpreußen elend verhauen hätten.“

Im 66er Krieg ist wohl in unserer Fürnrieder Pfarrei kein Mann gefallen. Für [18]70 auf 71 wurden gleich von Anfang an viel mehr Mannschaften eingezogen, und es fielen immerhin nur fünf Mann aus der ganzen Pfarrei von c[irca] 1 500 Seelen, deren Namen auf der alten Gedenktafel von damals zu lesen sind. Freilich im Weltkrieg waren es dann über 50 Mann.

Nach Ausbruch des 70er Krieges waren zur großen Freude von uns Buben auf allen Jahrmärkten der Umgegend die Bänkelsänger zu hören mit flotten Kriegs- und Siegesliedern, was uns noch viel mehr anzog als die Kasperles-Theater jener Zeit. Nachstehend etliche Beispiele:

Im Juli anno 70, / Da ging der Kukul los,  
Da wollte uns verschlingen / Der stolze Herr Franzos.  
Da riß er wie vom Zaune / Herunter einen Streit;  
Dieweil er glaubte, Deutschland / sei nicht einig kampfbereit.

Doch da hat er sich verrechnet, / Der schlaue Bonapart.  
Die Deutschen hab'n sich diesmal / Gar schnell zusammeng'schart,  
Und sind mit stolzem Mut / Nach Frankreich nei marschiert.  
Und hab'n die Herrn Franzosen / Gehörig reguliert.

Wir denken unser Lebetag / An Hagenau und Wörth –  
Was das für ein Gemetzel / Das war ja unerhört.  
Wie da die Leichen lagen, / Wie Berge aufgeschicht,  
Fort hieß es ohne Zagen / Daß Frankreich wird besiegt.

Frankreich war die Parole, / Paris das Losungswort –  
Bis ihn der Kukul hole, / Den großen Lügner<sup>60</sup> dort.

Und so weiter.

Auch den Bayrischen Soldaten und seine Art priesen die Bankelsänger, wie nachstehend kurz gezeigt werden soll: |

33|34

Wir sind zwei tapfere Bayern, / Sagt jeder, der uns kennt,  
Wir waren stets die flottsten / Beim ganzen Regiment.

60 Gemeint ist Napoleon III.

Da wo was auszufechten, / Da war'n wir stets dabei,  
Denn uns war immer 's liebste / So 'ne richt'ge Keilerei.  
Hat uns jemand beleidigt, / Dann hab' mer nichts drauf gsagt;  
Hat Jeder auf Kommando / So 'ne Handbewegung g'macht.  
Und hat er 's Maul nicht g'halten, / Und länger räsoniert,  
Dann hab' mer 'n eine draufgeb'n, / Auf Kommando, ungeniert.  
Doch wir als Bayern sein / Auch recht galant und fein.  
Nur könn' mer 's niat vertrog'n, / Wenn sie uns was Unrechts sog'n.  
Wir achten Jedermann, / Ob Bettler, ob Baron,  
Das hab' mer uns angewöhnt, / Beim Regiment.

Der Schluß des Siebziger Krieges fiel so ungefähr mit meiner Schulzeit Schluß zusammen. Er brachte uns das Deutsche Reich und Einigung Deutschlands, allerdings mit Ausschluß von Österreich. Und wir Schuljungen waren es sehr zufrieden, daß unser Vaterland weiter wurde als das kleine Bayernland. Auch die Alt-Bayern fanden sich in die neue Einigung und gewöhnten sich allgemach daran, die Norddeutschen nicht weiter als Ausländer anzusehen. Im Frühjahr 1871 wurden allenthalben frohe Friedensfeste gefeiert. Ich wohnte der Friedensfeier in Alfeld bei. Dabei pflanzten die Alfelder auf einer Höhe ihres Tales, hinter ihrer unterschlächtigen Schlattermühle, die immer rufe: „Muine denn numal umegöi – 's geht schou wieder, 's geht schou wieder!“<sup>61</sup> – ja, da pflanzten sie auf der Höhe zwei Bäume, nämlich die Friedens-Eiche und die Bundes-Linde – wobei einer der dortigen Lehrer eine feurige Rede hielt, und auch der alte Pfarrer Lainisch, der hohen Alters wegen schon lange nicht mehr predigte, hielt bei dieser Gelegenheit eine gute Ansprache über deutsche Einigung und Einigkeit durch den alten großen Bismarck.

Dieser hatte um jene Zeit einmal nach mehrfachen schweren Erlebnissen eine schöne Geburtstagsfeier, wobei ein Hutmacher ihm einen Hut verehrte mit dem schönen Verslein: „*Bismarck, der Mann von Eisen und Blut, brachte Deutschland unter den Hut.*“ Und ein ehrsamer Schuster stiftete dem eisernen Kanzler ein paar feste Kürassier-Stiefel mit dem feinen Verslein: „*Germania hat der Schuh gedrückt – Dir ist das rechte Maß geglückt!*“

Wir Fürnrieder feierten natürlich auch ein solennes Friedensfest, wenn wir auch dabei keine Bäume pflanzten. Die Kinder der drei Parochialschulen<sup>62</sup> und viele Erwachsene wohnten bei. Der junge Hufstoterer von Frechetsfeld hielt dabei eine Rede an uns Schulkinder und forderte uns auf, daß wir unsern Kindern und Kindeskindern von dieser großen Zeit Deutschlands erzählen sollten – was ich hiermit nochmals tue.

61 „Muß ich denn noch einmal herumgehen – es geht schon wieder, es geht schon wieder!“

62 Der zur Pfarrei gehörenden Schulen.

Unser alter Schulmeister Waldau beschenkte uns bei dieser Gelegenheit freigebig, und der Herr Verweser Gottfried Müller und Vikar Rahm von Alfeld forderten mich auf, meine erste kleine Ansprache im Leben zu halten, wovon ich nur die Anrede noch weiß: „Meine lieben Jugendgenossen!“ Dazu sagte ich dann Einiges über den schweren Krieg und nun den hocheufreulichen Frieden. Der alte Pfarrer Müller, der mich konfirmierte, war bei dem Friedensfest schon schwach und war schließlich erblindet.

Er hatte im Sommer 1870 nach Ausbruch des Krieges noch eine sehr ernste Trauredede gehalten, als ein ältlicher Junggeselle von Wolfertsfeld überflotte Hochzeit machte mit | einer Bauerntochter von Matzenhof, der Hofbesitzer Kratzer-Hansloeil mit einer gebornen Knarr. Ich wohnte als Chorschüler der Hochzeit bei auf der Orgel-Empore.

34|35

Die Einleitung zur Trauredede ist mir noch klar im Gedächtnis. Der alte Pfarrherr sagte: „Ihr seid unter dem Schalle der Musik und unter dem Jauchzen der Hochzeitleute hierher zum Trau-Altar im Hause Gottes gekommen in einer Zeit, da Tausende junger Männer unseres Volkes zur Verteidigung unseres Vaterlandes im Feindesland weilen und mit ihrem Blut das fremde Land tränken müssen.“ Der alte Pfarrherr hat ja dann den Frieden noch erlebt, doch war er beim Friedensfest schon sehr invalide.

Bei der letzten Schulprüfung, die ich als Werktagsschüler erlebte, machte der Distriktsschulinspektor, damaliger Pfarrer von Rosenberg, eine recht zeitgemäße Bemerkung, als er unsere recht verschlissene Landkarte vom Bayernland ansah: Nun, da wir im letzten Winter Deutsches Reich geworden, sei es höchste Zeit, daß für unsere Fürnrieder Schule mehr und besseres Kartenmaterial beschafft würde für zeitgemäßen Geographieunterricht! – Auf solche autoritative Aufforderung hin wurden in kürzester Frist neue prächtige große Schulkarten in unserem Schulsaal aufgehängt, bunt, deutlich und vielfarbig. Vor allem die Karte vom neuen Deutschen Reich. Eine neue Karte von Bayern brauchten wir da nicht mehr, denn nächst Preußen war ja Bayern doch der größte Brocken vom Neuen Reich. Die mehr als zwei Dutzend dazu gehörigen Länder und Ländlein, so vielfarbig und vielgestaltig, machten diese neue herrlich kolorierte Reichskarte entfernt ähnlich dem Mantel des Bettlers Fleckelmann von Alfeld, nur natürlich viel schöner und neuer.

Auch die große Karte von Europa war nicht minder deutlich und prächtig, und um uns einen Begriff zu geben, wo alle diese Herrlichkeiten lagen, war dazwischen noch eine große Karte mit den zwei Erdhälften aufgehängt, die wohl im Archiv unserer Schule war aufgefunden worden, nicht so frisch und farbenprächtig wie die zwei erwähnten großen Wandkarten, aber doch deutlich genug, um uns über alles zu orientieren, ob wir zur östlichen oder westlichen Hälfte der Erde gehörten, näher zum Nord- oder zum Südpol lägen. Die gemeine Weisheit, daß die Erde rund sei, hatte unser Schulmeister Waldau uns schon beigebracht, wenn auch nicht so schön poetisch wie der weiland Pfarrer Roller im Sachsenlande, der seinen Hörern so schön anschaulich sagte: „*Die Welt ist rund, und das ist uns gesund. Denn hätte sie Ecken und Spitzen,*

*so könnte man nicht so bequem drauf sitzen. Daß sie aber rund ist und nicht länglich, darüber sei doch ja niemand bänglich, denn hätte sie mit uns eine Statur, dann kugelten wir ja durch die ganze Natur.“*

Viele Geographie-Stunden hatte ich an Hand dieser schönen neuen Karten ja nicht mehr, denn meine Werktagsschulzeit ging nun rasch zu Ende. Doch das schadete nichts. Die Karten blieben an der großen Wand hängen, und ich hatte noch ein paar Jahre zur Sonntagsschule zu gehen. Da sah ich immer darauf, daß ich etwas vor Beginn der Stunde zur Stelle war, stieg immer auf die Bank und verschlang die Schönen Karten mit meinen Augen. Solcher Anschauungsunterricht war sehr ersprießlich. Geographie und Geschichte lagen mir ganz besonders. Später konnte ich mir auch die geeigneten Bücher anschaffen und mit Interesse lesen, so daß zum Gerippe der Erdkunde auch noch das Fleisch kam. Im Missionshaus war ich dann mit Mitschülern von den höheren Schulen nicht weniger in Erdkunde beschlagen wie sie, und mein überseeischer Sinn wuchs, und ich wurde auch damit vorbereitet für meine Wirksamkeit auf der anderen Seite der Weltkugel. |

35|36

Ich habe noch einige Erlebnisse nachzuholen aus der mittleren Zeit meiner Schuljahre.

Ich erlebte auch zwei Feuersbrünste, zum Glück nicht in Buchhof und im Vaterhaus mit seinem feuergefährlichen Strohdach, aber immerhin in der Nachbarschaft.

Es war ein heißer Spätsommertag gewesen. Beim Schlafengehen schaute Mutter noch zum Dachfenster der Schlafkammer hinaus nach dem Süden zu. „Tausendwetter Hognl – Stroich hinta“<sup>63</sup>, sagte sie gern, wenn sie aufgeregt wurde. Das waren ihre milden Kraftausdrücke bei verschiedenem Anlaß. „Da muß eine große Feuersbrunst sein, überm Bühlberg ist der Himmel feurig-rot.“ Vater und ich schauten auch und hatten die gleiche Erscheinung und die Überzeugung, da brennt es, wohl ganz nahe. Wir machten uns beide auf die Strümpfe. Kaum eine Viertelstunde entfernt vom Buchhof, als wir die Bühlberg-Ecke passiert hatten, sahen wir das Dörflein Wolfertsfeld in Flammen und hörten das Prasseln und Krachen des schweren alten Gebälkes in der Feuergluht wie Gewehrfeuer. Bald waren wir an der Brandstätte von drei großen Bauernhöfen, der Guslerhof, in alten Zeiten Lehnshof des Klosters in Kastl, der eben so große Thoma-Hof und der Hof des Pickel, drei Pferdebauern; Häuser, Scheunen und Schuppen, alles Strohdächer. Der größte Teil der Ernte war schon in den Scheunen. So gab es ein furchtbares Feuer. – Der Pickelbauer mit dem Familiennamen Kohl war reich und lieb gern den Bedürftigen, aber seine Pferde waren mager und karg genährt. Da geschah es, als mit solchen Pferden ein Stamm zur Sägemühle gefahren werden sollte, [daß] eine Anhöhe hinauf der Wagen mit Ladung die Pferde rückwärts zog seitlich über den Bach. Dort lag dann der Stamm lange Zeit als Kuriosum verkehrter Fuhrwerkerei. Die beiden andern Bauern, Thoma und Gusler, hatten

63 „Tausendwetter Hagel – Steig nach hinten“.

die prächtigsten Pferde, und dem Gusler seine kamen elend in den Flammen um, auch einiges andere Vieh. Die Pferde schrieten entsetzlich, bis sie in ihrem gewölbten Stall erstickt waren, ihre Leiber aufgeplatzt, wie wir nächsten Tages in der Nähe sehen konnten. Der Schinder mußte sie dann wegholen.

Der Gusler hatte ein mächtig großes Haus mit riesigem Strohdach und ungeschickter Weise mit seitlichem Eingang wie auch bei meinem strohgedeckten Elternhaus, während beim Buchhof-Bauer der Haupteingang am Giebelende war als sicherer Ausgang für Mensch und Tier bei Feuersbrunst. Merkwürdig, daß dazumal auch die Behörden an solche Sicherung nicht dachten und [den] Hauptaustgang nicht am Giebelende vorschrieben besonders bei Bauten mit Strohdächern. – Wenn ein Gebäude mit Strohdach brennt, rutscht sehr bald das brennende Dach wie eine Lawine zur Erde, und ein Feuerwall liegt vor den seitlichen Türen und Fenstern. So geschah es beim Gusler. Die meisten Hausbewohner waren eben vor den Flammen ins Freie entronnen, nur die Großmagd, die ältliche und korpulente Luther-Anne, befand sich noch in der steingewölbten Küche und schrie gottesjämmerlich um Hilfe durchs Küchenfenster hinaus, so daß sie von Mannsleuten trotz des Prasselns der Flammen gehört wurde. Die schreienden Pferde konnten ja durch die Stallfensterlein nicht gerettet werden. Die Anne aber zwängte Kopf mit Arm und Schulter durch das auch etwas zu kleine Küchenfenster, und die Männer zogen und zogen aus Leibeskräften, und die Luther-Anne würgte und würgte in der Todesangst beim erstickenden Rauch. Lieber etwas Haut lassen als das Leben. Ziemlich gequetscht und geschunden, doch nicht gefährlich verletzt, kam sie ins freie und an die frische Nachtluft.

Menschen waren in jener Nacht am Brandort in schwerer Menge, auch Feuerspritze und Feuerwehr, aber o weh, fast kein | Wasser. Quellen gabs am Ort nicht. In den Hüllen und Trinkwasser-Cisternen gabs nur geringe Wasserreste. So konnte die Menge des Volks und Feuerwehr nicht nützen. Die drei großen Gehöfte in einer Linie brannten restlos nieder. An einem nahen großen zweistöckigen Bauernhaus des Kratzer mit Ziegeldach sprangen nur Fensterscheiben, doch zündete es nicht. Bei einigen Strohdächern seitwärts saßen Männer auf den Firsten mit Eimern voll Wasser und Gelten<sup>64</sup> zur Hand, um Wasser zu spritzen, wo immer Funken niedergingen. Einige Gehöfte lagen genügend abseits bei der weitläufigen Bauart dieser Ortschaften und nicht in der Wind- und Funkenrichtung von den Brandstätten her und blieben also verschont.

Nach diesem Unglück gab es auch ein Munkeln über Brandstiftung durch einen Vertreter des Baugewerbes in der Gegend bei flauen Arbeitsverhältnissen. Doch lagen keinerlei Beweise vor.

Sehr lobenswert war der Eifer der Nachbarn und Umwohner zu Hand- und Spanndiensten für die Verunglückten und Sammlung an den allernötigsten täglichen Le-

64 Eine Gelte ist ein flaches Gefäß, hier zum Schöpfen von Wasser.

bensbedürfnissen, die samt und sonders verbrannt waren. Auch mein Vater bestellte mit unserem Kuhgespann ein Stücklein Feld eines der Abgebrannten bei der Herbst-einsaat. – In der nächsten Zeit gab es viel Arbeit für Zimmerleute und Maurer der ganzen Umgegend, bis die drei großen Gehöfte wieder besser aufgebaut waren und mit feuersicheren Bedachungen mit Ziegeln oder Schiefeln. –

Das Dorf Wüllersdorf in Sicht von Fürnried war vor meiner Zeit völlig niedergebrannt mit allen seinen alten Strohdächern und stand nun seit langem stattlich da mit massivem Mauerwerk und rotleuchtenden Ziegeldächern. – Die drei in Wolfertsfeld abgebrannten Bauern hatten alle in ihren ausgedehnten Wäldern reichlich gutes Bauholz stehen.

Bei fast lauter Strohdächern in der alten Zeit waren die Feuersbrünste immerhin nicht so häufig, als eigentlich zu befürchten war. In den ältesten Zeiten gab es auch noch nicht die Zündhölzer so bequem und zugleich gefährlich auch in Kinderhänden. Das Feuerschlagen früher war umständlich, beinahe wie das Feuerreiben bei den Ureinwohnern in Neu Guinea.

Feuerlein Schüren wurde ein zu verlockendes Spiel für unvernünftige Kinder und nicht nur im Freien. In unserm eigenen Strohdachhaus sollen die Nachbarn einmal verräterischen Rauch, aus dem Bodenfenster kommend, entdeckt haben und herbeigeeilt sein, um das Unglück abzuwenden. Die Sorgfalt, mit Feuer und Licht umzugehen, war bei unsern Vorfahren groß. Und doch kamen noch genug Brände vor, und in der Folge wurde dann immer solider gebaut, so daß gegenwärtig die Strohdächer auch im Sulzbacher Lande recht rar werden.

Einige Vorzüge hatten ja die Strohdächer, kühl im Sommer, warm im Winter, gaben aber schlechtes braunes Regenwasser, während die Ziegeldächer neben besserer Sicherung gegen Feuersgefahr klareres und besseres Regenwasser geben für Cisternen, was in quellenlosen Bergorten ein großer Vorteil ist.

Die zweite Feuersbrunst, die ich erlebte, war eine kleinere und zwar in Heinfeld. Da brannte bei dem Spaßmacher Odam-Bauer nur eine Scheune nieder, was ihm natürlich kein Spaß war wie die versuchte Verschickung der Mecklenburger Preußen nach Haslach zu dem stockkatholischen Schinder.<sup>65</sup> Auch dieses Feuer brach an einem Sommer-Abend aus, und wieder war es unsere Mutter, die beim Ausguck aus der Bodenluke unserer Schlafkammer beim Zubettgehen den Feuerschein bemerkte, in südöstlicher Richtung über Haslach. Wiederum machten Vater und ich mich  
37|38 auf | den Weg über Haslach nach Heinfeld, allwo wir eine niedergebrannte Scheune fanden, eben die vom Hof des Odam-Bauern, dabei viele Leute aus der Umgegend und die Feuerspritze und Feuerwehr von Sulzbach, die noch etwas von dem wenigen vorhandenen Wasser in die Gluht spritzte, um das Feuer niedriger zu machen. Gefahr war keine vorhanden, weder für das Wohnhaus des Odam noch die entfern-

65 Flierl bezieht sich auf die oben, I 40f., erzählte Episode.

teren Nachbarhöfe. So konnten wir wieder ruhig nach Hause wandern von unserm nächtlichen Ausflug. Soviel über die beiden erlebten Feuersbrünste.

Und nun ein eher sonderbarer Abschnitt. – Ich wäre beinahe in Polen geboren. Das ist nun ein Nachtrag aus meiner allerfrühesten Jugend.

Das trug sich also zu. Wie anfangs erwähnt, wohnten meine Eltern ursprünglich in Etzelwang, etliche Stunden nördlich von unserem bekannten Buchhof bei Fürnried. Da besaßen sie ein Häuslein mit ganz wenig Land, so daß sie eben eine Kuh halten konnten. Vater hatte eine ständige Arbeitsstelle beim Wirt und Bierbrauer Reif.

Da begab sich nun, daß im Jahre 1857 die Ostbahn gebaut wurde von Nürnberg aus über Hersbruck-Sulzbach-Amberg nach dem Böhmerwald. Das war also nur 22 Jahre nach dem Bau der allerersten kurzen Bahn von Fürth nach Nürnberg, nur eine halbe Stunde lang, die ich nach Mitte der Siebziger Jahre oft befahren habe. – Die Linie der Ostbahn ging durch das enge Tal von Etzelwang, mitten über meiner Eltern Haus weg, das ja um guten Preis enteignet wurde, aber die Eltern mit ihren Kindern waren damit heimatlos.

Wohin auswandern, war nun die große Frage. Da trat auch Polen, damals unter Russischer Regierung, in ihren Gesichtsskreis. Rußland begünstigte damals solide Deutsche Siedler zwischen die unruhigen, störrigen Polen. Wären meine Eltern damals nach diesem fernen Osten ausgewandert, so wäre ich ein geborner Russischer Pole geworden. Wahrscheinlich war es besser, daß es anders kam und es auch in diesem Fall heißen durfte: „Was willst Du in die Ferne ausschweifen? Sieh doch, das Gute liegt so nahe!“<sup>66</sup> – Eines Tages erfuhren sie: In Buchhof, bei Fürnried im gleichen Sulzbacher Ländle, wäre ein passendes Gütle zu kaufen, mit ziemlich neuem Haus, vom Weber Neidel erst 1835 gebaut mit rund 25 Tagwerk Feld und Wald, also ein handliches Kuhbauerngut. Das zog den Vater. Es sollte 3 000 Gulden kosten. Ein Haufen Silberlinge, ein ganzes Backkörble voll. Ganz abbezahlt konnte es ja nicht gleich werden, aber doch eine ansehnliche Anzahlung gemacht. Der Kauf wurde perfekt, und die Eltern mit Familie konnten umziehen, ehe ihr Haus für den Bahnbau abgebrochen werden mußte. –

Der Grund, warum der Weber Neidel sein schönes Anwesen so gern verkaufen wollte, war ja etwas bedenklich. Es war von wegen der Nachbarschaft am kleinen Ort. Neben dem großen Buchhof war unser kleines Gütleranwesen entstanden, und später dann [baute] der Häusler und Maurer Kounz Müller [ein weiteres]. Der zarte Weber Neidel und der rauhe Maurer Kounz – die beiden stimmten nicht recht zusammen. Es gab allerlei Reibungen, und an einem warmen Sonntag Nachmittag, da Neidel eben ein Krüglein mit frischem Wasser aus der Cisterne oder dem Brunnen ziehen wollte, kam der Maurer etwas angetrunken von Fürnried, sprang zu dem Weber hin, faßte ihn derb an und sagte: „Jetzt soll unserm Streit ein Ende gemacht werden. Ich werf

66 Frei nach Goethes Gedicht „Erinnerung“.

Dich in Deinen Brunnen!“ Der Weber schlug dem Maurer den Wasserkrug an den heißen Kopf, daß er in Scherben ging, und rief um Hilfe. Da sprang der erwachsene Sohn, der Weber-Wulf (Wolfgang), herbei, und Vater und Sohn trieben den groben Maurer in die Flucht, aber die Weberfamilie verlangte | sehnlichst, von Buchhof fortzukommen. Da kamen meine Eltern und machten sie frei. Wir hatten da eine recht große Wohnstube, welche war für zwei Webstühle bestimmt gewesen. –

Die Felder waren von den Webersleuten im Nebenberuf etwas sehr vernachlässigt gewesen und mit Quecken verunkrautet. Der Vater bebaute sie mit großer Sorgfalt und verbesserte sie in mannichfacher Weise, auch durch Beseitigung von Felsgestein.

Mit Liebe hatte offenbar der Vorbesitzer den Gras- und Obstgarten rings um sein neues Haus gepflegt. Das lag in einem Wäldchen von über 100 Obstbäumen aller Art lauschig versteckt. Da gab es Zwetschgen-, Kirschen- und Nußbäume, desgleichen Äpfel- und Birnbäume der verschiedensten Arten, lieblich anzusehen und gut zu essen. Mein Bruder und die Schwestern konnten mit den Eltern diese Herrlichkeiten gleich genießen. Ich indessen wurde erst hineingeboren und mußte erst hineinwachsen. Im Vergleich zu Etzelwang ging es da aus der Enge in die Weite. Als ich schon herumliefe und allmählich zum Bewußtsein meiner selbst erwacht war, da ging häufig der alte Schäferbauer (Schaffa) von Eckeltshof vorbei und berichtete immer und immer wieder, wenn er nach seinem Waldgrundstück hinter unserm Anwesen ging: „Alle diese Bäume, heute mannsdick, sah ich, wie sie der Weber gepflanzt hat, nur so dick wie mein Daumen.“ Es wurde eine sprichwörtliche Rede unter uns, wenn eine gleiche Rede wiederholte: „Öitz kummt da alt Schaffa!“<sup>67</sup>

Nach windigen Nächten liefen wir Kinder eiligst in den Garten, um saftige, süße Birnen aufzulesen. Am Feierabend stand Mutter am großen Kachelofen, die Birnen- und Äpfelschnitze zu wenden, damit es recht viele gute Hutzeln für den Winter gab. In unsern Schulranzen konnten wir zur Winterschule außer Büchern [einen] großen Keil Brot, auch Obst oder Hutzeln stecken für die Mittagspause. –

Als ich größer wurde, konnte ich für Vater auch auf Leitern in die Bäume steigen, um Edelobst abzunehmen, damit es sich nicht wund schlug, und kleine Birnen auch abschütteln. –

Die Lage vom Buchhof auf der warmen Sonnenseite ist so ideal, der Buchgrund umgeben von waldigen Höhen. Im Osten der Bärenfelsen, im Frühling hinausragend über herrliches Buchengrün. Im Nordosten der etwas höhere Kapfersberg, die Hansenlöcher, verborgen im gemischten Walde. Im Südosten Haslach mit seinem Schinderanwesen, versteckt zwischen dem Bühlberg und Bärenfelsen. Eckeltshof im Süden, die einzige Siedlung, die man vom Buchhof aus sieht, jenseits ein zweiter Höhenkranz vom Schloßberg bei Poppberg auslaufend, der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meer und der Nordsee, der nördlichste Punkt in Bayern, da bei beson-

67 „Jetzt kommt der alte Schaffa!“

ders günstiger Witterung die Alpen sichtbar sein sollen. Westlich an uns anschließend hat der alte Buchhof seinen geschlossenen Grundbesitz von weiten ebenen Feldern und bewaldeten Höhen. Eine Viertelstunde weiter westlich liegt ein anderer schöner Einzelhof, der Pleishof, und eine Viertelstunde weiter die Kirchentalmühle oder Neumühle, zwischen mächtigen Dolomitfelswänden, deren oberschlächtiges Mühlrad ein junges klares Bächlein dreht, das bald in den Alfelder Bach einmündet, der in einem herrlichen Waldtal über die großen Dörfer Thalheim, Föhrenbach und Happurg bei Hersbruck in die schon weiter gereiste Pegnitz mündet, welche der großen Kunst- und Handelsstadt Nürnberg zustrebt.

Unser Jura ist ein liebliches Gebirge, eine Art Miniatur-Alpen. Ein Teil davon heißt ja auch „Fränkische Schweiz“. Damit genug über Lage, nähere und fernere Umgebung meines Geburtsortes Buchhof. |

39|40

Nun noch Einiges von den nächsten Nachbarn.

Ursprünglich war der Buchhof ein Einzelhof. Die kleinen zwei Anwesen entstanden auf Grundstücken von Eckeltshof, Wolfertsfeld und Frechetsfeld-Fürnried, auf Grundstücken, die jenen Auswärtigen zu entlegen waren. Erst unseres, wie vorerwähnt, durch Weber Neidel 1835, und etliche Jahre später baute sich der Maurer Kounz Müller aus Thalheim noch beim Buchhof an. Unser Haus lag am Kreuzweg Ostwest-Südnord mit der Ortstafel in Bayrischen Farben – Landgericht und Bezirksamt Sulzbach. Ehe der Buchhof-Bauer Kölbel der Bürgermeister unserer Gemeinde Eckeltshof wurde, kehrten die patrouillierenden Gendarmen bei uns ein, und Vater mußte unterschreiben. Ich meldete sie eifrigst an: „Der Gendarm kummt, Gendarm kummt!“ „Wer bin ich?“ „Gendarm bist Du!“ „Hast Recht, Büble!“ Wenn er aufgelegt war, zeigte er mir auch seinen Säbel.

Des Bürgermeisters Sohn wurde mein Schulkamerad und hatte noch eine Reihe jüngere Geschwister. Er erbte später den Hof und hatte große Familie. Söhne fielen im Weltkrieg, einer erbte den Hof, ist nun auch schon tot.

Mit dem vom Weber Neidel gefürchteten kleinen Nachbarn, dem derben Maurer Kounz, ging es ja ganz gut. Er weißte unsere Wohnstube vor der Kürwa und besuchte uns ganz gern, wenn er daheim war, erzählte und renommierte, gab gelegentlich seine Jugend- und Altersstreiche zum Besten. So erzählte er auch, wie er einmal seine Frau mit dem Schubkarrenträger gehauen, sie ihn darob beim Pfarrer verklagt. Er in Aussicht gestellt, würde wieder hauen, wenn sie zürnte und bockte. Er kannte offenbar nicht die milderen Methoden wie der Bauer in Alfeld oder der Meckendörfer, um eine zürnende Frau zum Reden zu bringen.<sup>68</sup> Immerhin war er nicht so schlimm, als er sich gern gab, und hatte gute Seiten. Eine solche, die mich kleinen Jungen tief beeindruckte, will ich nachstehend erzählen: Als drei Käsehoch streunten wir unnützen Jungen herum. Mein Kamerad, der Bauern-Loeil, hatte einen neuen Schnitzer er-

68 Flierl bezieht sich auf die Anekdoten in I 31.

halten, ein Taschenmesser für kleine Jungen mit rundem beweglichen Holzgriff. Die Schneide des neuen Instruments sollte geprüft werden. Wir standen an einem jungen Obstbäumchen des Maurer Kounz. Ich sagte: Da kann beim Abschneiden von einem Stücklein Rinde das Messer ausprobiert werden. Der Bauern-Loeil tat es alsofort, und wir gingen unseres Weges weiter. Nachdem der alte Kounz den Gartenfrevl entdeckt, traf er bald meinen Kameraden und sprach ihn darum an, daß er an dem Bäumchen geschnitzt hätte. Der Loeil sagte: Ja, aber der Flierl-Hansel habe es ihm angelernt. Bald traf der Maurer mich und sagte von dem beschädigten Bäumchen. Ich sagte, der Bauern-Loeil habe es getan! Worauf der Kounz sagte: „Aber Du hast es ihm angelernt!“ Dagegen konnte ich nun nichts sagen. – Und nun kam alles anders, als ich es erwartet hatte: Kein Poltern und Wetteren des alten Mannes, keine gesalzenen Ohrfeigen, auch kein Drohen, es unsern Vätern zu sagen, was uns die verdiente Tracht Schläge gebracht hätte. Mit ruhigem Ernst sagte der so rauhe Mann, daß und warum man so etwas nicht tun dürfe, wenn man das gute Obst essen wolle.

Das machte tiefen und dauernden Eindruck auf mich und zeitigte den Entschluß, derartiges nie wieder zu veranlassen, geschweige etwa selber zu tun. – Auch nachträglich erfuhren meine Eltern nichts von dieser Untat. Ich war zufällig in der Nähe, als ein fremder Obstzüchter das verwundete Bäumchen mit Baumwachs bestrich und einband. Da wurde auch nicht räsoniert über die bösen Buben, sondern nur ganz ruhig und sachlich bemerkt, die Buben hätten das Stückchen Rinde abgeschnitten. |

40|41

Um jene Zeit machte mein Kamerad beim Nachbarn Kounzen einen Streich ohne mich. Er schlug ein Fenster hinaus. Er ging dorthin allein zu Besuch, fand die Haustür offen, ging hinein, machte sie zu und setzte sich in die Wohnstube. Niemand erschien, auch nicht der Maurer-Hans, bedeutend älter als wir. Als der Loeil lange genug allein dagesessen, wollte er wieder heimgehen, aber brachte die Haustüre nicht auf, auch keinen Fensterflügel. Die wurden zu unserer Zeit nie geöffnet, Sommer und Winter, und waren meist verquollen. Sie mußten ja knapp schließen. Die gute reine Landluft sollte nie ein- oder ausgehen. Loeil holte in der Küche ein Holzscheit und schlug die große Fensterscheibe hinaus, so daß der kleine Kerl viel bequemer hinaus konnte als Luther-Anne beim Gusler durch das zu kleine Küchenfenster in der Feuersnot. Sein Vater ließ durch den Glaser den Schaden wieder gut machen, und der alte Kounz schalt nicht.

Unser großer Kamerad am Buchhof war der Kounzen-Hans. Er hatte damals schon die Schulzeit hinter sich, hatte aber kaum lesen gelernt, denn er war sehr unbegabt, eigentlich schwachsinnig. Dabei war er allzeit lustig und guter Dinge. Er sang und pfiff den ganzen Tag beim Arbeiten und Nichtstun und fabulierte gern. Wenn er uns kleine Zuhörer hatte, erzählte er uns die blauen Wunder, wie die Engel im Himmel so schön singen, aber auch ihre Füße erfrieren, wenn sie dieselben zur Himmelsdecke herunterhängen lassen. Und auf Erden, da gab es tolle Hunde und reißende Wölfe,

die ungeheuer weit springen können. – Von seinem Vater lernte Hans auch etwas renommieren: „Ig und ma Voder“, sagte er öfters, „mia möin a Fleisch hobn und a Böia!“<sup>69</sup> Wir hörten ganz gern seine gruseligen Geschichten.

Die einzige Schwester vom Maurer-Hans, die Bärbel, übernahm anfangs der Sechziger Jahre das kleine väterliche Anwesen und heiratete den Hansloeil Franz von Troßalter, der sehr fleißig und eifrig war, bei guter Gelegenheit von den Bauern in Wolfertsfeld schöne große Äcker im Buchgrund zukaufte und so sein übernommenes kleines Anwesen zu einem schön abgerundeten Kuhbauernhof machte. Es ging der jungen Familie eine Zeit lang recht gut. In der schweren Zeit der Achtziger Jahre jedoch kam das Franz-Kounzen Anwesen auf die Gant<sup>70</sup>. Die völlig verarmte Familie fand für kurze Zeit Zuflucht und Unterkunft bei meinem Bruder Ulrich, bis Franz anderweit unterkommen konnte als Gemeindegirte. Der Maurer-Hans, mit dem Alter noch täppischer und unbeholfener geworden, konnte auch keinen richtigen Bauernknecht machen und wurde gebrechlich. Er mußte nach dem Brauch jener Tage in der heimatlichen Eckeltshöfer Gemeinde in der Kost herumgehen, und seinem einsam gewordenen alten Vater drohte das gleiche Schicksal. Er hatte bei der Vergantung der jungen Leute auch seinen »Winkel«, seine kümmerliche Austrägerstelle in dem von ihm gegründeten Anwesen, [verloren]. Er fand Zuflucht und Unterkunft bei seinem anderen Sohn Lorenz, der in meiner Knabenzeit als intelligenter Bursche in Sulzbach das Schneiderhandwerk gelernt hatte und später in München sich niederließ. Dort konnte der alte Maurer Kounz seinen letzten Lebensabend verbringen, während das Kounzen-Anwesen auf andere Familie übergang. –

*Der Tod kehrte auch in unserer Familie ein* während meiner Schulzeit. Meine ältere Schwester Kuna-Bärbel hatte den Melber-Loeil in Fürnried geheiratet, der am gleichen Ort ein Kuh-Anwesen sich erworben hatte. Somit hatte ich am Schulort eine Stätte zu willkommener Einkehr. Während des Winterhalbjahrs hatte man immer den ganzen Tag am Schulort zu sein. Während der Mittagspause war man immer im Freien und hatte dafür seine eiserne Ration in Gestalt [eines] großen Stückes Brot im | Schulranzen. Bei schlechtem Wetter saß man immerhin ganz gern in geschützter Stube, um da den Ranft Brot mit etwaigen Zutaten zu verzehren. Am Abend bei Heimkehr konnte man dann<sup>71</sup> immer noch aus der Ofenröhre aufgehobenes Mittagessen ziehen und verzehren. Frische Luft auf dem Schulweg schafft ja rechtschaffenen Hunger.

41|42

Nach Geburt eines Söhnleins wurde meine Schwester schwerkrank. Wir hatten am Ort den berühmten und fernhin geholten Landarzt Bayer, der sein Bestes tat. Aber die Krankheit war zum Tode. Ich erinnere mich noch genau des Todestages der Schwester, da auch die Mutter drüben in Fürnried war und in großer Traurigkeit und Wehklage,

69 „Ich und mein Vater, wir müssen ein Fleisch haben und ein Bier!“

70 Eine öffentliche Versteigerung.

71 Im Original: „konnte dann man“.

wobei sie schließlich in Ohnmacht fiel zu meinem großen Schrecken – auch Mutter tot! – sie kam aber wieder zu sich nach einiger Zeit.

Später heiratete der verwittwete Schwager Melber-Loeil eine andere Schwester von mir, die Meigl. Sie hausten einige weitere Jahre in Fürnried durch meine Schulzeit und verkauften dann ihr Anwesen an den alten Schulmeister Waldau, als dieser in den Ruhestand trat und dann die Wohnung für sich umbauen ließ. Schwager und Schwester erwarben dann ein ähnliches Anwesen, einsam gelegen: Oberlangenfeld, auch Eichhorn genannt, zur Pfarrei Etzelwang gehörig, wo die Familie gegenwärtig noch lebt.

Während meine Schwester hoffnungslos darniederlag, machte sich der Totengräber und Gemeindegärtner von Fürnried, der Hüt-Gidi (Ägidius) an unsere Verwandte, die alte Melberin, Schwiegermutter der Kunabärbel, und sagte: Der Doktor Bayer könne freilich nicht mehr helfen, aber er getraute sich wohl zu helfen, daß die Schwerkranke wieder aufkommen würde. Er könnte dafür »anfangen«. Die Melberin sagte: „Hast Du denn dem Wirt Reif geholfen, daß er mit dem Leben davongekommen wäre!“ Der Hüt-Gidi antwortete: „Wie sollte ich dem helfen, der mich für mein Angebot so geprügelt hat?“ – Diese Geschichte spielte sich folgendermaßen ab: Die Familie Reif ist in Sulzbach und Umgegend weit verzweigt, Bierbrauer, Wirte, Großbauern. Es sind große, starke Leute, aber meist nicht recht gesund. Viele leiden an Schwind-sucht. So stand es auch mit dem Wirt Reif in Fürnried, den ich nicht mehr kannte, nur Stammesverwandte von ihm, vor allem aber den Hüt-Gidi und sein Weib, Gemeindegärtner und Totengräber von Fürnried, ein kleines, buckeliges Männchen mit Triefaugen, wie man sich nur einen Hexenmeister vorstellen kann. Der Wirt Reif, gegen dessen Krankheitsleiden er damals »anfangen« wollte, war damals noch auf und konnte auch noch über Land wandern, aber er war notorisch ein Todes-Candidat, auch nach seinem eigenen Wissen. Und er war kräftig genug, den Hüt-Gidi mit seinem Spazierstock zu verprügeln. – Er starb dann nach einiger Zeit, und der Hüt-Gidi dachte offenbar, das hätte er davon, daß er nicht wollte sich von ihm helfen lassen. Als er im Sterben lag, bemühten sich seine Anverwandten, ihm den schweren goldenen Ring abzuziehen. Der Sterbende kam darüber noch zum vollen klaren Bewußtsein und sagte derb: „Laßt doch, auch den Pferden reißt man die Hufeisen nicht ab, so lange sie nicht tot sind!“ Darob erschrocken die Verwandten dermaßen, daß sie ihn mit seinem goldenen Ring begruben. Der Hüt-Gidi wußte das auch und merkte sichs. Als dann nach etwa 15 Jahren die Reihe an das Grab vom Wirt Reif kam, daß es wieder geöffnet werden sollte, um einen Anderen Toten darein zu betten, da lag der Ober-Totengräber gerade an den Pocken darnieder, jedoch in der guten Hoffnung, daß er wieder aufkommen und auch noch fernerhin Gräber graben würde. So befahl er seinem Hüteknecht, das bekannte Grab des Wirts[es] Reif zu überspringen, welches er öffnen wolle, sobald er wieder auf dem Damme sei. Seine Hoffnung erfüllte

sich auch, und mit großer Sorgfalt exhumierte er | den weiland Wirt Reif und fand sein goldenes „Fingerl“. Damit hatte er dann sein Schmerzensgeld erhalten für die seinerzeit empfangenen Schläge. –

Hier ist nun der Ort, etwas zu sagen über die Hexerei oder Zauberei, welche im Volksleben eine viel größere Rolle spielt, als gar manche Gebildete sich träumen lassen. Manche Pfarrer erfahren nur wenig davon, indem sie nicht genügend das Vertrauen des gewöhnlichen Volkes haben, als daß sich dieses ihnen gegenüber offenbaren möchte. Es ist auch nicht Vertrauen fördernd, wenn Leute, die von solcher Not etwas andeuten, nun etwa darob ausgelacht werden, als seien sie einfach dummem Aberglauben ergeben. So etwas macht das Landvolk noch mehr verschlossen denen „Haochen“ gegenüber, als es ohnehin ist. Wer im Volk aufwächst und mitten drin steht, der wird immerhin allerlei hören und gewahr werden, was bei dem Außenseiter nicht der Fall sein wird, am wenigsten bei dem, der die Bauern durch die Bank einfach als dumme Bauern ansieht. Vielfach sind Städter bei Geringschätzung des Landvolkes als abergläubisch noch mehr abergläubig nach einer andern Seite hin.

Fest steht da zweierlei: 1. Aberglaube, Zauberei und Hexenwahn findet sich viel mehr beim Katholischen Volk als bei dem Evangelischen, sofern bei diesem das lautere Evangelium durch die Reformation voll durchgedrungen ist. So wissen Augenzeugen zu berichten, daß in stockevangelischen Gegenden, wie in Pommern, sowie in vordem slawischen Gebieten besonders viel von Zauberverwahn und Hexerei herrscht, was auf ein Manko hinweist in Hinsicht auf rechten Sieg des Evangeliums durch die Reformation, indem solche nur zu äußerlich statthatte. – 2. Aberglaube, Zauberei und Hexenwahn hat in fast gleicher Weise statt in der ganzen vorchristlichen und außerchristlichen Menschheit. Was in unserem Volk von solchen unguuten Resten sich findet, das ist ein Erbteil von unsern altheidnischen Vorfahren her.

Der christgläubige Theologe Vilmar<sup>72</sup> im vorigen Jahrhundert hat ganz besonders genau unser Volksleben erforscht. Ein Beweis dafür ist schon sein Wörterbuch »Idiomatikum« der Volkssprache von Kurhessen<sup>73</sup>. Er hörte auch genau hin auf das, was das Volk ihm zu offenbaren hatte über das dunkle Gebiet der Hexerei und Zauberei. – Er unterscheidet die »weiße« und die »schwarze Zauberei«, was genau den Ausdrücken entspricht bei unserm Oberpfälzer Volk »Anfangen« und »Antun«. »Anfangen« wollte der Hüt-Gidi gegen die Todeskrankheit meiner Schwester, oder auch des Wirtes Reif. Das ist die »weiße Zauberei« nach Vilmar. Damit will der Zauberer etwas Gutes bewirken, Krankheit, Wunden oder irgend ein Übel beheben. »Beten« nennen es auch diese Leute. Sie haben dabei Formeln und Sprüche, Zaubersprüche, die ganz fromm

72 Der lutherische Theologe August Friedrich Christian Vilmar (1800–1868) war kurhessischer Ministerialreferent für geistliche und Schulfragen, Gymnasialdirektor und Literaturhistoriker.

73 August Friedrich Christian Vilmar: Idiotikon von Kurhessen, Marburg 1868, Nachdruck Wiesbaden 1969.

klingen können, mit dem Namen Gottes, des Kreuzes und der heiligen Dreieinigkeit. Aber ob auch mit dem Namen Gottes, so ist es doch kein wahres Gebet im Namen Gottes und Jesu Christi und in Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Im Gegenteil, durch bestimmte Formeln und Sprüche soll dem großen und wahrhaftigen Gott etwas abgetrotzt werden, auf magische, zauberhafte Weise, und das ist durchaus verwerflich und vom Übel. Ein wahrer Christ wird solches strengstens meiden, wie auch die alte Melberin das Anerbieten des Hüt-Gidi abgewiesen hat. Es möge offene Frage bleiben, ob durch solch »Anfangen« ein Übel behoben werden kann oder nicht. Wenn auch – so ist damit nichts Gutes geschafft. So wird glaubwürdig erzählt, daß ein Leidender wohl durch solch »Anfangen« augenscheinlich geheilt wurde. Aber er stand darnach unter schwerem Druck und hätte oft geseufzt: „Hätte ich doch lieber mein altes Leiden behalten.“ – Die einzig rechtmäßige | Art der Hilfe bei Krankheit oder Wunden ist durch den richtigen Arzt und seine Arzneien und zugleich das Gott-ergebene Gebet. Will beides nicht helfen, dann gilt es, in demütiger Ergebung aufgelegte Leiden zu tragen mit aller Geduld.

Wir hatten in unserer nächsten Nachbarschaft den katholischen Schinder Eichinger und damit Bestätigung, daß Katholiken sich mehr befassen wenigstens mit der »Weißen Zauberei«, als Evangelische Christen. Da auf dem Haslach gab es »Rotlaufbüschel« oder Amulette gegen Rotlauf und andere Gebrechen, und manche von den Evangelischen liefen dorthin und kauften solche Amulette um ihr gutes Geld, also »Weiße Zauberei«. Was sie geholfen, weiß ich nicht. Für unsere Familie wurde dergleichen nicht erworben. –

Ungleich schlimmer und boshafter steht es um die »Schwarze Zauberei«, da böse Menschen ihren Nebenmenschen Schlimmes antun wollen, Krankheit, Wunden oder auch Tod durch allerlei bössartige Zauberformeln mit verschiedenem Hokusfokus. – Selbst wenn solche Hexenmeister mit ihren Beschwörungen nicht alle Übel bewirken können, wie sie vorgeben. Schon ihre Absichten sind ja höchst verwerflich. Selbst wenn man als offene Frage ansehen möchte, was die Zauberer beider Arten bewirken können durch ihr finsternes unheimliches Tun, so kann nicht strikte in Abrede gestellt werden, daß es Menschen der besseren wie der schlimmeren Art wohl gibt, die mehr können als Brotessen. Selbst nach Australien wanderten Hexen mit hinüber unter den Deutschen. Durchaus glaubwürdige Menschen erzählten mir als Augenzeugen von einer dortigen Hochzeit in den Hahndorfer Bergen, daß für ein glückliches Brautpaar alles bereit war, auch die feinsten Kuchen gebacken, da sei eine bekannte und gefürchtete Frau mit dem bösen Blick erschienen und habe große Gabe gefordert. Als die Forderung wegen der großen Unbescheidenheit abgewiesen wurde, hätte sie gedroht, das Brautpaar würde es bereuen. Urplötzlich habe dann der Bräutigam [ein] entsetzlich schlimmes Auge bekommen, daß die Trauung in Frage kam. Da hätten die Verwandten die Forderung der Hexe erfüllt, und alsbald wäre das böse Auge

wieder gut geworden. – Ganz schlimmen Ruf haben auch die indischen Zauberer, wo Teufelsdienst und auch Teufelsanbetung bei manchen Stämmen stattfindet. Von dort erzählte kürzlich ein Missionar in einem Basler Missionsblatt, daß aus besonderer Veranlassung finstere Mächte auf einer Station hausten und z. B. Steine gegen alle Naturgesetze geworfen hätten. Die Europäische Missionsleitung bemerkte dazu: Die Vorkommnisse könnten bei der Zeugenschaft gar nicht in Zweifel gezogen werden.

Ebenfalls von Südindien erzählte ein Leipziger Missionsmann in Neuendettelsau in unserm Freizeithem bei einem Missionslehrgang, wie ein Europäischer Visitator draußen auf dem Missionsfeld gewissen unheimlichen Vorgängen auf den Grund gehen wollte, aber die ernstesten und zuverlässigsten Missionschristen beschworen ihn, ja von seinem Vorhaben abzusehen. Die Zauberer würden, wenn er sich in ihr[en] Bereich begeben würde, ihm die Läusesucht »antun«, und durch kein Mittel würde er davon wieder frei werden, außer er ließe sich von diesen boshaften und unheimlichen Menschen wieder entzaubern zu ihrem Triumph.

So schlimm scheinen weder unsere Australischen eingebornen Zauberer zu sein als die unserer Papuas auf Neu Guinea, die immerhin auch Unheil genug anrichten. Die Dieri und Nachbarstämme zauberten durch *moku dakana*, Knochenstechen mit Totenknochen. Ob sie auch die »Weiße Zauberei« hatten durch »Anfangen« oder »Besprechen«, ist mir nicht genau bekannt. Viele Todesfälle – ob durch Zauberei bewirkt oder nicht, konnte man ja nicht wohl wahrnehmen – wurden durch die *pinga*, d. h. die Bluträcherschar, gerächt durch Tötung des Beschuldigten. |

44|45

Bei den Papua in Neu Guinea, bei den Küstenleuten der Melanesier sowohl als auch bei den eigentlichen Papua im weiten Inlande, waren beide Arten der Zauberei vorhanden und klar unterschieden, die »Weiße« und die »Schwarze«, das »Anfangen« oder »Besprechen«, um Gutes zu bewirken, als auch das »Antun«, um Schlimmes zu bewirken, Krankheit, Wunden und auch Tod. Das Verfahren dabei war, Päckchen zu binden, *hafezo*. Für solche Zauberpäckchen muß der Zauberer irgend etwas von dem zu Verzaubernden haben, Haare, Speisereste oder auch von seiner Bekleidung oder Anderes, um damit seine Seele oder besser Seelenstoff einzufangen. Diese Zauberpäckchen wurden dann mit allerlei Hokuspokus besprochen und behandelt und schließlich auch mit Feuer, und so sollte der Verzauberte zu Tode kommen. Sehr häufig genügte es für einen, der verzaubert wurde, etwas davon zu erfahren, daß er unter Behandlung eines Zauberers war, daß er vor Angst starb.

Die gewerbsmäßigen Zauberer wohnten für ihre dunklen Geschäfte abseits verborgen in Zauberrütten im Busch und hielten ihre Sache sehr geheim. Sie machten daraus auch ein einträgliches Gewerbe, ließen sich Wertsachen geben von solchen, die einen Menschen beseitigt wissen wollen, und zuweilen auch von dem bedrohten Teil, um dafür angefangenen Zauber wieder aufzuheben. Notorsche Zauberer wurden auch über lang oder kurz von den Bluträchern erschlagen. – Diese dunklen Betätigun-

gen wurden sehr geheim gehalten auch den Weißen und den Missionaren gegenüber. Gegenseitige Beschuldigungen der Dorfschaften wegen Zauberei waren sehr häufig. Sie hatten zum Gefolge tötliche Feindschaften und unaufhörliche Dorfkriege.

Durch das Christentum wurde mit dem Zauberspuck aufgeräumt. Zauberer, die sich bekehrten, gaben ihre Zaubersachen heraus und bekannten den betreffenden Missionaren allen Wust und Unrat, die mit ihren Zauberwerken verbunden waren. So gewannen wir Missionare nach und nach vollen Einblick in das Zauberei-Unwesen unserer braunen Pflegebefohlenen.

Auch die andere, harmlosere Art der Zauberei, das »Anfangen«, »Besprechen« und Anrufen der Geister, um Gutes zu bewirken, wurde durch Annahme des Evangeliums beseitigt, indem die Eingebornen beim Christwerden durch den eingehenden Taufunterricht erkannten, daß auch solches Unrecht sei, nämlich Abgötterei, und daß nur der wahre und lebendige Gott alles Gute geben könne, Regen und Sonnenschein, Leben und Gesundheit.

Genauere Beobachtungen und gründliche Völkerkunde lehrt uns, daß das Zauberei-Unwesen in der ganzen vor- und nichtchristlichen Menschheit als ein Teil des Sündenfalles sich vorfindet, bei den einfachsten Naturvölkern wie auch den Völkern alter und hoher Kultur, wie die Chinesen sie haben. Die Art der Zauberei ist allenthalben sehr eng verwandt. Viele gleiche Züge finden sich dabei bei unsern Braunen in den Urwäldern Neu Guineas, den Gelben Ostasiens, den Polarvölkern, den Indianern Amerikas und den schwarzen Negern Afrikas und den alten Germanen.

Frei von dem Unwesen der Zauberei und allem Wust des Aberglaubens macht allein das Evangelium, wie es mein lieber Vater schon uns Kindern gegenüber zum Ausdruck brachte mit dem Wort: „Wer an den Herrn Jesus Christus glaubt, dem kann kein Teufel und kein Hexenmeister schaden!“

45|46 Dem entsprechend war das Urteil meiner Familie bei allem, was in der Hinsicht an uns herantrat. Die Amulette vom Schinder vom Haslach fanden bei uns keine Abnahme und Anerkennung. Wer Unheil fürchtete, wenn bei wichtigem Ausgang ihm eine alte Frau begegnete oder ein Hase über den Weg lief, wurde bemitleidet. Mein Bruder, der einmal bei einem Bauern diente, | wo viel von Hexen gesprochen wurde, die im Kuhstall den Milchertrag verkürzten, bemerkte dazu: Die Dienstherrschaft sollte lieber ihre Familienandacht halten, so würde wohl ihre Furcht vor den Hexen schwinden. –

Es scheinen wohl in unserm Landvolk ganz feine Ausläufer von Aberglauben zu finden sein. Dahin gehörte wohl, wenn meine liebe Mutter zu mir kleinem Jungen sagte: „*Bou*, leg ja den Kuchen nicht auf den Tisch, wenn die Brotlaibe noch im Backofen sind, sonst reißen sie auf!“ In meinen kleinen Kopf wollte es nicht hineingehen, daß Kuchen, auf den Tisch gelegt, das Brot im Ofen beeinflussen sollte. Aber die großen Leute sind eben klüger als wir Kleinen, und so glaubte ich zunächst, was die

Mutter sagte. – Demnächst war ich beim Buchhofbauern, als dort der Backtag war. Da wird immer ein ganzer Sack Mehl verbacken zu etwa anderthalb Dutzend großen Laiben, die je nach Größe der Familie von 2 bis 6 Wochen reichen. Vom Brotteig werden zugleich große dünne Salzkuchen gebacken, die man ißt, ehe das neue Brot angeschnitten werden kann. Diese Salzkuchen sind zugleich ein Leckerbissen, wovon man gegenseitig mitteilt. Da sagte ich zu meinem Kameraden, dem Bauern-Loeil: „Leg ja keinen Kuchen auf den Tisch, solange das Brot noch im Ofen [ist]!“ Darauf sagte seine Mutter, die Bäuerin: „So abergläubisch sind wir nicht!“ Das saß. Meine liebe Mutter sollte doch auch nicht abergläubig sein. Ich sagte ihr nichts von der neu gehörten Wahrheit, dachte: „Probieren geht über Studieren!“ Ich brannte auf den Tag, da bei uns wieder gebacken wurde, und stand hinter der Mutter, als die delikateten Salzkuchen mit der Backschüssel am langen Stiel ausgenommen wurden. Schnell konnte ich ungesehen einen solchen nehmen, lief in die Wohnstube und legte ihn breit auf unsern Eßtisch. Dann lief ich wieder zur Mutter und verkündete ihr: „*Mouda*, der erste Kuchen liegt auf dem Tisch. Wollen doch sehen, ob dadurch das Brot aufreißt!“ – „Dausend Weda Hogl – Du Schlack!“ Aber das Beste: Das Brot war wunderbar und ganz normal. Von da an durften bei uns die Salzkuchen auf den Eßtisch gelegt werden. Die Mutter erkannte gelegentlich mein Verdienst an zu dieser Entdeckung. Hinfort war man auch bei uns nicht mehr abergläubisch, wie beim Bauern.

Im Lauf von mehr als einem halben Jahrhundert ist in meiner Heimatgegend im Sulzbacher Land der Hexen- und Aberglaube noch nicht ganz erloschen. Vor knapp zwei Jahren spuckte um Schwend, einer Schulfiliale von Fürnried, in krasser Weise die Hexerei. Der Hexenmeister war ein gewisser Eichinger von der Laber, nahe Kastl, wohl ein Katholik. Er hatte sein Wesen um Schwend und Umgegend und erregte viel Feindschaft in der Gegend wegen Hexerei. Als der Herr Pfarrer davon erfuhr, sprach er mit den Leuten und suchte sie zur Vernunft zu bringen. Ein unvernünftiger und wohl recht aufgeklärter Lehrer mischte sich in die Sache und wollte es dem Pfarrer übel auslegen, als er den Leuten auch ein geeignetes Schriftchen in die Hand legen wollte zu nötiger Belehrung. Die Feindschaften in dieser Hexereisache wurden so arg, daß es einen richtigen Hexenprozeß gab. Wobei der Hexenmacher zwar nicht verbrannt wurde, aber etliche Monate Gefängniß bekam. Den zuständigen und beigezogenen Pfarrer wollte der hohe Gerichtshof tadeln, als hätte er in der traurigen Sache nicht seine Pflicht getan. Er konnte sich glänzend rechtfertigen mit der Bemerkung: „Man will mir Schuld geben, daß ich nicht getan hätte, was man mich hinderte zu tun in dem unglückseligen Handel dieser Leute.“

Die Städter sind vielfach geneigt, auf das Landvolk herabzusehen als im Aberglauben befangen. Doch auch sie haben ihren Anteil bei einem sehr verwandten Gebiet. | Das ist der Spiritismus, da sie Geister fragen wollen, mit Geistern verkehren, mit überirdischen, oder vielleicht zu sagen auch mit unterirdischen Wesen, durch sogenannte

46|47

Medien, das sind Mittelspersonen, die durch Hypnose in traumartigen Zustand versetzt, dadurch sollen sie gleichsam Instrument der Geister sein, in ihnen oder durch sie gefragt und aus ihnen solche Geister antwortend. Solch Geisterfragen soll in Städten sehr häufig vorkommen durch Leute, denen die Christliche Kirche nicht gut genug; wird sehr geheim gehalten. Ich weiß davon nur aus Büchern.

Eine Vorstufe zu solch Geisterfragen ist das Tischrücken. Von diesem weiß ich durch Augenzeugen. Es war in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß junge Männer einer Gemeinde Pastorssöhne besuchten, die wohl auch einmal vom Tischrücken gehört oder gelesen hatten und nun, vorwitzig wie die Jugend ist, diese Sache auch probieren wollten. Als der zuständige Pastor es erfuhr, ermahnte er die jungen Leute strengstens, von solchen Dingen abzustehen, es sei das ein zweifelhaftes und dunkles Gebiet. Einer der Beteiligten erzählte mir davon und meinte: Es sei nichts dabei, Leute stünden im Kreis um einen kleinen Holztisch, legten ihre Hände darauf mit gespreizten Fingern, so daß alle sich gegenseitig berührten, und richteten alle gemeinsam miteinander ihren Willen darauf, daß der Tisch sich bewege, scheinbar wie ein lebendes Wesen. Das sei eben der natürliche Magnetismus des Menschen. Fragen, auf die der Tisch gleichsam durch Klopfen Antwort gebe, müßten immer der Art sein, daß dem Frager die Antwort von vorneherein bekannt sei.

Ein anderes derartiges Vorkommnis, das durch zuverlässige Augenzeugen durchaus verbürgt ist, beweist, daß die Sache nicht ganz so einfach sich verhält, sondern daß hier ein dunkles und verbotenes Gebiet betreten wird. Es war Mitte der Neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da fiel es hier im Vaterland in einer christlichen Anstalt etlichen jungen Männern, aus gebildeten Ständen, wohl alle durch Mittelschulen gegangen, auch ein, aus Vorwitz das Tischrücken zu probieren in der Weise wie oben beschrieben. Einer der Teilnehmer wollte dabei eine Frage über die Zukunft beantwortet haben. Der Tisch antwortete ihm nicht darauf durch Klopfen etwa, sondern aus einer Zimmerecke kreischte eine dämonische Fratze ihm die Antwort mit den Worten zu: „Diese Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern!“ Entsetzt ließen alle von ihrem Vornehmen mit dem Tisch ab, am meisten erschreckt war der über die Antwort, dem sie auf seine Frage gegolten hatte. Diese Vorhersage erfüllte sich zwar nicht, aber der dämonische Spuck – ein solcher war es – war damit nicht aus. Der Tisch klopfte nicht mehr, aber die Bettstellen der Beteiligten beim Tischrücken, daß sie zum Teil aus den Fugen gingen. Ein entsetzliches Poltern und dämonisches Heulen ging durch das Haus. Der Hauptbeteiligte konnte eine Zeit lang nicht den hochgelobten Namen des Herrn Jesus Christus zu Papier bringen. Die Hand mit der Feder wurde von unsichtbarer Gewalt ihm weggerissen. Er stand in der Gefahr tiefster Verzweiflung und wollte dem Haus entfliehen, in dem [er] so Schreckliches durch seine Schuld und sträflichen Vorwitz erlebt hatte. Natürlich wurde der Vorstand der Christlichen Anstalt zu Hilfe gerufen. Er tat das allein Richtige: Strenge Verwarnung

und Vermahnung an die Schuldigen und Gebrauch von Gottes Wort und Gebet. So schwanden allmählich die unheimlichen und Schrecken erregenden Erscheinungen im Haus. Es mußte nach dem Liedeswort gehen:

*Ihr Höllengeister packet euch,  
Ihr habt hier nichts zu schaffen.  
Dies Haus gehört in Jesu Reich!*<sup>74</sup> |

47|48

Der mir sehr wohl bekannte Vorstand der christlichen Anstalt machte in einem sehr kurzen Brief an mich folgende Andeutung über die oben erzählten Vorkommnisse: „Durch schlimme Vorkommnisse im Haus vielfach gestört, jetzt gehindert diesen Brief zu vollenden.“ Von Augen- und Ohrenzeugen wurden mir später die Vorgänge berichtet, wie ich sie voranstehend mitgeteilt habe.

Auch dabei bewährte sich der gute Grundsatz meines Vaters: „Wer an den Herrn Jesus Christus glaubt, dem kann kein Teufel schaden, und er braucht sich vor ihm nicht fürchten.“ Unangenehm waren ja damals allen Anstaltsinsassen die dunklen Vorgänge, aber die unbeteiligt waren und fest im Glauben standen, die fürchteten nichts. –

Man kann hier die Frage aufwerfen, warum Tischrücken offenbar nicht immer so verhängnisvoll ist? – Da wird auch gelten: Wenn zwei dasselbe tun, so ists doch nicht dasselbe. Es kommt auf die Gesinnung an und die Art der Fragen, die aus solcher Gesinnung heraus gestellt werden mögen. – Dann ist ein Unterschied, ob etwa ausgesprochene Weltkinder Tischrücken oder erklärte Christen. Vor Weltkindern wird sich der Satan nicht in solcher Weise manifestieren. Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist. Wenn erklärte Christen sich auf solch dunkles Gebiet begeben, dann gibt er sich leichter ihnen bekannt, um solche in Verzweiflung, Mißglauben und andere große Schande und Laster zu stürzen. – Es ist erfreulich, daß damals die Betreffenden alle wieder zurechtgebracht werden konnten und nicht durch Satan aus ihrer Bahn des Glaubens und ihres erwählten Berufs geworfen werden konnten. –

Wer immer in irgend einer Weise sich dem Irdischen zu sehr hingibt, der steht in Gefahr, in die Netze des bösen Feindes zu geraten. So sah ich einmal eine Frau, die einen zeitlichen Verlust sich dermaßen zu Herzen nahm, daß sie dadurch in eine Art Besessenheit geriet. Sie wurde gleichsam ganz irre, konnte nichts Anderes mehr denken und reden als von ihrem Verlust. Sie konnte das heilige Vaterunser nicht mehr beten, den christlichen Glauben nicht mehr aufsagen. Ihrem vernünftigen Manne war das schwere Anfechtung. Er führte seine Frau zum Geistlichen, daß ihr wieder zurechtgeholfen werden möchte.

Das geschah denn auch wie bei dem andern Fall beim Tischrücken und Tisch- oder vielmehr Geister-Befragen, durch die Christliche Ermahnung aus Gottes Wort

74 Zitat aus dem Lied „Der lieben Sonne Pracht und Licht“ von Christian Scriver (1684).

und Gebet. Öfter war es, als ob der böse Geist aus der Frau spräche, dem Geistlichen widerspreche, so daß dieser ihm befehlen mußte: „*Schweig und verstumme!*“ – Auch diese Frau konnte wieder zurechtgebracht werden zur Freude ihres gottesfürchtigen Mannes.

Der Spiritismus – die Geisterfragerei – soll sehr um sich gegriffen haben zur Zeit des Weltkrieges und darnach in Deutschland und anderen Ländern. Es ist zu fürchten, daß auch diesmal wieder solch finsternes Treiben über Hand nimmt, ob auch nie davon zu lesen ist.

Da gilt es der apostolischen Mahnung zu folgen: „Sehet zu, daß ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen, und schicket Euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!“<sup>75</sup> Ja nicht dem bösen Feinde den kleinen Finger reichen, damit er nicht die ganze Hand ergreife. Alle zweifelhaften Grenzgebiete zwischen Gut und Böse sorgfältig meiden.

Es gibt so vielerlei zwischen Himmel und Erde, was des natürlichen Menschen Weisheit sich nicht träumen läßt. Gottes Wort sei allezeit unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf allen unseren Wegen!<sup>76</sup> |

Doch damit die Erzählungen aus meiner Schulzeit nicht gar zu lange werden, muß ich nun doch sehen, diesen Abschnitt bald zu Ende zu bringen.

Aber ehe ich zu meinem letzten Schulwinter übergehe und zu den wichtigsten Mitteilungen daraus, ist doch noch Einiges nachzuholen über die mannichfachen Besuche in meinem einsamen Vaterhaus am Kreuzweg am Buchhof, die für den heranwachsenden Knaben allezeit Interesse hatten.

Da waren ab und an die Sonntagnachmittagsbesuche der auswärtsdienenden Geschwister. Onkel und Tanten von Sulzbach, von Thalheim und von Mittelreinbach kamen auch zuweilen auf einen Tag. Der Mann der ältesten Schwester, Vogel, war einmal stellenlos, da mußte die ganze Familie bei uns unterkommen. Es kamen Handelsleute aus der Ferne durch, eine *green*-Frau aus der Bamberger Gegend, die auch Hirse zu verkaufen hatte zu dem sehr beliebten Hirsebrei. „Da drunt auf jener Leiten, da steht Hirsebrei Hofa, den sieri schon von weiten, da issi, wo i mog.“<sup>77</sup>

Da kam regelmäßig der Schmalzmichel von Fürth, der das Rinderschmalz, die ausgelassene Butter, aufkaufte, und die vielerlei Korbweiber, die Semmeln hausierten und auch Viktualien einkauften. Es kamen Hausierer bis aus Böhmerland mit Kraxen auf dem Rücken, allerlei Waren enthaltend, Schmierführer kamen mit großem Faß auf der Schubkarre herum voll Holzteer als Wagenschmiere. Eine Ruine solcher Schmier-

75 Eph 5,15f.

76 Ps 119,105.

77 „Dort unten, an jenem Berghang, da steht [ein] Hirsebrei-Napf, den seh' ich schon von weitem, da eß' ich, wo ich mag.“

hütte, in denen solcher Teer gesotten wurde in unserer waldreichen Gegend, war noch in unserer Nachbarschaft zu sehen. –

Auch die Bettelleute interessierten, wovon damaliger Zeit noch viele herunkamen, vor den Türen sehr lange Gebete aufsagten und zum Schluß zuweilen eine bestimmte Bittformel hatten. „Seid so gut, gebt uns auch a Stückl Fleisch af die Feida affe.“<sup>78</sup> Sie nahmen natürlich auch Brot oder eine kleine Münze. Vor Ostern kamen Kinder, sangen und bettelten um Eier, um Weihnacht um Dörrobst oder Backwerk. Zuweilen kam ein blinder Bettler herum, von einer Tochter geführt, auch ein anderer mit hölzernem Bein. Diese, wie Hausierer aus der Ferne, baten zuweilen um ein Nachtlager, und es wurde gewährt auf ein paar Schütte Stroh in der großen Wohnstube oder auf der warmen Ofenbank. Ich hörte am Abend gerne zu, was sie aus der Ferne zu erzählen hatten. Der Buchhofbauer ließ einmal wieder den Kalkofen auf seinem Gelände herrichten – wie es solche in der Umgebung mehrere gab – und durch einen fremden Maurer den Ofen voll Kalk brennen. Da saßen wir Kameraden am Abend mit am lodernden Feuer und hörten zu, wie der Maurer fabulierte, nicht immer Gutes. Am Feierabend saßen wir öfters im offenen Streuschuppen bei dem noch rüstigen Bauern-Hal (Herrlein – Ahnherr – Großvater), der aus vergangenen Zeiten erzählte, wie er gleich dem Weber Neidel viele Obstbäume gepflanzt bei dem Hof, wo ehemals nur drei uralte Obstbäume gestanden, der riesige weiße Süßbirnbaum, höher wie das Haus, und die zwei »Hankackala«-Bäume, die nur noch selten und wenige kleine harte Äpfel trugen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging, scheint es, ein Wetteifer durch das Sulzbacher Land bei Pflanzung veredelter Obstbäume. Alle Ortschaften waren von Wäldchen jüngerer guter Obstbäume umgeben, während man auf freiem Felde nur noch hie und da einen großen Holzbirnbaum sah. Sie wurden allmählich umgeschlagen zu gutem Nutzholz. Reichliches edles Obst trug schon in meiner Jugendzeit bei zur Verbesserung der Volksernährung wie zur Erfreung der Kinderherzen.

Der alte wie der junge Bauer kamen im Winter auch öfters zu kurzen Besuchen in unsere geräumige warme Wohnstube, und der | Bürgermeister erzählte dabei auch gelegentlich aus seiner Militärzeit. – Meine Mutter heizte den großen Kachelofen so gut, daß, trotz hölzernem Schutzgeländer um diesen, dem auf der bequemen Ofenbank sitzenden Bauern einmal der Ärmel anbrannte und die Bäuerin darob gutmütig scherzte: Ihr Bauer säße bei uns so fest, daß er anbrenne. – Für meine Mutter war also die Mahnung nicht nötig, die einem Bauern aus der Neumarkter Gegend nachgesagt wurde: „Hoaz öi Bäure, daß woam assa göit!“<sup>79</sup>

Drei Aussprüche bei uns im Sulzbacher Lande sollen uns mit dreierlei Dialekten in unserm Bayerland bekannt machen.

78 „Seid so gut, gebt uns auch ein Stückchen Fleisch für die Feiertage mit.“

79 „Heiz ein, Bäurin, daß es warm hinaus geht!“

1. „Wenn i moi, es is a G'moi, dann is ka G'moi, und wenn i moi, es is ka G'moi, dann is a G'moi.“<sup>80</sup> Sulzbacher Sprache.

2. „Wenn i moa, es is a G'moa, dann is koa G'moa, und wenn i moa, es is koa G'moa, dann is a G'moa.“ Altbayrisch.

3. „Wenn i ma, es is a G'ma, dann is ka G'ma, und wenn i ma, es is ka G'ma, dann is a G'ma.“ Fränkisch.

Aber nun zu meinen beiden letzten Schulse mestern. Da hatte ich nun auch den Konfirmanden-Unterricht beim Herrn Pfarrer zu besuchen, im vorletzten Winter als Präparand und im letzten Winter als Konfirmand. Alle gleichaltrigen Schulkinder der beiden Filialschulen zu Schwend und Poppberg hatten dazu wöchentlich zweimal nach Fürnried zu kommen, zum Teil über zwei Stunden weit. Sie hatten dabei immer einen Schultag zu versäumen. Wir Fürnrieder waren dabei im Vorteil. Wir verloren dabei nur immer eine Stunde Schulunterricht. – Der Konfirmanden-Unterricht dauerte von halb 11 bis zwölf Uhr. Bis halb 1 Uhr hatten wir dann Pause, unser Brot zu essen.

Da lernte ich nun unsern Herrn Pfarrer genauer kennen, in etwas ja auch schon während der vorhergehenden Schuljahre, wo er etwa wöchentlich eine Religionsstunde gab. Dabei verließ unser Schulmeister den Schulraum mit großem Bückling.

Der Herr Pfarrer Müller hatte ein ganz anderes Temperament als unser Schulmeister. Ob er lachen könne oder nicht, blieb einem nicht lange zweifelhaft. Über irgend eine komische Antwort eines Schulkindes konnte er herzlich lachen, auch während des Unterrichts. In seiner Freizeit sah man ihn auch rauchen, während unser Schulmeister zu den Nichtraucher gehört, so wie nach allem auch meine Wenigkeit, ob ich auch sehr früh angefangen hatte. Heimlich probierte ichs einmal mit meines Vaters Pfeife. Mutter sah es und wehrte energisch. Einmal schnitzte ich mir eine Pfeife aus Hollunderholz und rauchte dörres Kartoffelkraut. Pfui! – Wir Jungen probierten es auch mit Stückchen Spanisch Rohr, die ja ziehen durch winzig kleine Löchlein, auch Leinrut, ein dünnes rankendes Gewächs von Bleistiftstärke, das auch durchlässig ist. Von dergleichen sagte mir ein Schindersknecht, man könne davon die Schwindsucht kriegen. Es müsse echtes Rauchkraut sein. Als ich zu Jahren kam, erschien mir die Gewohnheit unnützlich, und [ich] stand nicht in besonderer Versuchung, ein Raucher zu werden.

Eine Beobachtung hatte ich bei meinem Vater gemacht: Wenn er rauchte, war er zugänglich für Bittgesuche seines Knaben, während man nicht genau Bescheid wußte, wenn er ohne Pfeife war. Sie war ein Barometer.

80 „Wenn ich glaube, es ist eine Gemeinde, dann ist keine Gemeinde, und wenn ich glaube, es ist keine Gemeinde, dann ist eine Gemeinde.“

Der Ausspruch bezieht sich anscheinend darauf, ob eine Gemeinde zusammenkommt und ein Gottesdienst stattfindet oder nicht.

Später unter den Eingeborenen in Australien und Neu Guinea stieß mich deren Übermaß im Rauchen ab. Ich schrieb eine Rauchhexe, die natürlich wirkungslos blieb. Nur einige kurze Stellen daraus:

Schon lange bin ich unter den Wilden,  
wo Sitten keine Schranken bilden.  
Mann, Weib und Kind nach *baka* schreit. –

Von Wilden kommt das Rauchen her,  
und diese lieben es gar sehr.

Wenn es was Gutes würde sein,  
dann ging' es ihnen schwerer ein.<sup>81</sup> |

50|51

In Neu Guinea ließ ich mich bereden, daß Rauchen gegen die Moskito-Plage schütze. Ich schaffte mir eine lange Pfeife an, um durch Rauchen der Malaria-Pest zu wehren, natürlich vergeblich. Man hätte sich selber zu tode räuchern müssen. Auch unsere Schlafzimmer waren in der Anfangszeit nicht moskitodicht, und schlafend konnte man unter keinen Umständen rauchen. So gab ich das unnütze Geschäft endgiltig auf.

Unser Herr Pfarrer rauchte also daheim und in seiner freien Zeit und wohl auch beim Studium in seiner Studierstube, aber in den Unterrichtsstunden schnupfte er auch, nahm immer ab und zu eine Prise, dabei verstreute er das würzige Kraut auf dem Podium sitzend. Wenn dann die Stunde aus war, eilten wir Jungen immer hin und versuchten das Schnupfen mit dem pfarrherrlichen verstreuten Schnupftabak. Doch gewöhnte ich mir das Schnupfen nicht an, das dem Gewohnheitsschnupfer auch arg anhängen kann. Überfiel mich doch vor 30 Jahren hier im Vaterland ein wildfremder Mann mit der flehentlichen Bitte, ob ich ihm nicht ein Bröserl Schnupftabak spenden könne. Ich konnte ihm nicht dienen.

In meinen letzten Schuljahren lernte ich unsern alten Herrn Pfarrer kennen als einen ernsten und treuen Lehrer, der nach Umständen auch schlagfertig war im wörtlichen Sinne des Wortes.

Während der Religionsstunde für die Großen gingen die Kleinen allerdings leer aus. Der Gegenstand des Unterrichts ging noch über ihren Gesichtskreis. Sie bekamen nichts auf, wurden nicht gefragt, und auf der Tafel malen durften sie auch nicht, wie in Stunden, da der Herr Schulmeister sich mit den Großen beschäftigte. Sie mußten mäuschenstill und möglichst regungslos dasitzen und konnten allenfalls aus der Ferne den Herrn Pfarrer ansehen. – Einer von den Großen wurde auf der Seite der Kleinen mit Schiefertafel und Griffel aufgestellt, um jeden schleunigst aufzuschreiben, der plauderte, d. h. mit seinem Nachbarn flüsterte. – Da begab es sich eines Tages, als

81 Das Gedicht wird unten, I 341–347, in voller Länge zitiert.

ich schon in der ersten Bank der Kleinen Seite saß: Vor mir stand Kamerad Knarr von Frechetsfeld mit der Anklagetafel. Ich war mit meiner ganzen Kleinseite während der Stunde mäuschenstill da gesessen. Nach dem Schluß der Stunde, da die Stille aufhörte, fragte ich den Aufsichtsbeamten leise: „Hast mich aufgeschrieben?“ Wohl froh, daß er wenigstens einen Missetäter aufschreiben konnte, malte er flugs meinen Namen auf die ominöse Tafel. Der Herr Pfarrer ließ sich vorm Weggehen die Tafel geben, sah meinen einzigen Namen und fragte: „Was hat Flierl getan?“ – „Er hat gefragt, ob ich ihn aufgeschrieben habe!“ – Flipp flapp! hatte ich zwei kräftige Ohrfeigen weg. Ich stellte natürlich später keine neugierigen Fragen mehr.

Als ich bald zu den Großen gehörte, konnte ich einmal einen aufgegebenen Spruch nicht. Auf die Frage des Pfarrers, warum ich den Spruch nicht gelernt, antwortete ich, ich hätte nicht „der Weil“ gehabt. „Du mußt Dir die Weile nehmen“, sagte er streng, und ich nahm mir hinfort natürlich die Weile.

Offenbar war trotz dieser Vorkommnisse der Herr Pfarrer im Ganzen zufrieden mit mir. Sonst würde er kaum meinem Vater gesagt haben, mich studieren zu lassen, damit ich allenfalls Pfarrer für Ausgewanderte werden könne, und gab uns dann später Empfehlungsbrief an das Neuendettelsauer Missionshaus.

51|52 In meinem letzten Winter-Schuljahr von 1870 auf 1871 gab es eine böse Unterbrechung für mich für Schule und Konfirmanden-Unterricht. Eine ansteckende Pockenkrankheit in unserm Hause verursachte wochenlangen Ausschluß aus Schule und Konfirmanden-Unterricht, und ich konnte von Glück sagen, daß ich schließlich mit meinen Kameraden am Palmsonntag 1871 mitkonfirmiert werden konnte. | Diese Krankheitsgeschichte spielte sich folgendermaßen ab.

Maria-Lichtmeß ist bei uns im Sulzbacher Lande die Wanderzeit für die Ehehalten oder Dienstboten. Mein Bruder Ulrich sowie auch der Maurerhans hatten in einem Dorf nahe Etzelwang, an drei Stunden nördlich von Buchhof, das letzte Jahr gedient, und mein Bruder hatte sich für das nachfolgende Jahr bei dem Bauern Gaoka im nahen Frechetsfeld verdingt, dem Eigentümer des Bärenfelsen. So wanderten denn zu Lichtmeß mein Vater und der alte Kounz nach jenem Dorf bei Etzelwang, um ihre respektiven Söhne abzuholen und ihre Wanderbündel tragen zu helfen.

Nach der Sitte der Zeit erhielt jeder abtretende Dienstbote außer seinem Lohn auch noch einen großen Laib Brot mit, den sogenannten Kälberlaib. Vor Antritt des neuen Dienstes konnten die jungen Leute etwa eine Woche frei haben und dabei mit den Ihrigen den Laib Brot wohl aufzehren.

Etwa halbwegs der Heimat zu im Dorfe Högen kehrte die Auswanderergesellschaft in einer Gastwirtschaft ein, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Der Maurerhans pflegte ja zu sagen: „Ig und ma Voder, mia möin a Fleisch hob'n und a Böia!“<sup>82</sup>

82 Siehe dazu schon I 55 mit Anmerkung 69.

Diese kurze Einkehr wurde für die vier Wanderer und ihre Familien verhängnisvoll. Sie merkten an und bei den Gastgebern durchaus nichts Verdächtiges, kamen wohlbehalten heim, aber nach knapp vierzehn Tagen erkrankten alle vier an den Pocken oder Blattern. Mein Bruder war schon auf seiner neuen Dienststelle aufgezogen im nahen Frechetsfeld, wo in der Folge dann auch sein Dienstherr von dieser heimtückischen Krankheit angesteckt wurde. Sie ging damals ziemlich herum in der Gegend. Es kamen auch verschiedene Todesfälle vor. Auch die Hebamme Rethel für die Pfarrei Fürnried starb damals. Wir brauchten ja keinen Doktor, aber die Krankheit war anzeigepflichtig, da wir auch den Bürgermeister am Ort hatten. Ein großer Zettel mußte an die Haustüre geheftet werden mit dem verhängnisvollen Wort: „Blattern!“ Und das ist auch gut. Wäre diese Anzeige damals am Wirtshaus zu Högen gewesen, dann wären unsere Reisenden nicht dort eingekehrt und jedenfalls von der Seuche verschont geblieben.

Als es bei meinem Vater sich klar herausgestellt hatte, daß er die Pocken hatte, wurde ich auf Kundschaft nach Frechetsfeld geschickt, nach dem Bruder mich zu erkunden. Der lag natürlich auch, und ich durfte ihn gar nicht sehen, sondern nur aus Ferne sprechen und mitteilen, daß der Vater an der gleichen Krankheit darniederliege. Und die Bäuerin sagte zu mir: „Es fürchtet sich eben jeder vor dem Tode!“ Der Bauer erkrankte nachher als der Fünfte. Doch wurden alle Fünfe wieder gesund.

Einmal kamen Bettelleute an unsere Tür, da der schwarze Zettel daran hing. Ich verwies sie darauf, und sie zogen mit einem Schreckensseufzer schleunigst weiter.

Als mein Bruder auf entschiedener Besserung war, kam er von Frechetsfeld heim und leistete dem Vater Gesellschaft im Stüblein für die Rekonvaleszenten. Nur einmal sah ich den Vater auf dem Weg der Besserung im Stall noch mit dem vollen Pockenausschlag, der später, wie auch beim Bruder, wenig Narben hinterließ. Sie befolgten wohl strikte die Vorschrift, ja die Pusteln nicht abzureißen. Sie blieben auch noch vorsichtig im Stüblein, als sie völlig geheilt waren und das Plakat von der Türe abgenommen werden durfte. – Vorsichtshalber zeigten sie sich auch nicht, als eines Sonntags der Onkel von Thalheim, der von nichts wußte, zu Besuch kam. Da war der Vater eben verreist, und ich mit Mutter unterhielten den Gast. Später erzählte ihm Vater selber, daß er jenseits der Wand Zuhörer bei seinem Besuch war.

Ob das Notlüge gewesen? – Verreist war ja der Vater, wenn | auch nur ins Krankenstübchen. Als wir den Onkel kommen sahen, war wenig Zeit zum Überlegen. Wir scheuten uns, ihm entgegen zu gehen und zu sagen: „In unserm Haus sind die Blattern!“ Oft steckt, scheint es, der Schrecken schon an. Wir nahmen ihn auf und unterhielten ihn die paar Stunden mit Mutter in unserer großen sauberen Wohnstube, und für ihn hatte der Besuch keine Folgen.

52|53

Die ernste Zeit ging glücklich vorüber. Die Seuche breitete sich in unserem Hause nicht weiter aus. Mutter hatte nur ganz leise Anwendung von dieser gefürchteten Krankheit, die Schwester und ich blieben völlig verschont.

Für mich war die Sache insofern ernst, als ich gerade gegen Ende meiner Schulzeit mehrere Wochen aus der Schule und auch vom Konfirmanden-Unterricht wegbleiben mußte. Ich mußte meine Seele in Geduld fassen, eben daheim Lesen und Lernen und in der herannahenden Frühlingszeit in unserer schönen Umgebung tätig sein für den kranken Vater und die frische Luft frohen Mutes genießen. –

Zur rechten Zeit wurde unser Haus wieder für rein erklärt. Ich konnte wieder zur Schule und auch den abschließenden Konfirmandenunterricht wieder mitnehmen, und alle Vorbereitungen konnten getroffen werden, auch hinsichtlich Einkleidung, daß ich zur Feier ordentlich erscheinen konnte.

Mein Vater war auch wieder wohlauf, daß er sich öffentlich sehen lassen konnte und durfte. So wanderte er mit mir am Sonntag vor der Konfirmation nach dem an 3 Stunden entfernten Birschleg, um einen alten Brauch einzuhalten. Ich hatte vor dem Stiefpaten und der Patenfrau meinen Patenspruch aufzusagen, von mir säuberlich geschrieben auf einem gerollten Schmuckbogen, der dann übergeben wurde. In dem Spruch kam der Dank zum Ausdruck dafür, daß der Pate bei der Taufe einstmals das Gelübde stellvertretend getan, welches man nun selber übernehmen wolle. Zum Schluß erhielt man noch Patengeschenke, darunter Gesangbuch und Hut. Bis dahin hatte man nur Zipfelkappe oder Tuchmütze getragen.

Am Palmsonntag 1871 war dann der große Tag meiner Konfirmation. Es war die letzte Konfirmationsfeier unseres alten Pfarrherrn. Von seiner Ansprache habe ich nur noch verblässenden allgemeinen Eindruck. Er wies auf den Ernst des Tages für uns hin, und doch hätte er auf manchem Gesicht Ausdruck der Gleichgiltigkeit wahrnehmen müssen. – Wir waren unserer 35 Konfirmanden. Bei der ersten Feier des heiligen Abendmahls mit unsern Eltern ging man in Fürnried um den Altar, auf der einen Seite das Brot, auf der Andern den Kelch empfangend. Die Kirche mit 400 Sitzplätzen war übervoll. Ich hatte in jener Zeit den Eindruck – der Himmel auf Erden!

Als ich in einer jener Frühlingsnächte aus meiner Eltern Hause trat und den herrlichen Sternenhimmel meiner Heimat überschaute, gingen mir folgende Gedanken durch den Sinn:

Viel Tausend Sternlein flimmern nun  
Da oben über mir.  
Viel Millionen Menschen ruh'n  
Auf Gottes Erde hier;  
Und über diese Mengen wacht  
des treuen Vaters Aug'.

Er woll' behüten diese Nacht  
Mich und mein Vaterhaus. |

53|54



## MEINE WARTEZEIT

Meine Wartezeit – von meiner Konfirmation an mit 13 Jahren im Jahre 1871 bis ich ins Missionshaus eintreten konnte – dauerte 4 Jahre, bis zum 1. April 1875.

Erst gab es eine kleine Irrfahrt als Handwerkerlehrling nach Nürnberg. Wir hatten so von ungefähr gelesen, daß man erst in älteren Jahren in Missionshäuser eintreten könne, etwa auch erst über ein Handwerk.

Das Richtige wäre gewesen, bald nach der Konfirmation den Herrn Pfarrer um Rat zu fragen und durch ihn dann bei dem in Frage kommenden Missionshaus anzufragen. Wir mußten erst durch Schaden klug werden.

Ich wurde nach der großen Stadt Nürnberg verschachert, wohin aus unserer Gegend häufig junge Leute bald nach der Konfirmation auswanderten. Der Viktualienhändler Pilhofer von Alfeld machte eines Tages meinen Eltern die Mitteilung, er hätte ein passendes Plätzchen für mich bei einem Rotschmiedmeister gefunden. Es war selbstverständlich, daß meine liebe Mutter dem Mann eine Vergütung in Naturalien zukommen ließ.

An einem Sonntag Nachmittag brachte mich mein Vater mit dem Wanderbündel nach Alfeld, wo ich auf Pilhofers Ofenbank zu übernachten hatte. Es war zeitig im Wonnemonat Mai. Montags in aller Gottesfrühe brachen wir auf, Pilhofer mit der Schubkarre, mit einem Schmalzfaß beladen, ich neben ihm zu Fuß, im herrlichen Gebirgstal bis Hersbruck, wo wir die Ostbahn bestiegen, meine erste Bahnfahrt im Leben. Welch ein Gefühl ob solch ungewohnter Neuheit. Nach einem Stündchen erreichten wir den damals so kleinen Nürnberger Bahnhof. Wie staunte ich über die mächtigen runden Tortürme und den gewaltigen Stadtgraben, in den man auf Gipfel von Obstbäumen hinabblickte. Dann das geheimnisvolle Stadtinnere mit breiten Straßen und engen Gäßlein. Die Straßen, die sind freilich krumm, sie führen hier und dort herum. Doch stets gerade fortzugehen, das findet ja doch Niemand schön. Ich lernte nie, mich in Nürnberg zurechtfinden. In der freien Natur, in Bergen und Wäldern, hatte ich viel besseren Orientierungssinn. Das kam mir in meinem späteren Berufsleben als Missionar im wilden Heidenland zu gut.

Mein Meister, Jeremias Kettler, ehrsam Rotschmied, wohnte bei den sieben Zeilen am Webersplatz. Rasch wurde ich an die gesprächige alte Meisterin abgeliefert, die mich dem gestrengen Meister überantwortete.

Nun war das freie Waldvögelein aus der schönen Oberpfalz im engen Käfig. Die kleine Werkstatt befand sich im Hinterhaus, eine Treppe hoch. An einigen Werkbänken waren etwa ein halbes Dutzend Schraubstöcke befestigt. Das Personal bestand

unter dem Meister aus einem ganz jungen Gesellen, einem größeren Lehrjungen und außer mir noch aus einem Stift, also zwei ganz neuen Lehrlingen. Arbeiten konnte man ja von der ersten Stunde an am Schraubstock mit Feile, die roh gegossenen Messingrädlein etwas glatt feilen. Im Erdgeschoß war die kleine Gießerei, allwo von Zeit zu Zeit neues Material für mannichfaches kleines Gerät und Spielwaren gegossen wurde, wie Kanönle und winzige Mörserlein.

54|55 Ein wertvolles Handwerk für einen künftigen Heidenmissionar konnte die Rot schmiederei nicht sein. Es war ein Handwerk wie Nagelschmiederei und ähnliche, die später verschwanden, von Fabrikbetrieben aufgesogen. |

Eines konnte ich ja in den drei Wochen meiner Lehrzeit sattsam lernen: Eine Feile handhaben, um einmal auf dem Missionsfeld desto leichter Sägen feilen zu lernen.

Tag für Tag, Woche um Woche, Sonntag Vormittag eingeschlossen, hatte man am Schraubstock zu stehen, Mahlzeiten kaum ausgeschlossen. Zur bestimmten Stunde brachte die Köchin das Essen auf die Werkbank zwischen die Schraubstöcke auf die Feilspäne; und nun fix! Stühle und Bänke gab es nicht. Der Gesell stellte eine vorhandene Kiste auf, wir drei Lehrsüben lose Bretter aufrecht als notdürftige Sitzgelegenheiten. Nun langte man rasch zu, um schnell fertig zu werden und wieder zur Feile zu greifen. Das Zulangen ging nach Rang und Alter. „Na nimm dan Potaken!“ (so hießen die Kartoffeln in Nürnberg), rief mir der Gesell zu, damit er wieder an die Reihe kam.

Am Sonntag Vormittag wurde gefeilt bis 12 Uhr, dann rasch gegessen, worauf man vom Meister etliche Kreuzer Geld erhielt, um Eßbares kaufen zu können, anstatt Abendbrot. Bis Bettgezeit konnte man in der Stadt »rumafahrn«. Ich schloß mich dabei natürlich den anderen Lehrsüben an, um mich in der großen Stadt und Umgebung nicht zu verlieren. Birn und Apfel gab es natürlich der Jahreszeit entsprechend noch nicht, dafür herrlich blühende Anlagen. Einmal gerieten wir auch auf einen Friedhof und vor eine Leichenhalle, woselbst durchs Fenster eine Leiche zu sehen war. Die Majestät des Todes stimmte meine Umgebung nicht ernst. Sie hielten nicht ein mit losen Reden. Förderlicher Umgang war das nicht.

Dem günstigen Umstand, daß in meine kurze Lehrsübenzeit Pfingsten fiel, verdanke ichs, daß ich damals in ein Paar der großen schönen Kirchen in Nürnberg zum Gottesdienst kam, vor allem nach Ägidien.

Die Meisterin redete davon, daß sie mich auch beim Pfarramt anmelden müsse für Christenlehre. Sie hatte es aber nicht zu eilig damit, und so kam es nicht mehr dazu.

Während dieser kurzen Lehrsübenzeit hatte ich das einzige Mal im Leben recht schaffenes tiefes Heimweh. Ich weinte heimlich, so viel möglich, und trauerte. Ich fühlte tief, daß mein derzeitiger Aufenthalt in der herrlichen Stadt Nürnberg keine Vorbereitung sein konnte für eine missionarische Laufbahn.

Ich wollte jedoch unter keinen Umständen ausspringen aus meiner Lehrlingschaft. War mir doch gesagt worden vor meinem Auszug aus der Heimat, daß ich bald wieder heimkehren würde. So schrieb ich meinen Eltern nur, es gefiele mir ganz gut in Nürnberg, aber am Sonntag Vormittag müßte man in der Werkstatt stehen und feilen. – Auch schrieb ich einen Brief an den Pfarrer in Neuendettelsau, an Herrn Pfarrer »Lehe«, wie mir seine Anschrift im Gedächtnis war, berichtete über meine große Sehnsucht, Heidenmissionar zu werden, und fragte kindlich naiv, ob ich nicht von Nürnberg aus gleich direktemang nach Neuendettelsau ins Missionshaus übersiedeln könnte. Pfarrer Löhe, damals schon leidend, übermittelte dies Schreiben an Missionsinspektor Bauer<sup>83</sup>, der es aufhob, bis wir zur ordnungsmäßigen Anmeldung vor ihm erschienen. –

Da begab es sich eines Tages, daß ich vom Schraubstock weg ins Zimmer des Meisters gerufen wurde. Was sollte ich denn verbrochen haben? – Da stand leibhaftig mein lieber Vater wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, aus dem verlorenen Paradies. Er hatte sich dem Meister vorgestellt als Vater von dem Lehrjungen N. N., ob er mit dem zufrieden sei. Antwort: „Ja!“ Der Vater sagte, er wolle ihn wieder heimholen. Der Meister sagte ganz vernünftig: Es sei ihm solches in der Anfangszeit lieber, als wenn es später geschehen würde.

Nun wurde mir Bescheid gegeben: Ich solle mich waschen, umziehen | und dem Vater folgen in die goldene Heimat. Auf dem Heimweg erzählte mir dann der Vater, er wäre mit meinem Brief, in dem ich geschrieben, daß bei meinem Lehrmeister am Sonntag Vormittag gearbeitet werden müßte, zum Herrn Pfarrer gegangen, und der hätte ihm gesagt: Das wäre kein Platz für mich, wenn ich Missionar werden wollte. Er solle mich wieder holen und dann mit mir nach Neuendettelsau gehen zur Anmeldung, wozu er uns Empfehlungsbrief schreiben würde. So reiste denn mein Vater kurz entschlossen nach Nürnberg mit der Adresse, die er in meinem Brief hatte, dabei fuhr er zum ersten Mal auf der Eisenbahn.

55|56

Als ich in einem dunklen Raum des Erdgeschosses des Hauses meines Meisters den Rotschmiedruß von meinem Angesicht abwusch, da erschien die Meisterin auf der Bildfläche und räsionierte: Was für eine Dummheit ich nun machen würde, die gute Stelle bei ihnen und das schöne Nürnberg verlassen und wieder zu den dummen Bauern heimkehren! – Ich lachte still in meine Waschschüssel hinein und sprach zu mir selbst: Ja, ich darf nun wieder heimkehren und zu seiner Zeit viel weiter in die Welt hinausgehen als Nürnberg, bis an der Welt Ende. –

Ganz paradiesisch verklärt erschien mir die liebe Heimat an jenem Frühlingsabend meiner Heimkehr unter dem Ehrengleit meines lieben Vaters, war nicht eigenwillig der ungeschickten und unpassenden Lehrlingschaft entlaufen.

83 Friedrich Bauer (1812–1874), Pfarrer und Deutschlehrer, leitete von 1853 bis 1874 die Neuendettelsauer Missionsanstalt.

Bald machten wir Besuch beim Herrn Pfarrer und erhielten seinen Empfehlungsbrief ans Missionshaus und seinen guten Rat, uns bald bei der Missionsleitung vorzustellen gemäß der Regel: „Was Du tust, das tue bald!“

Für einen der längsten Tage des Jahres, meinen Namenstag St. Johannes,<sup>84</sup> setzten wir unsere Wallfahrt nach Neuendettelsau an. Vor tags schon machten wir uns reisefertig, denn wir hatten einen weiten Weg vor uns, den wir zum größten Teil zu Fuß machen mußten in den damaligen Zeitläuften von wenig Eisenbahnen. – Unser Nachbar, der Hoser Andres, brachte seine Schwester von Haslach nach Buchhof, die schon früher erwähnte Clara, die in unserer Begleitung bis nach Heilsbronn reisen sollte, um ihre dort verheiratete Schwester zu besuchen auf der Schinderei am Waldrande von Kloster Heilsbronn, die heutzutage nicht mehr steht.

Zunächst hatten wir von Buchhof die ersten 3 Stunden nach Hersbruck zu marschieren in dem herrlichen Tal mit den lieblich gemischten Frühlingswäldern an den meisten Bergwänden. In Hersbruck [nahmen wir] einen Frühzug der Ostbahn nach Nürnberg, mein Vater zum zweiten und ich zum dritten Male. Die 9 Poststunden von Nürnberg über Heilsbronn bis nach Neuendettelsau hatten wir wieder unter die Füße zu nehmen. Auf der Schinderei am Heilsbronner Wald setzten wir die Hosa-Clal ab bei ihren Verwandten. Der dortige junge Schinder wollte schon meinen Vater als seinen Schwiegervater begrüßen, aber der andere alte Mann, der Schinderhannes, war auf dem Haslach daheim geblieben.

Bald wanderten wir weiter. Im Aurachtal, nahe der Mühle, überfiel uns ein sommerlicher Regenschauer. In einem Wäldchen stellten wir uns unter, neben einem alten Bauern, der sich erkundigte um unser woher, wohin, wozu? Als er vernahm, daß ich einmal unter billigen Bedingungen im Missionshaus als Zögling unterkommen wollte, meinte er: „Na, dann muß euer Pfarrer a große Händ hab'n!“<sup>85</sup>

Die Sonne brach nochmal freundlich durch die Wolken, und bei guter Zeit am Nachmittag trafen wir im lieben alten, damals noch ziemlich kleinen Neuendettelsau und vor dem Missionshaus ein, welches damals die Inschrift trug: „Missions-Anstalt für | Nord-Amerika!“ Daneben stand der Spruch zu lesen, Hesekiel 34,16: „Ich will das Verlorne wieder suchen und das Verirrte wieder bringen und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten!“ An der jetzigen Pflegeanstalt, damals »Blödenhaus« genannt, stand das Sprüchlein: „Den Blöden ist er hold!“<sup>86</sup> Die Missions-Anstalt bestand damals nur aus den zwei gesonderten Gebäuden, dem Alten Größeren und dem neuen kleineren Haus, durch eine Brücke verbunden. Der Zwischenbau mit dem Türmchen war damals noch nicht errichtet.

84 Also für den 24. Juni 1871.

85 Gemeint ist wohl: „Na, dann muß euer Pfarrer gute Beziehungen haben!“

86 Aus dem Kirchenlied „Nun lob, mein Seel, den Herren“ von Johann Gramann (1540). Heute wird gesungen: „Den Schwachen ist er hold.“

Wir trafen den Herrn Missionar-Inspektor Friedrich Bauer nebst Gemahlin<sup>87</sup> zu Haus und wurden alsobald vorgelassen. Er zeigte auch den Brief, den ich von Nürnberg aus an Herrn Pfarrer »Lehe« geschrieben hatte. Die Verhandlungen dauerten nicht lange. Es blieb bei den Bedingungen, die er schon unserm Pfarrer Müller geschrieben hatte, daß ich erst mit 17 Jahren aufgenommen werden könnte, im April 1875, also nach annähernd vier Jahren Wartezeit. Inspektor Bauer bestand nicht darauf, daß ich in dieser Zwischenzeit ein Handwerk lernen sollte, wenn mein Vater in unserer Landwirtschaft bei manchfachen Arbeiten mich beschäftigen könnte, und er riet auch, bei zuständigen Geistlichen etwa wöchentlich eine Stunde zu nehmen. Der Kostenpunkt wurde gestreift in dem Sinne, daß nur das Mögliche geleistet werden solle.

Er zeigte uns dann das Innere des Missionshauses. Da fiel mir das Betkämmerlein auf am großen Schlafsaal auf dem Bodenraum mit großem Bibelbuch auf dem Tischlein und gestickten Kissen, wo Bienen die Waben mit Honig füllten.

Darauf übergab uns der Inspektor einem älteren Zögling, Pöverlein<sup>88</sup> aus Pommersfelden [in] O[ber]fr[anken], um uns noch die verschiedenen Gebäude der Diakonissen-Anstalt zu zeigen. Die Gartenanlagen beim Blödenhaus waren damals schon recht schön. Anstaltskirche gab es noch keine, nur den kleinen Betsaal, in dem sich gegenwärtig die Apotheke und Anderes befindet.

Bei einem Gebäude wurden wir auch in das Innere geführt, nämlich in den Kuhstall, in dem eine Anzahl sehr großer Milchkühe standen im Vergleich zu unserer kleinen roten Rasse in der Oberpfalz, besonders Buchhof und Umgegend.

Nun suchten wir unser Nachtquartier auf im Gasthaus zur Sonne, gegenwärtig Bischof. Der damalige Besitzer war ein ganz alter Mann, Ottmann. Brüder von ihm waren Bierbrauer in Fürth. Die Ottmann waren der Sage nach türkischer Herkunft, aus den Türkenkriegen irgendwie in Deutschland hängen geblieben. Der Kopfbildung nach erschien mir unser Herbergsvater den türkischen Rassetypus an sich zu haben. – Er war übrigens ein warmer Freund des Missionshauses und der Löhe'schen Anstalten überhaupt, und noch mehr seine heimgegangene erste Ehefrau.

Im Gasthaus zur Sonne stand übrigens sozusagen die Wiege der Diakonissenanstalt. Ehe in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Mutterhaus der Diakonissen-Anstalt gebaut werden konnte, herbergten die ersten Jungfrauen während ihrer Ausbildungszeit im Gasthaus zur Sonne, wovon eine Gedenktafel Kunde gibt bis auf den heutigen Tag, angebracht an dem Hause von Bischof.

Ottmanns erste Ehe war kinderlos gewesen. Als dann nach dem Hingang der ersten Wirtin entfernte Verwandte etwas zu offensichtlich nach der schönen Erbschaft girr-

87 Julie Dorothea Bauer, geborene Wach, war seit 1854 mit Friedrich Bauer verheiratet. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, den denen zwei im Kleinkindalter starben.

88 Leonhard Pöverlein, geboren in Kehl in Mittelfranken, wurde 1873 nach Nordamerika ausgesandt.

ten, da heiratete der alte Ottmann nochmal eine recht junge Frau, und es gab kleine Kinder im Haus, als wir im Juni 1871 dort herbergten. Der Groß- und Schwiegervater, jünger als sein Schwiegersohn, war damals Kellner im Haus. Zur Zeit jedoch sind keine Nachkommen von dem alten Ottmann mehr auf dem Gasthaus zur Sonne. |

Am nächsten Morgen traten wir nun fröhlich unsere Heimreise an. Bei Heilsbronn schloß sich unsere Reisegefährtin, die Hosa-Clal, uns wieder an. Sie erzählte, daß sie auch früher schon mit ihrer Schwester das schöne Kloster des Pfarrer Löhe gesehen hätte, und offenbar gewann ich in ihren Augen, daß ich in das dortige Missionshaus eintreten wollte.

In Heilsbronn beschauten wir uns von innen und außen das dortige sehenswerte Münster, und der Meßner zeigte und erklärte alle Kunstschatze, besonders das wunderbare Kruzifix, das überall hinsieht. Auch zur Heilquelle führte er uns hinab. Er bemerkte auch, daß ich wohl für das Missionshaus in Neuendettelsau passen würde. Auf dem Strammen Marsch nach Nürnberg konnten wir uns im dortigen Wartesaal bei einem Seidel Bier erfrischen und ausruhen, wobei ein bayrischer Soldat, damals noch mit maritalischem Raupenhelm, uns unterhielt. Ein passender Spätnachmittagszug brachte uns in guter Zeit nach Hersbruck, von wo wir in angenehmer Abendkühle talaufwärts nach der Heimat wanderten.

An einem der nächsten Tage machte ich dem Herrn Pfarrer in Fürnried meine Aufwartung und berichtete über unsere Reise und den erfreulichen Erfolg derselben. Auch die Frau Pfarrer nahm lebhaften Anteil. Sie bemerkte ihrem Gemahl gegenüber, er würde mir wohl Stunden geben. Wehmütig bemerkte er: „Wie kann ich denn, da ich nicht mehr ordentlich sehen kann!“

Er hatte uns den letzten Liebesdienst erwiesen mit Brief, Empfehlung und Beratung ans Missionshaus. Schwer an den Augen leidend, hatte er in Nürnberg sich einer Operation zu unterziehen, kam etwas gebessert heim, wurde aber bald ernstlich krank und starb noch im selben Sommer.

Stunden hatte ich nacheinander bei einer ganzen Anzahl Geistlicher, kurze Zeit bei einem Vikar Zink, nachher bei dem Sohn des verstorbenen Pfarrer Müller, Gottfried, später Kirchenrat in Kitzingen. Eine kurze Zwischenzeit bei Vikar Rahm in Alfeld, nur wenig weiter von Buchhof entfernt als Fürnried.

Der alte Pfarrer Lainisch mußte Jahrelang Vikare halten. Er schenkte mir als Kuriosum eine alte lateinische Grammatik aus seiner weit zurückliegenden Jugendzeit, die allerlei gereimte Regeln hatte, im Vergleich am Falschen das Richtige sich einzuprägen, so z. B. „*Sum, sus, sut*; das Ding, das tut nicht gut! – *Sum, es, est*; so ist es besser g'west.“

Eine Anstandsregel gab er mir mündlich, die sich mir unverlierbar einprägte, als ich ihm von dem Herrn Gottfried erzählte, dem Sohn unseres verstorbenen Pfarrers. Da sagte er: „Du mußt fein nicht sagen: Herr Gottfried! Du mußt sagen: Herr Verweser.“

Wenn einer einmal ein Amt hat, so nennt man ihn bei dem Titel seines Amtes, nicht bei dem Familiennamen, welches eine Geringschätzung anzeigt, auch nicht bei dem Vornamen, welches eine große Vertraulichkeit anzeigt!“

Das leuchtete mir auch ein. Sonst sind wir Oberpfälzer eben nicht übermäßig höflich mit Bitten, Danken, usw. So wurde einmal mein Schulkamerad Waiz von Wülersdorf durch unsern Schulmeister Waldau zum Pfarrer von Illschwang geschickt, der in Fürnried stellvertretend amtierte für den kranken Pfarrer Müller, um die Melodie oder das zu singende Lied zu holen. Der Waizen-Girgl<sup>89</sup> sagte kurz und einfach: „Das Lied!“, ohne Amtstitel und Bitte. Da bemerkte der Herr Pfarrer: „Na, höflich seid ihr aber. Man muß wohl euch die Höflichkeit erst lehren!“

Unser Pfarrer Müller hatte mit seiner seelenguten Frau große Familie, sechs Söhne und drei Töchter. Dafür war das Einkommen nicht zu groß. Der älteste und der jüngste Sohn wurden tüchtige Pfarrer, resp[ektive] Dekane. Ein Sohn Offizier, | einer Photograph, und zwei gingen zur Kaufmannschaft. Die älteste Tochter heiratete ihren verwitweten Onkel, den Kreis-Physikus Preu in Kloster Heilsbronn.

58|59

Die längste Zeit hatte ich Stunden bei unserem neuen Pfarrer Kohl aus Kirchenlamitz, dem Marktflücken in Oberfranken, wo Löhe schon als junger Vikar durch seinen großen Eifer und Ernst eine kirchliche Bewegung bewirkt hatte. Aus dem Kreis der Erweckten dort war unser neuer Pfarrer für Fürnried hervorgegangen, der Sohn eines Bierbrauers.

Verweser Gottfried Müller hatte eifrig mit mir auch lateinische Stunden begonnen. Als ich in einem Brief solches an das Missionshaus berichtete, winkte Inspektor Bauer ab: Sie sähen es gar nicht gern, wenn Anwärter vorher Latein anfangen. Der Rat erschien mir später nicht eben gut. In der kurzen Zeit von nur drei Jahren, die man damals im Missionshaus war, gab es zu vielerlei Lehrgegenstände und zu viele neue Sprachen. Zu Gedächtnisarbit, die dafür nötig ist, hätte ich in meiner Wartezeit mehr Zeit und Weile gehabt, wie zum Verdauen der ersten Fremdsprache. – So hatte ich nun die Jahre hindurch wöchentlich eine Stunde. Über den jeweils behandelten Gegenstand hatte ich auch wöchentlich einen schriftlichen Aufsatz auszuarbeiten, was geistig gut förderte, was ich nach Eintritt ins Missionshaus merken konnte im Vergleich zu Mitschülern, auch zu solchen, die von Lateinschulen herkamen.

Was mir weiter förderlich war und vom Missionshaus und Pfarrern geraten wurde, war das Lesen guter Bücher. Dazu riet und half mir auch die alte Frau Pfarrer Müller, die mir immer wieder neue gute Bücher lieh aus dem Bücherschatz des Pfarrhauses, wie Cooks Reisen um die Welt, aus denen ich schon Orte und Länder meines künftigen Arbeitsfeldes kennen lernte. Schulmeister Waldau hatte den Grund gelegt zur Weckung meines überseeischen Sinnes durch seine Missionsblättlein. Ich las mit gleichem Eifer und Interesse alte und neue Erzählungen aus Fremde und Heimat, aus

89 Girgl ist die regional gebräuchliche Form des Namens Georg; der Schulkamerad hieß Georg Waiz.

Kirche und Mission. Schulkamerad Georg Bayer lieh mir ein Buch mit Erzählungen aus dem zweiten Kreuzzug: „Kunibert von Helmishofen.“<sup>90</sup> Verschiedene der damals gelesenen Bücher beeindruckten mich aufs Beste fürs Leben, so Casparis<sup>91</sup> Schriften: „Geistliches und Weltliches.“ – „Der Schulmeister und sein Sohn.“ – „Christ und Jude.“ Auch Hessische Volkserzählungen von Glaubrecht<sup>92</sup> und Anderen, wie der „Kalendermann vom Veitsberg“, „Anna, die Blutegelehändlerin“ usw.

Zum Literaturbestand unseres Hauses gehörte alljährlich der kleine, billige und recht einfache „Sulzbacher Sechskreuzer Kalender“ mit ganz schönem Inhalt aus der Sulzbacher Verlagsdruckerei Seidel. Solch gute Kalender sind ganz gut und förderlich für die Jugend des Hauses, die solche periodischen Druckschriften im langen Jahr häufig zur Hand nehmen und zusagende Stücke wieder und wieder durchlesen [kann], so daß vieles dauernd im Gedächtnis hängen bleibt, ausgesprochen gute Sachen oder auch anmutende Schwänke.

So sagt ein alter, wohlmeinender Onkel seinem in die Welt hinausstürmenden Nefen: „Leb immer so, als solltest du schon Morgen geh'n zur Todesruh!“ Der Jüngling hielt – wie ein Vermächtnis – des Alten Wort treu im Gedächtnis. Und was er tat und was er trieb – der Tod ihm stets vor Augen blieb.

Oder: Prinz Xaver, der Administrator von Sachsen, hörte, daß in einem Kirchdorf nahe Dresden die Bauern während der gottesdienstlichen Zeit statt zur Kirche weit lieber in das Wirtshaus gingen und während der Predigt zechten. Der hohe Herr wollte von solch trauriger Tatsache sich selbst überzeugen, ging an einem Sonntagmorgen nach dem bezeichneten Dorf und fand die große Tafelrunde der Bauern beim Bier. Er ließ sie hart an ob | ihrer Gottlosigkeit. Die gesalzene Lektion hatte besten Erfolg. Diese Leute seien von da an exemplarische Kirchgänger geworden.

Ein Sonntagsjäger versucht sein Glück – setzt sich an den Waldesrand: Die Brille auf der Nase, den Stutzen in dem Schoß, liest er die Stadt-Fraubase<sup>93</sup> zur Unterhaltung bloß. Doch plötzlich kommen Hasen aus Busch und Wald hervor. Die spielen auf dem Rasen und paradiern im Chor. Schnell greift er nach der Büchse, steckt 's Bajonett darauf, und so in größter Eile beginnt er seinen Lauf. – Die Hasen Reißaus nehmen, sie kennen ihren Mann, der mit dem Bajonette sie nicht totschießen kann.

Herr Urian gibt Bericht über seine Weltreise: Wenn Jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen, drum nahm ich meinen Stock und Hut und tät das Reisen wählen. / Zu Grönland bei die Eskimo war ich nicht meines Lebens froh, bot mir

90 Zu diesem Buch siehe ausführlich II 521f.

91 Carl Paul Caspari (1814–1892), Orientalist und lutherischer Theologe, lehrte jahrzehntelang in Norwegen.

92 Der Pfarrer und Schriftsteller Rudolf Oeser (1807–1859) veröffentlichte unter dem Pseudonym O. Glaubrecht Romane und Erzählungen.

93 Ein Blatt, das den städtischen Klatsch und Tratsch bringt.

einer an ein Glas Lebertran und sprach: Leben Sie gefälligst hoch, deutscher Reichsbürger! / Zu Schleswig in dem Holenstein schoß mir ein Dän' in' Strumpf herein. Doch 'ne schöne Hand mir die Wund verband; so daß ich recht bald wieder gesund wurde. / Zu St. Louis in Amerika ich auch den großen Hecker<sup>94</sup> sah, wie er beim Frühstück saß und grad die Zeitung las, daß sie in Frankfurt einen Erbkaiser gewählt hätten. / Zu Madras in dem Hindostan kam ich vor einer Kneipe an, ging hinein und schrie: Ist keiner von Böblingen hie? Nein, aber von Ellwangen, rief ganz hinten ein alter Brahmane.

Das lustigste Stück war das See-Abenteuer vom Zimmermann: Ein Schiff durchfurcht das weite Meer. Ein Haifisch schwimmt hinterher. Und alles, was fällt über Bord, das schnappt er ungestraft fort, weil sein Verdauungs-Apparat 'nen guten Mechanismus hat. – An Bord wird krank ein Zimmermann. Kein Einzger weiß indes, woran. Der Mann, sonst immer kerngesund, kommt ganz und gänzlich auf den Hund. Und eines Morgens – tot man hat gefunden ihn. O weh, wie schad'. Gebunden wird er auf ein Brett, 'ne Flagge deckt man drüber nett. Der Schiffskaplan, der betet nun. Er mög' im Meer im Frieden ruh'n. – Das hört der Hai und denkt: Nanu! Ich spreche auch ein Wort dazu! – Und als die Leich' ins Meer man senkt, da kommt der Haifisch angeschwenkt. Er schluckt sie weg, o großer Graus, da ist doch einfach alles aus. – Die Mannschaft aber sinnt und sinnt, wie man doch fängt den großen Stint. Indessen langt der Zimmermann heil in desselben Magen an. Dasselbst nun ist es schrecklich heiß, sein Leichnam kommt gar sehr in Schweiß und macht sich gleich eins, zwei, drei vom Brett und von der Flagge frei. Wie er dann denkt: „Wo ich wohl bin?“, erscheint noch Jemand im Kamin. Der Jung' ists von demselben Schiff, wo unser Zimmermann entschlief. Er sagt: „Ich fiel wohl über Bord, da schnappte mich der Haifisch fort!“ Der Zimmermann spricht: „Mach nur nicht so ein Schafsgesicht, wir sterben hier noch lange nicht. Vor Zeiten lebt ein Mann ja auch schon Mal drei Tag im Walfischbauch. Da nimm die Mundharmonika hier und spiele einen Hopser mir.“ Inzwischen hat die Mannschaft den Hai gefangen. Befestigt ihn an das Schiff, das bald im sichern Bord einlief. Er wird ans Land gezogen. Mit Äxten und Messern auch macht man ein Loch in seinen Bauch. Und als die Arbeit ist getan, erscheint Schiffsjung und Zimmermann. Dieser brachte großen Beutel voll Gold aus dem Magen des gefräßigen Hai mit. – Kauft sich damit ein Wirtshaus fein. Der Schiffsjung wird der Kellner sein. Will man besuchen sie – dann ei, erfrage man den „Goldnen Hai!“

Durch viel Lesen wurde mir die Schriftsprache geläufig, und beim Leben unter meinem Volk prägte sich mir unser Oberpfälzer, besser Sulzbacher Dialekt desto tiefer ein. |

60|61

94 Hier ist wohl an den badischen Revolutionär Friedrich Hecker (1811–1881) zu denken, der 1848 in die USA emigriert war.

Aus den mannichfachen großen und kleinen Schriften prägte sich mir vieles dauernd ein. Ein feines Buch ist Pfarrer Fischers Geschichte der Einführung des Christentums im diesseitigen Bayern<sup>95</sup>. Da las ich über Augsburg: „Wanderer, kommst du nach Augsburg, das Wertach und Lech umspülen, kannst du die Gebeine der heiligen Märtyrin Afra verehren!“<sup>96</sup>

Ein kleines Schriftchen über Leben und Sterben der christlichen Sklavin Blandina in der Urzeit der Kirche ergriff mich tief, wie die Märtyrin im Angesicht des Marterpfahles ausrief: „Welche Wonne, ich darf für ihn sterben, ich darf ihn sehen, Jesus, Jesus, Jesus!“<sup>97</sup>

Erschütternd waren auch die Verfolgungsleiden Evangelischer nach der Reformation, so der Evangelischen Gemeinde im Städtchen Schladming in der Steyermark durch die Jesuiten.

Auch meine geliebte Oberpfalz hatte dergleichen schwerste Leiden durchzumachen, die mein guter Freund und Bekannter, Kirchenrat Lippert, so anschaulich aus den Akten geschildert hat in seinem prächtigen Buch: „Reformation und Gegenreformation“,<sup>98</sup> welches er mir schenkte. Er hat in Sulzbach-Rosenberg, Amberg und Kirchenlamitz gewirkt, und lebt noch i[m] R[u]hstand in Bayreuth, an 95 Jahre alt. Ich konnte ihn in alter Zeit in Sulzbach besuchen, vor 30 Jahren in Kirchenlamitz und jüngst nochmal in Bayreuth. In der Familie hatte er Schweres durchzumachen.

Ich war auf Lesen so erpicht, daß ich oft im Gehen auf dem altbekannten Weg zwischen Fürnried und Buchhof ins Lesen vertieft nicht gewahr wurde, wer mir begegnete. Fragte mich einmal ein Gendarm kurz und barsch: „Junge, was liest du?“ Als ich ihm das Büchlein zeigte, spöttelte er: „Das ist wohl was Frommes?“ Dergleichen focht mich nicht an.

Noch ein zusammenhängendes Stück aus dem Oberpfälzer Dialekt, soweit es noch in meinem Gedächtnis hängen geblieben ist. Nämlich die „Sulzbacher Hochzeit“. Das sehr urwüchsige Poem lautet folgendermaßen:

„Hanskoul“, sakt da Vohda zu san Boum und redtn zou,  
„öitz moußt du den Huf annehme, denn i begieme ötz zur Rouh.

95 Joh. Erh. Fischer: Die Einführung des Christentums im jetzigen Königreiche Bayern. Ein geschichtlicher Versuch zunächst für Missionsfreunde, Augsburg 1863.

96 Das Zitat ist angelehnt an die berühmte Schillersche Übersetzung des Epigramms auf die Spartaner, die in der Schlacht bei den Thermopylen im Jahr 480 v. Chr. gefallen waren (Herodot VII 228).

97 Hier handelte es sich wohl um eine freie Nacherzählung. Bei Euseb, der das Martyrium der Blandina im Jahr 177 n. Chr. überliefert (Historia Ecclesiastica V 1,3–2,8), ist der Ausruf nicht belegt.

98 Friedrich Lippert verfaßte mehrere Schriften zu diesem Thema. Hier ist vermutlich gemeint: Die Reformation in Kirche, Sitte und Schule der Oberpfalz (Kurfürst) 1520–1620. Ein Anti-Janssen aus den königlichen Archiven erholt, Rothenburg ob der Tauber 1897, sowie: Geschichte der Gegenreformation in Staat, Kirche und Sitte der Oberpfalz-Kurfürst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, nach den Akten der kgl. Archive, Freiburg im Breisgau 1901.

Naoran Wei kahste a umschau, asklaam kastes nao dan G'schmoch,  
und wennst da Sach in Urdnung haost, nao haltma Kaf- und Heiratstog.“  
„Ha Vohda, i woifß schou oine“, sakt da Hanskoul. „Dös is die graoß Samdar-  
schen-Meigl, i denk, döi kant grod reat sa.“  
„Ha stroich hinta“, sakt da schnella Vohda, „döi Graoß Samdarschen-Meigl,  
dös is a Weibets wöi a Bea,  
döi is reat stark und ka reat ab'n, döi stöit grod zu uns daher.“  
Öitz göit da Hans Koul zum Pfarra und zum gnädiga Herrn, daß' drei mal  
asgrufen wean.  
Nao wiat d' Haochset halrg'richt.  
Döi Weiber stelln si bazeiten ein, d' Haochset z' sea.  
Ötz kummt da Zug ba da Kiachn an, varas da Mah mit 'n Buk,  
und hinennauch kummt da Koul hea mit 'n eiwinga langa Ruk.  
Dea is raot asg'naht und raot g'föitet, höiche kahmas nema treibn,  
haot endstrümmer Taschendeckel und Knöpf wöi Fenzascheib'n.  
Öitz kummt d' Meigl dahinter her,  
haot blao Strümpf a, raot Zwickel drin und Röck, döi gengara bis ins Knöi.  
In da Kiachn am Altar tout da Pfarra a Ahried haltn, wöises halt su khöian  
tout.  
Da Hanskoul tout niat afmiakn. Ea betracht daweil san Hout.  
Öitz fiatn da Pfarra ganz schnurrig ah: „Na, Hanskoul, willst da Meigl hob'n,  
nao sog Na oda Ja!“  
Da Hanskoul daschrickt und sakt: „Na stroich hinta, ma Meigl welln? Fia  
wos stöi ig denn dao!“<sup>99</sup>

99 „Hanskoul«, sagt der Vater zu seinem Sohn und redet ihm zu, »jetzt mußt du den Hof übernehmen, ich begeben mich jetzt zur Ruhe. Nach einer Frau kannst du dich auch umsehen, kannst sie aussuchen nach deinem Geschmack, und wenn du deine Sache in Ordnung hast, dann halten wir Kauf- und Hochzeitstag.« »Ha Vater, ich weiß schon eine«, sagt der Hanskoul. »Das ist die große Samdarschen-Meigl, ich denke, die könnte gerade recht sein.« »Ha, steig nach hinten«, sagt da schnell der Vater, »die große Samdarschen-Meigl, das ist eine Frau wie ein Bär, die ist recht stark und kann recht arbeiten, die paßt gerade zu uns.« Jetzt geht der Hanskoul zum Pfarrer und zum gnädigen Herrn, damit sie dreimal ausgerufen werden. Nun wird die Hochzeit vorbereitet. Die Frauen stellen sich beizeiten ein, die Hochzeit zu sehen. Jetzt kommt der Zug bei der Kirche an, voraus der Mann mit dem Dudelsack, und dahinter kommt der Koul heran mit einem ewig langen Rock. Der ist rot abgenäht und gefüttert, höher kann man es nicht mehr treiben, hat riesige Taschendeckel und Knöpfe wie Fensterscheiben. Jetzt kommt die Meigl dahinter heran, hat blaue Strümpfe an, rote Strumpfhalter darin und Röcke, die gehen ihr bis zum Knie. In der Kirche am Altar hält der Pfarrer eine Ansprache, wie es sich halt so gehört. Der Hanskoul paßt nicht auf. Er betrachtet solange seinen Hut. Jetzt fährt ihn der Pfarrer ganz schnurrig an: »Na, Hanskoul, willst du deine Meigl haben, jetzt sag Nein oder Ja!« Der Hanskoul erschrickt und sagt: »Na, steig nach hinten, meine Meigl wollen? Wofür stehe ich denn da!«  
Koul ist die regionale Form von Konrad, Meigl von Margarete. Am „Kaftog“ einigten sich die Väter der Brautleute über die Mitgift und bestätigten die Verlobung per Handschlag.

Als ich schon an die zwei Jahre gewartet hatte, da sah es aus, als sollte ich einen tüchtigen Kameraden bekommen auf dem Wege meines ungewöhnlichen Berufes. Eines Tages sagte mir der Naglers-Johann, mit Namen Hörmann, er wolle auch Missionar werden. Er hätte schon mit seiner Mutter gesprochen. Sie sei einverstanden. Der Vater war vor einiger Zeit gestorben. Er war der Nagelschmied unseres Kirchdorfes. Der Sohn hatte in der Werkstatt des Vaters gelernt. Doch dies Handwerk hatte keine Zukunft mehr. Es konnte bald nicht mehr konkurrieren mit der Fabrikarbeit. Andere Handwerke litten ja auch, doch konnten sie meist noch leben von Reparaturen, doch bei Nägeln ist nichts zu reparieren, und ihre Massenherstellung ging über alles.

Der Naglers-Johann war ein Jahr vor mir konfirmiert worden und war ein guter Schüler unseres Schulmeisters Waldau gewesen. So hatte ich für kurze Zeit einen gleichgesinnten und guten Kameraden, mit dem ich gerne ging.

Mit dem Kameraden vom Buchhof, dem Bauern-Loeil, hielt ich ja auch noch zusammen. Doch der sollte einmal der Hoferbe werden, und sein Blick ging nicht in die weltweite Ferne.

Wir zündeten gemeinsam unser Johannisfeuer an am Abend des längsten Tages im Jahr und wollten zu zweit womöglich die größere Zahl der Jungen von Eckeltshof und Kegelheim übertreffen auf ihren gegenüber liegenden Höhen. Der Bauernberg bot uns die überragende Platzform, ob auch nicht so hoch wie der Hesselberg, der heilige Berg<sup>100</sup> im Frankenland. – Einmal sammelten wir schon am ersten heiligen Pfingsttag mit großen Eifer dürres Holz und Reisig im Wald des Buchhof-Bauern, des Vaters meines Kameraden, für den nahenden Johannistag, als mein lieber Vater auf seinem feiertägigen Spaziergang uns bei unserer eifrigen Arbeit im Holzsammeln überraschte. Er erzählte uns die Geschichte von dem einen Juden zu Moses Zeiten, der am Sabbath Holz sammelte und dafür gesteinigt wurde,<sup>101</sup> so könne es auch nicht gut sein, wenn wir am ersten heiligen Pfingsttag Holz sammelten. Wir ließen betroffen ab und vollendeten unsern Holzstoß für den Channetstag zu andern Zeiten.

Zurück zum Naglers-Johann. Er war also Feuer und Flamme, auch ins Missionshaus einzutreten. Als ich ihm vorschlug, gemeinsam Neuendettelsau zu besuchen, wobei er sich persönlich anmelden könnte, ging er alsobald darauf ein, und [so] führten wir im Hochsommer 1873 unsere Reise aus. Wir nahmen uns dabei mehr Zeit als seiner Zeit, da ich mit dem Vater das erste Mal in Dettelsau war. Wir wollten über Sonntag dort bleiben, um mehr zu sehen und zu hören an dem für uns so wichtigen Orte. Der Verlauf der Reise war ähnlich wie das erste Mal. Nach und von Hersbruck hatte man wieder zu Fuß zu gehen, ebenso die Strecke zwischen Nürnberg und Neuendettelsau. In Dettelsau herbergten wir wieder beim alten Bierbrauer Ottmann. Wir hatten zu guter Stunde beim Missions-Inspektor Bauer Audienz. Johann Hörmann

100 Zum Hesselberg und seiner mythischen Verklärung in der NS-Propaganda siehe II 491f.

101 Num 15,32–36.

trug sein Anliegen geschickt vor und gab sein Schulzeugnis ab. Er erhielt die Zusage, daß er, weil älter, auch ein Jahr vor mir eintreten könne ins Missionshaus. – Ich hatte schon bei meinem ersten Besuch und Anmeldung die Frage an den Missions-Inspektor vorgebracht, ob nicht Sendlinge des Hauses auch zu den Heiden gingen? Und erhielt den Bescheid, sie hätten auch schon Heidenmission unter den roten Indianern in den amerikanischen Urwäldern gehabt, die sei aber durch die Indianerkriege zerstört worden, die immer noch andauerten, weshalb die Missionsarbeit unter diesen Heiden immer noch nicht wieder könnte aufgenommen werden. Auf das „*noch nicht!*“ setzte ich meine Hoffnung. Der Herr Inspektor unterstrich mit Nachdruck, wie wichtig die Arbeit unter den ausgewanderten Landsleuten sei, wo man mit Scheffeln einsammeln könne, wohingegen bei den Heiden nur mit Löffeln. Ich war innerlich entschlossen, die Arbeit mit Scheffeln den vielen anderen Mitarbeitern zu überlassen, wogegen ich unter Heiden mit dem Löffel arbeiten wollte. |

62|63

Nachdem mit Herrn Missions-Inspektor Bauer unser Anliegen wohl geordnet war, überließ er uns einem älteren Zögling, Johannes Stolz<sup>102</sup> aus Rothenburg, uns im Missionshaus herum zu führen. Dieser Johannes Stolz wurde nachmals der erste Sendling nach Australien und Pastor von Point Pass, wo er nach schweren Erlebnissen nach 11 Jahren starb. Er ist der Vater des jetzigen General-Präsidenten Johannes Stolz<sup>103</sup> in Adelaide und damit der Stammvater der verschiedenen Pastoren Stolz in unserer Lutherischen Kirche in Australien.

Im großem Lehrsaal zeigte er uns damals die zahlreichen Bilder der schon nach Amerika ausgesandten Sendlinge des Hauses. Das eine Bild, unter dem der Name Bräuninger<sup>104</sup> stand, war von einem Dornenkranz umwunden, da erklärte er uns: „Dieser Heidenmissionar Bräuninger ist *von die Indianer erschossa wordä*“, in seinem fränkisch-schwäbischen Dialekt.

Auch in die verschiedenen Arbeitszimmer der Zöglinge führte er uns, wo in der Regel immer drei Mann ihre Arbeitspulte und gemeinsam Schrank und Kommode hatten. Da stellte er uns einem ihm gleichaltrigen kurzen und untersetzten Zögling vor: Das sei Wilhelm Mutschall<sup>105</sup> aus Bessarabien von Tarutino. Der Betreffende bemerkte: „Die Leute werden gar nicht wissen, wo das alles liegt!“ Es war das eine große deutsche Kolonie in Südrußland. Nach dem Weltkrieg kam ja Bessarabien

102 Johannes Stolz (1848–1885) wurde 1875 als Pfarrer nach Südastralien ausgesandt. Er war später Trauzeuge bei Flierls Hochzeit.

103 Der in Point Pass in Südastralien geborene Johannes Julius Stolz (1878–1962) arbeitete ab 1900 als Pfarrer in Lights Pass und war von 1925 bis 1953 General-Präses der VELKA.

104 Moritz Bräuninger, der gebürtig aus Crimmitschau stammte, war 1857 nach Nordamerika ausgesandt worden. Er starb 1860.

105 Wilhelm Mutschall (1851–1936) ging nach der Ausbildung in Neuendettelsau zurück nach Bessarabien, wo er an deutschen Schulen unterrichtete und Lehrer ausbildete. Mutschall verfaßte mehrere lokalhistorische Bücher und brachte eine deutschsprachige Zeitung heraus.

an Rumänien und Neuerdings wieder an Sowjet-Rußland, von wo nun diese alten Kolonisten ins Reich zurückgesiedelt werden.

Mutschall war, als er ins Missionshaus eintrat, schon ausgebildeter Lehrer und sollte sich noch vervollkommen im Missionshaus, um in seiner Heimat im Osten eine höhere Schule zu gründen. Er war noch im Missionshaus, als ich nach ein paar Jahren eintrat, und unser trefflicher Riegenmeister. Bei seiner Abreise begleiteten wir ihn zur Bahn nach Triesdorf, von wo er nach dem fernen Osten ausreiste.

Nach dem Weltkrieg las ich einmal in Neu Guinea, Oberlehrer Mutschall sei der Präsident der Lutherischen Kirche in Bessarabien geworden. Jetzt ist er wohl längst tot.

Von Dettelsau wieder heimgekehrt hatte ich dann die Freude, selbender<sup>106</sup> zur Stunde zum Herrn Pfarrer Kohl zu kommen, und demselben war es natürlich recht, denn es ist immer kurzweiliger, zwei Lernende zusammen zu unterrichten als nur einen einschichtigen<sup>107</sup>, und mich freute es natürlich ganz besonders.

Doch nicht lange dauerte diese Freude: „*Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!*“<sup>108</sup> Als ich an einem bestimmten Unterrichtstag wieder nach Fürnried kam und in seinem Elternhaus den Naglers-Johann zur Stunde beim Pfarrer abholen wollte, da eröffnete mir seine Mutter: Ihr Johann hätte sich anders besonnen und wollte doch nicht ins Missionshaus eintreten, er wäre zur Arbeit auf ihrem Äckerlein am Weg nach Wüllersdorf. – Tief betrübt eilte ich dorthin und erfuhr nun das Genauere. Ein paar Tanten vom Naglers-Johann aus Nürnberg wären zum Besuch da gewesen, die hätten ihn und seine Mutter auf andere Gedanken gebracht. Sie hätten die Hände überm Kopf zusammen geschlagen und lamentiert: Nein, der gute Junge wolle ins Missionshaus eintreten und Missionar werden. So was! Warum er denn nicht sie vorher um Rat gefragt? Hunger und Kummer müßten diese jungen Leute schon im Missionshaus durchmachen und gleichsam von Almosen leben, und wenn sie dann nach ein paar Jahren hinauskommen in die weite fremde Welt, dann ging es ihnen meist erst recht hinderlich. – Da war nun weiter nichts mehr zu machen. Betrübt ging ich ins Pfarrhaus und meldete meinen guten und geliebten Kameraden ab. „Das dachte ich mir wohl“, sagte der Pfarrer.

63|64 Ganz entfremdet wurde mir mein Kamerad durch seinen Rücktritt nicht. Wir blieben weiterhin Jugendfreunde, so lange | meine Wartezeit noch dauerte, und auch in den Jahren, da ich von Dettelsau in den Ferien heimkam. – Bei meinem Abschied aus der Heimat, Pfingsten 1878, wohnte er der Abschiedsfeier in meinem Elternhaus bei. Er gab mir mit meinem Bruder und etlichen Freunden noch das Geleite über Fürnried nach Hofstetten, wo ich bei einem dortigen Bauern das Pferdefuhrwerk nach

106 Zu zweit.

107 Einen einsamen.

108 Zitat aus Joseph Victor von Scheffels „Trompeter von Säckingen“, der 1854 erschien.

Hersbruck mit meinem Gepäck besteigen konnte, das er mir vermittelt hatte. Ich hatte die Empfindung, daß eine leise Trauer in ihm nachzitterte darüber, daß die wohlmeinenden Tanten aus Nürnberg ihn abwendig gemacht hatten.

Bemerkenswert ist der übrige Verlauf seines kurzen Lebens. Nach seiner Mutter Tod und anderweitiger Unterkunft seiner beiden Schwestern gab er sein kleines Anwesen nebst dem Naglergeschäft seines Vaters auf, das ja nicht mehr lief, und nahm Arbeit in einer Gewehrfabrik im nahen Amberg, allwo er auch heiratete, aber er starb frühzeitig, wohl schon in den dreißig.

Es ist so: „*Unser Leben stehet in Gottes Hand!*“ – Wie ich kürzlich einem katholischen Lehrer sagte, der mich gefragt hatte, wie es doch käme, daß ich so alt würde, nachdem ich so lange Jahre im gefährlichen Tropenland zugebracht hätte.

Viele, anscheinend stärker und gesünder denn ich, sind frühe dahingegangen. Ich durfte immer wieder aufkommen, auch in gefährlichsten Krankheiten, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar mir zwischen Tod und Leben war! „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet!“<sup>109</sup> Da brauchen wir uns niemals ängsten und sorgen ob der Bekümmernis wohlmeinender Tanten.

Nun hatte ich also wieder einsam zu wandern und zu warten, bis die vom Herrn bestimmte Frist kam für meinen Eintritt ins Missionshaus. – Die regelmäßigen, wenn auch wenigen Unterrichtsstunden bei Herrn Pfarrer und das Lesen guter Bücher sollte mich weiter vorbereiten für mein ersehntes Ziel.

Auch das Lesen der Monatsschrift des Missionshauses, welches beim ersten Besuch Missions-Inspektor Bauer mir empfohlen und das ich unter Kreuzband regelmäßig erhielt, ließ mich alles miterleben, was im Missionshaus und auf seinem damals einzigen Arbeitsfeld, Amerika, vorging. Es hatte damals den Titel: „*Kirchliche Mitteilungen* aus, über und für Nord Amerika.“ Später erweitert durch den Zusatz: „und Australien“. Daraus wurde in der Folge „*Das Neuendettelsauer Missionsblatt!*“ Ein Blatt für Innere und Äußere Mission, wie auch unsere Neuendettelsauer eine Gesellschaft für *Innere und Äußere Mission* wurde mit der wachsenden Zahl ihrer Arbeitsfelder.

Meine vier Jahre der Wartezeit wurde[n] auch eine Zeit der Versuchung und Prüfung, wie es ohnehin schon die Übergangszeit ist aus dem Knabenalter ins Jünglingsalter.

Es kam auch in der Folge so, daß ich nicht lauter Gutes und Förderliches las, wenn ich auch vom Schul- und Pfarrhaus nur gute Sachen zum Lesen bekam. Schließlich kam ich eben doch mit verschiedenen Leuten zusammen, und bei meinem Lesehunger nahm ich alles, was mir zu Händen kam, und verschlang es, gelegentlich auch Schundromane. Ein Kamerad aus Eckeltshof, der Sohn des Gaokelbauern, kam nach Amberg in die Lehre in eine dortige Buchhandlung eines gewissen Pohl, die schien

109 Zitat aus „Lobe den Herren“, einem Kirchenlied von Joachim Neander (1680).

mit Schund zu handeln, was mir erst später klar wurde. Der Kamerad hatte in seine Ferien ein Buch mitgebracht, sehr interessant, wie er meinte, inwiefern, konnte schon der Titel ausweisen, dem Kundigen natürlich: „Die zwölf Galgenvögel. Eine schauerhafte Räubergeschichte!“ Dieses und ähnliche Bücher hätte ich besser nicht gelesen. Man hat Mühe, den Unrat zu vergessen. |

Es fehlte mir hinfort der Umgang mit gleichgesinnten jungen Kameraden, wie Naglers-Johann es mehr gewesen. Bei einem Spaziergang mit ihm an einem Sonntag Nachmittag auf einer den Grund von Fürnried begrenzenden Höhe blieb mir eine seiner Bemerkungen im Gedächtnis hängen: Der Gedanke müsse uns glücklich machen, daß unser Gott und Heiland uns bestimmt habe zur Seligkeit des ewigen Lebens.

Doch solche Gedanken bewegen in der Regel nicht unsere Jugend und Jugendzeit. Im Gegenteil hatte ich bei mir und meiner jugendlichen Umgebung die Wahrnehmung zu machen, wie wahr das Wort göttlicher Offenbarung ist: *„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf!“*<sup>110</sup>

Ich bin nicht musikalisch, aber von Jugend auf musikliebend, und so wenig es in unserm Oberpfälzer Land Hausmusik gab. Nur beim Lehrer und Pfarrer gibt es etwa ein Klavier, mein erstes Harmonium im Leben sah ich beim Besuch in Neuendettelsau im Missionshaus, und in den Kirchen hat man bei uns Orgeln in jedem Kirchdorf – aber mehr als die ernste Musik in der Kirche liebt Jugend lustige Musik, lebhaftes Blasmusik, wie sie bei Kirchweihen und anderen Gelegenheiten von den Tanzböden her erschallt, und hört lüstern aus der Ferne zu, ehe ihr der Zutritt gestattet ist. – Und an den langen Winterabenden hatten zu meiner Zeit in den Dörfern und Weilern die »Spinnstuben« statt mit Zusammenkünften der jungen Leute, wobei mit Mundharmonikas das angenehme Geräusch der Spielleute mehr oder weniger gut nachgeahmt wird. Zu solch Gesellschaften mit weltlichen Vergnügungen zog es mich auch mehr und mehr.

Mein treuer Vater warnte und mahnte mich ernstlich mit dem Bemerkten: *„Wenn du Missionar werden willst, dann darfst Du solch weltliches Wesen nicht mitmachen!“*

Und vor allem der gute Geist Gottes mahnte mich und hielt mein Gewissen wach bei allen Verfehlungen, daß die Jugendlüste meinen Glauben nicht auslöschen durften und die Stimme des Gebetes in meinem Herzen nicht verstummte mit dem Verlangen, einmal Heidenmissionar werden zu dürfen, das ich seit langen Jahren im Herzen hegte und unaufhörlich in der Stille darum betete, wie ich es von einem andern Jungen gelesen hatte in dem Calwer Kindermissionsblättlein.

Es wurde nun auch Zeit, daß ich in andere Umgebung kam. Das wußte ja auch der treue Herr und Hirte meines Lebens, und er fügte es auch gnädig, daß ich zu dem versprochenen Termin in das Missionshaus eintreten durfte, obgleich es einmal schien, daß die bestimmte Wartezeit verlängert werden sollte.

110 Gen 6,5.

Die Kämpfe jener Prüfungsjahre meiner Wartezeit spiegeln sich in etlichen Versen, deren Gedanken mir damals vielfach durch den Sinn gingen und die ich auch im Gebete meinem Gott und Herrn vorhielt und mit denen ich diesen Abschnitt über meine Wartezeit abschließen will:

Gott, ich suche Deine Gnade,  
Ich sehne mich nach Frieden.  
Weil ich viel gesündigt habe,  
Bin ich Dir geschieden.  
Herr, meine Sünden drücken mich,  
Ich bitte um Erbarmen Dich,  
O laß mich Gnade finden.

Einen Wunsch hab ich vor Allem,  
Ein Gedanke nimmt mich hin. |  
Möcht' es doch dem Herrn gefallen  
Mir auch zu gewähren ihn:

65|66

Er möge verleihen mir sündigem Knechte,  
Daß ich möge haben die nötigen Kräfte  
Zu predigen Gnade in Christo den Heiden  
Und sie auf den Auen des Wortes zu weiden.

O Jesus, mein Heiland, ich dank' Dir von Herzen,  
Daß Du mir Elenden hast Hilfe geschafft.  
Daß Du durch so bittere Leiden und Schmerzen  
Mich hast nun erlöset und ledig gemacht  
Von Ketten der Sünden, von jeglicher Not,  
Wofür ich dir singe mit Herz und Mund Lob.

Dir, Dir allein, Jesus, will ich forthin dienen,  
Nie, nie mehr dem Teufel, der Sünde, der Lust.  
Gib Du mir die Kraft, mich zu wenden von ihnen,  
Und hilf, daß auch stets es mir bleibe bewußt,  
Wie Du mir erworben Erlösung und Heil  
Und ich in Dir habe mein Erbe und Teil.

O hilf, Herr, daß auch mit der Tat ich beweise,  
Wie ich Dein Erlöster, Dein Jünger nun bin;  
Daß ich Deinen Namen erhebe und preise  
Auch mit meinem Wandel in dankbarem Sinn,  
Daß ich meine Kräfte und was ich nur hab'  
In Deinen Dienst stelle als Opfer und Gab'. |

66|67



## MEIN EINTRITT INS MISSIONSHAUS UND DREIJÄHRIGES STUDIUM IN DEMSELBEN

Im Herbst 1874 las ich in den „Kirchlichen Mitteilungen“, daß Friedrich Bauer, der Missions-Inspektor von Neuendettelsau, verstorben sei, der mir den Eintritt und Aufnahme ins Haus für April 1875 zugesagt hatte.

So brachte ich bald nach Neu-Jahr bei der neuen Leitung des Hauses mich in Erinnerung. Der Bescheid, den ich erhielt, war für mich wie Pfarrer Kohl ebenso unerwartet als unangenehm, insonderheit für mich, der ich sehnsuchtsvoll die Aufnahme zu dem versprochenen Termin erwartet hatte. Es hieß: Die vorhandenen Plätze im Missionshaus seien besetzt, Flierl möge ein Jahr länger warten.

In den Herbstferien, September 1874, war ein Zögling des Hauses in Fürnried gewesen zu Besuch bei Landarzt Bayer und auch im Pfarramt, woselbst auch ich ihn gesehen und gesprochen hatte. Von ihm erhielt Pfarrer Kohl etliche Wochen später einen Brief, in dem er bemerkte, in einer Unterredung mit der Leitung des Missionshauses sei meiner gedacht worden, und auch er hätte dafür gesprochen, daß ich bei nächstem Termin aufgenommen werden möchte. Er hätte mich bei Besuch in Fürnried kennen gelernt und den Eindruck gewonnen, daß ich fürs Missionshaus passen würde. Wenn ich nochmal schriebe und die Leitung daran merkte, daß mir ernstlich am Eintritt ins Missionshaus läge, dann würde ich wohl aufgenommen werden.

Als mir Pfarrer Kohl das mitteilte, antwortete ich: Die Leitung des Hauses kann an meinem Ernst, eintreten zu wollen, nicht zweifeln, indem ich an die vier Jahre darauf gewartet und mich rechtzeitig für Aufnahme dem erhaltenen Versprechen gemäß gemeldet habe, ich halte es für zwecklos, meine Meldung für diesen Termin zu wiederholen.

Dann erhielt kurz vor dem Termin, dem 1. April, Pfarrer Kohl einen Brief vom neuen Leiter des Hauses des Sinnes: Wenn Flierl noch im Sinne hat und bereit ist, ins Missionshaus einzutreten, dann möge er zum 1. April sich einstellen. Diesem Ruf folgte ich alsdann, machte mich schnell fertig und reiste zum 1. April 1875 nach Neuendettelsau ab.

Wie ich damals nach Hersbruck kam, habe ich vergessen. Ich denke, daß mein Vater mich bis dahin begleitete. Von da ging ich natürlich mit der Bahn nach Nürnberg. Zu Fuß konnte ich von da aus nicht weiterreisen, denn im schweren Reisesack hatte ich alle meine Habseligkeiten und Ausstattung bei mir. Die Bahn ging zwar noch nicht, aber eine größere Postkutsche.

Am Postgebäude wurde mir eröffnet, ich müßte mehr bezahlen für eine Nebenkutsche. Vor Abfahrt erhielt ich dann das mehr zurück, da keine weiteren Passagiere sich eingestellt, und [so] wurde ich alsdann in der großen Kutsche mit verstaubt.

Am Postschalter lernte ich dann den guten Missionskandidaten Hörig<sup>111</sup> kennen, der mich alsobald unter seine Fittiche nahm. Das war gut. In Kloster Heilsbronn war Holland in Not. In der kleineren Kutsche nach Neuendettelsau konnten nur ein paar Schülerinnen unterkommen, während Hörig und ich bei Nacht und Regen zu Fuße marschieren mußten. |

Das war ein Marsch im strömenden Regen bei pechschwarzer Finsternis auf der damals nicht besonders guten Straße. Ich konnte es kaum schaffen mit meinem schweren Reisesack durch die Regen- und Schlammpfützen. Der gute Hörig, den ich damals zum ersten Mal im Leben sah, half mir freundlich mein Reisegepäck tragen, so daß wir den schweren Sack frei zwischen uns halten konnten. So half der fertige Mann dem Neueintretenden. Bald nach meinem Eintritt wurde er nach Amerika ausgesandt, allwo ich ihn mit Frau an 35 Jahre später besuchen konnte. Er war inzwischen alt und grau geworden und meine sel[ige] Frau, die einige Zeit in seinem Pfarrhaus zubringen durfte, meinte, Hörig hätte sie sehr an ihren Vater erinnert, ebenso freundlich und gütig.

Der schwerste und schlechteste Weg kommt endlich zu Ende. So geschah es am Abend jenes ersten April anno 1875. Bei Nachtschlafender Zeit kamen wir in Dettelsau an, und ich hatte nicht die Schwierigkeit, noch Herberge im Dorf zu suchen. Hörig nahm mich als ganz selbstverständlich gleich ins Missionshaus mit. Er zog die Klingel, und bald erschien der Br. Hertlein<sup>112</sup>, ehemaliger Korporal in der Bayrischen Armee und später Riegenmeister im Missionshaus, in der Nähe von Neustadt an der Aisch beheimatet.

Die beiden begrüßten sich freundlich mit Kuß. Ich mußte an die Zeitgenossen der ersten Christen denken und ihre Äußerungen über dieselben: „Wie sich diese Leute lieb haben.“ Den Kuß gab es nicht im Sprachschatz unserer Oberpfalz – höchstens, daß dort eine Mutter ihrem Wickelkind im Zustand des Unbewußten a Schmatzle oder an Schmatz gibt.

Der Bruder Hörig übergab mich dem Bruder Türwart, und dieser brachte mich ins gute Quartier, ein Schlafzimmer im neuen Haus mit drei Betten, von denen noch eins leer war, welches ich einnehmen durfte. In den beiden Anderen wurde ich bei der schwachen Beleuchtung ein älteres und ein recht jugendliches Haupt gewahrt.

111 Der in Nürnberg geborene Heinrich Hörig wurde 1875 nach Nordamerika ausgesandt.

112 Georg Hertlein, geboren in Arnshöchstadt in Mittelfranken, wurde 1877 nach Nordamerika ausgesandt.

Bald war ich im weichen Nest und konnte das Nachtliechtlein löschen. Ein Schlafmittel brauchte ich nach der anstrengenden Reise nicht. Ich kam durch die Nacht im gesunden Schlaf der Jugend. –

Bei angebrochenem Tageslicht lag ich wach in meinem Bette und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da wurde die Tür durch kräftigen Ruck geöffnet und eine Stentorstimme<sup>113</sup> rief ins Schlafzimmer herein: „*Brüder, steht auf in Gottes Namen!*“ Fix sprang ich aus dem Bette. – Da rieben sich meine beiden unbekanntenen Schlafkameraden die Augen, und der Ältere mit starkem dunklen Backenbart, an die dreißig Jahre alt, sagte zu mir: „Na, Sie sind wohl gestern spät erst gekommen, als wir schon schliefen! Da brauchen Sie nicht so schnell aufstehen!“ – Meine Antwort: „Ich habe ausgeschlafen.“ Die beiden erhoben sich mählich auch. Der Ältere war Friedrich Koschade<sup>114</sup> aus Warschau in Polen. Er ging als zweiter Sendling nach Australien, dem Bruder Johannes Stolz nach, der uns soeben mit kräftigster Stimme geweckt hatte. Koschade war auch in Australien ein guter Freund von mir und starb erst im vorigen Jahr, über 90 Jahre alt, zu Callington als Pastor i[m] R[uhestand]. Mein zweiter Schlafkamerad der ersten Nacht war ein blonder blühender Jüngling, nur wenig älter als ich, aus dem nahen Nürnberg, der Bruder des Frl. Marie Drexel, mit Namen Theodor<sup>115</sup>. Er lebt noch heutigen Tages, an die 84 Jahre alt. Auch ihn konnte ich vor 30 Jahren bei meiner Vortragsreise in den Vereinigten Staaten besuchen. – Diese erste Nacht im Missionshaus zeigte mir gleich: Wir Zöglinge, ob auch eine kleine Schaar, waren doch von weit und breit zusammen gekommen, und es war auf uns das Liedeswort anwendbar: „Ob nah, ob fern, wir | sind doch nah im Herrn!“

68|69

Während der kurzen drei Jahre meines Neuendettelsauer Studiums hatte ich Mitschüler der verschiedensten Altersstufen, aus der Großstadt, wie Hamburg, und vom Lande, frühere Mittelschüler und andere von der Volksschule her, wie ich selber, Handwerker und Bauern, Leute aus fast allen deutschen Gauen – Hessen, Thüringen und Sachsen, Ostpreußen, Schlesien, Posen usw. – Alle hatten wir einerlei Sinn und Trachten, nach dem Reiche Gottes für uns und Mitmenschen auch in fernen und fernsten Ländern. Das machte das Zusammenleben mit den verschiedensten Menschen so leicht. Kamen auch einmal ungeeignete Elemente in das Missionshaus, sie hielten es in solcher Atmosphäre nicht lange aus. – So kam es, daß ich mich überaus leicht einleben konnte. Kein Gedanken an Heimweh, wie vormals in Nürnberg. Und mein Leben lang hatte ich keinerlei Heimweh mehr, nicht in Wüsten und nicht in Wildnissen, nicht unter Weißen und nicht unter dunkelhäutigen Menschenkindern.

113 Eine gewaltige Stimme, sprichwörtlich nach dem homerischen Brüller, der so laut rufen kann wie 50 andere (Ilias V 785).

114 Friedrich Koschade (1848–1939) wurde 1877 nach Südastralien ausgesandt, wo er bis 1929 als Pfarrer arbeitete.

115 Theodor Drexel, geboren in Nürnberg, wurde 1877 nach Nordamerika ausgesandt.

Wo Gott der Herr uns hinstellt und unsere Lebensaufgabe uns anweist, da sind wir eben daheim im besten Sinne des Wortes. Wie Paul Fleming<sup>116</sup> singt: „Bin ich in wilder Wüsten, so bin ich doch bei Christen, und Christus ist bei mir.“<sup>117</sup>

An diesem Morgen, bald nach dem Frühstück, wurde ich mit allen Zöglingen des Hauses dann mit in den großen Lehrsaaal geführt, im alten Missionshaus, eine Treppe hoch an der Nordostecke. Da begrüßte auch mich der neue Leiter des Hauses, Johannes Deinzer<sup>118</sup>, mit dem Bemerkten: „Nun, sind Sie glücklich angekommen?“ Ich sagte: „Ja, es wird wohl so das Beste sein!“ Worauf er sagte: „Wollen wir es hoffen!“

Es war nun ein einziger Neuer mit mir eingetreten, namens Krellmann aus Schwabach, wenig älter als ich. Als wir einmal zusammen saßen, ging Mutschall vorbei und bemerkte: „Da sitzt der ganze untere Kursus.“ – Krellmann machte nicht fertig in unserem Hause. Er entgleiste, trat aus und wurde später Katholisch. Er entstammte einer Mischehe, hatte eine katholische Mutter.

Bei dieser Sachlage von so wenig Neueintritten konnte befremden, daß mir abge sagt wurde und ich dann nachträglich doch noch gerufen wurde. Den Grund erfuhr ich nach meinem Eintritt. Es waren Applikanten wieder zurückgetreten, die erst erwünscht erschienen waren. – So in dem einen Fall: Ein junger Lehramts-Candidat saß im Kreis von Gesinnungsgenossen in angeregter Unterhaltung, wobei er die Bemerkung fallen ließ: „Das Missionshaus in Neuendettelsau nimmt alles auf. Ich brauchte nur Antrag stellen, so würde ich zum Eintritt aufgefordert.“ Andere widersprachen: „Dich würde man noch lange nicht aufnehmen.“ „Was gilt, wollen wir wetten?“ Es wurde eine Wette eingegangen. Der Betreffende meldete sich mit schönen Worten und erhielt den Bescheid, daß er beim nächsten Termin eintreten könnte. Er hatte seine Wette gewonnen und meldet sich zum Glück rechtzeitig wieder ab, so daß ich noch gerufen werden konnte. Es war das ein entfernter Bekannter von dem Zögling Johannes Stolz aus Rothenburg gewesen, dem er alsdann den ganzen Schwindel genau schrieb. Stolz las diesen Brief über Tisch in meiner Gegenwart vor, in welchem auch die Bemerkung vorkam, daß er religiös viel zu liberal stünde, als daß er im Ernst an Eintritt ins Missionshaus hätte denken können. Lediglich um eine Wette hätte es sich gehandelt.

Es ist wohl begreiflich, daß die Leitung des Missionshauses ganz gern Lehramts-Kandidaten aufnehmen mochte, sofern solche den rechten Sinn hatten. Auch Theo-

116 Der Dichter Paul Fleming (1609–1640) schrieb geistliche und weltliche Lieder in deutscher und lateinischer Sprache.

117 Aus dem Kirchenlied „In allen meinen Taten“ von Paul Fleming (1642).

118 Der aus Großengsee in Mittelfranken stammende Johannes Deinzer (1842–1897) wurde als Schüler Wilhelm Löhes 1875 Inspektor der Missionsanstalt. Unter ihm wurde die selbständige Heidenmission in Australien und Neuguinea begonnen. Die Missionsstation Deinzerhöhe in Neuguinea ist nach Johannes Deinzer benannt.

dor Drexel aus Nürnberg war ein solcher gewesen. In der ersten Zeit der Arbeit in | Amerika hatten die dortigen Pastoren neben dem Pfarramt auch das Schulmeisteramt zu verwalten, wenn die Jugend der kleinen Gemeinden nicht in Unwissenheit aufwachsen sollte.

Bei Semesteranfang, da neue Zöglinge eingetreten waren, fand zunächst eine Versammlung statt, wobei der neue Stundenplan festgelegt wurde. Obgleich der Schüler keine sehr große Zahl war, so gab es für die nur zwei Lehrer doch zu viele Stunden, da der Wissensstand der Zöglinge, besonders in sprachlicher Hinsicht, sehr verschieden war, so daß manche Stunden von Schülern gegeben werden mußten.

Neben dem Missions-Inspektor, Johannes Deinzer, hatten wir als zweiten Lehrer einen Kandidaten, in meinem ersten Jahr den Kandidaten Wandersleb aus Thüringen, einen sehr freundlichen und liebenswürdigen jungen Mann. Er wurde später Pfarrer an einem evangelischen Kloster in Braunschweig, das auch höhere Töcherschulen unterhielt gleich Neuendettelsau. In meinem großen Urlaub vor 30 Jahren konnte ich ihn besuchen und erfuhr dabei, daß sieben seiner Söhne alle Pastoren wurden, und [da] sagte ich im Scherz zu ihm, da sollte er doch mindestens einen auf den Opferteller der Mission legen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich dann erst, daß er seinerzeit im Missionshaus nur für ein Jahr als Platzhalter für den Kandidaten Martin Deinzer<sup>119</sup> eingetreten war, der bis zu einem bestimmten Termin in Sachsen an eine Lehrstelle einer höheren Schule gebunden war.

Wir hatten alsdann im Missionshaus die beiden Brüder Deinzer zu Lehrern und Leitern, beide sehr tüchtige Leute für Ausbildung von Nothelfern für Amerika, wie Löhe sich ausdrückte, und auch für Heidenboten.

Im unteren Kurs hatten wir Stunden zu[r] Vertiefung in der Biblischen Geschichte und im Katechismus, den treuherzigen Hunnius<sup>120</sup>, eine einfache Glaubenslehre zur Vorbereitung für die Dogmatik, Weltgeschichte, Latein und auch bald Englisch. Die Doppelstunde am Sonnabend Vormittag zu Exegese und Auslegung der sonntäglichen Predigttexte hatte man gemeinsam mit dem oberen Kurs, dessen Mitglieder eine Predigt auszuarbeiten hatten, während die Unteren einen Aufsatz über ein aus dem betreffenden Schriftwort entnommenes Thema zu fertigen hatten. Diese Aufgaben lagen mir gut, da ich derartige Aufsätze immer wöchentlich für die Stunden bei meinen Pfarrern anzufertigen hatte.

Lehrbücher über Neuendettelsauer Ethik und Dogmatik sowie über Symbolik lagen von dem verstorbenen Inspektor Bauer nur handschriftlich vor und mußten von

119 Der ebenfalls in Großensee geborene Martin Deinzer (1850–1917) arbeitete später zunächst als Lehrer, ehe er 1897 als Nachfolger seines Bruders Johannes Inspektor der Missionsanstalt wurde.

120 Der lutherische Theologe Nikolaus Hunnius (1585–1643) verfaßte zahlreiche Werke. Seine Glaubenslehre wurde im 19. Jahrhundert neu aufgelegt: Des alten Nikolaus Hunnius Glaubenslehre der evangelisch-lutherischen Kirche. Mundgerecht gemacht dem Volk unserer Zeit, Nördlingen 1850.

uns mühsam abgeschrieben werden, wobei sich viele Fehler und abweichende Lesarten einschlichen. Von den beiden Brüdern Deinzer weiter ausgeführt und verbessert, wurden diese guten Bücher späterhin gedruckt, natürlich lange nach meiner Zeit.

Ich fand mich in die Lernarbeit und ganze Ordnung im Missionshaus gut und leicht hinein. Auch die Hausordnung mit ihren 35 Artikeln fand ich als selbstverständlich gut. Die nominelle Probezeit war 6 Wochen, und schon vor Ablauf erklärte mir Herr Inspektor Johannes Deinzer, daß ich aufgenommen sei, ich möge nur noch meine oberpfälzische etwas rauhe Schale mehr und mehr glätten und polieren lassen. Bei einem Besuch, den mein Vater in Begleitung seines Schwiegersohnes und meines Schwagers Maul, dem Melberloeil, in Dettelsau machte und sich dabei auch dem Leiter des Missionshauses vorstellte, sagte ihm dieser, daß man mit seinem Sohne zufrieden sei.

70|71

Mir selber wurde es in der neuen Umgebung und im Umgang mit gleichgesinnten Brüdern je länger desto wohler. Sie waren ja damals alle älter wie ich, aber gleich freundlich und kameradschaftlich. In den kurzen freien Stunden ging man in der Regel zu zweien spazieren, meist in dem schönen Baronswald im Westen des Dorfes. Bei der sitzenden Lebensweise des Studiums war Bewegung in der freien Luft für die Gesundheit erforderlich. Heilsam dafür war auch die Badegelegenheit, damals südlich vom Dorf in dem kleinen Tal, durch welches das Rezat-Flüßchen, von Ansbach kommend, fließt, in einer Entfernung von einer halben Stunde. Dasselbst wurde jedes Jahr im Mai die einfache Bude aufgeschlagen, an einem Knie des Flüßchens und [einer] etwas tieferen Stelle, die auch geeignet war zum Schwimmen.

Im ersten Sommer lernte ich da die mir neue Kunst des Schwimmens, wozu ich bei Buchhof und Fürnried keine Gelegenheit hatte. Im zweiten Sommer konnte ich da einen Menschen retten, den Bruder Otto<sup>121</sup> aus Steinbach-Hallenberg in Thüringen, der ein halbes Jahr nach mir eingetreten war. Er gehörte zur Kirche der Altlutheraner, der Breslauer Synode, und trat mit Br. Kuß<sup>122</sup> zugleich ein. Beide hatten bei einem Pfarrer v[on] Gerlach in der Provinz Posen etwas Vorbildung gehabt. Otto war hier auch Neuling im Baden, und als er unversehens an eine tiefere Stelle kam, ging er unter mit unsäglich angstvollem Gesichtsausdruck. Ich tauchte an der Stelle unter. Krampfhaft umfaßte er mich. Ich ging mit ihm uferaufwärts, und als wir miteinander auftauchen konnten, fragte er mich angstvoll: „Ob es mir wohl schaden wird?“ Ich konnte ihn beruhigen, wir seien ja wieder an der freien, frischen Luft! – Als ich im Sommer 1910 auch ihn mit Familie in der schönen Stadt Detroit am herrlichen See besuchen konnte, erinnerte er sich noch sehr dankbar meiner Rettungstat an ihm,

121 Karl Otto, geboren in Rohra bei Meiningen, wurde 1880 nach Nordamerika ausgesandt.

122 Ludwig Kuß (1859–1940) kam aus Weißenhöhe in Posen. Er wurde 1880 nach Südastralien entsandt, wo er als Pfarrer tätig war.

da ihm in Amerika ein Sohn von gleichem Alter, in dem wir 1876 standen, 18 Jahr, ertrunken war beim Baden.

Neuendettelsau war anno dazumal, als ich von 1875–78 im Missionshaus war, noch ein ganz kleines und arg schmutziges Dorf. Die Dorfwege waren damals bei Regen unsäglich und bodenlos schmutzig, während es jetzt die denkbar besten und harten Straßen hat. Im Dorf und an seinen Ausgängen nach Heilsbronn und Windsbach fanden sich damals schmutzige und sumpfige Entenweiher, wo jetzt herrliche Baumanlagen sich finden, mit Linden, Kastanien und Obstbäumen bestanden. Und die vielen neuen Häuser in der Bahnhofsvorstadt und an der Straße nach Heilsbronn. Dazu die Wasserleitung in alle Häuser und das Elektrische Licht in Stuben und Ställen. Das Dorf hat von den Anstalten gelernt, besonders unter der Leitung seines trefflichen Bürgermeisters, der leider so früh gestorben ist, dem Gründer des großen Sägewerkes und tüchtigen Baumeister Loscher<sup>123</sup>. Als ich vor 30 Jahren hier war, war es noch lange nicht so gut hier eingerichtet, obgleich es schon Bahn hatte.

Eigenes Kosthaus hatte in den Siebziger Jahren das Missionshaus auch noch nicht, aber wir aßen im Haus, im sogenannten unteren kleinen Lehrsaal, zu ebener Erde in einem kleinen Zimmerchen, auch Reunionszimmer genannt, wo die Geistlichen von Missionshaus und Diakonissenanstalt eine Zeitlang etwa wöchentlich einmal am Abend zusammenkamen.

Unser Essen wurde im nahen Gasthof zum Anker gekocht von der Frau des Besitzers Ochse und der guten alten Großmutter, und in Körben zum Missionshaus hinübergetragen von je zwei Zöglingen, die Woche um Woche den Tisch zu decken hatten. Da wir damals selten über 12 Zöglinge waren, hatten wir in dem kleinen Raum eben Platz. Der Eßtisch war so schmal, daß ich einmal beim Niedersitzen mit dem großen Bruder Berkemeyer<sup>124</sup> aus Neu York mit dem Kopf zusammen stieß. Von diesem Amerikaner will ich nachstehend noch einiges erzählen, was von allgemeinem Interesse sein dürfte. |

71|72

Gottlieb Berkemeyer war der Sohn des Einwanderungspastors in Neu York, der jedem neu ankommenden Sendling von Dettelsau drüben im großen Abendland in angenehmster Weise bekannt wurde und ein guter Freund unsers Hauses und schon seines ersten Inspektors Friedrich Bauer war.

Gottlieb hatte im großen Amerika schon das College oder die Mittelschule behufs Vorbildung besucht, aber sein Vater wollte gern, daß er in unserm Missionshaus unter seinem Freund Bauer seine theologische Ausbildung empfangen sollte, und meldete ihn da an für den Eintritt zu Anfang der Siebziger Jahre.

123 Der Zimmermeister Hans Loscher (1885–1940) war von 1933 bis 1940 als Mitglied der NSDAP Bürgermeister von Neuendettelsau.

124 Gottlieb Berkemeier, geboren 1856 in New York, wurde im Anschluß an seine Ausbildung in Neuendettelsau 1878 als Pfarrer nach Nordamerika ausgesandt.

Also hatte, nach erwünschter Zusage des Eintritts, der junge Amerikaner ins alte Vaterland herüber zu reisen. Er kam glücklich in Bremen an und schlängelte sich in jener noch Eisenbahnnamen Zeit mühsam nach unserm schönen Bayernland herunter. Eines Abends landete er glücklich in Würzburg und fand ein gutes Gasthaus zum Übernachten. Nach dem zeitigen Abendbrot begab er sich in die geräumige Wirtsstube, wo eine Schar von Stammgästen bei ihrem abendlichen Humpen saßen und sich über das Zeitgeschehen unterhielten. Der langgewachsene Amerikaner in seiner großkarierten Kleidung setzte sich zu diesen Gästen, ließ sich das landesübliche Maß kommen und bildete bald den Mittelpunkt der Gesellschaft, der er vom großen geliebten Amerika erzählen mußte, was er ums Leben gern tat. Das Maß wurde leer beim eifrigen Erzählen. Es folgte ein zweites, vielleicht auch drittes, und der junge Mann hatte die nötige Bettschwere, als die Polizeistunde nahte.

Am nächsten Morgen fragte er die Wirtsleute, wie er nach Neuendettelsau kommen könne, allwo er in das Missionshaus eintreten müsse auf seines lieben amerikanischen Vaters Geheiß und Vorausbestellung. Antwort: Da könne er zunächst mit der Bahn weiter fahren bis zu der Mittelfränkischen Kreisstadt Ansbach. Dortselbst müßte er eine Postkutsche besteigen und das Tal der jungen Rezat hinabfahren bis zu dem Dorf Schlauersbach, von wo aus er mit Privatgelegenheit seitlich nach Norden hinaufsteigen müsse auf eine Hochfläche, woselbst er das kleine Dorf mit alter Kirche und bescheidenem freiherrlichen Schloß nicht mehr würde übersehen können.

Die Anweisung war klar genug, und Gottlieb kam gegen Mittag glücklich nach Schlauersbach. Als anstelliger junger Amerikaner trieb er für Geld und gute Worte ein Fuhrwerk auf, ob es auch nur eine Schubkarre war mit dazu gehörigem Fahrer, und seine große amerikanische Reißkiste mit Nebengepäck konnte gut aufgeladen werden. Als rüstiger junger Mann konnte er den kurzen Weg unter die Füße nehmen, und der Einwanderungszug setzte sich langsam und sicher in Bewegung. Bald war die Hochfläche mit unserm jetzt so schönen und damals kleinen Dettelsau erreicht, und der Fuhrmann fragte seinen Auftraggeber, wohin er gebracht werden wollte? „In die Anstalt“, lautete die kurze Antwort. Gut. Nach kurzer Zeit hielt das einrädrige Fuhrwerk vor dem Tor des Mutterhauses hier in Neuendettelsau. Die Pförtnerin Schwester trat heraus und fragte den jungen Herrn nach seinem Begehren. – Er wolle eintreten in die Anstalt, war seine einfache Antwort. – „*Eintreten?*“ fragte die Schwester Pförtnerin sehr gedehnt. „Das hier ist das Diakonissen-Mutterhaus, da treten nur junge Mädchen ein, um Schwestern zu werden!“ Eifrig erwiederte Gottlieb: „Na, mein Vater zu Neu York in Amerika hat doch an den Leiter der Anstalt geschrieben, mich angemeldet und die Zusage erhalten, daß ich um diese Zeit eintreten kann!“ Jetzt löste sich das Problem des »Eintritts in die Anstalt« in Wohlgefallen auf. Freundlich lächelnd gab die gestrenge Pförtnerin den Bescheid: „O, das wird die andere Anstalt in Neuendettelsau sein, die Missions-Anstalt, mit dem Leiter Missions-Inspektor Bauer, wo

Ihnen der Eintritt versprochen | sein wird. Das Missionshaus ist gar nicht weit von hier, dort am Dorfeingang!“ Gottlieb und sein Fahrer begriffen nun rasch. Die umfangreiche Bagage wurde wieder auf die Schubkarre geladen, und der Zug ging weiter zum Missionshaus.

Dort stand dem »Eintritt in die Anstalt« keinerlei Hindernis im Weg. Nur Magda, das Töchterlein des Missions-Inspektors Bauer, wunderte sich still über den hochgewachsenen jungen Amerikaner in großkariierter Kleidung und hohem grauen Cylinder-Hut als ansehnliche Verlängerung seiner hohen Gestalt, ganz wie auf Bildern der typische Onkel Sam erscheint. – Noch nach Jahrzehnten erinnerte sie sich noch als Frau Kirchenrat Direktor Martin Deinzer an jenen Eintritt des jungen Amerikaners, wie er alsbald eingereiht wurde in alle Pflichten und Rechte eines Missionszöglings in Besuch der Unterrichtsstunden und auch bei Gartenarbeiten in der Freizeit. Da sei es ein besonders komischer Anblick gewesen, wie er eifrig im Vorgarten des Missionshauses mit den Andern kehrte und putzte, wobei seine langen Rockschöße des Gehrockes flogen und er den Cylinder in den Nacken geschoben hatte.

Er war ein sehr freundlicher Kamerad auch für jeden Neueintretenden, ging mit jedem gern spazieren und erzählte lebhaft von seiner großen amerikanischen Heimat. Er fiel auch jedem Neueintretenden gleich auf, die hohe Figur, das rote Haar und Gesicht etwas sommersprossig, meist fröhlich lachend.

Er hatte auch seine besonderen Kunststücke, die wir Europäer dem großen Indianer nicht nachmachen konnten. Beim Baden machte er vom hohen Steilufer an der Rezat den Kopfsprung in die tiefste Stelle des Flusses, schwamm unter Wasser fort und tauchte irgendwo wieder auf. Beim Turnen konnte er sich mit den Fersen am Reck aufhängen, schlug sich mit den Händen in die Seiten und krächte wie ein Hahn.

Seinen etwas abenteuerlichen Eintritt ins Missionshaus hat er mir selbst erzählt. Wie er später beinahe unfreiwillig hätte wieder aus dem Missionshaus austreten müssen, erzählte mir später ein gemeinsamer älterer Freund.

Gottlieb war schon länger im Missionshaus gewesen. In einer griechischen Stunde nahm der lehrende Inspektor sein Neues Testament, und ganz von ungefähr sah er am Einbanddeckel inwendig drei kleine ominöse Wörtlein: „Mein liebes Suschen“. Der Besitzer des Buches wurde entboten, auf dem Studierzimmer des Inspektors zu erscheinen, und verhört, was die drei Wörtlein zu bedeuten hätten. Gottlieb bekannte aufrichtig, er hätte mit seinem Freund Krähling in den Ferien dessen Hessische Heimat besucht und sich dort in dessen Schwester Suschen verliebt und so quasi auch mit ihr verlobt. – Daraufhin wurde ihm gesagt: Er hätte doch in der Hausordnung gelesen, daß sich ein Zögling des Hauses in der Studienzeit von nur drei Jahren weder verlieben noch verloben dürfe – widrigenfalls . . . So mußte er sich hinsetzen und seinem lieben Suschen ein letztes Mal kurz schreiben, daß man im Missionshaus keine

Liebschaft pflegen und keine Verlobung schließen dürfe und anschließend Briefwechsel führen.<sup>125</sup>

Daneben hatte er das *Konzilium Abeundi* zu unterzeichnen – das ist: den Rat des Abgehens –, nämlich, daß man aus dem Missionshaus ausscheiden müßte, wenn man diese Satzung nicht hielte. In dieser ganzen Affaire offenbarte sich Gottlieb Berke-meyer als ein lauterer Charakter, der dem Leiter des Hauses offen bekannte, was die drei Wörtlein im Griechischen Testament andeuteten, und der darnach die aufgelegte Bedingung, die ja schon in der Hausordnung stand, genau einhielt.

73|74 Und so hielt er auch seiner Jugendliebe das Gegebene Wort und löste es ein, als die Zeit dazu gekommen war. Wie es auch | in unserer Neuendettelsauer Ethik zu lesen ist: Kein junger Mann sollte seine Hand nach einem Eheweib ausstrecken, ehe er nicht Amt, Beruf und Brot hat, eine Familie zu ernähren. Erst die Pfarre, danach die Karre! sei die Pflicht des jungen Geistlichen. – Gottlieb hielt nun seine Studienjahre in Dettelsau rechtschaffen aus, studierte dann noch ein paar Semester in Erlangen und kehrte dann in sein Geburtsland zurück, und als wohl[be]stallter junger Pastor schrieb er dann dem Fräulein Krähling in Hessen, ihm folgen zu wollen.

Sie tat das um so lieber, als zwei ihrer Brüder auch über unser Missionshaus als geistliche Nothelfer, um Löhes Ausdruck zu gebrauchen, nach Amerika gegangen waren und dort sogar Schwestern von ihrem Geliebten geheiratet hatten. Somit fügte sich alles aufs Beste.

Als Gottlieb mir die seltsame Art seines Aufzugs in Dettelsau erzählte, sagte er mir noch: „Von Neu York nach Neuendettelsau, man denke sich den Unterschied. Kein Wunder, daß ich erst Heimweh hatte. Im Elternhaus neben einem jüngeren Bruder das Haus voll fröhlicher älterer Schwestern.“ – In Dettelsau gab es ja auch Schwestern die Menge, aber die hatten ein anderes Mutterhaus: – Aber er habe sich wohl eingelebt im Missionshaus unter den Vätern und Brüdern.

Später wurde auch mein Freund SchmidtKonz<sup>126</sup> von Ettenstatt bei Weißenburg sein Schwager. Diesen hatte der alte Vater Stolz in Rothenburg so ins Herz geschlossen, daß er ihm nahe legte, wenn einmal Pastor in Amerika, seine Tochter Maria nach

125 Der sogenannte Verlobungsparagraph verlieh der Bauerschen Haus- und Lebensordnung „bewußt klösterliche Züge“ (Georg Pilhofer: Geschichte des Neuendettelsauer Missionshauses, Neuendettelsau 1967, S. 34). Darin hieß es: „Es darf ein Zögling, solange er in der Anstalt ist, kein Verhältnis mit Frauenzimmern weder persönlich noch schriftlich anknüpfen, pflegen oder festmachen“ (zitiert ebd.). Dieser Paragraph wurde von Martin Deinzer besonders streng ausgelegt; Pilhofer berichtet von vier Entlassungen wegen „vorzeitiger Verlobung“ allein im Jahr 1910. Da zwischen Aussegnung und Aussendung oft nur zwei oder drei Wochen lagen (ebd., S. 35), kamen die jungen Missionare in aller Regel ledig aufs Feld. Zu den Problemen, die sich daraus ergaben, siehe Flierls Ausführungen in II 128.

126 Johann SchmidtKonz, geboren in Ettenstadt in Mittelfranken, wurde 1878 nach Nordamerika ausgesandt.

kommen zu lassen, die eben im Begriff war, ins Diakonissenhaus zu Augsburg einzutreten. Sie brauche davon noch nichts wissen. Schmidtkonz teilte mir das glücklich mit. Jedoch diese Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Er hatte noch in Amerika fertig zu studieren. Als es dann soweit war, daß er ins Amt treten konnte, und nach Rothenburg schrieb um die Hand der Tochter Stolz, da konnte diese sich nicht mehr von ihrem geliebten Schwesternberuf trennen. Nach einer Weile dachte Schmidtkonz an das Haus Berkemeyer in Neu York, das ihn bei Ankunft im fremden Lande so freundlich aufgenommen, und der Vater Berkemeyer führte ihm die erbetene Tochter zu in den fernen Westen, wo der ferne Bräutigam eben eine schwere Typhus-Krankheit glücklich überstanden hatte. –

In den wenigen Jahren im Missionshaus lernte man viele edle Menschen kennen, an die man lebenslang gerne zurückdenkt. Gerade der Umstand, daß die Zahl der Zöglinge nicht allzugroß war, half dazu, daß man einander desto besser kennen und schätzen lernte. Ungeeignete Elemente schieden in der Regel bald aus.

Da geschah es, daß ich eines morgens zum Fenster hinausblickte und wurde ein großes Loch in dem Erdboden gewahr, das ich früher nie gesehen. Schnell rief ich meinen Zimmernachbar, Schmidtkonz, und sagte: „Schau, was ist das für ein Loch in die Erde?“ „O weh“, schreit mein Freund, „da ist ja der Brunnendeckel eingebrochen, da ist am Ende Meister Gottfried hinuntergestürzt, der mich gestern, Sonntag Abend, besucht hatte und spät, da das Hoftor jenseits des alten Hauses schon geschlossen war, hier über den niedrigen Zaun sprang zwischen beiden Häusern.“ Schnell lief Schmidtkonz hinaus in die Anstalts-Schusterei, wo er vor seinem Eintritt als Lehrling gearbeitet – und fragte nach dem Meister Bruder Gottfried. Niemand hatte ihn gesehen. Er hatte ja vortags nach Nürnberg reisen wollen. Missions-Inspektor Johannes Deinzer ängstet sich um Br. Gottfried. Doch abends kommt dieser wohlbehalten wieder heim und muß sich gleich auftragsgemäß in dem | Missionshaus und beim Inspektor lebendig vorstellen. Darob große Freude. – Aber neue Sorge um einen Zögling Schröder, der auch vortags abgereist war, um in Erlangen den Augenarzt zu sehen, und der zur erwarteten Zeit nicht heimkehrte. Man wartet vergebens heute und morgen. Endlich kommt er nicht, aber ein sicherer Beweis, daß er lebend von Dettelsau weggekommen:

74|75

Schröder hatte sich erboten, falls Brüder etwas von Erlangen zu besorgen hätten, er wäre bereit. Etliche gaben kleinen Geldbetrag und Auftrag. Conditior Stürzenbaum im Dorf gab Brief mit an seinen Sohn, Studiosus Stürzenbaum. Der Vater schrieb auf Bitte vom Inspektor an seinen Filius, ob Missionszögling Schröder ihm Brief gebracht, so oder so? Umgehend kam Antwort: Brief sei mit Post gekommen von einem Ort in Thüringen. Umschlag anbei.

Diesen Umschlag brachte der Vater Stürzenbaum alsobald zum Missions-Inspektor Johannes Deinzer, der ihn als wertvolles Dokument hinterlegte, als sicheren Beweis, daß Niemand in den ominösen Brunnen gestürzt war. Er wurde wohl zugefüllt beim

Bau des Zwischenhauses. Br. Gottfried hatte übrigens erzählt, als er über den Zaun gesprungen auf den jedenfalls morschen Brunnendeckel und zum Glück gleich weiter, hätte er hinter sich ein rumpelndes Geräusch gehört, somit entging er um ein Haar dem Unglück. Früher hatte ja jedes Haus einen Pumpbrunnen. Überall, wo man etliche Klafter hinab grub, fand man genügend Wasser, oftmals gefährlich nahe unreinen Stätten, sodaß auch Infektionskrankheiten vorkamen durch unreines Brunnenwasser. Nach meiner Zeit auch einmal im Missionshaus.

Als Schröder dauernd verschwunden war und [der] Inspektor sein Pult und Kommodenschub nachsah, erfand sichs, daß er alles Wertvolle mitgenommen hatte, was er beim Augenarzt in Erlangen nicht gebraucht hätte. Der Fall war also klar.

Schröder hatte sich im Missionshaus nichts besonderes zu Schulden kommen lassen, nur flößte sein ganzes Wesen kein Vertrauen ein. Er war Handwerksbursche von Metier, und das Wanderfieber ergriff ihn eben einmal wieder. Er stammte aus Marienwerder in Preußen und hatte im Altmühlgrund eine Zeit lang Arbeit genommen. Dort hörte er Missionsfreunde begeistert von Neuendettelsau und seinen Sendboten reden, da kam ihm das oberflächliche Verlangen, auch ein solcher Missionar zu werden, und sprach sich dementsprechend aus. Die Leute redeten ihm zu, sie würden zu solch Unternehmen ihn unterstützen. So kam es zu seiner Anmeldung und Empfehlung. Er war nur wenige Monate im Missionshaus.

Das Sommersemester wurde immer zweimal im Jahre angenehm unterbrochen. Einmal durch das Nürnberger Missionsfest im Juni und dann durch das Jahresfest unserer Gesellschaft im Juli im Altmühltal. – Diese zweierlei Feste machte ich während meines Aufenthalts im Hause also in drei Jahren mit. Im Sommer 1875, 76 und 77. Am deutlichsten erinnere ich mich an mein erstes Nürnberger Missionsfest gleich 1875, im Jahre meines Eintritts. Da war nun im Juni die Bahn zwischen Nürnberg und Heilsbronn fertig, und das Hin- und Herreisen war damit bedeutend bequemer. Bei einem Missionsfreund Ranzenberger, einem Peitschenfabrikanten, hatte ich mit Bruder Koschade Nachtherberge.

Der Festgottesdienst mit Missionspredigt fand in der großen und herrlichen Kirche zu St. Lorenz statt, die Nachmittagsversammlung im großen Rathaussaal. Missions-Direktor Hardeland<sup>127</sup> hielt unter anderen Vortrag und sprach mit mächtiger Stimme.

75|76 Mein Bruder Ulrich von Buchhof war auch zu diesem Fest hineingekommen. In der schönen Anlage Rosenau saßen wir in einer freien Stunde zusammen mit Familie Drexel, aus der Maria Drexel stammt, die Leiterin des Kleinsammlungsverbandes. |

Das Jahresfest der Missionsgesellschaft von Neuendettelsau im Monat Juli jedes Jahres wurde in den Siebziger Jahren noch nicht in Gunzenhausen und der dortigen Stadtkirche abgehalten, sondern ganz bescheidenlich in dem Gunzenhausen benach-

127 Julius Hardeland (1828–1903) war seit 1860 Inspektor der Leipziger Missionsgesellschaft. Er wirkte später als Superintendent in Doberan in Mecklenburg.

barten Kirchdorf Aha, nur eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt, wo zu damaliger Zeit noch ein Freund und Kampfgenosse Löhe's amtierte, der Patriarch mit schneeweißem Haupt Wucherer. Der Festgottesdienst vormittags, sowie Vorträge und Beratungen am Nachmittag fanden sämtlich in der Dorfkirche statt. Von nah und ferne kamen dazu die Pfarrer der Gesellschaft und auch die Laienmitglieder derselben zusammen und berieten über Wohl und Wehe unserer Arbeit, damals vornehmlich in Amerika. Zuweilen nahm auch ein amerikanischer Pastor, auf Urlaub hier, an der Festfeier Teil. Wir Zöglinge marschierten selbstverständlich tags zuvor *in corpore* nach dem Altmühltal hinüber und wurden in dem sauberen und wohlhabenden Dorfe Aha bei den frommen und kirchlichen Bauern einquartiert, die uns auf beste bewirteten und deren feine Federbetten, hochaufgetürmt, man beinahe mit Leiter hätte besteigen mögen. Am Tage nach dem Fest wanderte man wieder zurück ins Missionshaus zu Neuendettelsau.

In jedem Sommersemester fand bald im Anfang der Mai-Ausflug statt. Am deutlichsten erinnere ich mich da des ersten, bei dem wir unter Führung des lieben und beliebten Kandidaten Wandersleb nach dem nahen Ansbach wanderten, um das dortige große und schöne Markgrafen-Schloß innen und außen zu beschauen, besonders den interessanten Spiegelsaal, wo man sich von hinten und vorn in unzähligen Spiegelbildern beschauen kann.

Auch ergingen wir uns im ausgedehnten Hofgarten in seiner Frühlingspracht. Darin fiel uns das seltsame Denkmal eines überaus seltsamen Menschen auf, des Kaspar Hauser<sup>128</sup>, eines halbwüchsigen Findlings, der rätselhaft plötzlich an die Öffentlichkeit kam und in rätselhafter Weise ermordet wurde. Sehr bezeichnend lautete die Inschrift des Denkmals: „*Hier ist ein Unbekannter von einem Unbekannten ermordet worden!*“

Im andern Jahr ging unser Mai-Spaziergang nach dem Städtchen Abenberg mit schöner Burg.

Das Winter-Semester wurde von dem lieblichen Christfest unterbrochen, wobei wir nur wenige Tage frei hatten und schön zu Hause blieben. Das heißt im Missionshause. Zur Vorbereitung wurde [ein] Christbaum geholt mit Genehmigung des freiherrlichen Försters, und reichlich Fichten- und Tannenzweige, um Kränze und Girlanden zu winden und das hohe Fest gebührend zu schmücken. Es wurden auch Festlieder eingeübt, um sie beim Lichterglanz am heiligen Abend zu singen und die Bescheerung zu empfangen in Kuchen, Nüssen und Äpfeln. Eine Freundin des Hauses spendete uns allen auch Geldgaben und ließ sich von einem Vertrauten Namen und Bedürftigkeit jedes einzelnen zu Beschenkenden verraten. Der Bescheerung wohn-

128 Um die Herkunft Kaspar Hausers (um 1812–1833) rankten sich schon zu seinen Lebzeiten Gerüchte; so wurde behauptet, er sei in Wirklichkeit der Erbprinz von Baden.

ten auch Freunde des Hauses bei, die am Orte wohnten und hören wollten, was wir leisteten, und sehen, was an Gaben wir fröhlich empfangen.

Als bald nach Neu Jahr begann dann wieder die Arbeit des Wintersemesters in zahlreichen Stunden mit frischem und erfrischten Mute.

Da wir im Durchschnitt nur drei Jahre Studienzeit im Hause hatten, so waren die Ferien mäßig eingesetzt. Im Herbst vier Wochen durch den Monat September, im Frühjahr 14 Tage in der zweiten Hälfte des März.

76|77 Es bestand die gute Einrichtung, daß wir zwar für einige Zeit in die eigene Heimat konnten, aber man sollte auch eine Art Apostelreisen machen zu zween und zween und dabei gute Freunde | und Mitglieder der Gesellschaft<sup>129</sup> besuchen. Ein Jeder hatte [eine] Mitgliederliste der Gesellschaft zur Hand. Die verschiedenen Reisegesellschaften verständigten sich, damit nicht ein und dieselben Freunde zu vielfach besucht wurden. So ging es durch die verschiedenen Gaue des schönen Bayernlandes, nach Ost und West, Süd und Nord, durch Franken, Schwaben und Altbayern. Brüder von Norddeutschland konnten in den großen Ferien natürlich auch in ihre Heimat reisen.

Da Reisen immer einiges Geld kostet, auch wenn man unterwegs häufig Freiquartiere haben konnte, so war von der Anstaltsleitung gesorgt, daß die mehr Unbemittelten etwas Kostgeld herausbekamen, auch solche, die Freistelle hatten, wie z. B. ich. Auch durfte man von Freunden ein kleines Viaticum annehmen. Diese ganze Ferienreise-Einrichtung hatte den guten Zweck, uns etwas weltgewandt zu machen, gute Menschen kennen zu lernen und auch den Freunden lebende Grüße aus dem Missionshaus zu bringen. Nutzen und Förderung war gegenseitig und nicht zum Wenigsten für uns Schüler des Missionshauses. Man kam in manch gutes Pfarrhaus und ebenso zu guten, frommen Gemeindegliedern und treuen Helfern unseres Missionswerkes. Guter Gedankenaustausch konnte statt haben und man sah allerlei schöne Gegenden, Städte und Dörfer.

Meine erste große Ferienreise im September 1875 machte ich mit Br. Liedtke<sup>130</sup> aus Waldeck. Sie ist mir noch am deutlichsten in Erinnerung. Zuerst wanderten wir selbänder in meine Heimat und besuchten da meinen früheren Lehrer, Pfarrer Kohl in Fürnried, über Sonntag. Von meiner Heimat aus gingen wir nochmal das herrliche Tal hinab nach Hersbruck und besuchten da den Alt-Bürgermeister Schmid mit dem einen Arm, einen warmen Freund besonders auch der Heidenmission mit sehr weitem und warmen Herzen, der öfters die Feste in Herrenhut besuchte und, wie erzählt wurde, 50 Missionsgesellschaften unterstützte. Er hätte gesagt, selbst die Katholiken würde er unterstützen, doch die hätten selber Mittel genug. Von Hersbruck wanderten wir das Pegnitz-Tal aufwärts. Bei Eschenbach trennten wir uns, und

129 Gemeint ist die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft.

130 Paul Liedtke, geboren in Waldeck, wurde 1878 als Pastor nach Nordamerika ausgesandt. Er starb 1915.

ich wanderte allein durch das Hirschenbach-Tal aufwärts, um über eine Nacht meinen Onkel Danhauser und seine Familie zu besuchen. Folgenden tags trafen wir uns wieder in Velden, wo Br. Liedtke bei einem befreundeten Pfarrer übernachtet hatte. Von da wanderten wir über Pegnitz und Schnabelwaid über die Quell-Gegenden der Pegnitz und das Bayreuther Hügelland nach der Kreishauptstadt von Oberfranken, wo wir bei lieben Missionsfreunden herbergten. Nun ging es das Fichtelgebirge hinauf nach Bischofsgrün, zwischen Schneeberg und Ochsenkopf mit sehr interessanten Glasbläsereien. Bei herrlichstem Wetter die ganze Zeit wanderten wir über den Schneeberg zur Kösseine, Luisenburg, Alexandersbad nach dem schönen Wunsiedel, wo wir wieder bei lieben Christen herbergten. Die Hausfrau war eine gewesene Dettelsauer Diakonissin. Wir wurden aufs Beste unterhalten, erfrischt und gestärkt zur Weiterwanderung auf herrlicher Straße, dem Ostabhang des Fichtelgebirges entlang. Wir hatten da als Allee-Bäume den in Oberfranken beliebten Vogelbeerbaum mit den Dolden schöner roter Beeren. Von diesem Baum sang ein Kantor des Oberlandes das dortselbst beliebte Lied:

Und wenn ich einmal g'stab'n bin,  
I werds niat dalab'n,  
Dann pflanzt mir auf mein Grab  
An Vugelbeerbalm.<sup>131</sup>

So kamen wir nach Kirchenlamitz, dem schönen Marktflücken, wo der junge Vikar Löhe so im Segen wirkte, daß die Kirchleute | noch heute seinen Eifer und seine Treue in gutem Andenken behalten. Wir herbergten bei einem alten, freundlichen Nagelschmied über Sonntag und sahen auch die Verwandten meines Pfarrers Kohl in Fürnried, wackere Bierbrauer. Alle Freunde unterhielten uns aufs Beste und zeigten uns die Herrlichkeit des Orts.

77|78

Mit der neuen Woche ging es zu Fuße weiter nach Hof am Nordende von Bayern. Die Kammachers-Witwe Preller herbergte uns. Sie hatte eine Tochter als Diakonissin in Dettelsau, und ihr Sohn<sup>132</sup>, schon ein älterer Gymnasiast, ging über das hiesige Missionshaus nach Amerika, wo er Lehrer einer höheren Schule wurde. Seine Mutter schloß mich besonders ins Herz, da ich ihrem Sohn ähnlich sähe. – Derselbe war ein starker und eigener Charakter. Der Leiter unseres Missionshauses charakterisierte ihn: „Zu stark, um noch gezogen zu werden, zu schwach, um sich selber zu ziehen!“ Er hielt es mit Einhaltung der Hausordnung nicht eben genau, aber bei seiner ungewöhnlichen Begabung übersah man ihm Vieles. Es war ungeschriebenes Gesetz, das

131 „Und wenn ich einst gestorben bin, ich werde es nicht erleben, dann pflanzt mir auf mein Grab einen Vogelbeerbaum.“

132 Andreas Preller, geboren 1846 in Hof, wurde 1869 nach Nordamerika ausgesandt. Er kehrte später nach Bayern zurück, wo er von 1889 bis 1909 als Pfarrer tätig war.

Zimmer zu verlassen, wenn unsere gute Schwester Luise Schnauber mit ihren Putzfrauen kam. Preller blieb an seinem Pult stehen, der Fußboden mußte um seine Füße herum gewischt werden usw.

Auch im freien Amerika gefiel es Preller nicht lange. Er kehrte zurück in Vaterland, holte alle Studien und Examina nach und wurde Pfarrer in Bayern, ohne jedoch eine besondere Rolle zu spielen. Da war er zu sehr Sonderling.

In Hof ergriff meinen Begleiter Liedtke das Heimweh nach seiner Heimat in Waldeck, nach Eltern und Geschwistern, wo sein Vater kernfester Ziegeleibesitzer war, der den Demokraten von [18]48 her spinnefeind war mit ihren Demokratenbärten. Sein Sohn, älter wie ich und etwas überlebensgroß, ließ sich hier in Bayern seinen mächtigen Bart wachsen. Kam er einmal des Jahres heim, so erhielt er vom gestrengen Vater Zimmerarrest, bis der verpönte Bart verschwunden war.

Ich fuhr nun mit der Bahn allein nach dem Süden zurück, die schiefe Ebene entlang über Bamberg nach Nürnberg. Von da fuhr ich auf der kurzen Fürther Bahn, der Mutter aller Deutschen Bahnen, im Jahre 1835 gebaut, nach dem nahen Fürth hinüber, um dort einen Freundeskreis zu besuchen, den mir der im Sommer nach Amerika ausgesandte Br. Putzke<sup>133</sup> aus Ost-Preußen vermacht hatte. Putzke schrieb nach seiner Überfahrt [einen] sehr schönen Reisebericht an die Leitung. Nach kurzer Tätigkeit drüben starb er an der Schwindsucht. Er war von Hause aus ein handfester, robuster Schmied gewesen, nicht mehr zu jung. Er konnte wohl die völlige Änderung der Lebensweise nicht vertragen.

Der Mittelpunkt des Freundeskreises in und um Fürth war die Wagners-Witwe Beuschel im Pfarrhof von St. Michael. Sie hatte Putzke beim letzten Besuch gebeten, ihr und den Freunden dort einen neuen Zögling zu verschreiben, womöglich vom Land, nicht zu vornehm, der bei ihr wieder sein Standquartier haben sollte, und von ihrem Platz aus könne er auch benachbarte Freunde besuchen. Frau Beuschel war eine einfache, fromme Frau und Missionsfreundin, die in früher Jugend in die Stadt gekommen als Dienstmädchen und in der Folge von einem wackeren Wagnermeister geheiratet wurde, der Wohnung und Werkstatt von der Kirchen-Stiftung St. Michael zur Miete hatte. Er starb im guten Alter, und da das Ehepaar keine eignen Kinder hatte, so hatten sie einen braven Jungen adoptiert, der das Geschäft erlernte und weiter führte. Er war schon verheiratet in den Jahren meines Besuches dort, und die alte Meisterin war die Besitzerin des Geschäfts.

78|79 Im Bodenraum des kleinen Hauses hatte ich mein Prophetenstüblein, wohnte und lebte da und machte meine Besuche. Mit der Meisterin | wanderte ich auch zuweilen nach dem Auferstehungskirchhof, zum Grab des Meisters. An der Auferstehungskirche stand damals der alte Pfarrer Stirner, Vater des späteren Obmanns Stirner, der in seinen letzten Jahren von seiner großen Stadtgemeinde an die kleine Landgemeinde

133 Hermann Butzke, geboren in Königsberg, wurde 1875 nach Nordamerika ausgesandt. Er starb 1877.

zu Nähermemmingen bei Nördlingen im Ries sich versetzen ließ. Den besuchte ich natürlich auch in Fürth, sowie den Pfarrer Langhans an der großen Kirche von St. Michael, nahe bei meinem Quartier. Langhans starb verhältnißmäßig jung.

Die drei Jahre, die ich im Missionshaus war, besuchte ich in allen meinen Ferien, im Herbst wie Frühjahr, den Kreis in Fürth und Umgegend für meist eine Woche und ging von da hinaus nach Unterfarnbach zu Frau Öster, einer frommen Witwe. Sie und Nachbarn in Unterfarnbach waren durch die Predigten von Harms<sup>134</sup> in Hermannsburg zu Bekehrung und ernstem Christentum gekommen und unterstützen auch die Hermannsburger Heidenmission. Gewöhnlich war ich über einen Sonntag dort, wo am Nachmittag die Freunde zusammen kamen und von Harms und Löhe, von Dettelsau und Hermannsburg sprachen und von den Werken des Reiches Gottes. Auf dem Wege von Fürth nach Unterfarnbach kam ich jenseits der Rednitz, die nahebei die von Nürnberg kommende Pegnitz aufnimmt und forthin Regnitz heißt, auch an dem Anwesen von Schreinermeister Wallner vorbei, wo ich auch regelmäßig einkehrte, da die Frau Wallner und ihre Tochter Nanny auch warme Freundinnen unseres Hauses waren.

Das interessanteste Freundeshaus war indessen drüben in Zirndorf, Kunstmüller Müller und seine Familie. In den Gabenverzeichnissen der „Kirchlichen Mitteilungen“ fanden sich in jenen Jahren bis gegen Ende des Jahrhunderts immer wieder sehr ansehnliche Gaben, meist rund 100 M[ar]k, von Kunstmüller Müller in Zirndorf.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist außerordentlich interessant und anziehend und nachzulesen in Pfarrer Rupprechts eigenartigem Buch: „*Licht im Dunkel*“.<sup>135</sup> Leider ist dies Büchlein völlig vergriffen, und daher will ich die kurze Lebensskizze nachstehend geben. Da Zirndorf eine gute Strecke von Fürth entfernt ist, kam ich nur einmal dorthin und übernachtete auch in dem lieben Haus. Ich freue mich heute noch auf meine alten Tage, daß ich auch diese Familie guter Freunde von Dettelsau kennen lernen durfte.

An einem freundlichen Herbsttag, es war wohl auch schon im September 1875, wanderte ich über die Höhe der Zirndorfer Feste, mit dem weithin sichtbaren Turm, wo im Dreißigjährigen Krieg der böse Wallenstein dem Schweden-König Trotz bot, hinab ins Zirndorfer Tal. Das erste Anwesen, das ich erreichte, war die Kunstmühle. In einem parkartigen großen Garten stand das große schöne Wohnhaus. Die Müllersleute Müller standen im mittleren Alter von etwa Fünfzig. Ihre Kinder, etwa vier, waren eben erwachsen. Die Töchter hatten die höhere Töchterschule in Dettelsau

134 Der Erweckungsprediger Ludwig oder Louis Harms (1808–1865) hatte 1849 die Hermannsburger Mission gegründet.

135 Der lutherische Pfarrer Eduard Rupprecht (1837–1907) verfaßte zahlreiche apologetische Schriften. Das Buch, auf das sich Flierl bezieht, erschien unter dem Pseudonym Ed. Timotheus: *Licht im Dunkel*. Skizzen aus dem Leben eines süddeutschen Theologen in Novellenform, Cottbus 1897.

durchlaufen, die Söhne das Einjährigen-Examen hinter sich. Ich junger Hase vom Land wurde auf das freundlichste begrüßt und beherbergt, und die Unterhaltung am Abend war recht anregend.

Ein Jahrzehnt vor meinem Besuch hat der damals junge Geistliche Rupprecht schwer nervenleidend eine Anzahl Jahre in dieser gastfreundlichen Mühle zur Erholung zugebracht und wurde später der Schwager des Müllers. Somit sind seine Mitteilungen über diesen Mann durchaus authentisch, die ich aus dem Gedächtnis nachstehend wiedergebe.

79|80 Kunstmüller Müller war der Sohn einer recht ärmlichen Katholischen Familie, und besonders sein Vater war nicht gutartig. | Der junge katholische Müller kam in den Besitz eines Neuen Testaments, das er eifrig las, ja gründlich studierte. Dadurch kam er zur Erkenntnis, daß die Römische Kirche im Irrtum sei und die Evangelische die Wahrheit besitze. Das ließ ihm keine Ruhe, bis er zum nächsten Evangelischen Pfarrer ging und sich zum Übertritt anmeldete. Der Geistliche Herr fühlte ihm auf den Zahn, verwunderte sich und sprach: „Junger Mann, Sie brauchen von mir keinen Unterricht mehr, ein Höherer und Besserer hat Sie unterrichtet, der Geist Gottes!“

Als der fanatische Vater erfuhr, daß sein Sohn Lutherisch werden wolle, wurde er wütend und wollte ihn totschiagen. Es war nur gut für ihn, daß er schließlich nicht konnte. Der junge Müller war [ein] tüchtiger Zimmermann, arbeitete fleißig und verdiente gut. Dabei unterstützte er auch trotz allem seine katholisch gebliebenen Eltern, also feurige Kohlen auf das Haupt seines bigotten Vaters sammelnd. Doch auch für sich selbst sorgte er aufs Beste, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, bei allen schweren körperlichen Arbeiten sich theoretisch weiter zu bilden. Er hatte auch die erforderlichen Spargroschen zurück legen können, um nach München zu reisen und das Meisterexamen zu machen. Nachdem er es *bene* bestanden, warf ihn die damalige Münchner Seuche nieder, der Typhus. Anscheinend hoffnungslos lag er im Krankenhaus, Ärzte und Pfleger gaben ihn auf. In seine Heimat wurde berichtet: „Müller liegt im Sterben.“ Sein Vater eilte nach München, leider nicht aus väterlichem Mitleid. Der Ketzler war ihm gleichgiltig. Nur die Habgier leitete ihn. Er raffte alle guten Kleidungsstücke seines Sohnes zusammen und eilte damit wieder heim.

Der Sohn aber genas gegen alles Vermuten, und den Genesenden plagte fürchterlicher Hunger. Dankbar nahm er alle übrigen Brocken seiner Mitpatienten an, um seinen großen Hunger zu stillen. Endlich konnte er heimreisen in einem schäbigen Arbeitsanzug. In der Heimat bei Fürth konnte er nicht alsoogleich lohnende Arbeit aufnehmen, noch immer schwach, machte er zunächst Krankenbesuche. Im eignen schweren Leiden hatte er gelernt, mit den Müden und Leidenden zu reden und das rechte Wort darzubieten. Da kam er auch zu zwei ältlichen Geschwistern mit ansehnlichem ländlichen Anwesen. Er tröstete zunächst mit Worten und dann auch mit Taten. Er tat nötige Arbeit für den alten leidenden Besitzer, ob sie auch nicht in

sein Fach schlug. Aus dem jungen Zimmermeister wurde [ein] fleißiger Landarbeiter und schließlich allmählich Gutsverwalter mit bestem Erfolg. Als das Ende des Besitzers nahte, sagte er zu seiner ebenfalls ältlichen Schwester: „Bärbel, halte den jungen Müller warm und fest. Übergib ihm zuletzt alles, so ist Dir und ihm geholfen!“ Die Schwester tat nach des sterbenden Bruders letztem Wort. Die beiden lebten zusammen wie Tante und Neffe, und es ging alles glücklich. Als die Bärbel mit den Jahren schwächer wurde, sagte sie: „Lieber Junge, ich kann nicht mehr so recht fort, nimm Dir eine passende Hausfrau, so ist Dir und mir geholfen. Die Sach soll Euer sein, auch nach meines gel[iebten] Bruders letztem Wort und Willen.“ Es geschah also. Müller konnte eine Fürther wohlhabende Kaufmannstochter heimführen, ihm gleichgesinnt und auch der Tante Bärbel fromm und treu zugetan.

Als nach einigen Jahren die Bärbel heimging, waren die beiden die Hofbesitzer. Es ging ihnen dabei weiter gut, aber sie ahnten wohl, daß der Zimmermeister nicht einfacher Bauer bleiben sollte. Sie verkauften das Anwesen und privatisierten einige Zeit. Doch auf Dauer waren sie dafür zu jung. Da begab sichs, daß Müller eines Tages spazieren ging nach dem nahen Zirndorf. Dort traf er einen Haufen Leute von der alten | Klappermühle jener Tage vor dem benachbarten Ort. Sie sollte versteigert werden. Er hörte eine Weile interessiert zu, dann machte er auch ein Angebot, mehr Scherz als Ernst. Alles ist eine Weile still. Dann heißt es: So und so viel zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten Mal! Wer bietet mehr? Keiner! – Wer ist der Käufer? – O, der Herr Zimmermeister Müller.

80|81

Er wandert heim und eröffnet seiner Hausfrau: „Wir sind nun geworden, was unser Name sagt, Müllersleute.“ Ihr wars auch recht. Der Mensch in rüstigen Jahren muß doch etwas Rechtschaffenes zu tun haben.

Sie traten bald ihren neuen Besitz an, und Müller war in seinem Element, nicht minder seine Hausfrau. Er hatte die Kenntnisse und die Mittel, die verlotterte Mühle und das ganze Anwesen aufs Beste herzurichten. Das Fließchen bei Zirndorf sollte besser ausgenützt werden. Es wurden für mehrere Mahlgänge Turbinen gelegt und eine rechtschaffene Kunstmühle geschaffen, guter Viehstand eingestellt, schwere Arbeits- und feurige Kutschenpferde angeschafft, und die Frau Müller Müller konnte nach Bedarf zur Stadt fahren und für ihres Hauses Bedürfnisse sorgen, wie ein Kaufmannsschiff, wie Herr Müller Müller scherzte, nach dem schönen Büchlein seines Schwagerpfarrers, „Licht im Dunkel!“

Hier fand der junge Rupprecht seine passende Erholungsstätte im großen Nervenelend zwischen den munteren Müllers-Kindern, Mitte der Sechzig zur Zeit des preußischen Kriege. Hier durfte ich auch einmal herbergen im September 1875 bei diesen prächtigen Menschen in ihrem schönen Anwesen, der Kunstmühle von Zirndorf. Damit genug hievon.

Im nächsten Jahr 1876 machte ich meine September-Ferienreise mit Br. Schmidt-konz, zunächst nach seinem Heimatort Ettenstatt, am Fuße unseres Jura. Es war gerade Kirchweih am Ort. Wir konnten aber seinen alten ehrwürdigen Pfarrherrn besuchen. Da das Vaterhaus von Schmidt-konz klein war, brachte er mich nach der nahen Froschmühle. Die Müllersleut waren ältlich, kinderlos, Freunde und Wohltäter unseres Hauses. Sie unterstützten den jungen Schmidt-konz aufs Beste. Sie waren auch befreundet mit dem Färbermeister Schmidt im nahen Weißenburg, den ich bei jener Gelegenheit nicht sah noch kennen lernte. Bei unserer Weiterreise nach dem Süden kehrten wir jedoch in Weißenburg ein bei den guten alten Leuten, dem blinden Korrektor Konrad Schmucker und seiner Frau. Er war durch seine schwere Arbeit blind geworden, durch Nervenschlag an den Augen. Von ihm und seinem Weibe galt des Apostels Wort: „*Als die Armen, aber die doch viele reich machen!*“<sup>136</sup> Gott sorgt für seine Kinder.

Von Weißenburg wanderten wir weiter zum Altmühltal und nach den Solenhofener Steinbrüchen, wo wir in den dortigen Steinplatten wunderbare Versteinerungen sahen von Fischen und Gestreich der Urzeit. Von Solenhofen wollten wir ins Ries und nach Polsingen, um Schmidt-konz' Freund und Bekannten in dortiger Löhe-Anstalt zu besuchen. Wir gerieten aber östlich am Ries vorbei über Keisheim zur Donau. So reisten wir gleich nach Augsburg, wohin wir doch wollten, und auf dem Rückweg ins Ries und nach Polsingen zum Br. Lämmle.

81|82 Heimgekommen zum neuen Semesteranfang hatten wir dem Missions-Inspektor von unsern mannichfachen Reisen und Abenteuern zu erzählen und die vielen Grüße auszurichten, welche uns die Freunde des Hauses für die Anstaltsleitung mitgaben. |

Nun noch verschiedene Einzel-Ferienbesuche:

Meinen Pfarrer Kohl in Fünried, der mir vorm Eintritt ins Missionshaus am längsten Stunden gegeben, besuchte ich natürlich jedes Mal, wenn ich in Ferien heimkam, zuweilen auch den alten Pfarrer Lainisch in Alfeld. Pfarrer Lippert an der Hospital-kirche zu Sulzbach, einmal den Pfarrer Bauereis zu Eschenfelden, dem Pfarrort der Verwandten in Mittelreinbach.

Pfarrer Rahm, früher Vikar in Alfeld, der mir auch eine Zeit lang Stunden gegeben, wurde später Pfarrer in Egenhausen bei Oberzenn. Ihn besuchte ich öfters, traf dort auch einmal den Pfarrer Döderlein von Oberzenn mit Familie, der recht interessant erzählen konnte.

Nicht weit davon war Obersulzbach, wo Pfarrer Rahms Freund saß, Pfarrer Oh-meis, ein sehr humorvoller Herr, der später auch Obmann unserer Gesellschaft wurde und nach Aha kam, dem Ort unserer Jahresfeste. Es war das nach meinem Abgang. Als ich vor 30 Jahren im großen Urlaub hier war, saß er im eignen Haus in Gunzenhausen, wo er mich nebst Frau übers Jahresfest beherbergte. Seine gute Frau war fast

136 2Kor 6,10.

blind, und er fing auch an, gebrechlich zu werden. Doch sein Humor hatte ihn noch nicht verlassen, so machte er deutlich, daß man im hohen Alter zum alten Eisen gehöre, indem er bemerkte: „Einen jungen Stier haben die Leute immer lieber wie einen alten Ochsen.“

Nach Ohmeis war Pfarrer Adolf Müller aus Fürnried in Obersulzbach, den ich auch einmal besuchte. Er war ein sehr guter Redner und beteiligte sich auch am politischen Kampf für die Konservative Partei, von der Kaspar Lembert aus Augsburg als Abgeordneter gewählt wurde, der auch die Bayrische Landpost und Süddeutsche Reichspost unterstützte, welche die konservative Sache vertraten. Kaspar Lembert war eine Hünengestalt. Wenn jemand in einem Gasthaus vor einem Schlafzimmer ungewöhnlich große Stiefel sah, so wußte man: Lembert ist da! Lembert und Pfarrer Adolf Müller reisten viel zusammen im Wahlkampf. Pfarrer Müller hatte vornehmlich die Vorträge zu halten. Sie wurden beide von den Linksparteilern auf gehässigste Weise verfolgt. Pfarrer Müller erzählte mir, wie einmal böse Buben von der Linken ihre Kutschenräder verunreinigt hätten und sie in Gestank weiter fahren mußten und nur für Geld und gute Worte ihr Fahrzeug wieder rein bekommen konnten. – Im Sulzbacher Lande hatten einmal böse Buben einem Bauern seinen Pflug in solcher Weise verunreinigt, der verzweifelt ausrief: „Ackere hinti stinkts, ackere füri stinkts wieder. Es stinkt Mein-Aas die ganze Welt.“<sup>137</sup> So spannte er aus und führte sein Zugvieh heim.

Die Gebrüder Lemberts, sehr warme Missionsfreunde, habe ich wiederholt in Augsburg besucht. Sie waren beide wohlhabende Filzwaren-Fabrikanten und wohnten eine Strecke auseinander. Damals kam das Telefon auf. Die zwei Brüder hatten eine private Telefonverbindung zwischen ihren Häusern. Da sah und hörte ich zum ersten Mal telefonieren: „*Wohin geht Ihr Morgen zur Kirche?*“ Antwort: „*Nach St. Annen.*“ Also gingen wir an jenem Sonntag nach St. Annen zur Kirche in Augsburg.

Von Augsburg reiste ich das eine Mal weiter nach Lindau im Bodensee. Ja, *im* Bodensee auf einer Insel. Eine Eisenbahnbrücke führt hinüber vom Festland, und zugleich hat Lindau einen recht schönen Seehafen; am Eingang auf der einen Seite [einen] Leuchtturm, auf der anderen Seite auf hohem Steinsockel einen gewaltigen Bayrischen Löwen aus einem Felsblock gemeißelt.

Welch herrlichen Ausblick hat man von Lindau aus: Die gewaltige Wasserfläche, lauter Trinkwasser! Jenseits im Süden und Südosten die mächtigen Gebirge der Alpen in der Schweiz und | in Tyrol, und am Nordgestade dieses größten deutschen See's, am »Deutschen Meer«, das lieblichste Hügelland, das man sich denken kann.

Als einer, der noch einmal des Missionsberufes wegen nach Übersee wollte, mußte ich hier doch gleich einmal das Seefahren probieren. Ich herbergte bei einem Pfarrer von Lindau, der einen Zögling aus der französischen Schweiz hatte, dessen Mutter-

137 „Ackere ich hinten, stinkt es; ackere ich vorne, stinkt es auch.“

sprache Französisch war, und deutsch sprach er Schwyzerdütsch. Er war mein Führer in dieser bayrischen Seestadt. Ich wollte also von Lindau nach Schaffhusen. Da hieß es auch einmal: „Auf der andern Siten instigen!“<sup>138</sup> Ich konnte zunächst auf einem ganz stattlichen bayrischen Seedampfer fahren, der den Namen Bavaria hatte, eine Art Prophezeihung auf unser Missionsschiff in Neu Guinea, mit dem wir einmal auf dem größten Weltmeer fahren sollten. Die Bodensee-Bavaria ging aber nicht bis nach Schaffhusen, sondern nur bis zur herrlichen Insel Reichenau mit schönem Städtchen und in alter Zeit auch Kloster, und nach Kostnitz oder Konstanz, wo seiner Zeit Huß<sup>139</sup> verbrannt wurde. Ich sah allda den Hussenstein.

Hier hatte ich einen andern Dampfer zu besteigen, den Schweizer Dampfer Arenaberg. Dieser brachte mich den langen östlichen Zipfel des See's hinaus und noch ein Stück auf dem ausfließenden Rheinstrom, bis oberhalb des großen Falles.

In Schaffhusen übernachtete ich im Gasthaus, traf da auch einen Handwerksge-sellen vom Buchbinderhandwerk, der möglichst sparsam eine Italien-Reise machen wollte. Am Abend und Morgen besah ich mir den Rheinfall von oben und unten und ließ durch sein mächtiges Rauschen mir in der Nacht das Schlummerlied singen.

Von da ging es mit der Bahn durch das gesegnete Württemberger Ländle, am Hohen Staufen vorbei, wo ich einen Leichenzug sah. Ich kam auch durch Ulm, wo ich die größte Kirche und den höchsten Kirchturm der Welt sah. Es ging über herrliche Höhen mit schönen Wäldern, durch weite Fluren mit golden blühenden Rapsfeldern.

Im schönen Bad Boll bezog ich mein Nachtquartier und wohnte dort in der Morgenfrüh einer Andacht bei, von Blumhardt junior<sup>140</sup> gehalten mit Ansprache über das Wort des jungen Samuel: „*Rede Herr, denn Dein Knecht höret!*“<sup>141</sup>

Ich las auch einmal das Leben vom Vater Blumhardt<sup>142</sup>. Ohne Zweifel ein geseg- neter Diener unseres Herrn und Gottes! Und doch muß auch er sich schmähen lassen von den selbstgerechten Weltkindern unserer Tage, wie ich kürzlich einen lästerlichen Maueranschlag lesen mußte.

Über Crailsheim kam ich wieder in unser Bayernland zurück und am späten Abend nach Kloster Heilsbronn, wo ich bei unserm Schuhmachermeister des Hauses (Namen vergessen) übernachtete und am nächsten Morgen wieder in Dettelsau eintraf.

Hier will ich gleich eines anderen Schuhmachermeisters gedenken, des wackeren Meisters von Pechdraht und von der Aale, Schuhmacher Künlein in Markt Schwand

138 „Auf der anderen Seite einsteigen!“

139 Der Theologe Jan Hus (um 1370–1415), der kirchenpolitische Reformen anstrebte, wurde als Ketzer verbrannt.

140 Christoph Blumhardt (1842–1919) war seit 1869 Seelsorger in Bad Boll.

141 1Sam 3,10.

142 Johann Christoph Blumhardt (1805–1880), Vater des vorgenannten, hatte 1828 sein Pfarramt aufgegeben und das Schwefelbad Boll gekauft, wo er eine große Gemeinde von Kranken betreute.

an den westlichen Abhängen des weithin verlaufenden Jura. Ihn durfte ich öfters besuchen. Er war noch ein rüstiger Mann in mittleren Jahren, ein Mitglied unserer Gesellschaft, der auch in Verbindung stand mit frommen Kreisen in Nürnberg, wie ich solche auch zu Besuch bei ihm fand, vor allem den wackeren Buchbinder Arndt und Schuhmacher Künleins eignen Bruder. Schuhmacher Künlein in Schwand war Jungeselle und wohnte bei seiner Mutter, oder die Mutter bei ihm. Er hatte ein kleines Häuslein. Einmal war ich über Sonntag dort und schlief in einer Bodenkammer. Als ich am Morgen aufstand, sagte die Mutter Künlein zu mir: „Was wollen | Sie denn schon hier unten!“ Schnell stieg ich die schmale Treppe wieder hinauf und kroch ins Bett mit dem Vorsatz, mich rufen zu lassen. Nach einiger Zeit rief die Meisterin: „Na, stehen Sie noch nicht auf?“ Meister Künlein lachte. Schnell war ich am Frühstückstisch, und wir gingen zusammen zur Kirche. Auf Spaziergang am Nachmittag erzählte Künlein interessant von seinen Jugenderinnerungen.

83|84

Bei späteren Besuchen brachte mich Künlein zur Nachtherberge zum Pfarrer Fischer in Schwand. Er machte mir auch gratis gute Schaftstiefel, damit ich an Beinen wohl gestieft sei: „*Als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens.*“<sup>143</sup>

Auch im nahen Markt Wendelstein und in Feucht waren Freunde unseres Hauses, die ich jeweils besuchte.

In Offenhausen besuchte ich das eifrige Gesellschaftsmitglied und warmen Missionsfreund, den Totengräber Stich. Er brachte mich als Einquartierung zu seinem Pfarrer Helmreich, von dem ein Sohn später als Pastor nach Amerika ging, den ich vor 30 Jahren in Crescent City (Illinois) besuchen konnte.

Vater Stich machte mit mir eine kleine Reise. Über Engeltal, mit interessanter Kloster-Ruine aus den Hussiten-Kriegen, ging es nach Hersbruck zum Altbürgermeister Schmidt, dem Einarmigen, mit dem Stich einmal das Missionsfest in Herrenhut besucht hatte. Vor allem führte mich Stich zu einer Kranken in Kirchensittenbach bei Hersbruck, der Kunigunda Seidenfaden, die bei unserm Besuch über 40 Jahre alt war und seit ihrem zwölften Jahr krank an der Gicht auf dem Bette gelegen hatte. Dieser Besuch war ein Erlebnis für mich. Bei dieser Kranken und ihrer ganzen Ergebung konnte man lernen, wie gerade die Geringsten und Hilfloseten vor Gott köstlich sind durch ihre Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Sie hatte nur Lobpreis für den Höchsten, der durch die tiefsten Tiefen der Not ihr herrlich durchgeholfen. Ihre Seele war wie aus feinsten Seide gewebt, wie ihr Name andeuten konnte. Sie war für die Ihrigen nicht eine Last, sondern vielmehr ein Segen. An ihr war zu erkennen, daß die Schwächsten und Geringsten, soferne sie völlig dem Herrn angehören, nimmermehr minderwertig sind, sondern Gottes Werkzeuge für sein Reich.

Nicht weit entfernt von Kirchensittenbach, droben in der Fränkischen Schweiz, lag das Pfarrdörflein Osternohe, wo damals Pfarrer Herrmann amtierte, ein sehr warm-

143 Eph 6,15.

herziger Freund der Mission, der auch zu seinem jungen Besuch häufig sagte: „Ach ja, lieber Bruder, ach ja!“ Ich hörte eine Christenlehre von ihm, in der er sehr feurig über den Apostel *Petrus* sprach. Erwachsene Schüler von ihm bekannten: „Dieser Pfarrer übersieht Niemand, auch nicht die Kleinsten.“

Nahe bei Osternohe, über Schnaittach, liegt auf einem Waldberg die alte Feste Rotenberg, vor Jahrhunderten von 45 fränkischen Rittern erbaut aus Furcht vor den nahenden Türken. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde diese Feste von der bayrischen Regierung noch benützt als Strafanstalt, wo auch unser Nachbar, der alte Kounz, einmal gesessen wegen Messerstecherei und nach seiner Erzählung den alten Ziehbrunnen von großer Tiefe als Maurer reparieren durfte. Bei meinem Besuch war der Rotenberg eine Ruine, bei dessen Eingang eine Warnungstafel angebracht war. Aber die neugierige Jugend wagt alles. Beinahe hätte ich aus den dunklen Kasematten<sup>144</sup> nicht mehr herausgefunden. Im großen Hof der Feste standen noch Kasernenartige Gebäude zwischen hochragenden Fichten. |

Auch in Nördlingen war ich zu guterletzt noch allein zu Besuch, dieser eigenartigen Reichstadt der alten Zeit im schönen Ries, dieser fetten ebenen Landschaft, von Bergen umgrenzt des Jura und Hahnenkamm, mit dem hochragenden isolierten Felsen des Wallerstein, Fürstensitz des Herren von Wallerstein. Die Wörnitz durchfließt dies ehemalige Seebett, die bei Harburg durchgebrochen ist zur Donau.

Ich herbergte bei einem ältlichen, missionsfreundlichen Ehepaar Hübner. Der Mann hieß mit dem Vornamen Johannes. Dieser Vorname prägte sich mir ganz besonders ein, denn wenn die Frau zum Kaffee rief, dann sagte sie gern im gemütvollen Rieser Dialekt: „Johannesle, trink doch Dein Kaffeele!“

Im Gästezimmer, darin ich schlief, fand sich noch ein besonderes Kuriosum, nämlich in der einen Innenwand eine große massiv eiserne Kanonenkugel aus dem Dreißigjährigen Krieg, der Schlacht von 1634.

Zu jener Zeit hatte ich eine Schrift gelesen über die Gräuel des Dreißigjährigen Krieges in jener Gegend und nach der Schlacht von 1634. In einem Dorf an der Donau wurde von der entmenschten Soldateska ein Haus und Familie grausam vernichtet. Zwei fromme Schwestern sollten vergewaltigt werden. Die Mutter riß dem unwürdigen Offizier den Degen von der Seite und mit dem Schreckensruf: „Ich will reine Jungfrauen dem Herrn Christo zuführen!“ hieb sie auf den Elenden ein, der brüllte: „Schießt die Alte mit den Jungen nieder!“ Ihre Leichen wurden in die Donau geworfen, da, wo der Nebelbach sich in den Strom ergießt. Der heimkehrende Vater konnte nicht einmal mehr die Leichen seiner Lieben sehen und bergen.

In seinem so traurigen leeren Haus fand er noch seinen köstlichsten Schatz: *Luthers Deutsches Bibelbuch*. Dieses packte er sorgfältig ein und wanderte damit nach dem nahen Nördlingen hinauf, dortselbst Unterkunft suchend und findend. Die Hausmutter

144 Aus den unterirdischen Gewölben.

der Herberge, dahin er gekommen, vermutete einen wertvollen Schatz in seinem so sorgsam behüteten Packet, und er zeigte ihr diesen auch mit Dank gegen Gott bei allem Unglück. – Diesen Schatz hat später Graf Zinzendorf<sup>145</sup> so schön besungen:

Herr, Dein Wort, die edle Gabe,  
Diesen Schatz erhalte mir.  
Denn ich zieh es aller Habe,  
Selbst dem größten Reichtum für.  
Wenn Dein Wort nicht mehr soll gelten,  
Worauf soll der Glaube ruh'n?  
Mir ists nicht um Tausend Welten  
Aber um Dein Wort zu tun.

Johannesle Hübner begleitete mich auch noch nach dem nahen Dörflein Nähermemmingen, wo Vater Stirner in einem schönen Gothischen Kirchlein amtierte.

Einer meiner letzten Besuche galt dem Obmann Wucherer, dem Freund von Pastor Löhe. Als sich der ehrwürdige graue Patriarch eben freundlich und leutselig mit mir unterhielt, da trat ein alter Jude ein und fragte nach Antiquitäten zum Ankauf. Pfarrer Wucherer sagte, auf sich selbstweisend: „Ich bin eine Antiquität!“ – „Ach nein, ach nein“, sagte der Jude, „Sie sind ein alter ehrwürdiger Herr.“

So viel über meine Ferienreisen in den Jahren von 1875 auf 1878. Wie viele prächtige Menschen lernte ich da kennen und empfing von ihnen die mannichfachsten Anregungen zum Guten. Ich möchte diese Erinnerungen aus meiner Ausbildungszeit als »Zögling« des Missionshauses nicht missen. |

85|86

In der alten, schönen Stadt Nürnberg hatte ich bei jeder Durchreise und sonstwie bei Aufenthalt mein Standquartier bei dem frommen Buchbindermeister Arndt, einem eifrigen Mitglied der Gesellschaft und warmen Missionsfreund. Er wechselte noch Briefe mit mir bis nach Neu Guinea, da er schon alt und grau geworden, und bemerkte einmal, daß auch [der] Missions-Inspektor, der zu meiner Zeit im Hause hellblond war, ergraute, unter den Sorgen für das wachsende Werk. Er hätte verschiedentlich geäußert: Je älter wir würden, desto mehr wandelten wir zwischen Leichensteinen. Die alten Väter der Gesellschaft gingen einer nach dem andern heim, und wir blieben noch eine Weile im scharfen Wind.

Bei Buchbinder Arndt ließ ich auch meine Bücher binden. In diesem Zusammenhang auch einige Notizen über die Bedingungen, unter welchen ich im Missionshaus war. Die wohlhabenderen Zöglinge hatten 6–700 Mark Pension im Jahre zu entrichten, dazu Bücher und Kleidung zu beschaffen. Ich war nun nicht aus wohlhabender

145 Der lutherische Theologe Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760) war der Gründer der Herrnhuter Mission. Den Text des im folgenden zitierten Kirchenliedes verfaßte er 1725.

Familie. Ein abgehender älterer Zögling, der schon erwähnte Putzke aus Ostpreußen, riet mir, um eine Freistelle einzukommen und dabei auf mich zu nehmen, für Bücher und Kleidung selber aufzukommen, das sei praktischer und angenehmer, als etwa einen Teil der Pension zahlen und Kleidung und Bücher vom Missionshaus zu erbitten.

Als ich solch Anliegen dem Anstaltsleiter vortrug, bemerkte er: Mein Vater hätte doch [ein] kleines Landgut. Ich antwortete der Wahrheit gemäß: Er hätte auch große Schulden drauf und genug zu tun mit Beschaffung von Kleidung und Büchern für mich. Damit war dann die Sache erledigt. Bei Abgang hatte ich Revers zu unterzeichnen, die Pension mit 2 000 Mark nachzuzahlen, wenn ich aus dem Dienst der Gesellschaft treten würde und die Mittel für Abzahlung hätte.

Nun noch Einiges über unser Leben und Arbeiten im Missionshaus. Jeder hatte ein kleines Amt, z. B. auf Beleuchtung zu achten, was in jenen alten Zeiten nur mittels Petroleum-Lampen geschah. Da begab es sich einmal, daß ich die Ganglampe vergessen hatte. Herr Inspektor kam im Dunkeln heran, öffnete die Tür und fragte, wer der Lampenwart sei? Antwort: „Flierl!“ – „So Jemand ein Amt hat, der walte des Amtes!“

Als vom Lande stammend, hatte ich auch den Vorgarten des Hauses in Ordnung zu halten. Beim Aufräumen sang ich einmal so für mich hin: „Ach, die Rosen welken all!“<sup>146</sup> Da wird ein Fenster geöffnet, Herr Inspektor schaut heraus und spricht: „Na Herr Flierl, werden Sie nur nicht so gar melancholisch!“

Später hatte ich für längere Zeit allsonntäglich nach der Kirche die Sammelbüchse herumzutragen bei den Freunden und Mitgliedern der Gesellschaft. Da kam ich durch viele Häuser des Dorfes, und fast jedes hatte seinen spezifischen Geruch. Die Zimmer wurden damals noch wenig gelüftet nach ländlicher Sitte, wie auch bei uns droben im Sulzbacher Lande. In jedem Haus hatte man liturgisch zu grüßen: „Der Herr sei mit Euch!“ und dazu möglichst überall ein besonderes Sprüchlein zu sagen, zum Geben ermunternd. Wie: „Geben ist seliger als Nehmen!“<sup>147</sup> – „Wohlzutun und mitzuteilen vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!“<sup>148</sup> usw. – Am Kirchweihsonntag mußte man dabei öfters heim ins Missionshaus und die Rocktaschen von Schmalzküchlein ausleeren, die man von den mildtätigen Hausfrauen erhielt und [die] natürlich nicht in die Sammelbüchse gesteckt werden konnten. – Die Sammeltätigkeit für die Mission kommt ja in unseren gegenwärtigen Zeitläuften mehr und mehr aus der Mode. |

86|87

Die Musik wurde im Missionshaus eifrig gepflegt. Es ist ja selbstverständlich, daß bei den Morgen- und Abendandachten im großen Lehrsaal die Lieder mit Spiel eines

146 Eine Zeile aus Wilhelm Hauffs Gedicht „Reiters Morgensang“ (1824), das von Friedrich Silcher vertont wurde.

147 Apg 20,35b.

148 Hebr 13,16.

guten und großen Harmoniums begleitet wurden, wobei immer einer der besten von uns spielte und natürlich nicht ich. Ich war ja völlig unberührt durch die edle Musik ins Missionshaus gekommen, habe, wie früher erwähnt, mein erstes Harmonium erst in Dettelsau gesehen und eine Violine in der Hand unseres wackeren Schulmeisters Waldau, der natürlich auch allsonntäglich unsere Kirchenorgel spielte. Das war in den alten verklungenen Zeiten eine Ehre für den Schulmeister, Kantor und Organist zu sein.

Und die Zöglinge unseres Hauses hatten ja die Absicht, einmal in Amerika Notpastoren zu werden und in der Regel auch Notschulmeister. Ein solcher soll nach Luther rechtschaffen singen und spielen können, andernfalls sei er nicht wert, angesehen zu werden. So war denn Musik-Unterricht im Missionshaus und fleißige Übung obligatorisch. Freilich mußte der Musikunterricht von Schülern und so ganz nebenbei in der Freizeit gegeben werden. Unser Lehrer im Violinspiel war Theodor Drexel, der Bruder unserer Kleinsammlungs-Verbands-Tante, die so treu für unser Haus arbeitet. Theodor war ein vergnügter Bruder, und der überlebensgroße Paul Liedtke war auch humoristisch angelegt. So ging es in unserer abendlichen Violinstunde vergnügt zu. Auch ich Neuling vom Land erhielt meine eigene Geige. Ich brachte oberflächliche Kenntnis der Noten mit, konnte Viertel, Halbe und Ganze usw. unterscheiden und wußte, daß sie höher oder tiefer gesungen werden mußten oder gespielt, je nachdem sie hoch oder tief auf der Leiter standen. Auch den Violin- und Baßschlüssel lernte ich kennen. Generalbaß, Harmonielehre und dergleichen blieben für mich natürlich Böhmisches Dörfer. Aber es gab auch musikalische Experten unter uns.

Ich konnte schließlich leichte Gesangbuchlieder auf der Violine spielen. Nur das Stimmen der Geige wollte nicht recht gehen. Später, in Inneraustralien, brachte ich auch das noch fertig beim Harmoniumspiel meiner lieben Lebensgefährtin. In Simbang, als die Wilden einmal aufsässig wurden, ließ ich den Br. Tremel die Violine spielen, um die erregten Gemüter zu beruhigen, während ich die schwierigen Verhandlungen führte. Später ging dort meine weitgereiste Violine aus dem Leim, und unser Mitarbeiter, Br. Pfalzer<sup>149</sup>, versenkte die Überreste in die Fluten des Bubui. –

Im Harmonium-Spiel gab mir Br. Caselmann<sup>150</sup> aus Ansbach die nötigsten Anweisungen, und ich sollte eben fleißig üben, in der kurzen Freizeit natürlich. Ich tat das eines Tages im unteren Lehrsaal, dem Eßzimmerlein am alten, kleinen Harmonium, schön langsam, wie eine Fliege aus der Buttermilch kriecht. Da erschien vorm Fen-

149 Der in Memmingerberg in Schwaben geborene Georg Pfalzer (1866–1945) war 1886 zunächst nach Australien ausgesandt worden, wo er die von Flierl gegründete Station Elim übernahm. 1889 folgte er Flierl nach Neuguinea, wo er in Finschhafen eine Verwaltung aufbaute und 1903 die Station Pola gründete. Pfalzer war es, der die ersten beiden Christen der zukünftigen Kirche taufte. Er reiste 1914 nach Deutschland und konnte dann aufgrund des Kriegsbeginns nicht mehr nach Neuguinea zurückkehren. Pfalzer arbeitete in den Folgejahren als Geschäftsführer des Missionsverlags.

150 Emil Caselmann, geboren in Ansbach, wurde 1878 nach Nordamerika ausgesandt. Er starb 1919.

sterlein in der Tür das breite Gesicht des Herrn Inspektors. Die Tür wurde geöffnet und der Genannte sagte: „O, Sie sinds, Herr Flierl, ich dachte, es wäre einer von den Präparanden. Wenn Sie es nicht besser können, dann lassen Sie [es] lieber. Schade für die Zeit!“ Damit war mein musikalisches Talent geknickt. Die Überreste vererbte ich auf die Kinder, die alle vier ein Instrument spielen, Harmonium oder Zither. Ich blieb aber Musikfreund und Freund von Harmoniums, hatte vier im Leben zu verschiedenen Zeiten und Orten und ließ zu den Andachten Frau und nun Tochter spielen. Das Vierte haben wir seit rund dreißig Jahren, steht hier im Zimmer, und ich singe noch kräftig. Musik ist immerhin angenehmer Lärm. Selbst Br. Pf[alze]r hat sie gern, der so arg vernachlässigt wurde. Auf der Volksschule mußte er läuten, wenn die andern sangen, im Missonshaus die Lampe halten, | während die Andern jubilierten, sangen und spielten. Doch das war nach meiner Zeit. Ich habe es nur aus seiner eigenen Erzählung.

Ich durfte immerhin voll mitmachen, auch bei unsern mehrstimmigen Gesängen. Wenn ich nicht irre, war ich beim zweiten Baß, und wenn ich einen guten Partner hatte, so ging der Gesang ganz gut. Ich brachte es allmählich so weit in der Praxis als Missionar, daß ich die bekannten Lieder singen und vorsingen konnte, den Dieri in Inneraustralien, den Yabim in und um Simbang und den Kate auf dem Sattelberg, und also Gesangunterricht geben nach Gehör, wie auch unser Schulmeister Waldau an uns getan hatte. So war ich immerhin noch nicht der Schlechteste unter uns Missionaren auf Neu Guinea hinsichtlich des Gesanges.

Freilich zu den Experten für Musik und Gesang, wie Zahn<sup>151</sup> und Keyßer<sup>152</sup> konnte ich natürlich nicht in Vergleich treten, doch war ich immerhin besser dran wie

151 Der in Edelsfeld in der Oberpfalz geborene Heinrich Zahn (1880–1944) wurde 1901 nach Neuguinea ausgesandt. Seine Übersetzung des Neuen Testaments in die Jabêmsprache erschien 1924. Auf musikalischem Gebiet tat Zahn sich durch die Erfindung eines Chors von aufeinander abgestimmten Signalmuscheln hervor. Er fertigte umfangreiche Tonaufnahmen traditioneller Musik und Gesänge der indigenen Bevölkerung an. 1932 kehrte er nach Deutschland zurück.

152 Christian Keyßer (1877–1961) kam 1899 nach Neuguinea, wo er bis 1920 auf dem Sattelberg lebte. Er betätigte sich nicht nur als Missionar, sondern auch als Lehrer, Sprachwissenschaftler, Ethnologe und Naturforscher. Von 1921 bis 1946 lehrte er am Neuendettelsauer Missionsseminar und verfaßte zahlreiche Bücher über seine Erfahrungen in der Mission. Zu seiner Person siehe Wilhelm Fugmann [Hg.]: Christian Keyßer. Bürger zweier Welten, Neuhausen/Stuttgart 1985; Jürgen Stadler: Die Missionspraxis Christian Keyßers in Neuguinea 1899–1920. Erste Schritte auf dem Weg zu einer einheimischen Kirche (Edition afem, Mission Academics 21), Nürnberg 2004.

Ngasamu<sup>153</sup> und Wana<sup>154</sup>. Also gehörte ich zur Mittelsorte der Meistersinger auf unserm Felde. – Ich nahm mir einmal sogar vor, unsern stimmlosen Br. Pfalzer für die Kunst des Gesanges zu erwärmen. Das war noch in Alt-Simbang am Strand, wo ich ihm eines Tages eine recht leichte Melodie Strophe um Strophe vorsang, und er war wirklich zu bewegen zu einem schwachen Singversuch. Aber Rom ist nicht an einem Tag gebaut, und so konnte man nicht hoffen, an einem einzigen Abend den Br. Pf[alze]r sangeskundig und -fertig zu machen. Und dann kam etwas dazwischen, wie öfters bei besten Plänen und Vorsätzen geschieht. In der Nacht packte mich mal wieder ein tückisches Schwarzwasserfieber, und der angefangene Kursus in meinem Gesangunterricht blieb dauernd unterbrochen, so daß heute noch der Br. Pf[alze]r allsonntäglich in der Kirche stumm in sein großes Gesangbuch schaut, ein Beweis, daß er mindestens gerne singen hört. So wie auch ich gerne Musik und Gesang höre, trotz meines geknickten musikalischen Talentes.

Es gelte: Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder – böse Menschen haben keine Lieder.

Und nun zu unserm freiwilligen Verein im Missionshause, auch *Concordia* genannt. Diese wurde kurz vor meinem Eintritt in das Missionshaus gegründet, und einer der Gründer war der schon öfters genannte Gottlieb Berkemeyer.

Es sollte die *Concordia* Gelegenheit bieten für Übung im freien Vortrag. Auch Musik und Gesang wurde dabei nicht vernachlässigt. An jedem Vereinsabend hatten ein paar Brüder etwas zu bieten, Deklamationen aus Dichtern oder auch eigene Vorträge.

Ich sagte einmal die Bergpredigt auf. Als ich das glücklich fertig gebracht hatte, da meinte der gute Br. Haag<sup>155</sup>, ein recht kleiner, schon etwas ällicher Mann, der sich schwer im Lernen tat: Ich könnte mich glücklich schätzen bei meinem guten

153 Dieser Jabèm-Ausdruck (heutige Schreibweise: ꞗac samuc) war offenbar der Name der indigenen Christen für den Missionar Andreas Zwanzger. Er bedeutet wörtlich übersetzt „Fremder“ oder „ein ganzer Mann“. Da mit Fingern und Zehen gezählt wurde, war „ein ganzer Mann“ zugleich der Begriff für das Zahlwort 20, das einen Mann mit allen Fingern und Zehen umfaßte; Ngasamu ist somit eine wörtliche Übersetzung des deutschen Familiennamens Zwanzger. Für die Entschlüsselung dieses Namens habe ich Dr. Günther Renck zu danken. – Andreas Zwanzger (1870–1942) war ein gelernter Bäcker aus Neustadt an der Aisch. Er war von 1896 bis 1913 in Neuguinea tätig und gründete dort 1903 die Station Waria in den Bergen nordwestlich von Finschhafen. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs hielt sich Zwanzger gerade zum Erholungsurlaub in Deutschland auf, von wo er, auch aus gesundheitlichen Gründen, dann nicht mehr nach Neuguinea zurückkehrte. Er arbeitete von da an als Pfarrer in Weißenbronn.

154 Mit Wana ist Leonhard Wagner gemeint, dessen Name sich nach der Kâte-Lautstruktur nicht anders aussprechen läßt. Auch für diesen Hinweis danke ich Dr. Günther Renck. – Der Schmiedegeselle Leonhard Wagner (1880–1940) war gebürtig aus Claffheim in Mittelfranken. Er wurde nach seiner Neuendettelsauer Ausbildung 1902 nach Neuguinea ausgesandt, wo er zusammen mit Andreas Zwanzger in Wareo arbeitete. Wagner kehrte 1934 nach Deutschland zurück.

155 Adam Haag, in Tauberzell in Mittelfranken geboren, wurde 1877 als Pfarrer nach Nordamerika ausgesandt.

Gedächtnis. Adam Haag stammte aus Tauberscheckenbach, war vor Eintritt ins Missionshaus Bruder gewesen im Rettungshaus Buckenhof bei Erlangen. Haag war ein seelenguter Mann.

Einmal hielt ich einen freien Vortrag über das Apostelwort: „*Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die Zukünftige suchen wir!*“<sup>156</sup> [Das] Konzept derartiger Vorträge hatte man dem Inspektor vorzulegen.

Am Stiftungsfest der *Concordia* ging es immer hoch her. Dabei wurden die Lehrer des Hauses eingeladen und das Beste dabei geboten, auch in Musik und Gesang. Soviel über unsere *Concordia*. |

Die sprachliche Ausbildung der Zöglinge nahm zu meiner Zeit im Missionshaus, trotz der kurzen Ausbildungszeit von nur drei Jahren, einen breiten Raum ein.

Ich hatte bald drei Fremdsprachen anzufangen, von den alten Sprachen Latein und Griechisch und von neueren das Englische. Die Muttersprache, das Deutsche, hatte ich eigentlich auch nur praktisch gelernt, durch Gebrauch in der Schule. Im alltäglichen Leben hatten und brauchten wir unsern Oberpfälzer Dialekt. Deutsche Grammatik hatten wir in unserer Volksschule beim alten Schulmeister Waldau so gut wie nichts. Er tat ja sonst sein Mögliches, uns gut deutsch reden und lesen beizubringen.

Inspektor Bauer war ein guter Sprachmann gewesen, hatte deutsche Sprachlehre und lateinische Grammatik geschrieben.

Auch seine Nachfolger nahmen gerne Zöglinge auf, die sprachlich schon etwas vorgebildet waren in Lateinschule oder Gymnasium, um mit solchen gut vorwärts zu kommen in der kurzen Zeit unserer Dettelsauer Ausbildung.

Da in jenen Zeiten die Anmeldungen geeigneter älterer Leute selten waren, so nahm man bald nach meinem Eintritt auch jüngere Leute bald nach der Konfirmation auf unter der Bezeichnung »Präparanden«, so einen Lanzer<sup>157</sup>, Schusters-Sohn aus dem Ries, einen Graf<sup>158</sup> aus Posen und Andere. In der Gegenwart, bei schwierigen Zeitverhältnissen, hat unser Missionshaus angefangen, wieder junge Leute bis zu 15 Jahren herunter aufzunehmen, da ältere immer weniger zum Eintritt bereit sind.

Die Präparanden zu meiner Zeit wurden ganz wie wir Zöglinge gehalten, nur daß sie im Unterschied von uns geduzt wurden. Es gingen aus ihnen manche recht tüchtige Leute hervor. Erschwerend bei dieser Einrichtung war, daß diese ganz jungen Leute nicht besonders geführt werden konnten. Sie wurden zu früh fertig, zuweilen unter zwanzig Jahren.

Kommende ganz schwere Zeiten voraussehend schrieb ich nach dem Weltkrieg an Lutherische Missionshäuser ein Gutachten, gesonderte Vorschulen einzurichten mit eigenen Lehrern für junge Leute bald nach der Konfirmation, die gerade durch die

156 Hebr 13,14.

157 Friedrich Lanzer (1862–1914) wurde 1882 nach Nordamerika ausgesandt.

158 Gustav Graf, geboren in Weißenhöhe in Posen, wurde 1881 als Pfarrer nach Nordamerika gesandt.

Konfirmation Impulse erhalten für Hingabe an den Dienst des Reiches Gottes, um sie vorzubereiten zu guten Schülern für die Missionshäuser. Dabei sollten ältere Bewerber, die durch besondere Lebensführung vorbereitet wären, ja nicht zurück gewiesen werden. Wie die amerikanischen Lutherischen Kirchen theoretische und praktische Kurse in ihren Predigerseminaren hätten für jüngere Leute aus den Mittelschulen (*colleges*) und schon ältere aus dem praktischen Leben. Auf beiden Wegen würden gute Leute fürs Amt herangebildet, und beiderlei Arten von Arbeitern ergänzten sich für die Arbeit in Kirche und Mission. Es hieß: Wäre alles schön und gut – aber schwer, die erforderlichen Einrichtungen zu schaffen.

Die Einrichtung von Präparanden, d. h. ganz jungen Vorschülern der Mission, die nur unser Haus hatte, wurde nach einer Reihe von Jahren wieder aufgegeben, nachdem wieder mehr Meldungen älterer Leute kamen.

Durch meine Wartezeit von rund vier Jahren ab Konfirmation hatte ich besonderes Verständnis für eine derartige Einrichtung. Wie viel mehr Gedächtniswerk hätte ich in der Zeit leisten können unter geeigneter Anleitung, neben praktischer Schulung. – Wenn ich nicht irre, hat Hermannsburg [eine] ähnliche Knabenschule in seiner Christiansschule für Missionarskinder und Andere. Leipzig sieht vor allem, soweit möglich, auf *gymnasiale* und *academische* Vor- und Ausbildung ihrer Missionare. Es ist große Mannichfaltigkeit bei den verschiedenen Missionsgesellschaften. Die Zukunft wird ganz besondere Not bringen. |

89|90

Bei den vielerlei Sprachkursen meiner Zeit gab es sehr viele Unterrichtsstunden für die zwei Lehrer, und manche Sprachstunden mußten durch Schüler gegeben werden, nicht sehr förderlich bei mangelnder Autorität.

Ich kam mit meiner kleinen Abteilung dazu, etwas Lateinisch im h[eiligen] Cyprian<sup>159</sup> zu lesen, Griechisch im Neuen Testament mit wenig Verständnis. Es fehlte an Vokabeln und an Festigkeit in Formen. Eins merkte ich im N[eu]en T[estament] wohl, daß St. Johannes leichter geschrieben hat wie der Apostel Paulus. Bücher kann ich nach allem nur im Englischen mit Verständnis lesen, obgleich ich in dieser neuen Sprache auch nicht perfekt wurde, trotz aller Gelegenheiten im Leben. Es fehlt an Gewandtheit des Ausdrucks und in der Aussprache. In Hinsicht auf die alten Sprachen hat ein Zögling aus Amerika gewissermaßen schon recht gehabt, der vom Griechischen dispensiert werden wollte mit der Begründung: Luther hätte doch alles so gut übersetzt, daß wir geringen Missionszöglinge es ihm darin doch nie würden gleich tun können. –

Vom Lateinischen hatten wir schließlich den Nutzen, nicht bei jedem Fremdwort in Büchern, besonders Theologischen, gleich vor finsterner Wand zu stehen, wie die Kuh vor einem neuen Scheunentor.

159 Der lateinische Kirchenvater Thascius Caecilius Cyprian (um 200–258) war Bischof von Karthago. Als bekennender Christ wurde er im Zuge der Valerianischen Christenverfolgung hingerichtet.

Auch Hebräisch wurde meinerzeit im Missionshaus getrieben, wenn auch nur fakultativ, d. h. also freiwillig. Auch ich wurde gefragt, ob ich mittun wollte: „Sehr gern“, war meine Antwort, „möchte wissen, wie die h[eiligen] Patriarchen im A[lten] T[estament] geredet. Aber es sind eben doch zu viele und vielerlei Sprachen in der kurzen Zeit unseres Studiums, so muß ich leider entsagen.“

Ich hatte notwendiger Weise im Missionshaus noch Privatstudien zu treiben, nämlich Erdkunde und Missionskunde/Missionslehre und Geschichte. Dafür gab es damaliger Zeit noch wenig Hilfsmittel. Als Sonntagsschüler in Fürnried verschlang ich mit den Augen die schönen Karten von Deutschland und Europa und die zwei alten Halbkugeln des Erdballs. Bald nach Eintritt ins Missionshaus schaffte ich mir den kleinen Daniel an und den größeren Schacht für Geographie.<sup>160</sup> Dazu noch Blumhardts Missionsgeschichte<sup>161</sup> und ein anderes Buch „Missionsbilder“<sup>162</sup>. Warnecks „Allgemeine Missionszeitschrift“ hielt ich bald von Anfang an.

So war es ganz gut, daß ich befreit war von Übung auf dem Harmonium und auch vom Hebräischen wegbleiben durfte. Meine Zeit, auch Freizeit, blieb reichlich ausgefüllt.

Sehr ergriff mich damals die wunderbare Missionsgeschichte auf der herrlichen Insel Madagaskar. Darüber arbeitete ich auch [einen] Vortrag aus, den ich in Fürnried und auch anderen Orten hielt. Es war gleichsam eine Ahnung, daß ich auf einer ähnlich großen heidnischen Insel einmal meine Lebensarbeit finden würde.

Ich war so ungefähr meine halbe Zeit im Missionshaus gewesen. Von Amerika her hatte sich noch nichts gerührt, daß etwa die Missionsarbeit unter den roten Indianern in den Urwäldern der Vereinigten Staaten seitens unserer Iowa-Synode wieder aufgenommen werden könnte.

Da kam von Australien her Berufung an unser Missionshaus um einen Heidenmissionar für die Australneger im Inneren von Südastralien. Ob die Leute Braun, Schwarz oder Rot! Es sind doch alle Heiden. Dafür will ich mich melden. Der gewandte und begabte Br. Kaibel<sup>163</sup> sollte demnächst dem Br. Stolz nach Australien folgen an die Lutherische Immanuel-Synode. Zu ihm ging ich zuerst und teilte ihm meines Herzens Anliegen mit. Bei ihm fand ich keine Ermutigung: „Dafür kann man Dich nicht brauchen!“ | Ich ließ mich dadurch nicht entmutigen, sondern ging mit meiner Bewerbung gleich vor die rechte Schmiede, nämlich zu dem Missions-

90|91

160 Die Lehrbücher von Theodor Schacht: Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte, sowie von Hermann Adalbert Daniel: Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten, erschienen im 19. Jahrhundert in zahlreichen Auflagen.

161 Christian Gottlieb Blumhardt: Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi, 3 Bände, Basel 1828–1837.

162 Die Reihe „Missionsbilder“ erschien von 1875 an im Calwer Verlag.

163 Der in Kassel geborene Ludwig Kaibel wurde 1876 nach Südastralien ausgesandt. Er wurde später Missionspräsident der dortigen Immanuelssynode. Kaibel starb 1918 in Tanunda.

Inspektor Johannes Deinzer. Der war ganz froh, denn die Aussicht war nicht groß, daß sich für diesen Posten ein anderer Bewerber melden würde. [Der] Inspektor sagte zu, daß er bei den Australischen Freunden mich einstweilen anmelden würde, und wollte Gott bitten, daß Er zum Wollen auch Vollbringen schenken wolle.

Der Blick auf das nahende Ziel der Arbeit unter wirklichen Heiden gab meiner Seele neuen Schwung, Kraft und Freudigkeit für die Zeit, die ich nun noch im Missionshaus mich vorzubereiten hatte für meine eigentliche Aufgabe als Heidenmissionar. Die Zeit verging mir wie im Fluge.

Die wichtigsten Fächer des Studiums, wie Ethik und Dogmatik, lagen der Hauptsache nach noch vor mir. Diese wurden von Johannes Deinzer gegeben, die des unteren Kursus, besonders Geschichte, durch seinen Bruder Martin, der ja später sein Nachfolger wurde. Die beiden Brüder waren körperlich und geistig sehr verschieden. Martin mehr still und innerlich, Johannes humorvoll, lebhaft, geistreich, zuweilen auch sarkastisch. Gegen Schwache erschien er mir manchmal hart. So war mirs zuweilen peinlich, wenn er zu unserm kleinen Br. Kuß aus Bialoslive oder Weißenhöhe in Posen öfters sagte: „Ein Kindskopf von der Wirbel bis zur Zehe!“ Ich dachte: Wenn zu mir so geredet würde, könnte ich nicht im Missionshaus bleiben. Dem Br. Kuß, der schier einen mongolischen Typus hatte von dem Osten her, mochten solche Püffe Not tun. Er war dickfellig und immer zu etwas gutmütigem Unsinn angelegt. – Er kam ja auch nach Australien, lebt noch im Ruhestand und hat trotz allem viel gearbeitet unter unsern Landsleuten dort.

Beide Gebrüder Deinzer waren gute Lehrer. Am interessantesten waren für mich bei Johannes Deinzer die sogenannten Akademischen Stunden an den Freitag-Abenden, ohne besonderen Lehrgegenstand allgemeine und praktische Fragen des Geistlichen Amtes behandelnd, ähnlich wie in dem „Evangelischen Geistlichen“ von Vater Löhe,<sup>164</sup> ein feines Buch, das jedenfalls alle hatten und schätzten. Es war für die Amerikanischen Pastoren geschrieben und Vieles darin auch nützlich und gut zu lesen für einen angehenden Heidenmissionar. Inspektor Johannes Deinzer bewegte sich in diesen Abendstunden in freier Weise und allgemein anregend.

Inspektor Deinzer hatte gelegentlich wohl entdeckt, daß verschiedene Schüler in Erdkunde schwach seien. Er kündigte eines Tages an: Es müsse auch Geographie im Hause gegeben werden. Bei Überbelastung der Lehrer müßte ein fähiger Schüler die Geographie-Stunde geben. Ich war gespannt, wer alles in den Geographie-Unterricht müßte, ob auch ich und dann als Lehrer oder Schüler. Offenbar hatte ich doch den Eindruck gemacht, daß ich auf der Erdoberfläche genügend Bescheid wüßte. Ich wurde nicht aufgefordert. Ein Mitschüler, der mit in diesen Unterricht sollte, wenn ich nicht irre sogar von der Mittelschule, protestierte. Er könnte genug Geographie. So, bemerkte Herr Inspektor, das käme auf eine kleine Probe an: „Wo liegt das Kap

164 Wilhelm Löhe: Der evangelische Geistliche, 2 Bände, Stuttgart 1852 und 1858.

Komorin?“ Keine Antwort. „Sehen Sie? Wer nicht einmal von dem so wichtigen Indien die Südspitze kennt, der muß mit in die Geographie-Stunde!“

Ich war froh, daß ich frei bleiben durfte bei meinen Privatstunden mit Daniel und Schacht und den mir damals zugänglichen Missionsschriften.

91|92 Jedes ersehnte und erstrebte Ziel wird ja einmal erreicht. So kam denn auch einmal mein letztes Semester im Missionshaus. Es war das Wintersemester von 1877 auf 1878. Mit Br. Paul Liedtke sollte ich repetieren und März 1878 die Prüfung machen. | Ich hatte im letzten Semester zugleich zu repetieren. Andere hatten dafür ein Vierteljahr extra. Br. Liedtke war noch glücklicher. Er hatte ein ganzes Semester für Repetition. Er war also länger als ich im Missionshaus und vorher schon volle Sieben Jahre auf der Mittelschule zu Höxter an der Weser. Natürlich war er dadurch in Sprachen bedeutend weiter als ich. Doch in Sprachen wurde beim Abgang nicht geprüft, sondern nur in den theologischen Fächern.

Wir hatten als Kandidaten unser Zimmer hoch oben im Neuen Missionshaus, ein Dachgemach am Giebel dem Dorfe zu. Dicht unter uns, ganz nahe bei, der Misthaufen des kleinen Anwesens der Familie Aua. Nahe daran ein Pumpbrunnen mit zwei Schwengeln, also gemeinsam für Familie Aua und das neue Missionshaus. Nicht sehr einladend. Aber wir holten unser Wasser vom Brunnen am alten Haus. Der aber später auch einmal infiziert wurde und eine Seuche im Missionshaus verursachte. Wie glücklich ist gegenwärtig Neuendettelsau, Dorf und Anstalten, durch die gute Wasserleitung, wo überall reines, einwandfreies Wasser aus den Wänden läuft.

Das Gütchen der Familie Aua wurde später von der Mission erworben, wie auch ein ähnliches nahe dem Alten Haus, wo jetzt in schöner Anlage das Denkmal sich befindet für die über 12 gefallenen Schüler des Missionshauses.

Damit gewann die Missionsanstalt mehr Atmungsraum. Besonders die Familie Aua war wenig angenehm, die Kinder unartig, die Hausmutter klein, aber mit ungutem Mundwerk. Von ihr ging das geflügelte Wort um: „Gestohlen wird, bis die Sach schuldenfrei ist!“ Der Herr Aua war sehr groß, aber nicht sehr hell, und stand unterm Pantoffel. Einmal ging er in Geschäften nach Nürnberg. Ermüdet fuhr er abends mit der Bahn heim. Die Fahrkarte zu erhalten rief er am Schalter: „A Billett!“ „Retour?“ fragte der Schalterbeamte. „Ha freili retour!“ antwortet Aua. (Er wollte ja doch zurück nach Dettelsau.) So erhielt er dann ein »Retour-Billett«, wie man damals sagte. In Heilsbronn trennt der Beamte den Retourteil ab und gibt es dem Aua zu seiner Verwunderung. Heimgekommen zeigt er es seiner Frau und sagt, daß er das halbe Billett wieder zurückbekommen, wisse nicht, warum. Die ist sofort im Bild und schimpft: „Du Rindsviech, hast wohl das teure Retour-Billett verlangt.“ Um der Bahn nichts zu schenken, mußte er baldmöglichst wieder für irgend ein Geschäft nach Nürnberg fahren und dann zu Fuße wieder heimkehren.

Nach dieser Wiedergabe eines alten Dettelsauer Kultur- und Sittenbildes nun wieder zurück in unser Kandidatenzimmer. Urgemütlich war dabei, daß ich mit Liedtke zusammen das anstoßende Dachzimmerchen mit zwei Betten und Kommode dazwischen als Schlafgemach hatte. Da war man im Nu zu Bette, wenn man sich müde studiert hatte, und eben so schnell wieder heraus und am Arbeitstisch im Wohnzimmer. Das kam uns, resp[ektive] mir einmal zu statten, als im Neuen Haus etwas Nachlässigkeit im Aufstehen eingerissen war. Da kam Inspektor Johannes Deinzer in eigener Person, um nach dem Rechten zu sehen. Wir hörten seinen schweren Tritt die Treppe hinauf. Wie ein Blitz fuhr ich auf und in die Montur, um im Hauptzimmer den Arbeitstisch zu besetzen. Br. Liedtke, der etwas länger brauchte, seine hohe Gestalt ordnungsmäßig zu entwickeln, mußte sich den Tadel gefallen lassen: „Na, Herr Liedtke, sind Sie auch noch nicht aus den Federn?“ – Liedtke brauchte für seinen umfangreichen Körper entschieden langen Schlaf. Er klagte über Schlaflosigkeit, wenn er des nachts einmal aufwachte. Ich dagegen sagte: Man habe gar nichts davon, wenn man immer die ganze Nacht durchschlafe – | ich sei nur froh, einmal dazwischen aufzuwachen und den Genuß zu haben, den Regen aufs Dachfensterchen plätschern zu hören mit dem Bewußtsein, im warmen Bett und unterm sichern Dach wieder weiter schlafen zu dürfen.

92|93

Schon im Wintersemester vorher, von 1876 auf 1877, hatte ich das Vergnügen, in ähnlichen kosigen Räumen zu hausen und zwar im alten Haus im Südgiebel nach Westen mit kleinem Zimmerchen für zwei Mann und auch anschließendem Schlafkammerlein. Damals war ich mit Fritz Hebart<sup>165</sup> zusammen, dem Onkel von Pastor Hebart<sup>166</sup> in Tanunda, einem recht temperamentvollen Jüngling im Unterschied vom ruhigen Liedtke. Die Sippe Hebart galt für wohlhabend, und der stille Liedtke machte zuweilen den trockenen Witz: Fritz müßte des öfteren seinen Haufen Taler umschau-feln, damit sie nicht schimmlich würden. Wenn Fritz Hebart zuweilen Vortrag hielt in der *Concordia*, dann schrie und gestikulierte er, daß drunten auf der Straße die Vorübergehenden stehen blieben. Fritz wollte aber auch nicht über den großen Bach nach Amerika. Nachdem er hier fertig [war], ging er nach Thüringen, holte Verschiedenes nach und fand von da aus seinen Weg als Pfarrer nach Bayern. Er amtierte vor 30 Jahren in Benk bei Bayreuth, wo ich damals ihn an Epiphanien besuchte und eine Missionspredigt dortselbst hielt. – Auch der ältere Br. Pöschel wollte nicht über den großen Wassergraben, Atlantic genannt. Er war ebenfalls Pfarrerssohn und fand den Weg über Rußland ins Bayrische Pfarramt zurück. Seine Mutter, eine geborne von Löffelholz, früher länger in Fürnried gewesen, schrieb mirs noch nach Neu Gui-

165 Friedrich Hebart, geboren 1858 in Eltersdorf in Mittelfranken, wurde 1879 nach Nordamerika ausgesandt. Er kehrte später nach Deutschland zurück und wurde Pfarrer in Oberfranken.

166 Der in Weingartsgreuth in Oberfranken geborene Theodor Hebart (1881–1960) war von 1909 bis 1952 Pfarrer der Langmeil-Gemeinde in Tanunda.

nea, wie sich alles so fein gefügt hätte mit ihrem Sohn, daß er in Europa bleiben konnte. Durch eine bekannte Russische Hofdame konnte der Zar erreicht werden. Dieser genehmigte, daß er in Dorpat weiter studieren konnte, dann Jahrelang in einer Deutschen Kolonie das Pfarramt bekleiden und von da später durch hohe Bayrische Kirchenmänner in die Bayrische Landeskirche eintreten. – Ich fand ihn vor dreißig Jahren als Stadtpfarrer in Fürth an der großen Michaeliskirche, wo er mich einlud, einen Missionsgottesdienst zu halten. Er mußte für den Kirchenzettel meinen Text haben. Da passierte mir das Seltsame, daß ich bei meinem unruhigen Herumreisen meinen Text vergessen hatte. Ich fragte ihn brieflich darum, und [so] konnte er ihn mir zurückgeben und ich dann darüber predigen. Also in Fürth, gleichsam meine zweite Heimat während meines Studiums im Missionshaus. Die Mütter Beuschel, Wallner, Öster waren inzwischen gestorben und auch die Müllersleut in Zirndorf, nur der junge Wagnermeister Beuschel war noch auf seinem Anwesen, und ich besuchte ihn damals. – Eine Enkelin von Frau Öster, verheiratete Bauer, ist heute noch auf dem Bauernhof von Öster in Unterfarnbach. Bei meiner letzten Heimkehr anfangs 1937 schickte sie uns ein »Willkomm-Packet« mit eßbarem Inhalt nach Neuendettelsau. Ich konnte seitdem diese Familie auch schon ein paar Male besuchen und sie uns. Kürzlich sandte sie größere Missionsgabe ans Missionshaus. –

93|94

Es waren im Ganzen drei Bayrische Pfarrer für kürzere oder auch längere Zeit mit mir im Missionshaus, und sie haben alle drei das brüderliche und kameradschaftliche „Du“ nicht vergessen. Der Dritte war Dorn, den ich vor 30 Jahren in Bischofsgrün besuchen konnte. Der war während meines letzten Semesters im Missionshaus, eigentlich nicht als Zögling, sondern nur als Hospitant. Seiner Mutter zulieb, einer Pfarrerswitwe, nahmen ihn die Gebrüder Deinzer vom Nürnberger Gymnasium weg auf Zeit in ihre Obhut und förderten ihn in den oberen Sprachkursen so, daß er in Nürnberg wieder erfolgreich weiter machen konnte und nach Absolvierung des Gymnasiums seine theologischen Studien | auf Universitäten machen. Ein Sohn von Pfarrer Dorn von Bischofsgrün machte als Militärarzt den Weltkrieg mit, von wo her unser Sohn Hans ihn in guter Erinnerung hat.

Sein Vater also wohnte während seiner Gastrolle im Missionshaus mit mir und Bruder Liedtke auf einem Zimmer, als den beiden Kandidaten des Missionshauses, so hießen die Abgehenden während der Repetitionszeit, schlafen mußte er im größeren Schlafsaal.

Jedes normal große Arbeitszimmer hatte drei Insassen mit gemeinsamem Arbeitstisch, 3 Pulten und einem Kleiderschrank. Von Zeit zu Zeit wurde da Visitation abgehalten durch den Inspektor und [den] Riegenmeister als seinem Adjutanten, der vorher die Schlüssel abzuholen hatte, damit man nachträglich nicht noch ordnen konnte. Solche Visitationen waren hauptsächlich wegen der Neueingetretenen, damit sie sich gut an die Ordnung des Hauses gewöhnten. Man hatte auch die Betten selber zu ma-

chen. Da wurde in der ersten Zeit einmal mein Bett beanstandet als nicht gut genug gemacht. Ich mußte es unter Aufsicht nachmachen und erhielt darauf das Zeugnis: „So, nun werden Sie aber gut schlafen!“ Daran fehlte es so wie so nicht. Dem jetzigen Pfarrer von Tanunda<sup>167</sup> wurde nachgesagt, daß er von proper gemachten Betten nicht viel hielt. Er meinte, es sei besser, wenn gelten könne: „Jedes Knöchle hat sein Löchle!“

Nach der Hausordnung hatte man sieben Stunden zu schlafen, im Sommer um 11 Uhr zu Bett und 6 Uhr auf. Winter 10 zu Bett und 5 Uhr auf. Die 7 Stunden Schlaf konnten junge Leute brauchen bei fleißig[em] Lernen und nötigster Bewegung in frischer Luft, im Winter auch Holz klein machen. Die »Kandidaten« hatten etwas mehr Freiheit.

Die Pultrevision war noch ein besonderes Kapitel. In meinem Pult fand sich einmal eine gute Portion schöner Äpfel, aus der Heimat erhalten: „Nun, für den Magen ist gesorgt“, hieß es da. Schlimmer war es, wenn ein Kamerad Stinkkäse im Pult verstaubt hatte. – Einmal erhielt ich aus der Heimat eine Kiste Äpfel. Strenger Frost war eingetreten und dieselben Stein und Bein gefroren. Die konnte man nicht mehr im Pult aufheben. Im Wasser einer Waschschißel ging der Frost heraus und bildete einen Eisklumpen, aufgetaut mußte man sie dann in allen nahen Öfen braten und gemeinsam verzehren, um das liebe Gut nicht umkommen zu lassen. – Man hatte auch die Schubladen der Pulte heraus zu ziehen, damit die inwendige Ordnung zu Tage treten konnte. „Etwas weiter herausziehen!“ hieß es. „Noch weiter!“ Es geschah, und die ganze Bescheerung plumpste auf den Fußboden. „Nun kann man nicht mehr sehen, was Ordnung und Unordnung ist“, war das Endurteil, und es war gut so.

Während meiner letzten Semester war bei uns als Hospitant ein Kandidat der Theologie aus Norddeutschland, der Herr Kandidat Mützelfeld. Er wollte möglichst profitieren von dem Neuendettelsauer Geist aus Pfarrer Löhes Zeiten, die damals noch nicht ferne war[en]. Er hatte sein Privatquartier in einem Bodenstüblein der nahen Nachbarn Pflugmann, dem Kaufmann, wo man allerlei Nötiges kaufen konnte. Mützelfeld wohnte den meisten Stunden des oberen Kurses bei, besonders den Theologischen, machte auch einmal ein Examen mit. Zuweilen predigte er in der Dorfkirche und machte es dabei ziemlich lang. Er unterrichtete später eine Zeit lang im Hermannsbürger Missionshaus, und noch längere Zeit war er Pastor in der Hanoverschen Freikirche und wurde über 80 Jahre alt. Er wurde der Vater des Pastor Mützelfeld, der vor etlichen Jahren nach Australien auswanderte und der mir dort von seinem Vater erzählte, unserem ehemaligen | englischen Lehrer im Missionshaus. Da Kandidat Mützelfeld als Nord-Deutscher ziemlich gut englisch konnte, so gab er längere Zeit den englischen Unterricht und machte sich so dem Missionshaus nützlich. Auch ich hatte bei ihm Unterricht, und wir hatten ein Lehrbuch »Munde«. Wie Leh-

94|95

167 Theodor Hebart.

rer es so machen, nahm er eines Tages auch meinen »Munde« zur Hand. Auf einem eingelegten Blatt Papier waren von mir einige deutsche Verse geschrieben. Mützelfeld, diese sehend, sagte zu mir: Ich solle ihn auf seinem Zimmer besuchen, er möchte zu diesen Versen mir etwas sagen. – Ich war gespannt, was er zu meinen Reimereien würde zu sagen haben. Am Ende hätte er gar eine Art Nürnberger Trichter für Dichtkunst, wo man nur oben etwas Rohmaterial einschütten müßte, und es kämen unten gelungene Verse raus. Mit einiger Spannung ging ich zu ihm. Was wars dann? Er sagte, Verse machen wäre stets Anzeige von besonderer Begabung. Ich möge nur nicht stolz darauf werden. Diese Bemerkung war geeignet, mein Talent für Reimeschmieden zu brechen, wie zu Anfang meines Aufenthalts im Missionshaus Inspektor Deinzer durch eine andersartige Bemerkung mein musikalisches Talent geknickt hatte. Aber ich sagte mir: Einige Knüppelverse machen könne doch nicht stolz machen. Dem unvergleichlichen Joethe oder auch Schillern wollte ich ja doch nimmer Konkurrenz machen, auch nicht mein Brot mit Versemachen verdienen, so schlug ich Mützelfelds Mahnung als unnötig in den Wind und schrieb nebenbei Reime und Verse nieder, wenn ich gerade in der Stimmung war.

Während meiner letzten Semester war der Zugang zu unserm Missionshaus viel reichlicher wie in der ersten Zeit. Es kamen auch zahlreiche gereifere Leute ins Haus, so daß man bald nachher die Präparanden-Sache wieder fallen ließ. Es kamen verschiedene Gymnasiasten älterer Jahrgänge und auch junge von bürgerlichen Gewerben, so Döhler<sup>168</sup>, ein Spitzenklöppler aus Plauen in Sachsen. Madaus<sup>169</sup>, der Sohn eines Stockfabrikanten in Hamburg. Volk, ein älterer Gymnasiast und Sohn eines Gesellschaftspfarrers in Bayern. Aus Thüringen auch ein paar reifere Gymnasiasten, ein Fleischmann<sup>170</sup>, der nach Amerika ging, und als ich dreißig Jahre später zur Allgemeinen Synodalversammlung in Waverly (Iowa) war, wurden auch zwei Gebrüder Fleischmann, Söhne des Obigen, die in Dubuque studiert hatten, mit einer Schar Anderer ordiniert. Ein Kabis<sup>171</sup>, ebenfalls aus Thüringen und von [der] Mittelschule kommend, trat ein. Ein älterer Bruder von ihm ging zu jener Zeit von Leipzig aus nach Indien und hat sich in der Mission dort ausgezeichnet durch hervorragende Arbeit unter den Paris und Kastenlosen. Unser Kabis ging später nach Spanien und arbeitete unter Fliedner<sup>172</sup> am Werk der Evangelisation in Spanien.

168 Der aus Plauen gebürtige Albin Döhler ging 1881 als Pfarrer nach Südastralien.

169 Heinrich Madaus, 1853 in Hamburg geboren, wurde 1879 nach Nordamerika ausgesandt. Er kehrte später ins Saarland zurück.

170 Alfred Fleischmann, in Meura in Thüringen geboren, wurde 1881 nach Nordamerika ausgesandt.

171 Der in Königsbrunn in Schwaben geborene Paul Kabis ging ebenfalls 1881 nach Nordamerika.

172 Fritz Fliedner (1845–1901) arbeitete von 1870 an für das Berliner Evangelisationskomitee in Spanien.

Es ist klar, daß es für unsere Lehrer ermüdend sein mußte, vorwiegend Anfänger in den Sprachen im Unterricht zu haben, und hingegen erfrischend, mit mehr geförderten jungen Leuten lateinische und griechische Klassiker lesen zu können.

Im Ganzen hatten wir im Missionshaus zu allen Zeiten eine große Mannichfaltigkeit junger Leute verschiedenen Alters, verschiedenen Bildungsstandes und aus allen denkbaren deutschen Gauen und Stämmen und im Grunde doch gleichen Sinnes und Strebens, was für Jeden, der in diesem Kreise war, von großer Förderung sein mußte. Auch in solcher Hinsicht danke ich dem lieben Missionshaus sehr viel, indem ich da vom beschränkten Bauernjungen zum Heidenmissionar in der weiten Ferne werden konnte. |

95|96

So ging denn mit diesem Wintersemester von 1877 auf 1878 meine Studienzeit zu Ende. Eigentlich hätte ich ein Vierteljahr länger und zwar extra für Repetition haben sollen, wie es sonst die Regel war, aber die Australier wollten möglichst bald ihren versprochenen Heidenmissionar erhalten, und mir war es auch recht. Ich wollte möglichst bald zu den Heiden kommen und zu ihnen allein und direkt.

Es drohte die Gefahr für mich für einen Ab- und Umweg. Es war eben noch eine zweite Berufung von unserer australischen Immanuel-Synode eingelaufen um einen Pastor nach dem schönen Städtchen Mount Gambier im Südosten von Süd-Australien.

Inspektor Deinzer war im Augenblick ratlos. Für Br. Liedtke, der in Frage gekommen wäre, war Nord-Amerika schon eben weit genug. So richtete er an mich die Aufforderung, erst ein oder zwei Jahre nach Mount Gambier an die dortige weiße Gemeinde zu gehen, bis ich abgelöst werden könnte, um später zu den Heiden zu gehen. Ich fürchtete den Umweg und schlug den Br. Matschoß<sup>173</sup> vor, der als Vikar an einer Aushilfsstelle auf Zeit bei einem Pastor Maier in Lyon, Frankreich war. Inspektor Deinzer zweifelte, ob Matschoß zustimmen würde, der überhaupt lieber in Europa bliebe. Ich schrieb an Matschoß, der erst ein Jahr vom Hause fort war, und lud ihn ein, mit mir nach Australien zu gehen als Pastor nach dem berühmten Mount Gambier in schöner Gegend an einem erloschenen Vulkan. Umgehend kam die Zusage direkt an den Missions-Inspektor. So war die schwere Frage für uns gelöst.

Getrost und ohne Sorge repetierten Br. Liedtke und ich weiter, er gleichsam im Hauptamt, ich so nebenbei zu den Arbeiten meines letzten Semesters. Die Lehrer kamen abwechselnd auf unser Zimmer, während Br. Dorn in seinen Stunden war, und gingen mit uns ihre Disziplinen, wie Ethik und Dogmatik, in großen Schritten der Wiederholung durch.

Im März 1878 hatten wir unser mündliches und schriftliches Examen. Die Aufgaben und Fragen zu Letzterem wurden uns auf unserm Zimmer diktiert, und wir

173 Der in Schwarnitz in Schlesien geborene Friedrich Matschoß (1825–1881) wurde 1878 nach Südastralien ausgesandt. Johann Flierl und er reisten gemeinsam nach Australien.

hatten unter bestimmten Bedingungen die schriftlichen Arbeiten zu machen unterm Ehrenwort, keine Hilfsmittel zu benutzen außer einer einfachen Konkordanz.

Da erlebten wir eine etwas befremdliche Überraschung. In der Ethik, die wie die Dogmatik von den Lehrern des Hauses ausgearbeitet war und von den Schülern abgeschrieben, war der Anhang „Kreuz und Leiden“ nicht ausgeführt. Es war lediglich [eine] Disposition in den Abschriften und war in der Wiederholung gar nicht durchgenommen worden. So glaubten wir nicht, daß unsere Prüfungsarbeit in der Ethik über Fragen aus dem Abschnitt „Kreuz und Leiden“ würde verlangt werden. Das Unerwartete geschah. Br. Liedtke stellte konsterniert Fragen an den Herrn Inspektor über die gestellte Aufgabe. Ihm wurde geantwortet: „Ich habe Ihnen die Fragen zu Ihrer Aufgabe gestellt, die Beantwortung ist Ihre Sache!“ Als [der] Herr Inspektor uns verlassen hatte, fragte Liedtke: „Was machen wir nun?“ Ich sagte: „Wir schreiben in Beantwortung der gestellten Frage, so gut wir eben wissen und können. Das kann uns um so weniger schwer fallen, da wir doch in Kreuz und Leiden unserer Prüfung sitzen.“ Über unsere angefertigte Arbeit bemerkte dann der Herr Inspektor freilich: Man merke der Arbeit an, daß wir auf diesen Gegenstand und die Aufgabe nicht so recht vorbereitet waren.

96|97 Gesamtnote über die gemachte Prüfung gab es in damaliger Zeit nicht so wie später, da z. B. meine beiden Söhne die Gesamtnote hatten – der eine I auf II, der Andere II auf I. |

Zu meiner Zeit waren die Schlußzeugnisse aller Abgehenden ganz stereotyp und völlig gleichlautend. Da hieß es stets: „Der N. N. hat sein Examen pro Ministerio bestanden und ist für *würdig und fähig* gefunden für das heilige Amt.“<sup>174</sup>

Die einzelnen Arbeiten waren natürlich censiert und wurden auch entsprechend benotet von den zuständigen Lehrern, welche die verschiedenen Disziplinen gelehrt hatten, wie Ethik, Dogmatik und Kirchengeschichte.<sup>175</sup> Die ausgearbeitete Examenspredigt wurde dem jeweiligen Obmann zur Beurteilung zugesandt. Das war bei meinem Abgang der ehrwürdige alte Pfarrer Wucherer in Aha, eine richtige Patriarchengestalt. Unter meine Predigt schrieb er: Sie wäre so gut, als man von einem Anfänger erwarten könne, und daher mit der Note »gut« zu bewerten.

Nach dem bestandenen Examen hielt Inspektor Deinzer an uns beide eine kleine Ansprache, in der er uns kund und zu wissen tat, daß wir unser Examen bestanden hatten, und zugleich mahnte zu fleißiger Fortbildung, für Br. Liedtke suchte er diese Mahnung besonders eindringlich zu machen durch die Bemerkung, daß er ja gesehen hätte, wie sein Examensgenosse ihm in den verschiedenen Fächern immer eine halbe Pferdelänge vorausgewesen sei.

174 Flierls eigenes Zeugnis findet sich im vorliegenden Band als Abbildung 5.

175 Die Abschlusarbeiten, die Flierl in den einzelnen Fächern verfaßte, sind im Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau unter der vorläufigen Nummer 2.104 erhalten.

Darnach hatten wir nach der Sitte des Hauses noch ein Abschiedsmahl beim Missions-Inspektor Deinzer, der sich dabei recht leutselig mit uns unterhielt. Nebenbei fragte er auch, ob wir auch schon gepredigt hätten. Ich sagte ihm, daß ich zweimal gepredigt hätte, einmal in Osternohe bei Pfarrer Herrmann und auch in meiner Heimatpfarrei Fürnried, bei Pfarrer Kohl. Br. Liedtke sagte, er hätte noch nicht gepredigt. Worauf [der] Inspektor bemerkte: „Ich tadle Sie nicht darum.“ Er sah es also nicht ganz gern, daß seine Zöglinge in ihren letzten Semestern gelegentlich predigten.

Später wurde das anders, als die Synodalleitung von Amerika her die Anstaltsleitung mahnte, den Abgehenden möglichst Gelegenheit nehmen zu lassen, sich auch im wirklichen Predigen zu üben, da es mißlich sei, wenn die neuen Ankömmlinge so ganz plötzlich drüben in die Predigtätigkeit hineingeworfen würden. –

Der Schlußpunkt für unsern Vorbereitungsaufenthalt im Missionshaus war die Aussegnung in der hiesigen Dorfkirche. Ehe ich über diese noch kurz berichte, noch eine Einschaltung:

In dem nun zum Abschluß kommenden Abschnitt meiner Erinnerungen ist wiederholt mein Studiengenosse Wilhelm Mutschall aus Südrußland erwähnt, der, in Tarutino, einem Hauptort der deutschen Kolonien in Bessarabien geboren, zur weiteren Ausbildung in unser Missionhaus kam und nach drei Jahren wieder heimkehrte, um unter seinen Landsleuten im höheren Schulwesen zu dienen. Er war bei meinem Eintritt ins Missionshaus unser Riegenmeister, ein feiner Mann, von uns allen geachtet und geliebt.

In diesen Wochen nun werden die bessarabischen Volksdeutschen um- und zurückgesiedelt ins Reich. Auch im Waldheim bei Oberdachstetten soll ein Teil vorläufig untergebracht werden von den rund 90 000 Rückwanderern. Als ich das hörte, ging ich gleich zu dem Anstaltsgeistlichen Burkert, der die geistliche Aufsicht über Waldheim hat. Er sagte, es sollten über 100 hinkommen, seien aber noch nicht da. Es seien Lager bei Röcklingen am Hesselberg, und er verwies mich ans Pfarramt von Röcklingen, und [da] schrieb ich alsobald an Herrn Pfarrer Förtsch und bat | um Auskunft über die bessarabischen Deutschen in den Lagern um Röcklingen. Die Auskunft kam schnell und besser, als nur erwartet werden konnte. – Pfarrer Förtsch traf ein paar Lehrer aus Tarutino in Bessarabien, Schüler von unserm Freund Mutschall. Pfarrer Förtsch schrieb recht erfreut. Die Lehrer waren des Lobes voll über ihren heimgegangenen Lehrer. Der Herr Pfarrer bemerkt: „Aus den Unterhaltungen, namentlich mit der gebildeten Schicht der Umgesiedelten, die durch Mutschalls Schule gegangen ist, merkt man sehr deutlich, daß ihnen nur durch Glauben und Leben ihrer Lutherischen Kirche das deutsche Volkstum so erhalten geblieben ist, daß sie nun ziemlich geschlossen nach Deutschland umgesiedelt sind. Dieser lebendige Beweis von der wahrhaftigen Verbundenheit von lebendigem Kirchtum und deutschen Volkstum ist etwas so erfreuliches und wohltuendes in der Gegenwart.“

97|98

So schrieb auch Oberlehrer a. D., Herr J. Geigle<sup>176</sup>, in einem schönen Brief, und fügte einen von Mutschall selber verfaßten Lebenslauf bei, beides in Duplikat, so daß ich ans Missionshaus die Duplikate abgeben konnte, als wichtige Dokumente über die überaus segensreiche Wirksamkeit Br. Mutschalls im fernen Osten, früher Südrußland, nach dem Weltkrieg zu Rumänien gekommen und neuerdings leider wieder unter dem Bolschewistischen Rußland. – Wie aus den Schreiben und dem Lebenslauf hervorgeht, ist Mutschall im Jahre 1851 geboren, war also sieben Jahre älter wie ich. Er starb 1936, also erst vor vier Jahren, und war 85 Jahre alt. Sein Wahlspruch war: *„Lasset uns wirken, so lange es Tag ist.“*<sup>177</sup> Mutschall war der Sohn eines Wagen- und Mühlen-Bauers in Tarutino, der dabei noch eine volle Landwirtschaft hatte. Er hatte vier Söhne und sah es daher gern, daß sein Wilhelm geistiger Arbeiter wurde, zunächst nach seiner Konfirmation als Schreiberlehrling in der Kanzlei des Gemeindevorstandes. Von großem Wissensdrang beseelt, besuchte er in seiner Heimat erst noch höhere Schulen, darnach kam er auf Rat und Empfehlung eines Pastors in der Kolonie hierher nach Neuendettelsau zu weiterer Vervollkommnung. Hier war er drei Jahre, von 1873 bis 1876. Heimgekehrt wurde er Oberlehrer in einem Lehrer-Seminar und später Direktor. Unter ihm wurden 250 Lehrer ausgebildet. Nach 25 Dienstjahren pensioniert, unterrichtete er noch viele Jahre in einer höheren Töchterschule seines Geburtsortes Tarutino. Im ganzen hat er 48 Jahre Unterrichts- und Erziehungsarbeit geleistet und stets im großen Segen gewirkt. Bald nach [seiner] Heimkehr heiratete er. Er hatte 5 Kinder. Zwei Töchter starben im blühenden Alter, eine ist höhere Lehrerin, ein Sohn Eisenbahnbeamter, der jüngste, etwas schwach, bei seiner Mutter<sup>178</sup>, die nun auch als Witwe nach Deutschland kam. Von 1920 bis 1924 war Mutschall Präsident des Konsistoriums der Evang[elisch]-Luth[erischen] Kirche in Bessarabien. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch die Geschichte der Evang[elisch]-Luth[erischen] Gemeinde in Tarutino,<sup>179</sup> einer Stadt, die über 4 000 Evangelische Einwohner zählt.

Es war gewiß ein schwerer Schritt dieser rund 90 000 Ev[angelisch]-Luth[erischen] Volksdeutschen, die Heimstätten ihrer Väter und Großväter, mit schwerer Arbeit gegründet, zu verlassen, und nun hier im alten Vaterland einer immerhin ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. – Der Gottesfeindschaft in Rußland sind sie entronnen – und droht hier nicht die Christusfeindschaft, die ihnen den seligmachenden Heilsglauben in Christ Jesu rauben möchte? Sind das nicht die verderbendrohenden Strudel der Scylla und Charybdis? Sie können dabei leicht vom Regen in die Traufe kom-

176 Johann Geigle war von 1917 bis 1928 Lehrer und anschließend Schulleiter in Tarutino gewesen.

177 Joh 9,4.

178 Elisabeth Mutschall, geborene Widmer (1857–1947), hatte sich 1877 mit Wilhelm Mutschall verheiratet.

179 Wilhelm Mutschall: Geschichte der Gemeinde Tarutino von 1814 bis 1934, Tarutino o. J., Nachdruck Hannover 1966.

men. Kein Pfarrer soll ihre Lager besuchen. – Sie verdienen unsere ganze Teilnahme, Fürbitte und christbrüderlichen Zuspruch, | damit sie nicht zu sehr getäuscht, damit sie gestärkt werden gegenüber den hier drohenden Versuchungen, ihren beseligenden Christusglauben aufzugeben und Beute eines seichten Deismus im »Deutschglauben« zu werden.

Wie schön schreibt Oberlehrer J. Geigle vom Abscheiden seines Lehrers Mutschall: *„Er starb im festen Glauben an seinen Erlöser, den er auch sein Leben lang in Wort und Tat bekannte . . . Von großem Segen war er für seine Schüler und durch dieselben für das ganze Deutschtum in Südrußland!“*

An Mutschalls Beerdigung beteiligten sich außer der großen Kirchgemeinde von Tarutino auch alle Lehrer der drei Mittelschulen in Bessarabien und die 13 Lehrer der höheren Schule in Tarutino, deren Direktor J. Geigle am Grabe dem Verstorbenen kurze Worte des Dankes nachrufen durfte.

Zweifelsohne war Mutschall mit seinen Schülern und Freunden und den Lutherischen Christen in Bessarabien nach Christi Auftrag an seine Jünger *Licht und Salz*<sup>180</sup> im fernen Osten. Gott helfe ihnen und uns, daß wir alle es auch hier im Vaterland werden. Es tut Not! –

Oberlehrer J. Geigle und seine Freunde in Röcklingen waren bekümmert, wo wohl die Witwe von Mutschall hingekommen sei. – Das erfuhr ich nun heute (29. Oktober) von Pfarrer Burkert. Sie ist im Waldheim mit 120 Seelen aus Bessarabien, meist Alte, Frauen und Kinder. Eine Frau von 86 Jahren lag dort im Sterben. Auch die Witwe Mutschall ist jedenfalls schon tief in den 80. Ich hoffe sie noch zu sehen. Gott walte es alles aufs Beste mit unserm Vaterland und uns und unsern Mitchristen und Freunden aus Bessarabien.

Das »ewige« Deutschland tut es nicht, wie ich seinerzeit auch den Herren vom Fichtebund in Hamburg sagte: Kein irdisch Reich habe die Verheißung ewigen Bestandes, alle sind sie auf- und wieder niedergegangen. Die beste Aussicht auf lange, wenn auch nicht ewige Dauer, habe das III. Reich, wenn seine Führer Gott, dem Höchsten, die Ehre geben. *Heil sei dem, der auf dem Stuhle sitzt, dem großen und wahrhaftigen Gotte und dem Lamm, seinem einigen Sohn, unserem Heiland und Erlöser.*<sup>181</sup> Damit genug von unseren Freunden aus Bessarabien.

Nun aber zum Schluß dieses Kapitels, dem kurzen Bericht über die Feier unserer Aussegnung. Sie fand statt am Nachmittag des Ostertages im Jahr 1878, und der Original-Bericht darüber findet sich in den „Kirchlichen Mitteilungen aus, über und für Nord-Amerika“, Nr. 4.

180 Der Verfasser spielt auf Mt 5,13f. an.

181 Offb 7,10.

Mit mir und Br. Liedtke wurden noch Br. Berkemeier, der in Erlangen noch ein paar Semester Vorlesungen gehört hatte, und Br. Schmidtkonz aus Ettenstatt, der im Prediger-Seminar Dubuque in Nord-Amerika fertig studieren sollte, ausgesegnet.

Die Feier war vom herrlichen Frühlingswetter begünstigt. Um zwei Uhr zog man, die Posaunenbläser voran, unter dem Gesang des Liedes: „Jesu geh voran auf der Lebensbahn“<sup>182</sup> in die übervolle Kirche, in welcher Inspektor Deinzer die Predigt über 1Kor 15,14–20 hielt.

Dem Charakter der Doppelfeier entsprechend, die man beging, suchte er dem Texte, außer der in ihm unmittelbar liegenden Beziehung auf die Ostertatsache, auch eine Beziehung auf die beabsichtigte Aussegnungsfeierlichkeit zu geben.

99|100 Es wurde einleitend gezeigt, wie der Herr, als er am Abend seines Auferstehungstages mit dem Friedensgruß und dem Geistehauch von seinen verklärten Lippen in den Kreis seiner Jünger | trat, um sie mit der Botschaft des Friedens auszusenden in alle Welt, selbst die erste Aussegnung und Aussendung der auserwähltesten Sendboten, nämlich der heiligen Zwölfboten, vorgenommen habe, und wie dadurch auch die Verbindung unserer bescheidenen Aussegnungsfeier mit der Osterfeier gerechtfertigt sei. Sodann aber wurde auf Grund des Textes selbst dargelegt, wie die Tatsache der Auferstehung des Herrn die Grundvoraussetzung sei für alles Werk des Amtes und der Mission. Ohne Auferstehung des Herrn gäbe es weder Amt noch Mission, noch eine Abordnung und Sendung zu beiden. Hier seien einige Jünglinge, die, nachdem sie ihre Vorbereitungszeit beendet, nun hinausgehen sollten in die Wälder und Prärien Amerikas und in die sonnenverbrannten Steppen Australiens, um teils den verlorenen Kindern vom Hause unserer Kirche, teils den Heiden das Wort des Lebens zu predigen. Aber was sollten sie predigen, wenn Christus nicht auferstanden wäre? Ohne die Auferstehung Jesu fehlte seinem Leben der siegreiche Abschluß, seinem Opfer die Annahme, seiner Person und seinem Opfer das Siegel der göttlichen Anerkennung und eben deshalb der apostolischen und aller andern Predigt der Inhalt und Gehalt, die Wahrheit und der Wert. Ohne die Auferstehung Jesu wären ebendeshalb auch die Prediger des Wortes Leute von sittlich verwerflichem Charakter, „Falsche Zeugen“, wie der Apostel V[ers] 14 sagt.

Das Amt eines Dieners Christi – wurde weiter gesagt – sei jedoch nicht bloß, zu predigen, sondern auch, die Sakramente zu verwalten. Ohne die Auferstehung seien aber auch die Sakramente nichts anderes als allen Inhaltes entleerte, kraft- und wirkungslose Zeremonien. Die Taufe könnte – ohne die Auferstehung Jesu – nicht sein, was sie sein soll: eine Einpflanzung in die Gemeinschaft des Todes und der Auferstehung Jesu Christi; und das heilige Abendmahl wäre nicht die verklärte Speise, die da Leib und Seele nährt zur Unsterblichkeit, sondern eine reine Gedächtnisfeier zum Andenken eines Toten – ein Leichenmahl – weiter nichts. Und wie keine Taufe und kein

182 Ein von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf 1725 verfaßtes Kirchenlied.

Abendmahl, so gäbe es – ohne die Auferstehung Jesu – auch keine Absolution und also keinen Trost im Leben und im Sterben. Vielmehr würde allen Christen das trostlose Wort gelten: „Ihr seid noch in euren Sünden!“ (Vers 17.) Und die Folge davon wäre, daß uns auch aller Trost im Tode weggerissen wäre, und statt der Hoffnung auf eine selige Ewigkeit würde uns nichts bleiben, als das Wort der Verzweiflung: „verloren“! Wie denn auch der Apostel sagt: „So (nämlich wenn Christus nicht auferstanden ist) sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren.“ (V[ers] 18.)

Nach dem allen sei es wohl begreiflich, wenn der Apostel, die Summe des Gesagten ziehend, den Satz aufstellt, daß ohne die Auferstehung Jesu die Christen die Elendsten unter allen Menschen wären. Denn wenn die Auferstehung Jesu Christi nicht feste, unumstößlich gewisse Tatsache ist, so ist das Leben des Christen eine verhängnisvolle Täuschung bis dahin, wo mit dem Tode die fürchterlichste Enttäuschung beginnt.

Doch, *Gottlob!*, daß diese ganze Folgenreihe an einer falschen, unwirklichen, unmöglichen Voraussetzung hängt. Das triumphierende Wort des Apostels: „Nun aber ist Christus auferstanden und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen“ (V[ers] 20) stößt diese ganze Schlußkette um. Wie die goldne Morgensonne die bange Nacht mit ihren ängstigenden Träumen verscheucht, so zerrinnt vor der leuchtenden Ostersonne dieses Verses (V[ers] 20) das Schreckgespenst dieser entsetzlichen Folgenreihe in wesenloses *nichts*.

Christ ist erstanden, wahrhaftig auferstanden, und darum ist unsere Predigt wahr und unser Glaube auf Felsengrund | ruhend. Nun ist auch alles, womit das Amt des Neuen Testaments umzugehen hat – Predigt, Taufe, Abendmahl, Absolution – heilige Wirklichkeit und Gotteskraft zur Seligkeit. Nun hat es auch einen Sinn, wenn wir Ostern durch eine Aussendung von Sendboten des Friedens und Zeugen der Auferstehung Jesu feiern. Und mit welchem Mut und mit welcher Freudigkeit können nun unsere jungen Brüder hinausgehen an ihre heilige Arbeit, da sie wissen, daß er, der Auferstandene, mit ihnen geht, daß er mit seiner wirksamen Allgegenwart bei ihnen ist alle Tage. „*Christus ist um unserer Sünde willen dahingegeben und zu unserer Rechtfertigung wieder auferwecket*“, das ist das große, aller Annahme würdige Wort, das sie hinaustragen sollen in alle Welt – und dazu rufen wir ihnen Glückauf! und Hosiana zu. Drum Preis und Ehre dem Auferstandenen, Heil und Segen aber unsern Brüdern, den Zeugen seiner Auferstehung! *Amen*.

Nach der Predigt fand vor dem Altare die feierliche Aussegnung unserer diesjährigen Sendlinge unter Gebet und Handauflegung statt. Ein erhebender Chorgesang („Der Herr ist mein Hirte“<sup>183</sup>), von den Zöglingen des Missionshauses unter Leitung des Ortskantors ausgeführt, und ein Gebet des Hirten der Gemeinde schloß die Feier.

(Anmerkung. Für diese Feier hatte Freund Gottlieb Berkemeyer als Student von Erlangen wohl [einen] schwarzen Kirchenrock mitgebracht, aber nur scheckig bunt ka-

183 Ps 23.

rierte Hosen, die ihm zur Gelegenheit nicht passend erschienen. Ich war so glücklich, ihm von meiner doppelten Garnitur der neuen Ausstattung aushelfen zu können.)

Während des Gottesdienstes hatte sich ein Gewitterregen entladen, und die Wolken trafen reichlich, als die versammelte Gemeinde das Gotteshaus verlassen wollte. Als dann aber bald vom entwölkten Himmel die Sonne wieder strahlte, erschien die ganze Flur so frühlingmäßig und hoffnungsgrün.

Möge der Herr auch später über all den Orten, wo unsere Brüder dereinst wirken werden, die Wolke seines Segens träufeln lassen, auf daß durch die Kraft seines Wortes und Sakramentes Ihm da und dort heilige Ostern grünen in der Wüste dieser Welt.  
*Amen.*

Mit diesem Aussegnungsbericht und *Amen* unseres vollendeten Missions-Inspectors Johann Deinzer schließe dieser Abschnitt meiner Erinnerungen.

Als Anhang etliche Verse und Gedichte, die während meiner Studienzeit im Garten meines Gemütes gewachsen – ordinär ausgedrückt auf eignem Mist: –

### *Der Frühling*

Gekommen ist nun wiederum die Zeit,  
Da unsere Erde prangt im Frühlingskleid.  
Gesträuch und Bäume haben neues Laub,  
Was vorher war des kalten Winters Raub,  
Aufs Neue ist es ihnen schöner Schmuck.

Der Blumen süße Düfte in dem Tal,  
Der Blüten Wohlgerüche überall,  
Der goldnen Morgensonne milder Schein,  
Des Abendwindes Säuseln in dem Hain,  
Das alles uns mit Fröhlichkeit erfüllt.

Die leichtbeschwingten Säger in der Luft  
Der warme Frühling wieder zu uns ruft;  
Ihr schönes Lied, das hell und klar erklingt,  
Des Schöpfers Macht und Herrlichkeit besingt;  
Ihr Lob und Preis dem Herren wohlgefällt. |

101|102

In dieser wonnevollen Frühlingszeit  
Sich Jedermann der schönen Schöpfung freut;  
Vor allem soll die Jugend frohen Mut  
Bewahren als ein hohes, teures Gut;  
Doch nur in Gott soll ihre Freude sein.

Der Frühling ist die Saat- und Blütezeit,  
Da sproßt und keimet alles weit und breit,

Damit im heißen Sommer ausgereift,  
Im Herbst die Früchte werden eingeheimst.  
Des Winters Mangel ihre Füll' ersetzt.

Dies soll der Jugend eine Mahnung sein,  
Mit Fleiß und Eifer zu bestellen fein  
Die gute Aussaat für die Lebenszeit,  
Die mannichfache edle Früchte beut  
Zu Gottes und der Menschen Wohlgefall'n.

*Ein schöner Abend*

31.5.[18]77, N[euene]d[ettelsau]

Wie wunderschön ist diese Abendzeit!  
Es ist entfaltet alle Herrlichkeit,  
Die bieten kann ein Maientag.  
Wenn wir ergehen uns in milder Luft,  
Wenn uns umgibt der Blüten süßer Duft,  
Dann unser Herz sich freuen mag.

*Abschiedswort an einen Bruder*

Nun, wir wollen Freunde bleiben  
Unsre ganze Lebenszeit!  
Mögen immerhin uns scheiden  
Länder, Meere, groß und weit.  
Mußt Du einst im Westen Amerikas wohnen  
Und ich in des fernen Australiens Zonen –  
So soll doch die Liebe uns allzeit verbinden,  
Bis wir in dem Himmel uns wiederum finden.

*Geburtstagswunsch an M. (10. April [18]77)*

Gottes Gnade, Friede, Segen,  
Werde heute Dir zu Teil.  
Und auf allen Deinen Wegen  
Folge Dir nur Glück und Heil!  
Es mögen Dir erblühen viele edle Freuden  
In Deinem heute angefangnen neuen Lebensjahr  
Der Herr woll' allewege schützend Dich begleiten  
Bewahren Dich in Trübsal, Not und jeglicher Gefahr.

Nun, Melchert, Du Geburtstagskind,<sup>184</sup>  
Nimm diese Wünsche an,  
Die, wie ich sagen kann,  
Aus brüderlichem Herzen sind.

*An eine Konfirmandin (Buchhof-Bauern Bärbel)*

Bewahre stets den Bund der Treu  
Den Du mit Gott geschlossen!  
Dein Leben dem zum Dienste weih',  
Der für Dich hat vergossen  
Sein teures Blut im großen Schmerz,  
Wofür er haben will Dein Herz.  
Gib's ihm allein zu eigen. |

102|103

*Abschiedsgrüße an scheidende Brüder*

*I. Bruder Hertlein*

Leb' wohl!  
Seh'n wir auch nie mehr uns auf Erden,  
Geb' Gott,  
Daß wir vereint im Himmel werden.  
Leb' wohl!

*II. Bruder Meyer<sup>185</sup> aus Radwang*

Leb' wohl!  
Gott sei mit Dir auf allen Deinen Wegen,  
Krön' Deine Arbeit im Beruf mit Segen.  
Leb' wohl!

*III. Br. Haag aus Tauberscheckenbach*

Zieh' hin mit Gott!  
Auf ihn kannst Du in jeder Not vertrauen,  
Er läßt Dir stets auch seine Hilfe schauen.  
So hat's nicht Not.

184 Diese Zeilen richten sich demnach an Gustav Melchert aus Weißenhöhe in der Provinz Posen, der 1879 als Pfarrer nach Nordamerika entsandt wurde.

185 Andreas Meyer, geboren in Radwang in Mittelfranken, wurde 1877 als Pfarrer in die USA ausgesandt.

*Ein Abendspaziergang im Walde von Birka bei Heinfeld,  
am 29. März 1876*

Wie lieblich ist der Vögel süßer Sang  
Im schönen Tannenwalde.  
Sie bringen Gott, dem Schöpfer, ihren Dank  
Der, immer stets der Alte,  
Durch seine Vätergüte alles fröhlich macht:  
Es sei ihm auch von mir ein Loblied dargebracht.  
Wenn sanft und leis der milde Abendwind  
Im stillen Walde wehet;  
Wenn der Gesang der Vögel hell durchdringt  
Und alles fröhlich stehet,  
Dann wird auch mein Gemüt der Lust und Freude voll,  
Die dieser schöne Abend mir verkünden soll.  
Und wenn zuletzt die finstre Nacht einbricht  
Mit ihren dunklen Schatten,  
So spenden dennoch Mond und Sterne Licht  
Daß ich nicht darf geraten  
In Angst und Schrecken ob der großen Finsternis  
Und meinen Weg auch jetzt noch gehen kann gewiß.

*Noch ein Frühlingslied*

Der schöne Frühling ziehet ein,  
Der Winter ist dahin.  
Drum kann ich auch nur fröhlich sein  
In meinem ganzen Sinn.  
Die Sonne scheint lieblich warm,  
Die Luft ist nun so lau;  
Drum nenne Dich, o Mensch, nicht arm,  
Und Deinem Gott vertrau.  
Er, der den Frühling kommen ließ  
Mit seiner Herrlichkeit,  
Der wird auch Dir, o glaube dies,  
Ein Helfer sein bereit. |

103|104

*Abschied von der Heimat am Ende der Ferien,  
am 31. März 1876*

Lebet wohl, ihr wald'gen Höhen!  
Ich muß ferne von euch gehen.  
Doch kommt auch bald die Zeit,  
In der ich werd' wie heut'  
Euch wieder grüßen dürfen.

*Der Schwester Kunt in die Traubibel,  
im September 1877*

Halt Dich, o Schwester, allezeit  
An Gottes Wort allein.  
Es wird im Glücke wie im Leid  
Dein bester Führer sein.

**104|105** Diese Schwester, nach Haunritz verheiratet an einen Veteranen des Siebziger Krieges,  
starb im ersten Kindbett vor meiner Ausreise nach Australien. |

**2**

**ALS MISSIONAR IN AUSTRALIEN  
(1878–1886)**



## MEINE AUSREISE NACH AUSTRALIEN IM JAHRE 1878

Abreise aus der Heimat am ersten Pfingstfeiertag. Ankunft in Australien im August auf dem Dampfer Sommersetshire.

Mit der Aussegnung am 1. Ostertag 1878 in der Dorfkirche zu Neuendettelsau schloß also die Zeit meines Aufenthalts im Missionshaus.

Unser Australienfahrer, Sommersetshire, sollte nach Trinitatis von London, der Hauptstadt des Britischen Weltreiches, auslaufen. – Somit hatte ich die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten frei und konnte sie im Elternhaus zu Buchhof verbringen. Aus jenen Tagen stammen nachstehende Verse.

*Vor dem Abschied aus der Heimat im Frühjahr 1878*

Traute Heimat, schönes Heim,  
Wie bist du so teuer mir,  
Und was könnte schwerer sein  
Als zu scheiden nun von dir!

Stilles Vaterhaus, darin ich einst geboren,  
Dessen graues Strohdach mir so lieb und wert,  
Wenn ich dich für immer aus dem Blick verloren,  
Tiefe, stille Wehmut in mein Herz einkehrt.

Und wie nahen bald die Zeiten,  
Da ich von der Heimat,  
Von der lieben Heimat  
Muß auf Nimmersehen scheiden.

Es galt nun allmählich, Abschied zu nehmen von Freunden, Verwandten und Bekannten. Auf einer meiner letzten Durchreisen durch das alte Nürnberg verabschiedete ich mich auch von dem guten Buchbinder Arndt und seiner freundlichen Lebensgefährtin, wo ich in drei Jahren oftmals war eingekehrt, und von dem lieben Freundeskreis in und um Fürth mit der wohlthätigen Wagnerswitwe Beuschel und der Gönnerin Witwe Öster in Unterfarnbach.

Doch auch meinen alten Meister, Jeremias Kettler, bei den Sieben Zeilen am Webersplatz, nahe dem Maxtor, suchte ich noch auf, bei dem ich vor sieben Jahren aus der Lehre gesprungen war, da mich die alte Meisterin weidlich ausschimpfte, daß ich aus dem vornehmen schönen Nürnberg, wo etwas aus mir hätte werden können, zu den dummen Bauern in der wüsten Oberpfalz zurückkehren wollte. Sie lebte nun

nicht mehr. Als ich den alten Meister nach ihr fragte, sagte er: „Die Alte is g'stoabn, die hat uns noch z' schaffen g'macht!“<sup>1</sup> So war sein Haus leerer geworden und die Werkstatt noch mehr. Da schaffte mit dem Meister zusammen nur noch der G'sell, der schon vor sieben Jahren mit mir zusammen dort war. Rotschmiedereien und ähnliche Handwerke, wie auch Nagelschmieden, gingen damals ein. Als ich ihm sagte, daß ich nach Australien ginge als Missionar, bemerkte er: „So haben Sie wohl für die Kirche studiert!“ Auch die Tante kam herbei, die Schwester | von der „Alten“ Meisterin. Sie staunte mich an und bemerkte: „Na, Sie hob'n sich ober g'macht!“<sup>2</sup> Da hatte ich also ein zweites gutes Abgangs-Zeugnis. Auch der G'sell am Schraubstock, den ich vor bald sieben Jahren verlassen hatte, grinste mich verwundert an, Rupprecht hieß er. – So nahm ich Abschied von den guten Leuten, mit Dank gegen den Herrn, der mich soweit gebracht.

Und nun lebte ich zu guter letzt rund sieben Wochen im schlichten Elternhaus, wo man aus einer Schüssel ißt, den Löffel säuberlich am blauen Tischtuch abwischt; wo nicht Jeder seinen Teller hat, sondern das Fleisch vom Brot ißt als einem eßbaren Teller, wo nicht Jeder seine eigne Waschschüssel hat, sondern einen Napf aus dem Ölhofa<sup>3</sup> füllt, um sich zu waschen, wenn mans braucht, und am gemeinsamen Handtuch sich abtrocknet, um der vielbeschäftigten Mutter in jeder Hinsicht Arbeit zu sparen. So konnte ich aus einfachen Verhältnissen in noch einfachere gehen, zu den Austral-Negern an der Coopers Creek und zu den Papuas in Neu Guinea in Simbang und auf Sattelberg, wo man mit Vergnügen aus Holzmulden und von Bananen-Blättern ißt.

Da hörte ich nun eine Zeitlang noch einmal meine eigenste Muttersprache, das Oberpfälzer Idiom. Sogar die vielen Krähen so nahe bei der Schinderei am Hosla sprechen dort Oberpfälzerisch. So erzählte mein Vater, wie sich einmal fünf Krähen recht angeregt unterhielten über einen erwünschten Fund, ein altes totes Pferd: 1. „Ig woiß an alten Gaal!“ 2. „Wao denn, wao denn?“ 3. „Am Ranga, am Ranga!“ 4. „Is a fast, is a fast?“ 5. „Zahdüa, zahdüa!“ und endlich die 6. „Daogt, daogt, daogt!“<sup>4</sup>

Die Schinderin, die Mutter der Hosa-Klal, die vor Jahren mit uns nach Heilsbronn gewandert, interessierte sich auch für mich und fragte unsern Schneider, den Hufstohterer, der dort wie auch bei uns auf der »Stöia« (Hausarbeit) war: Ob diese Luthrischen Missionare auch heiraten dürfen? Der Schneider sagte: „I denk wuhl.“ Da fuhr sie entrüstet heraus: „Na nimmt ea ebba schou oane mit af d'Roas!“<sup>5</sup>

1 „Die Alte ist gestorben, die hat uns noch zu schaffen gemacht!“

2 „Na, Sie haben sich aber gemacht!“ Gemeint ist: „Sie haben sich aber positiv entwickelt!“

3 Ein neben dem Herd eingebauter Wasserbehälter, dessen Inhalt durch den Herd mit erhitzt und warmgehalten wurde.

4 „Ich weiß einen alten Gaul!“ „Wo denn, wo denn?“ „Am Abhang, am Abhang!“ „Ist er fett, ist er fett?“ „Zaundürr, zaundürr!“ „Taugt, taugt, taugt!“ Das Krähengeschrei wird lautmalerisch nachgeahmt.

5 „Na nimmt er etwa schon eine mit auf die Reise!“

Daran dachte ich natürlich nicht, war ja erst Zwanzig, also doch zu jung zum Heiraten. Ich hatte auch gelegentlich gehört, daß die Hermannsbürger Missionare, die vor mir an der Coopers Creek gewesen, gar zu schnell heiraten wollten, was unsern Lutherischen Gemeinden in Australien nicht gepaßt hätte. So konnte ich den Schneider bescheiden, er könne die alte Schinderin beruhigen. So ein Jahrzehnt wollte ich schon ledig bleiben. (Es kam dann freilich anders.)

Die Schneider und Metzger, die alljährlich einmal oder auch öfters ins Haus kommen auf einen oder mehr Tage, hatten mich als Knaben immer erfreut durch allerlei Geschichtlein, die Kinder gerne hören. Der Hofstohdt-Schneider hatte mir als Knaben einmal ein recht interessantes Buch zum Lesen gegeben, die Reisebeschreibung eines Forschungsreisenden in Südafrika, der von Hottentotten und Zulukaffern in den alten Zeiten erzählte, was mich Missions-Aspiranten ganz besonders fesselte.

Unser Hausmetzger, der Förster Bauer vom Nonhof, erzählte mir auch einmal so a »Sogmahl« (Sag-Märchen) von einem dummen Teufel, der sich einen Geheimnamen gegeben hatte, um die Bauern besser prellen zu können, den Namen Spinozal. Er freute sich so, daß die Leute seinen Geheimnamen nicht auffinden könnten, daß er in einer Scheune, wo er übernachtete, wohlgefällig vor sich hinsang: „O is dös mir a Spaß, daß dös | der Ding niat was, daß i Spinozal haß!“<sup>6</sup> Ein Knecht, in der Scheune versteckt, hört den Triumph-Gesang des Bösen, und als der sich ihm wieder nahte zu Betrug und Verführung, vertrieb er ihn durch Zuruf seines Geheimnamens. –

106|107

Einmal saß ich in der Stube auf der Ofenbank, da erschien der Schlotfeger, auch ein mehrmaliger Besuch im Jahr. Er schaut mich erstaunt an und geht berufsgemäß zur Mutter in die Küche. Die fragt er: „Wos sitzt denn varn in der Stub'm für a Haocha?“ „Der k'haiat una.“ „Haots engg su an Haong?“ fragt der Schlotfeger wieder. „Ha freili!“ gibt die Mutter ihm Bescheid.<sup>7</sup>

Eines Tages waren wir zusammen in der Wohnstube, da schaut die Mutter zum Fenster hinaus uns sagt: „Wos kummt denn dao für a Wöisti ara vom Bauernhuf?“<sup>8</sup> Ich schau hinaus und sage: „Dös is doch ka Wöiste, sondern eine fein gekleidete Frau-enperson.“ Sie tritt in die Haustür, klopft an der Stubentür und entpuppt sich als die Pfarrerstochter von Alfeld. Sie grüßt mich von ihrem Vater, und er ließe mich bitten, ihn zu besuchen, da er mir etwas sagen und mich fragen wolle. Es war der Herr Pfarrer Lainisch, der mir vorm Eintritt ins Missionshaus die alte lateinische Grammatik

6 „O ist das mir eine Freude, daß das der Soundso nicht weiß, daß ich Spinozal heiße!“

7 „Was sitzt denn vorne in der Stube für ein Hoher?“ „Der gehört [zu] uns.“ „Ihr habt so einen Hohen?“ „Ja freilich!“ Der Ausdruck »Haocha« scheint sich nicht auf Flierls Körpergröße zu beziehen (dazu siehe I 294), sondern darauf, daß der junge Mann den Habitus eines gebildeten hohen Herrn hatte (vgl. den Gebrauch des Worts in I 57).

8 „Was kommt denn da für eine garstige Gestalt aus dem Bauernhof heraus?“

geschenkt hatte mit der sonderbaren Regel: „*Sum, sus, sut*; das Ding, das tut nicht gut. *Sum, es, est*; so ist es besser g'west.“

Nächsten Tages ging ich hin, und er eröffnete mir: Er könnte zur Zeit keinen Vikar mehr bekommen. Er selber könne nicht mehr predigen, und einen Lehrer immer lesen lassen, das ginge doch auch nicht an, ob ich nicht einspringen wollte in meinen freien Wochen vor meiner Ausreise. Ich sagte zu und predigte nun sieben Male in Alfeld im Jahre 1878 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten. So hatte ich etwas rechtschaffenes zu tun in meiner letzten Freizeit, bereitete mich die Woche durch auf meine Predigten vor und spazierte am Sonntag Morgen in jenen schönen Frühlingstagen nach dem dreiviertelstunden entfernten Alfeld, nach dem großen Dorf mit rund 1 000 Einwohnern und vielen eingepfarrten Ortschaften. Der Kirchenbesuch war in jenen fernen vergangenen Zeiten immerhin noch ziemlich gut. Besonders bei Gelegenheit meiner letzten Predigt am ersten heiligen Pfingsttag. Es war schwül gewittrig, die Kirche gedrängt voll, und [so] sah ich ein paar Leute in Ohnmacht fallen. Ich erinnere mich noch an ein Wort in meinem damaligen Fest-Evangelium: „*Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen!*“<sup>9</sup> Und ich hatte am gleichen Tag von hinnen zu gehen, hinaus in die weite Welt als Bote des Evangeliums.

Nach dem Gottesdienst verabschiedete ich mich im Pfarrhaus. Der alte Pfarrherr überreichte mir ein Viatikum. Mutter und Tochter weinten ein wenig, weil ich gar so weit in die Welt hinaus müßte, und ich war fröhlich, dem ersehnten und erstrebten Ziele so nahe zu sein. Der alte Pfarrer ging bald zur letzten Ruhe und fand sein Grab nahe der alten und altertümlichen Kirche mit mächtigem Kirchturm. Die Tochter besuchte alljährlich das Grab der Eltern vom Pfarrtöchterheim in Windsbach aus. Da trafen wir uns nachmal vor 30 Jahren im Postauto von Hersbruck zur Klaramühle, als ich mit Frau die alte Heimat und ihre Berge noch einmal sehen durfte und die Pfarrtochter nach ihrer Gewohnheit in der milden Sommerszeit zum Grab des Vaters reiste.

Urlaub hatten in der alten Zeit die Pfarrer so gut wie nie. Waren sie ja einmal an einer Sonntagspredigt verhindert, so mußte der Schulmeister ein schwarzes Mäntelchen umhängen und unter der Kanzel eine Predigt lesen.

107|108 Da passierte einmal in Etzelwang etwas Seltsames. Der Pfarrer war weg und hatte vergessen, den Lehrer zum Predigtlesen | zu bestellen. Die Bauersleut kamen zusammen mit ihren Gesangbüchern. Saßen lange und gingen verlegen wieder auseinander. Sie hätten ja auch ein Lied singen können und einer aus dem Haus ein Predigtbuch holen und lesen. Unsere Missionschristen in Neu Guinea würden irgendwie für sich allein Gottesdienst gehalten haben. – Doch damals war es nicht so weit, weder in der Heimat noch im Heidenland, zu eigener Initiative des Kirchenvolkes.

9 Joh 14,31b.

Also an jenem Pfingsttag-Nachmittag, da ich in der Frühe zum letzten Male in Alfeld gepredigt, war meine schlichte Abschiedsfeier im Elternhaus. Nächste Verwandte und auch mein Freund, der Naglers-Johann, war[en] dabei. Die Mutter braute ihren besten Kaffee. Im Jahr nach meiner Ausreise starb sie. Der Bruder Ulrich hatte kurz vor ihrem Ende noch eine junge Hausfrau heimgeführt. Die Mutter war recht müde und abgearbeitet. –

Ich sprach kurze Abschiedsworte zu dem Psalmwort: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben errettet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler!“<sup>10</sup>

Dann nahm ich kurz und getrost Abschied, und die alte gute Mutter wunderte sich. Mit Ulrich und dem Naglers-Johann wanderte ich nach Fürnried, vom Pfarrer Kohl, meinem alten Lehrer, Abschied zu nehmen. Der Weg führte beim Wirt Reif „Zur goldnen Sonne“ vorüber nach dem Sonnenland Australien. Wir nahmen im Hausflur noch einen Schluck Bier, dem bayrischen National-Getränk. Von da ging unser Weg nach Hofstetten hinauf ein halbes Stündlein, wo ich mit Bruder Ulrich das vorher bestellte Fuhrwerk besteigen wollte, zu dem am Sonnabend vorher Ulrich mein Reisegepäck per Schubkarre befördert hatte.

Da, vorm Eingang des Ortes, auf einem Feldrain, saß ganz unerwartet mein alter Vater, er war auf einem nahen Richtweg dahingekommen, mich ein allerletztes Mal zu sehen. Noch einmal ein warmer Händedruck. Er lebte nach meinem Abschied noch über ein Jahrzehnt, bis 1890, hat auch eigenhändig mir kleine Brieflein geschrieben neben den längeren Briefen des Bruders Ulrich.

In Hofstetten stand das Pferdewägle mit meinem Reisegepäck bereit. Der Naglers Johann Hörmann verabschiedete sich mit Händedruck und kehrte zu seiner alten Mutter in Fürnried zurück. Bruder Ulrich begleitete mich bis Nürnberg. Der Fuhrmann bis Hersbruck war der Pleishof Steffel, ein Jahr älter wie ich, nun Knecht in Hofstetten. Er leitete das Gefährt sicher den hohen Berg hinab zur Klara- oder Tauber-Mühle, und dann ging es flott und schnell weiter das herrliche Tal hinein bis nach Hersbruck in der lauen Frühlingsluft. Am Bahnhof verabschiedete ich mich von meinem letzten Schulkameraden, übergab ihm ein Neues Testament zum Andenken und kleines Trinkgeld.

Mit [der] Bahn fuhr ich nach Nürnberg in Begleitung von Bruder Ulrich. Mein Zug ging erst weiter um Mitternacht, und wir hatten noch Zeit und Muße zu [einer] Abschiedsunterhaltung. Der treue Bruder hatte noch das Geld in der Tasche, um meine letzte Buchbinderrechnung bei Freund Arndt zu begleichen nach Besuch der

10 Ps 103,1–5.

Kirche am zweiten Pfingsttag. Ein Bericht über seine glückliche Heimkehr erreichte mich erst in Australien.

108|109 Bei der Fahrt nach Hamburg kehrte ich am zweiten Pfingsttag noch in Hermannsburg ein, wo ich einen Zögling Wurth aus Bayern kannte, sah auch Direktor Louis Harms, dem es etwas befremdlich schien, daß ich nach einer alten Station kam, | im Inneren von Australien.

In Hermannsburg fand damals ein großer Austritt aus der Hannoverschen Landeskirche statt und Bildung einer Hermannsburger Freikirche. Die Freigemeinde war eben dabei, mit großem Opfermut und Opfersinn eine große neue Kirche zu bauen. Den Beginn des Baues sah ich. Staatsbeamte, zumeist wohl aus Preußen, standen zu dieser Bewegung nicht sehr freundlich. Als ich in Unterlüß umstieg nach Hermannsburg, bemerkte der Schalterbeamte hämisch: „Was wollen Sie denn in Hermannsburg, sich die kirchlichen Verhältnisse ansehen?“ Ich beharrte stillschweigend auf meinem Vorsatz. – Der Br. Wurth führte mich zu guten Missionsfreunden und Missionsfreundinnen am Ort.

Zur Erhaltung des Missionswerkes standen in der Folge doch Landeskirchliche und Freikirchliche zusammen. Das Personal im Missionshause an Schülern und Lehrern war gemischt. Der spätere Direktor Haccius<sup>11</sup> war landeskirchlich, der zweite Direktor, Egmont Harms<sup>12</sup>, Sohn von Louis Harms, freikirchlich. Er residierte zumeist auf dem Feld, in Süd-Afrika. Die hannoversche Lutherische Freikirche hatte in Süd-Amerika auch noch eine eigne Mission.

Am Mittwoch nach Pfingsten langte ich glücklich in der großen Seestadt Hamburg an. Ich begab mich zur „Herberge Zur Heimat“, allwo ich verabredeter Maßen mit meinem Freund und Reisegefährten, Bruder Matschoß, zusammentreffen wollte. Es war ein riesiger Bau. Eskimos würden gesagt haben: „Ein Berg und Höhlen darin!“ Erst ließ es sich an, als sollte es keine „Herberge Zur Heimat“ für mich werden. Man wollte mich wieder hinauswerfen wegen Überfüllung. Ich setzte mich tapfer zur Wehr. Für mich mußte Platz sein als »Stelldichein« mit einem Reisegefährten, Pastor Matschoß, nach dem fernen Australien. Als ich mich eben mit der Dienerschaft der Herberge noch herumkämpelte, wurde ich von hinten am Rockschoß gezogen, und als ich mich umwandte, stand Br. Matschoß vor mir als guter Verbündeter mit der angenehmen Versicherung: „Ja, natürlich ist für Dich Platz in diesem großen Hause. Dein Bett in meinem Zimmer wartet schon auf Dich!“ Darauf zogen sich die Widersacher zurück.

11 Der Pfarrer Georg Haccius (1847–1926) war ab 1890 Direktor der Hermannsburger Missionsgesellschaft. Er leitete sie zunächst gemeinsam mit Egmont Harms, nach dessen Tod alleine.

12 Egmont Harms (1859–1916) wurde nach dem Tod seines Vaters Louis Harms 1885 Missionsdirektor in Hermannsburg.

In dem großen Haus mit mehreren Stockwerken, eins genau wie das Andere, fand ich mich in der kurzen Zeit des Aufenthalts gar nicht zurecht. Einmal wollte ich in unser Zimmer und stand vor verschlossener Tür. Da kam eine Frau von der Bedienung und fragte: „Was wollen Sie hier, da wohnen ja Mädchen!“ Ich erhielt die Aufklärung, mein Zimmer Nr. so und so sei in einem anderen Stockwerk.

Wir machten in Hamburg auch ein paar Besuche. Den einen Abend waren wir bei Pastor Meinel, einem älteren Sendling von Löhne, der in der großen Seestadt eine Lutherische Freigemeinde bediente. Aus dieser Gemeinde stammte unser Zögling Heinrich Madaus im Missionshause. Den Vater desselben, einen Stockfabrikanten, besuchten wir am andern Tag nebst Frau und einer etwa 16jährigen Tochter. Die Mutter erzählte lebhaft, was ihre Tochter alles gelernt, müsse auch einmal in die weite Welt. Die Tochter wehrte verlegen ab: „Ach Mutter, ich will doch nicht in die weite Welt hinaus!“ Ich beruhigte sie, ihr Bruder Heinrich bliebe ja auch in Deutschland als Pastor in der Freikirche, bei dem würde sie wohl eine Aufgabe finden. Es müßten auch nicht alle so weit hinaus wie mein Freund und ich, bis nach Australien.

Und nun kam der Tag, da wir erstmals zu Schiff gehen mußten, auf einen kleinen deutschen Dampfer, der uns nach London | bringen sollte.

109|110

Den Bruder Madaus traf ich übrigens noch einmal im Leben während meines großen Urlaubs vor 30 Jahren, und zwar in Barmen. Er war gerade stellenlos, da sich zwei kleine Freigemeinden in Nordwestdeutschland zusammengeschlossen hatten. Doch war der Bruder nicht in Not. Er hatte eine wohlhabende Frau geheiratet und seine strammen Söhne waren Gymnasiasten. In einem feinen Eßhaus waren wir alle zusammen miteinander bei einem opulenten Mittagmahl und unterhielten uns angenehm. Nachher brachte mich Br. Madaus zum Zug in zweite[r] Klasse auf meinem Wege nach Düsseldorf.

Doch zurück auf dem Dampfer von Hamburg nach London anno 1878. Als der kleine Kahn noch im Hafen lag, erschienen zunächst zwei Mann von der Staatspolizei und erkundigten sich recht neugierig über unser Woher und Wohin? Pässe hatten wir ja nicht. In jenen glückseligen alten Zeiten konnte man ohne Paß bis ans Ende der Welt reisen. Irgend welche Ausweis-Papiere hatten wir ja in unserm Handgepäck, etwa das Abgangszeugnis vom Missionshaus, notfalls auch noch mein Entlassungszeugnis aus dem Bayrischen Untertanenverband.<sup>13</sup> Das war notwendig, um beweisen zu können, daß man des Berufes wegen auswandert und nicht etwa lediglich, um der Militärpflicht zu entgehen.

Wir hatten es gar nicht nötig, diese Papiere vorzuzeigen, es genügte, daß wir offen und stolz erklären konnten: Wir gingen als Missionare und Pastoren nach dem fernen Australien in den Dienst unserer dortigen Lutherischen Kirche. Das imponierte diesen Herren von der Polizei und genügte ihnen. Als mich dann einer von den Herren

13 Dieses ist im vorliegenden Band als Abbildung 6 reproduziert.

nochmal fragte, als ich aus dem Bauch unsers Schifflens heraufkam, ob ich etwa nach Martinique in Westindien zu denen Franzosen auswanderte, da antwortete ich etwas unwirsch: „Ne[in], zu dena Franzosen gehe ich nicht. Ich hab es Ihnen doch vorhin genau gesagt, daß ich als Missionar nach Australien gehe!“ Da sagte mir der Mann, ich solle doch nicht gleich unfreundlich sein, sie wären von der Auswandererbehörde angestellt, darauf zu achten, daß Niemand von deutschen Landeskindern in unrechte Hände käme.

So hatten wir diese Kontrolle glücklich passiert. Unser Schifflin fing an zu pusten und ging den Elbstrom hinunter in die Nordsee hinaus.

Inzwischen konnten wir uns die Reisegesellschaft ansehen in unserem Zwischen-deck. Die war nicht sehr erfreulich und vertrauenerweckend. Es war ein Haufen ziemlich wilder Matrosen, die gingen auch nach London und waren angeheuert für einen großen Brasilienfahrer. Sie fluchten, redeten unflätig; sofften und fingen auch noch zu raufen an. Ich lag in einer Koje tief am Boden und dachte: „Hoffentlich treten sie nicht noch auf mich herein bei solcher Katzbalgerei!“ Ich hatte einen Degenstock bei mir und lockerte den Degen, um die Unholde prickeln zu können, wenn sie mir gar zu nahe kämen.

Und noch ein anderes Ungemach brach über uns herein. Je weiter wir in die offene Nordsee hinauskamen, desto übermütiger hüpfte und wackelte unser alter Kasten! – O weh, was ist denn das für ein Unbehagen um den Magen und ganzen Brustkasten? Schnelle Hilfe tat Not. Ich hatte in Vorbereitung auf meine große Seereise gelesen: Das und das Mittel, Streukügelchen so und so nehmen, hilft gegen das schreckliche Seeübel. Schnell greife ich nach dem Fläschchen, suche es zu öffnen. In der nervösen Eile zerbricht es mir, und der kostbare Inhalt wird verstreut. Den Rest nehme ich. Hilft nicht. Muß kapitulieren. |

110|111

Zum Glück dauerte die Reise von Hamburg bis London nicht lang. Weiß nicht mehr, ob wir ein oder zwei Nächte auf See waren. Morgens zeitig näherten wir uns der englischen Küste. Hellblau schimmerten die seichten Meeresstrecken. Bald liefen wir in die Themse-Mündung hinein und eine gute Strecke hinauf. – Wir hatte in der Riesenstadt die Adresse eines kleinen Logierhauses, dessen Besitzer ein Deutsch radbrechender Polack war, was wir immerhin besser verstanden als Englisch. Wir hatten da leidlich gute Herberge.

Etliche Tage, bis über den Trinitatissonntag, dauerte unser Aufenthalt in der Weltstadt. Nach einem Paß wurden wir nicht gefragt. Wir irrten in dem ausgedehnten London umher, in falsche Züge einsteigend fuhren wir ein paar mal gratis über die London-Brücke, fanden aber doch immer wieder in unser Quartier zurück. – Wir mußten über die Stärke der Londoner Lastträger staunen, die unsere schweren Detelsauer Kisten wie Federbälle auf den Rücken schwingen und von einem Ort zum andern beförderten. Unterwegs gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß sie

durstig seien. Wir gaben ein paar Schilling. Sie verschwanden in der Kneipe und labten sich, brachten uns aber auch jedem ein Glas heraus.

Wir sahen auch Einiges in der englischen Hauptstadt, so den altergrauen, schmucklosen Tower, den Glaspalast und am Sonntag die Anglikanische Kathedrale der großen St.-Pauls-Kirche, wo wir einem der hoch-zeremoniellen Gottesdienste beiwohnten mit vielen Geistlichen und einer Schaar von Chorknaben, mit weißen Umhängen bekleidet. Auch in eine Evangelische Kirche fanden wir uns zum Gottesdienst, sahen und sprachen nach Schluß auch den Geistlichen in der Sakristei.

Schließlich erfuhren wir, daß wir auf unserem großen Überseedampfer Somersetshire nur nackte Kojen finden würden. So mußten wir in der Eile vor Abfahrt in einem Auswanderergeschäft noch Matratzen und Wolldecken einkaufen. Um teures Geld erhielten wir schlechteste Ware. Die schmutzgrauen Decken waren, scheint es, aus gemahlten alten Lumpen hergestellt. Bei jeder Berührung bröselte der Staub heraus. Die werden wohl wärmen auf der Reise über die Oceane.

[Die] Somersetshire lag weit draußen in Gravesend, nahe der Mündung des Flusses. Weiß nicht mehr, ob wir per Bahn oder auf [einem] Flußfahrzeug hinauskamen. *Anyhow*, wir kamen hinaus und stiegen an Bord. Unser Weltmeer-Dampfer war für jene Zeiten ein ganz imposanter Kasten mit drei mächtigen Masten und gewaltiger Segel-Takelage, ein Zwitterding zwischen Dampfer und Segelschiff. Die Fahrt ging zunächst die Englische Südostküste entlang bis Plymouth, wo noch einmal Halt gemacht wurde für etliche Stunden und letzte Passagiere aufgenommen wurden, die mit der Bahn von London und andern Orten nachkamen.

Ich hatte Lust, ein letztes Mal europäischen Boden zu betreten. „Yes, you can go on shore!“ sagte der Offizier auf Befragen meinerseits. Ich ilte zu meinem Reisegefährten, ihm die freudige Kunde, wie ich glaubte, zu bringen. Der hatte zu meiner Verwunderung und Enttäuschung keine Lust, nochmal mit an Land zu gehen und auch englische Landschaft zu sehen, nachdem wir in London bloße Stadtschaft genügend beschaut hatten. So ging ich allein etwas trübselig, darüber nachsinnend, daß ich im entgegengesetzten Falle schon aus Kameradschaft fröhlich mitgegangen wäre. – Mit einigem Interesse sah ich meine erste Reiterin im Damensitz, hohen Zylinder auf dem Haarschopf, einen Geländeritt machen. Nicht zu spät ging ich wieder auf das Schiff zurück, damit mein Kamerad nicht allein und mir voraus nach Australien fahren müßte. |

111|112

Und nun ging es auf die große Fahrt, zuerst den Ärmelkanal hinaus in den gefürchteten Golf von Biskaia hinein im Norden von Spanien, und weiter auf dem freien atlantischen Ocean. Um das gleich vorauszunehmen: Auf der siebenwöchigen Fahrt von Plymouth in England bis Melbourne in Victoria, Australien, wurde ich keine Stunde mehr seekrank. Wir waren aber auch gut untergebracht auf unserem großen Schiff. Unser Salon und beiderseits die Kabinen waren wohl unter Deck, aber so ziemlich in

der Mitte des Schiffes. Das Mitteldeck war ganz schön geräumig zum Spazieren gehen und Sitzen.

Auf unserm Deck Mittschiff befand sich auch das Wasserwerk. Kapitän Cook, der bald ein Jahrhundert vor uns über die Weltmeere nach Australien in die Südsee gesegelt war, hatte eine Menge Trinkwasser in Fässern mitnehmen müssen und sehen, ab und an bei den Monate langen Fahrten auf Inseln unterwegs frisches Wasser zu schöpfen, denn das Mitgenommene wurde mitunter alle und leicht auch schlecht. Wir hatten zum Trinken und Kochen destilliertes Seewasser. Ein brauner Mulatte bediente die Dampfmaschine, welche das Seewasser heraufpumpfte, in kunstvoller Maschinerie zum Verdampfen brachte und die Dämpfe zur Verdichtung. Das gab absolut reines Trinkwasser, freilich auch etwas sehr fade, besonders, wenn es in der Tropenwärme nicht genügend gekühlt werden konnte.

Auf unserem Deck fand sich auch der mächtige Maschinenschacht, da konnte man hinabblicken und die gewaltigen Kolben stampfen und arbeiten sehen, um das große Schiff vorwärts zu bringen. Da kam auch zuweilen ein dicker schwarzer Heizer, ein Vollblutneger, aus der Unterwelt herauf und machte seine Witze mit dem weißen Schiffspersonal. Er konnte perfekt Englisch und sagte auch zu seinen weißen Kameraden: „Sehet, ich habe Wolle auf dem Kopf, Ihr aber habt Stroh innen drin.“

Alle diese Unterhaltung hatten die Herrschaften in der ersten Klasse nicht. Sie durften ja aufs Mitteldeck zu uns kommen, aber taten es selten. Sie lebten, schliefen und aßen bei Nacht eine Treppe höher denn wir, aber immerhin hinter uns. Ich war einmal so neugierig, mit meinem Hocker auf das hintere Oberdeck hinauf zu klettern und mich etwas hinzusetzen, um mir den Betrieb der vornehmen Gesellschaft anzusehen. Ein Steward derselben bedeutete mir bald, daß ich in dieses Reich nicht gehöre. „Alright.“ Wir hatten für uns vorn an der Spitze des Schiffes auch ein Oberdeck, gemeinsam mit der Mannschaft. Da konnten wir die frische Seeluft aus erster Hand genießen, und die Hinteren mußten zufrieden sein mit der Luft, die wir vorbei ließen.

Das Schiff war gut besetzt, erste und zweite Klasse war voll, und man konnte zufrieden sein mit der Kameradschaft der Mitreisenden. Die herrliche Fahrt im freundlichen Sommerwetter regte auch an, Verse niederzuschreiben. So am 25. Junius:

Brausende Wogen Atlantis,  
Wenn ihr gelanget an Deutschlands Gestade,  
Grüßet das teure Vaterland mir.  
Dort ist die Heimat der Lieben,  
Die an mich denken, da ihr mich jetzt traget,  
Deren auch ich jetzund liebend gedenk.

Lieulich ist mir euer Brausen,  
Höre mit Lust euer mächtig Getöse,  
Wenn ihr erzählt von der Heimat mir nun. |

112|113

*Am 13. Juli in Mitt-Atlantik*

Es kräuselt und reget so wundersam sich  
In prächtiger Ruhe das Meer.  
Die Wasser erschaffen und machen zu nicht,  
Erregen, was gleich ist nicht mehr.  
Dies endlose Wogen und Weben,  
Dies stete Bewegen und Heben,  
Kann ich mir nicht sattsam beseh'n.

Aber furchtbar majestätisch,  
Schrecklich und doch hehr;  
Gräßlich und dabei doch herrlich  
Ist beim Sturm das Meer.

Wellenberge kommen tosend,  
Heben hoch das Schiff,  
Und sogleich wird es gestoßen  
In den Abgrund tief.

Fürchterliches Wasserbrausen,  
Schrecklich Sturmgeheul  
Füllen Jedermann mit Grausen,  
Der im Schiffe weilt.

Doch ich fürchte nicht Gefahren:  
Der die Meere einst umdämmt,  
Der die Winde weckt und hemmt,  
Kann auch mich im Sturm bewahren.

Wir hatten Sommerwetter in Nord-Atlantik, und dann kamen wir in die tropischen Breiten zwischen den Wendekreisen. Herrlich war das Wetter, und nachts hatten wir die herrlichste Naturerscheinung im Meeresleuchten, wie ichs später nie wieder bei meinen vielen Seefahrten auch über die Weltmeere erlebte, auch nicht im stillen Ocean um Neu Guinea.

Vom erhöhten Deck des Vorschiffes aus überschauten wir das weite Meer in den Abendstunden. Ein frischer Wind wehte, und allenthalben gingen die Wellen mit Schaumkämmen, die leuchteten in der dunklen Nacht wie helle Lagerfeuer und fuhren über die endlose Wasserfläche. Die von der Spitze des Schiffes aufgewühlte See

flammte und leuchtete, und wir fuhren gleichsam durch ein Flammenmeer. Man konnte gar nicht müde werden, solches Schauspiel in der Nähe und Ferne zu betrachten in der wundervollen linden und lauen Tropennacht.

113|114 Beim Durchfahren dieser tropischen Meere kam mir ein Tropenland in den Sinn, wie ichs aus der Erdkunde kannte, die große Insel Neu Guinea im Nordosten von Australien, bewohnt von zahlreichen dunklen Stämmen in großen und kleinen Dörfern, umgeben von fruchtbaren Gärten und Feldern, wo auch Kapitän Cook vormals frische Lebensmittel eingenommen und aus rauschenden Bächen frisches Trinkwasser hatte schöpfen lassen. Und diese Stämme waren noch nicht eingeengt und zurückgetrieben durch die Menge weißer Ansiedler wie die armen Austral-Neger, zu denen ich zunächst zu gehen hatte. Damals schon kam mir die Sehnsucht nach diesem gelobten Land, und ich sagte zu meinem Reisegefährten: Ich hoffte, daß in etwa einem Jahrzehnt meine Aufgabe würde vollendet sein im Innern von Australien an der Coopers Creek und ich dann würde weiter gehen können nach Neu Guinea, um dort Missionsarbeit zu beginnen. Sie, die Pastoren, müßten eben mit ihren | Gemeinden recht für die Mission unter den fernen Heiden arbeiten und sammeln, damit wir Missionare das Evangelium immer weiter hinaustragen könnten, auch auf die große tropische Südsee-Insel Neu Guinea.

Mein Reisegefährte meinte trocken: „Ja, das wäre alles ganz schön, wenn es nur geht.“ Und es ging ja in den fernen zukünftigen Zeiten. Es war damals wie eine Ahnung und Verheißung für meine spätere Lebensaufgabe. –

Die Verpflegung auf unserer Sommersetshire war ganz gut auch in der zweiten Klasse. Die Kühlräume waren ja damals noch nicht so gut eingerichtet wie in der neueren Zeit. Wir hatten aber auch lebenden Proviant mit, und ab und an wurde vom Schiffsmetzger ein Hammel geschlachtet. Es gab auch allerlei Suppen und Puddings und zu jeder Hauptmahlzeit einen großen Becher mit dunklem Porterbier, das mir allerdings nicht zu sehr zusagte, desto mehr meinem Gefährten, der mir mitunter helfen mußte, unserem Schiff ja nichts zu schenken. Für je eine Woche erhielt man eine Flasche starken Rotwein, Port, den man so allmählich austrinken konnte. Auch dafür war mein Bedürfnis nicht stark. Einmal schenkte ich auch meine Flasche unserm Tisch-Steward, der die Treppe heruntergefallen war, zur Tröstung. – Elektrisches Licht gab es damals noch nicht, weder in den Kabinen noch in den größeren Eß- und Aufenthaltsräumen, sondern nur Öllampen. Um 10 Uhr abends ging ein Zimmer-Steward außen rund und rief: „Light out please!“ Die zwei ersten Worte verstand ich, das letzte *please* merkwürdiger Weise noch nicht. Da es „blies“ gesprochen wird, so dachte ich, es käme von blasen. Also Licht aus-blasen! Na, das stimmte ja auch.

In unserer Kabine hatten wir noch einen lustigen jungen Engländer, der allzeit sang und pfiß, seines Zeichens ein *jockey*, das heißt ein Reiter bei den beliebten englischen Pferderennen. Als es einmal sehr unruhig war, sagte ich zu ihm: „Wie leicht kann

das Schiff mit uns in die Tiefe gehen!“ Er antwortete, er bete jeden Abend vorm Einschlafen, daß Gott uns mit unserem Schiff behüten möge. Man traute ihm das gar nicht zu. –

Man lernte allmählich seine Mitreisenden in der zweiten Klasse mehr kennen. Ein Däne namens Koch, der auch gut deutsch sprach, war recht patriotisch dänisch. Man mußte vorsichtig sein, ihn nicht zu kränken. Eine schottische Mutter mit zwei hübschen Zwillingsknaben reiste zu ihrem Mann nach Australien. Ich fragte sie einmal, wie sie ihre so überaus ähnlichen Knaben auseinanderkenne? Da zeigte sie mir bei dem Einen ein Muttermal im Nacken. Ein ällicher Herr mit Frau und zwei halb-wüchsigen Töchtern, früherer Beamter in Indien, unterrichtete täglich seine beiden Mädchen. Als ich ihn kurz vor der Landung fragte, ob er sich nicht auch freue, nun bald an Land zu kommen, meinte er bedächtig: Hier auf dem Schiff sei täglich für uns gesorgt gewesen, an Land müßten wir selbst für uns sorgen. Ein einschichtiger<sup>14</sup> holländischer Knabe reiste zu seinem Vater in Melbourne. Jüngere Passagiere spielten gerne mit dem lustigen Burschen. Ein blasierter junger Mensch, anscheinend Jude, sagte, er wäre der Welt müde. Ein koscherer Jude aus den Ostsee-Provinzen aß nicht mit anderen Leuten. Er führte ein trübseliges Dasein und betete oft laut auf Hebräisch oder Jiddisch. Ein magerer junger Mann aus Schlesien war dem Militärdienst entflohen. Ein Goldgräber aus Braunschweig hatte sein Gold verbraucht und suchte aufs Neue sein Glück, womöglich auf Neu Seeland, usw. usw. |

114|115

Seitdem wir England verlassen, hatten wir nur zweimal aus der Ferne Land gesehen, einmal die mächtige Berg-Pyramide der Insel Madeira und bald darnach die Berge der Inseln des grünen Vorgebirges. Darnach sahen wir nichts mehr als Himmel und Wasser, bis wir die kahlen Gestade von Australien [erreichten]. Wir fuhren um Afrika herum und um das Kap der guten Hoffnung, aber sahen nichts von Afrika.

Wir passierten in Mittlantik die Linie<sup>15</sup>, ohne daß ein Aufhebens davon gemacht wurde, und nun ging die Fahrt hinab in den südlichen Winter. Des glänzenden Sonnenscheines wurde es weniger, der Regen peitschte auf Deck, es wurde immer kühler und trüber von Tag zu Tage. Nur das kühlere Wasser war angenehm.

Das Wetterglas in der äußeren Natur sank immer tiefer und so auch das Barometer des Gemütes. Es kamen Tage der Depression der Seele. Br. Matschoß saß stumm und qualmte seine Tabakpfeife, ich sinnierte und dachte nach über Vergangenheit und Zukunft. Wird alles gut gehen, werde ich alle meine hohen Vorsätze glücklich ausführen können? Ich betete auch, daß der Herr mir einen [langen] Arbeitstag schenken möchte und seien es auch [nur] 10 Jahre im Segen unter Heiden, damit Mühe und Unkosten meiner Ausbildung und Aussendung doch nicht verloren sein möchten.

14 Einsamer.

15 Den Äquator.

Ich überwand die zeitweilige Depression meines Gemütes, und ein Psalmwort ging mir durch den Sinn und richtete mich wieder auf, nämlich das Wort: „*Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen!*“<sup>16</sup> Ich spitzte meinen Griffel und schrieb damals nachstehende Verse nieder:

*Am 28. Juli*

O Gott, ich hab' Dich oft betrübt  
Durch schwere Missetaten,  
Bin einst vom Pfad, der Dir beliebt  
Auf bösen Weg geraten.  
Was ich in meiner Jugendzeit  
Gesündigt, ist mir herzlich leid,  
O Gott, vergib mir Armen.  
Die Tag und Stunden, die Du mir  
In Zukunft noch wirst schenken,  
Sie sollen nur gehören Dir,  
Stets will ich Dein gedenken.  
Mein einzig Streben nur soll sein,  
Mein ganzes Leben Dir zu weih'n,  
Es Deinem Dienst zu opfern.  
O Gott, nimm Du doch von mir an,  
Das Opfer, das ich schenke.  
Doch wenn's Dir nicht gefallen kann,  
In Gnaden mein gedenke.  
O Herr, laß mich nur nicht verderb'n,  
Sonst, wenn Du willst, nur selig sterb'n  
Durch Jesum Christum – *Amen.*

*Am 29. Juli*

Ach Gott, verlaß mich nicht!  
Die Menge meiner Sünden,  
Die Größe meiner Schuld  
Ist nimmer zu ergründen.  
Doch voll von Gnad und Huld:  
Mein Gott verläßt mich nicht.  
Ach Gott, verlaß mich nicht!  
Der Reichtum Deiner Gnade |

115|116

<sup>16</sup> Ps 118,17.

Durch Christi Blut beschafft,  
Ist größer als der Schade,  
Den meine Sünd gebracht,  
Drum läßt Du Gott mich nicht.

Ach Gott, verlaß mich nicht!  
So kann ich gläubig beten,  
Weil Christ, der Heiland mein,  
Vor Gott mich will vertreten,  
Kann es nicht anders sein:  
Gott läßt mich Sünder nicht.

*Einige Tage später: Aus freudigem Herzen*

Herr, Deinen Willen zu vollbringen  
Sei forthin mein Bestreben.  
Mit Herz und Hand will ich Dir dienen,  
Nur Deinem Dienste leben.  
Mein Leib und Seel und was Du mir  
Gegeben, sei nun für und für  
Ein Opfer Dir gefällig.

Doch kann ich ja aus eignen Kräften  
Nichts Gutes tun noch denken:  
Drum muß Du, Herr, zu solch' Geschäften  
Mir Deinen Beistand schenken.  
Verschmäh', o Herr, mein Flehen nicht!  
Verleih' mir allzeit Kraft und Licht,  
Dir, mein Gott, recht zu dienen.

Ich dank' Dir, Gott, für Dein Erbarmen,  
In Christo mir verliehen;  
Ich preise Dich, daß Du mir Armen  
Durch sein Verdienst verziehen.  
Ich danke Dir, daß Du die Kraft  
Zum guten Werke in mir schaffst,  
Mich allewegen leitest.

Immer weiter, immer weiter ging es nach Süden. Das Kap der Guten Hoffnung hatten wir längst passiert, ohne den berühmten Tafelberg zu sichten. Waren viel zu weit draußen im Atlantischen. Es wurde kalt und immer kälter. Es kam Schneegestöber, für mich das Letzte für lange Jahre. Der Mitreisende magere Jüngling aus Schlesien, der über Holland nach England geflohen war, um der deutschen Militärpflicht zu

entgehen, zitterte vor großer Kälte in seinem dünnen Zeug. Da es nach dem warmen Australien ging, glaubte er alle warmen Sachen entbehren zu können und klagte nun bitter.

Aber auch uns wurde es zu kalt. Die Kabinen wurden damaliger Zeit noch nicht geheizt, wie in unseren Tagen. In der Kabine hielt ich mich an der oberen Kojе mit den Händen fest und strampelte mit den Füßen, um mich warm zu machen. Des nachts konnte meine elende Decke aus London mich nicht erwärmen. Ich legte mir noch Reisekoffer und alles Mögliche auf Füße und Beine, um mich notdürftig zu erwärmen.

116|117 Und immer weiter ging unsere Sommersetshire südpolwärts, sollten wir etwa den Südpol erforschen? Dazu waren wir nicht eingerichtet, am wenigsten unser frostklappernder schlesischer Jüngling! – Endlich wendete unser Ocean-Dampfer mit seiner Spitze gegen Osten. Alles atmete auf. Man hatte eben den | günstigsten Westwind gesucht, der unsere Fahrt nach dem fernen Südland, das wir nun im Osten hatten, beschleunigen sollte.

Nun entfaltete unsere brave Sommersetshire im buchstäblichsten Sinne des Wortes ihre Schwingen, um mit Windeseile uns nach dem Lande unserer Sehnsucht zu bringen. Die Feuer wurden für etliche Tage gelöscht und alle Segel aufgezogen. Das war ein Brausen in der Luft und im Wasser. Einmal machte unser Kasten Miene zu kentern, und der dicke Kapitän, den man sonst selten sah noch hörte, brüllte seine Befehle. Es mußten Segel gerefft werden, und nur das große Hauptsegel am Vordermast blähte sich mächtig und brachte allein an dem Tage uns ein paar Hundert Meilen vorwärts. Es wurden dazwischen auch wieder alle Segel eingespannt, mit der Zeit auch wieder Dampf aufgemacht, und so kamen wir Tag für Tag für zwei- bis dreihundert Seemeilen vorwärts. Unsere Parole lautete umgekehrt wie die des Columbus, nämlich: „*Nach Osten, o nach Osten hin beflügle dich, mein Kiel!*“

Er tat es, Tag für Tag und Nacht für Nacht, und in wenig Wochen waren wir endlich am Ziel, die kahlen Uferhügel vom südlichsten Australien breiteten sich vor unseren Blicken aus. Es ging hinein durch eine enge Pforte in das Binnen- Meer des Port Philipp, und in verlangsamter Fahrt strebte unser Schiff dem Hafen zu im ansehnlichen Fluß vor Melbourne, mir Zeit lassend, mein großes Reiselied zu vollenden. Es soll den Schluß dieses Kapitels bilden:

*Zur Ankunft im Hafen von Melbourne am 13. August 1878*

Gar manche Woch' durchfurcht das Schiff  
Den wilden Ocean.  
Wir litten viel durch große Hitz',  
Von Regen, Kält', Orkan.  
Wir sahen nur des Himmels Blau

Und rings um uns die Wasser grau,  
Durch Winde viel bewegt.

Da endlich schallt von Mund zu Mund  
Der Freudenruf: Land, Land!  
Und Jedermann ist es gleich kund:  
Wir sind nun nah' am Strand  
Des neuen Land's Australia.  
*Gottlob!* Wir sind nun glücklich da  
Im Hafen von Melbourne.

Wir groß ist all' die Herrlichkeit,  
Die nun das Aug' erblickt!  
O wundervolle Abendzeit,  
O schöner Augenblick!  
Die Freude, die du mir gemacht,  
Den Jubel, welchen du gebracht  
Vergeß ich nimmermehr.

Im Westen sinkt die Sonn' hinab,  
Färbt rot die kahlen Höh'n,  
Und bald erscheint am Ostgestad'  
Der Vollmond, rot und schön!  
Nach kurzer Zeit taucht über uns  
Hoch in des Äthers blauem Dunst  
Das Kreuz des Südens auf. |

117|118

Das Schiff durchschneidet lautlos schier  
Die Wasser spiegelglatt,  
Und heute noch erreichen wir  
Die uns so liebe Stadt.  
Wo wir, beschützt durch Gottes Hand,  
Betreten dürfen festes Land  
Im fernsten Kontinent.

Wir suchen nicht nach Schätzen hier,  
Nach Gold, nach Ehr' und Ruhm.  
Die größten Schätze bringen wir  
Im Evangelium.

Wir pflanzen unsere Siegesfahn'  
Den blutbefloß'nen Kreuzesstamm  
In diesem Lande auf.

118|119

Wird unser Werk gesegnet sein,  
Geschieht's durch Gottes Gnad',  
Bleibt der Erfolg gering und klein,  
Ist's auch nicht unser Schad'.  
Sind wir nur treu in unserm Amt,  
Dann können wir bei jedem Stand  
Getrosten Mutes sein. |

## BEI UNSEREN GLAUBENSGENOSSEN, DEN LUTHERANERN IN SÜD-AUSTRALIEN

So, nun könnte ich endlich wieder fortfahren mit meinen Kindern zu plaudern durch Niederschreiben meiner Lebens-Erinnerungen, nachdem ich in etlichen Monaten das so interessante Buch meines Jugendfreundes Mutschall habe bearbeiten können, die „Geschichte der Gemeinde Tarutino“ in Bessarabien!

Vor 65 Jahren lebte ich mit diesem feinen Mann aus dem fernen Osten ein Jahr zusammen im Missionshaus, der 1876 wieder in seine Heimat zurückkehrte, um sich unter seinem Volk, den deutschen Ansiedlern in Bessarabien, dem höheren Schuldienst zu widmen. Schon nach dem Weltkrieg las ich draußen in Neuguinea, daß Oberlehrer Wilhelm Mutschall Präsident des Evang[elisch]-Lutherischen Konsistoriums in Bessarabien geworden sei, nachdem diese südrussische Provinz zu Rumänien geschlagen worden sei und so dem Sowietreich entging. Ich sandte daraufhin an den alten Studienfreund ein Glückwunschsreiben, welches in jenen unruhigen Zeiten seinen Bestimmungsort nicht erreichte.

Nun lasen wir kürzlich in den Zeitungen: Die Bessarabischen Volksdeutschen würden ins deutsche Reich zurück gesiedelt, nachdem Rußland Bessarabien wieder von Rumänien zurücknehme. Auch hier in Bayern würden Umsiedlungslager für die Bessarabier eingerichtet.

Alsobald dachte ich an Mutschall. Ihn konnte ich ja nicht mehr am Leben vermuten, da er sieben Jahre älter war als ich, aber Hinterbliebene von ihm könnten ja noch leben. So erkundigte ich mich bei zuständigen Leuten nach Familie Mutschall. Freunde meinten: Wie kann der Senior erwarten, eine einzelne Familie ausfindig zu machen unter den Tausenden in so vielen Lagern zerstreut im weiten Reich?

Doch mein Nachforschen hatte Erfolg. Zunächst erfuhr ich von einem Schuldirektor aus Tarutino, J. Geigle, in den Lagern von Röckingen-Wassertrüdingen am Hesselberg durch Herrn Pfarrer Förtsch. Lehrer J. Geigle berichtete uns: Sein Lehrer Mutschall sei am 19. Dezember 1936 in seinem Geburtsort Tarutino 85jährig im Glauben an seinen Erlöser abgeschieden und im vierten, neuen Friedhof zu Tarutino von großem Trauergefolge zu Grabe geleitet worden. Eine große Versammlung der Gemeinde Tarutino, alle Lehrer der drei Mittelschulen von Bessarabien und die 13 Lehrer der großen Volksschule von Tarutino folgten seinem Sarge, und J. Geigle durfte im Namen derselben dem selig Vollendeten Dankesworte nachrufen. Sein Wahlspruch sei gewesen: „Lasset uns wirken, so lange es Tag ist!“<sup>17</sup> Noch 1934 hat-

17 Joh 9,4.

te er die Chronik herausgegeben „Geschichte der Gemeinde Tarutino“. Rund 250 Lehrer habe Mutschall ausgebildet, sei ihnen zum Segen geworden und durch sie dem Deutschtum in Südrußland. Hinterbliebene von Mutschall, die betagte Witwe und eine Tochter, Oberlehrerin Fräulein Marie Mutschall mit dem jüngeren Bruder Wilhelm Alfons hätten sich den Rückwanderern angeschlossen, doch J. Geigle wußte nicht ihren derzeitigen Aufenthalt. Diesen erfuhr ich bald durch Herrn Pfarrer Burkert von hier. |

Also in Waldheim, dem bekannten schönen Erholungsort der hiesigen Diakonissenanstalt, befanden sich die Gesuchten, all wo ich vor 30 Jahren mit unserm Mutterle und Wilhelm so schöne Wochen verleben durfte unter der bewährten Oberschwester Marg. Rieß und im Sommer [19]38 nochmal unter der Nachfolgerin Oberschwester Eleonore. Da befindet sich zur Zeit ein Bessarabisches Umsiedlungslager.

Ich trat mit den Freunden alsbald in briefliche Verbindung, auf Bitten übersandten sie mir das Buch von ihrem Familienvater. Gerne hätten sie Neuendettelsau besucht, wo Mutschall jahrelang gelebt. Auch Lehrer J. Geigle und ein anderer Lehrer, Schaal, wären gern von Röckingen her gekommen. Es wurde nicht erlaubt. So sagte ich: Wenn der Berg nicht zu Muhammed kommen kann, so kommt eben Muhammed zum Berg; wemms nicht Bindfaden regnet, Lawinen schneit und Stein und Bein gefriert, so komme ich nach Waldheim. Dora konnte mich begleiten. Die gute Schwester Eleonore konnte uns Herberge bieten im Nebenbau, wo noch ein Altenheim unter Dettelsauer Leitung geführt wird, da konnten wir für zwei Tage zwei Zimmer haben. Wir erwischten noch eine gute Woche im November. Am Montag, bei herrlichem Sonnenschein, ging Dora mit Frau Wagner nach Windsbach in Geschäften. Ich schloß mich an, sah erst den dortigen Herrn Dekan, dann das dortige Lager der Bessarabier, hoffte von da Grüße nach Waldheim zu übermitteln. Ich traf es gut, sah einen Studenten der National-Ökonomie oder Volkswirtschaft von Bukarest, gebürtig aus Tarutino, der das dortige Knabengymnasium der Gemeinde absolviert hatte und nun hoffte, in Berlin seine Studien zu vollenden, ein Emil Liebelt, dessen Eltern und nähere Anverwandten im Umsiedlungslager von Windsheim sich befinden. Als dieser junge Mann hörte, daß ich ein Jugendfreund von Mutschall sei, rief er freudig bewegt aus: „Ach, unser guter alter Lehrer Mutschall, der Schulmann von Bessarabien!“

Er hatte kurz zuvor den älteren Sohn von Mutschall gesehen, Eisenbahn-Ingenieur in rumänischen Diensten, um den seine Verwandten im Lager zu Waldheim bekümmert waren, da sie nichts wußten über seinen Verbleib und ob er sich einem Zug der Umsiedler angeschlossen. Liebelt schrieb der Mutter Mutschall über seine Begegnung mit ihrem Sohn. So konnten wir vorläufige gute Nachricht über den Sohn der Familie mit uns nehmen beim Besuch nach Waldheim. – Gerade am Neujahrstag erhielt die Familie dann die Freudenbotschaft von diesem Sohn in einem Brief aus Rumänien:

Er würde mit Familie im Frühjahr nach Deutschland nachkommen, nach Vollendung des Universitäts-Studiums seines Sohnes.

An einem Dienstag nun bestiegen wir hier in Dettelsau den Zug, früh um sieben Uhr in dickster Finsternis. Erst in Oberdachstetten wurde es Tag, als wir den Autobus für Oberzenn bestiegen. An unserer Haltestelle, Straßenhof, erwartete uns W[ilhel]m Alfons Mutschall. Wir fragten ihn gleich nach Befinden der Mutter, von der uns geschrieben worden war, daß sie schweren Krankheitsanfall gehabt. – Sie sei noch im Bett, war die Antwort. – O weh, werden wir sie da begrüßen können? – Gewöhnliche Sterbliche durften ja solch ein Lager nicht besuchen, ohne besondern Ausweis! Nun denn mutig voran! Alfons nahm uns das meiste Reisegepäck ab und stieg vor uns den bekannten Steig hinab direkt zum Hauptgebäude und zum Amtszimmer der Oberschwester Eleonore Müller, die wir fröhlich begrüßten und dankten, daß sie es hätte fertig gebracht, uns in so schwieriger Zeit Herberge zu bieten im nahen Altenheim. Bei Empfang der Nachricht darüber hätte ich ihr im Geiste einen Kuß gegeben. Und die Mutter Mutschall durften wir auch alsobald begrüßen. |

120|121

Einem so alten Mann konnte doch die Bitte nicht abgeschlagen werden, die Witwe seines alten Jugendfreundes an solchem Ort begrüßen zu dürfen: 120 Jahre alt – über 80 nach dem Buchstaben, über die Hälfte davon im tropischen Neu Guinea gelebt und gearbeitet, zählt doppelt, also . . . Dazu ein alter Auslandsdeutscher, der über ein halbes Jahrhundert auf der unteren Seite des Erdballs zugebracht und als Ruheständler in Australien sich als Freund und Mitarbeiter des Führers nicht ohne Erfolg betätigt hatte den Schmähungen von Vaterland, Volk und Führer gegenüber; der 1933 Glückwunschschreiben nach Berlin gesandt und vom Führer Dankkarte erhalten und freundliches Handschreiben vom Stellvertreter Rudolf!<sup>18</sup> – Auch die Tochter war zuzulassen als Hilfsschwester vom Roten Kreuz.

So wurden wir denn zwei Treppen hinaufgeführt, die Türe des Krankenzimmers uns geöffnet, noch ein Stuhl hineingestellt, und die zwei Flierl konnten die drei Mutschall begrüßen. Durch den Jugendfreund Mutschall waren wir gleich alte Bekannte, die keine weitere Vorstellung nötig hatten.

Die ehrwürdige Matrone Mutschall hatte sich eben wieder vom Krankenlager erhoben, ihre edle Tochter half ihr beim Ankleiden, und unser Reisemarschall freute sich hoch, daß er uns hatte herbeiführen dürfen. Frau Elisabeth Mutschall wird am 11. Juli dieses Jahres 84 Jahre alt. Sie ist in Tarutino geboren aus dem angesehenen Geschlecht der Widmer, das manchen führenden Mann dem aufblühenden Gemeinwesen in Tarutino gestellt hat, zuletzt noch unter rumänischer Herrschaft einen studierten Notar.

Wir überreichten das Brieflein von Studiosus Liebelt, den ich tags zuvor in Windsbach getroffen, und [das] gute Nachricht enthielt vom ältesten Sohn aus Rumänien, und machten damit Freude. Die Mutter Mutschall zeigte mir ein Gedenkbüchlein

18 Die Korrespondenz wird in II 416–423 zitiert.

ihres Mannes von alten Zeiten aus Neuendettelsau, in welches auch ich mich zum Abschied eingetragen hatte mit einem Glückwunschsverslein für die Heimreise nach Tarutino. Es fehlte uns nicht an Unterhaltungsstoff. Ein Jugendfreund Mutschalls aus Amerika hatte einmal bei ihnen in Tarutino Besuch gemacht und eine getrocknete Blume vom Grabe des Inspektor Bauer mitgebracht aus Neuendettelsau.<sup>19</sup> Nach angeregter Unterhaltung brauchten wir noch nicht für dauernd Abschied nehmen. Wir konnten zum Gegenbesuch einladen nach 3 Uhr im nahen Altenheim.

So gingen wir über Mittag in unser hübsches Quartier und waren dort in Gesellschaft von etwa einem Dutzend alter Leute, von denen einige aus Riga stammten. Es waren recht stille alte Leute. Mit der betreuenden Schwester konnten wir vereinbaren, daß wir den Kaffee auf meinem schöneren, geräumigen Zimmer haben konnten. Das Haus lieferte Kaffee und Geschirr. Kuchen, Kugelopfen, hatte Dora aus Neuendettelsau mitgebracht. Als unsere lieben Gäste erschienen, konnten wir der alten Mutter einen bequemen Korbstuhl bieten mit Kamelhaardecke ausgelegt, die beiden »jungen« Damen hatten Platz auf dem Sopha zur einen Seite des Kaffeetisches, Alfons und ich hatten Stühle an der andern Seite.

121|122 Ich sagte: Die alten Christen hätten Liebesmahle gehalten, dieser Nachmittagskaffee solle nun auch unser Liebesmahl sein. – Wir tauschten Erinnerungen und Erfahrungen aus. Die Minuten, ja Stunden flogen. Wir hatten beiderseits Familienbilder mitgebracht. Wir gaben davon Übrige ab und erhielten zum Andenken ein sehr schönes Bild von Vater Mutschall in der Vollkraft seiner Jahre als Lehrer und Direktor der Werner-Schule in Sarata, einem Lehrer-Seminar, sahen auch Gruppenbilder, da Mutschall in der Mitte saß mit einem russischen Orden geschmückt für seine Verdienste um Unterrichts- und Bildungswesen in deutschen | Kolonien Bessarabiens. Sie zeigten uns auch größere Bilder von ihrer Familie, die sie beim Abzug aus den Rahmen nehmen mußten, weil die Rahmen zu viel Gepäck ergeben hätten, und sie konnten ja nur das allernotwendigste von Sachen mitnehmen, und da mußten Bekleidungsachen den Vorzug haben.

Es ergab sich in der Unterhaltung, daß Marie Mutschall und Dora Flierl gleichsam Zwillingsschwestern sind, freilich die eine in Neu Guinea, die andere in Südrußland geboren, im gleichen Jahr, gleichen Monat und beinah auch am gleichen Tage, aber nach der russischen Zeitrechnung alten Stils ergibt [sich] dann doch einen Altersunterschied von ein paar Wochen.

Marie Mutschalls Lebensgang ist ein Roman ohne Dichtung. In Sarata geboren, wo ihr Vater Seminarlehrer war, besuchte sie als Kind die dortige deutsche Gemeindegemeinschaft. Als sie mit 13 Jahren diese durchlaufen hatte, wollte sie weiter lernen. Sie hatte den Lerntrieb ihres Vater geerbt. Aber in den deutschen Kolonien Bessarabiens gab es dazumal noch keine höhere Töchter-Schule, wohl aber bei den Mennoniten, die ein

19 An dieser Stelle findet sich die handschriftliche Korrektur Flierls: „Das war in Sarata eine Diakonissin.“

halbes Jahrhundert früher als die Bessarabia-Deutschen in Südrußland eingewandert waren, in eine andere Gegend Süd-Rußlands, etwas nördlich vom Schwarzen Meer, links vom großen Dnepr-Strom. Die Mennoniten, wirtschaftlich und kulturell ein sehr strebsames Volk, hatten bei blühendem Wirtschaftsleben auch [ein] gutes Schulwesen aufgebaut, auch [eine] höhere Töchterschule. Dorthin wollte die kleine Marie, um weiter lernen zu können. So packte sie ihr Wanderbündlein, und mit dem Segen der Eltern reiste sie ohne Begleitung von Angehörigen über Land, Meer und Strom nach dem ersehnten Ort, wo sie schriftlich war angemeldet worden. Nach ein paar Jahren fleißigen Lernens kehrte sie wieder heim und wurde mit 16 Jahren in Sarata konfirmiert. Sie lernte weiter, machte staatliche Prüfungen an weltlichen Anstalten, bis sie das Zeugnis als Lehrerin erlangt hatte.

Inzwischen war in Tarutino eine höhere Töchterschule von der dortigen deutsch-lutherischen Ortsgemeinde aufgebaut worden, an der sie als höhere Lehrerin neben Anderen eingestellt wurde. Auch ihr Vater unterrichtete nun an dieser neuen Anstalt, nachdem er nach 25jähriger Lehrtätigkeit an der Werner-Schule in Sarata sich hatte pensionieren lassen können. In Tarutino, seinem Geburtsort, hatte Freund Mutschall nach Heimkehr aus Neuendettelsau seine Lehrtätigkeit begonnen, an der sogenannten »Fortbildungsklasse« der dortigen großen Volksschule. Nach diesem Ort zog es ihn gegen den Abend seines Lebens wieder zurück. Er hat 48 Jahre seines Lebens höheren Unterricht erteilt. An der höheren Töchterschule, dem werdenden Mädchengymnasium, unterrichteten Vater und Tochter. Es waren glückliche Jahre. Dann kam der unglückselige Weltkrieg, und schon 1915 schloß die russische Regierung alle deutschen Schulen im weiten Reich. Marie war mit den andern deutschen Lehrkräften arbeitslos geworden. Sie ging bald, mitten im Weltkrieg, nach dem nahen Odessa und erreichte es, daß sie dort an einem russischen Lyceum für Mädchen Anstellung fand – als Lehrerin für deutsche Sprache! Eine Ironie des Schicksals – überall waren die deutschen Schulen verpönt: an der russischen höheren Schule für Mädchen nahm man eine deutsche Lehrerin an, für deutsche Sprache dazu. Von da aus konnte sie in Ferienzeiten auch die alte Heimat besuchen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lang. Die Sowiet-Regierung schaffte alle russischen Mittelschulen ab, und Marie war wieder arbeitslos. Es kam die Schreckenszeit von Odessa, wo bald die Roten, bald die Weißen die Herrschaft erlangten. Bessarabien kam an Rumänien, die Grenze wurde bald gesperrt. Marie Mutschall war von ihrer teuren | Heimat abgeschnitten im Lande des Schreckens. Doch der treue Herr bewahrte in Gnaden sein Kind. Sie fand Zuflucht bei einer guten Familie, wo sie in aller Stille des Hauses Kinder unterrichtete, und die Frau des Hauses betreute sie mütterlich, so daß sie auch in der ärgsten Schreckens- und Notzeit keinen Mangel zu leiden hatte. Doch streckten auch einmal

122|123

die Schreckensmänner der Tscheka<sup>20</sup> ihre Krallen nach ihr aus. Sie wurde vor Gericht gestellt, doch bald wieder frei gelassen.

Um so größer war nun ihre Sehnsucht nach der geliebten Heimat und ihrer Familie. Glücklicherweise erlangte sie [einen] Ausreise-Erlaubnisschein, fand auch ein Schiff, das von Odessa nach Konstanz an der Rumänischen Küste fuhr. Wie jubelte ihr Herz, acht Jahre lang hatte sie in der Fremde gelebt, und welche grauenhafte Fremde war das zuletzt geworden!

Nun warf ihr Schiff im Hafen von Konstanz Anker. Mit dem nächsten Boot hoffte sie das rettende Ufer ihres neuen Vaterlandes mit ihren wenigen Habseligkeiten zu erreichen.

Doch, o Schrecken! Die rumänischen Hafenbeamten verlangten [ein] rumänisches Paß-Visum zu sehen. Das hatte sie nicht. Im Sowjet-Reich gab es anno dazumal noch keine rumänischen Konsuln! So müsse sie unweigerlich wieder hin, wo sie eben her gekommen sei. Doch Gott zeigte einen Ausweg. Sie erinnerte sich eines alten Freundes ihrer Familie in Konstanz. Hoffentlich lebt er noch und ist zur Stelle. Auf gut Glück konnte sie eilige Nachricht dahinsenden. Der Freund des Hauses Mutschall eilt zum Bürgermeister der Hafenstadt. Dieser sendet Telegramm an den Minister in Bukarest, und der Minister schickt alsbald telegraphischen Befehl an die Einwanderungsbehörde in Konstanz des Sinnes: *Die Lehrerin Marie Mutschall sei alsbald an Land zu lassen!* – Welche Freude und Wonne! Bald ist sie daheim in Tarutino im geliebten Elternhaus, wo man inzwischen auch so viel Leid und Freude erlebt. Die Russen hatten die deutschen Kolonien liquidieren, zerstören wollen, unter rumänischer Herrschaft fanden sie Schutz und konnten weiter existieren und sich gedeihlich entwickeln. Auch die höhere Mädchenschule, in der Marie Mutschall ihre Laufbahn als Lehrerin begonnen hatte, war wieder eröffnet worden und hatte sich unter rumänischer Regierung zum vollen Mädchen-Gymnasium entwickelt mit der Frau Oberpastor Haase als Direktorin. Nach ihrer endlichen Heimreise im Jahre 1924 fand Marie Mutschall, die Oberlehrerin, alsbald wieder Anstellung in dieser höheren Lehranstalt.

Doch ein kleines Hindernis wollte sich noch zeigen. Die rumänische Regierung verlangte nämlich, daß alle Lehrkräfte an den Minderheitsschulen, auch den Deutschen, die rumänische Staatssprache kennen müßten. Marie Mutschall konnte wohl Russisch, aber Rumänisch war ihr noch ein böhmisches Dorf. Doch Hindernisse sind da, um überwunden zu werden. Marie erklärte den Behörden ihre Bereitwilligkeit, sich neben dem Unterricht auch auf die Erlernung der Staatssprache zu werfen. So hatte man die nötige Geduld. Im Jahre 1928 war Marie Mutschall so weit, daß sie in Jassy ihr Staatsexamen in Rumänisch machen und bestehen konnte. So diente sie als Oberlehrerin an dem Mädchen-Gymnasium der Gemeinde Tarutino bis zur Umsiedlung im Jahre 1940, also von 1924 an 16 Jahre lang.

20 Der politischen Geheimpolizei der UdSSR.

Alle diese Mitteilungen haben wir von Oberlehrerin Fr. Marie Mutschall mündlich und brieflich seit unserem Besuch in Waldheim. Die wenigen Stunden reichten ja nicht aus, alles Wünschenswerte zu sagen und zu hören. Bald kam immer die Abenddämmerung, und es mußte geschieden sein.

Da wir zwei Tage blieben, so luden wir auch für den zweiten Nachmittag zum Kaffee ein. | An diesem zweiten Nachmittag machte vor dem Hause Dora zunächst eine photographische Aufnahme von unserer Gesellschaft, und dann gingen wir wieder hinauf in mein Zimmer.

123|124

Die Freunde brachten ein Packet mit. Sie hatten vormittags Wilhelm Alfons nach Oberzenn zum Bäcker geschickt und Apfelkuchen bringen lassen – wollten zum Liebesmahl doch auch einen Beitrag liefern. Und nun wieder Kaffee und Unterhaltung, vom Tag zuvor die Fortsetzung. – Unter den Bildern zeigten sie uns auch ihr Haus, ihre gute Heimatstätte, die sie hatten in Tarutino verlassen müssen mit allem guten und größeren Hausrat. Alfons hätte geweint beim Abschied von seinem Bücherschrank. Er meinte aber doch auch: „Bin froh, daß ich nun bei den Deutschen sein kann und nicht bei den Russen bleiben mußte.“

Diese rückten schon im Juni, gegen Ende des Monats, in Bessarabien ein, und die Bewohner von Tarutino mußten schon Einquartierung aufnehmen, wurden aber noch rücksichtsvoll behandelt in Erwartung der deutschen Umsiedlungskommission, nach der unsere Volksdeutschen sehnsüchtig ausschauten. Die Soldatenfrauen kauften die reichen Läden in Tarutino aus, denn sie waren armselig eingekleidet, und gingen dann im reichen Staat einher.

Endlich im Oktober konnten die deutschen Bewohner abwandern unter dem Schutz der Kommission. Leute mit Fuhrwerk konnten auch Hausrat mitnehmen. Freundliche Nachbarn nahmen auch für Mutschalls etwas Schwergepäck mit, persönlich konnten sie nur leichteres Handgepäck mit dem allernötigsten mitnehmen. An Geld durfte jede Person nur geringen Betrag als Taschengeld mitnehmen, Beträge darüber waren an das Umsiedlungskommando abzuliefern und sollten am Bestimmungsort ausgeliefert werden zusammen mit Vergütung für die zurückgelassene Habe an Immobilien. Familie Mutschall hatte neben gutem Haus auch etwas Landbesitz.

Ein Verwandter der Familie Mutschall wollte den Senior auch sehen und sprechen. Alfons holte den alten Herrn. Er litt sehr an Husten. Der Lagerarzt wußte ihm nur zu sagen: Wer lang huste, lebe lang, Husten sei gesund.

An diesem zweiten und letzten Abend verabschiedeten wir uns mit Gebet. –

Und nun hatten wir noch die Sorge für unsere Rückreise. Zum Autobus hätten wir um 6 Uhr morgens am Straßenhof sein müssen. Das war zu solcher Jahreszeit doch zu früh. So entschlossen wir uns, den einstündigen Weg nach Oberdachstetten unter die Füße zu nehmen, und Alfons war mit „Leib und Seel“ gern bereit, uns als Gepäckträger zu begleiten zur Bahnstation.

Doch es fand sich ein besserer Rat. Die gute Oberschwester Eleonore besuchte uns kurz an beiden Abenden und eröffnete uns am zweiten: Sie würde in ihrer Anstaltskutsche uns mit Reisegepäck zur Bahn fahren lassen, vom Hause ab 8 Uhr morgens. Solch Anerbieten nahmen wir natürlich dankbar an. Dem guten Alfons war es leid, daß er uns den Liebesdienst nicht leisten konnte. Doch war es wohl besser, so von der angebotenen Bequemlichkeit Gebrauch zu machen.

Beim Einsteigen am Morgen sagten uns beide Geschwister Mutschall noch herzlich „Lebewohl!“ Wir hofften, uns einmal in Dettelsau wiedersehen zu können. Aber ob es werden kann!?

124|125 Wie herzlich gern hätten wir die guten Leute bald in Freiheit gesehen, insonderheit die alte ehrwürdige Matrone vom Strohsack des Lagers weg in einem eignen Zimmer und guten Bett. Die treue Tochter und Lehrerin wollte dafür auch das Ihrige tun. Sie gab mir ihren selbstgeschriebenen Lebenslauf | mit. Ich sprach ihretwegen bei Rückreise prominente Geistliche in Ansbach. Alle sind teilnehmend, aber guter Rat sei teuer. Die Kirche hätte viel Unterrichtsarbeit, aber keine Lebensstellungen zu vergeben.

Der Landesbischof<sup>21</sup>, der von mir Auszüge aus Mutschalls Buch erhielt, ist interessiert und möchte gern, daß Frau Elisabeth Mutschall, wenn einmal aus dem Lager frei, gute Erholung haben sollte, nötigenfalls mit Unterstützung der Kirche.

Frau Oberin von hier gab Rat für die Oberlehrerin Frl. Marie Mutschall, sich für die Volksschule zur Verfügung zu stellen, wo zur Zeit großer Mangel an Lehrkräften herrsche. Lehrerin Mutschall tat so, aber unter der Voraussetzung, daß sie vorher mit Mutter und Bruder vom Lager frei würde und etwas Zeit zu Erholung, Umstellung und Vorbereitung haben sollte vor Aufnahme einer Schulstelle im Reich. Dieser billigen Erwartung wurde nicht entsprochen trotz einer quasi-Zusage von zuständiger Stelle.

Die Lehrerin Marie Mutschall konnte ihrer geliebten alten Mutter keine Erleichterung auswirken durch Übernahme einer schier untragbaren Last ihrerseits. Sie wurde angestellt, vom Lager aus versuchsweise den Schuldienst zu übernehmen im benachbarten Dorf Urphertshofen, von wo der Lehrer zum Heeresdienst eingezogen ist. Mit 10 schulpflichtigen Lagerkindern hat sie da täglich zum Dorf in die Schule zu wandern zum Schulunterricht von 31 Dorfkindern mit ungeteilten Klassen, jetzt im winterlichen patsch-matsch-Wetter mit ungenügendem Schuhwerk, da das Schwergepäck der Umsiedlergruppe von Waldheim mit den Wintersachen auch der Familie Mutschall

21 Gemeint ist Hans Meiser (1881–1956). Der lutherische Theologe und Pfarrer wurde am 4. Mai 1933 in das neugeschaffene Amt des Landesbischofs gewählt. Er schloß sich früh der Bekennenden Kirche an, ist aber heute wegen antisemitischer Äußerungen und seiner Kompromißbereitschaft gegenüber dem NS-Regime umstritten. Meiser engagierte sich für die Innere Mission und setzte sich persönlich für Vertriebene und Flüchtlinge ein.

schon nach dem Wartegau vorausgeschickt ist nach neuesten Verlautbarungen. Unter solchen Umständen ist der Lehrerin Marie Mutschall dringend zu raten, den Versuchsschuldienst im genannten Dorf alsobald zu kündigen und mit ihrer Gruppe nach dem Wartegau weiter zu ziehen, was dem Anschein nach demnächst geschehen soll.

Es wäre kein guter Treudienst für die hiesige Schulbehörde, wenn Lehrerin Mutschall ihre Arbeit hier fortsetzen sollte ohne genügende Ausrüstung für die rauhe Winterszeit und dabei ihre Gesundheit ruinieren. Im Wartegau wird es demnächst reichlich Bessarabische Schulkinder geben zur Betreuung für ihre Lehrer und Lehrerinnen. Ein Ehepaar wurde um diese Zeit aus dem Lager in Waldheim freigegeben zum Dienst an einer Buchhandlung in Stuttgart.

Wir wollen unserer lieben Freunde in teilnehmender Fürbitte gedenken bei ihrer schweren Lage. –

Wieder glücklich heimgekommen, arbeitete ich mit Hochbetrieb an Vater Mutschalls Chronik von Tarutino, einer Geschichte der bürgerlichen, kirchlichen und Schulgemeinde von Tarutino über einen Zeitraum von 120 Jahren. Ich arbeitete das ganze Buch gründlich durch, schrieb es aus und alle wichtigen Partien auch wörtlich ab. Ich machte sieben Durchschläge und versandte sie in sieben Folgen an prominente Stellen unserer Kirche. Die Maschinen-Originalschrift behielt ich zurück.

Es wurde uns je länger desto klarer, daß dieses Geschichtsdenkmal einer ausgelöschten Kulturarbeit im Osten in gekürzter Form neu gedruckt werden sollte. Oberlehrerin Marie Mutschall schrieb ein kurzes gutes Geleitwort dazu und sprach auch im Namen ihrer Mutter den Wunsch aus, daß der Auszug gedruckt werden möchte.

Ich dachte an die alte berühmte Firma Steinkopf, die gerade vor 100 Jahren ein Gesangbuch für die Lutherische Kirche | von Tarutino und Bessarabien gedruckt hat. Ich hielt die siebente Folge der Auszüge etwas zurück in der Hoffnung, daß ich vielleicht die Neuerscheinung eines gekürzten Mutschall ankündigen könnte. Der Bescheid war recht freundlich, aber vorläufig negativ: Jetzt während der Bedrängnisse des Krieges ginge es leider nicht; vielleicht könnte darnach der Druck erfolgen.<sup>22</sup>

125|126

Und nun, zum Schluß der langen Einleitung zum neuen Kapitel, folge noch der Brief des Landesbischofs über die Auszüge des Buches von Mutschall.

München, den 25. Jan[uar] 1941

Sehr geehrter Herr Senior!

Im Besitz der Schlußfolge Ihrer Auszüge aus Wilh[elm] Mutschall's „Die Geschichte der Gemeinde Tarutino“ danke ich Ihnen nochmal herzlich für die laufenden Zusendungen. Ich habe die Auszüge mit großer Aufmerksamkeit

22 Dazu kam es nicht mehr. Der 1966 erschienene Neudruck hat mit Flierls Bearbeitung nichts zu tun. Bibliographische Angabe in der Anmerkung 179 oben, I 132.

und viel Gewinn gelesen und habe auch beobachtet, daß sie bei den Herren unseres Hauses, denen ich sie regelmäßig zuleitete, großes Interesse fanden.

Wie unerforschlich sind Gottes Wege, daß all das, was der Fleiß und die Treue frommer deutscher Kolonisten geschaffen hat, nun mit einem Schläge vernichtet ist und daß so viele deutsche Volksgenossen aus dem Ausland in der Heimat jetzt einen ganz neuen Anfang machen müssen. Aber der Gott, der damals Kraft und Stärke, Ausdauer und Zähigkeit verliehen hat, wird gewiß auch jetzt seine Hilfe nicht versagen und wird schaffen, daß alle Vertriebenen, wenn sie nur Ihn fürchten und Ihm vertrauen, auch in der alten Heimat, von der sie einst ausgegangen sind und in die sie wieder zurückkehrten, eine neue Existenz finden werden.

Mit herzlicher Begrüßung Ihr D[r]. Meiser.

So, und nun von den Erinnerungen aus jüngster Vergangenheit zurück in die alten Zeiten von 1878, da ich am 13. August mit einem Lob- und Danklied im Hafen von Melbourne anlangte bei unsern Lutherischen Glaubensgenossen in Süd-Australien.

Ich wurde an sie kräftig erinnert gestern durch einen Brief eines Pastors Linke aus Süd-Australien, der aber zur Zeit im nahen Erlangen sitzt, wo er sich studierend aufhält. Er kam kurz vor Ausbruch des Krieges her und wird nun wohl länger hier bleiben müssen, als er erst vorhatte, doch kann er unbehelligt seinen Studien obliegen, war auch in den großen Ferien ein paar Monate in Norddeutschland in Gemeinden der Alt-Lutheraner zur Aushilfe.

Nach langem Warten hätte er endlich einen Brief von den Seinen im fernen Südländchen erhalten und zwar über Portugal. Es ginge ihnen noch gut. Nur große Dürre hätten sie durchlebt, trotzdem sei er wieder einmal Onkel geworden.

Aus dem Radio erfuhren wir nun dieser Tage, daß zur Abwechslung in Süd-Australien ganz ungewöhnlich große Überschwemmungen eingetreten seien. Australien war und ist ja immer ein Land großer Gegensätze.

Als ich damals im August 1878 in Melbourne landete, mutete ja uns manches seltsam an. Doch sahen wir bald, daß es sich auch in Australien leben lasse. Viktoria, wohin wir erst kamen, wird ja auch *Australia Felix*, das glückliche Australien, genannt und liegt noch südlicher wie Süd-Australien mit der Hauptstadt Adelaide, wohin wir bald kommen sollten.

Melbourne war eine ungewöhnlich große Stadt mit großen schönen Häusern. In einem solchen, einem guten Logierhaus, fanden wir mit andern Reisegefährten unsere erste Unterkunft. | Da gab es viel Fleisch und nur Weißbrot zu essen, aber auch gutes Gemüse und Kartoffeln.

Zum Glück war auch in Melbourne ein befreundeter Luth[erischer] Pastor, den wir am nächsten Abend besuchten, schon weil wir seine Hilfe brauchten. Es war Herlitz<sup>23</sup> von Basel, ein Proselyt<sup>24</sup>. Bei seinem Besuch in Deutschland hatten wir ihn sogar in Neuendettelsau gesehen, und er fiel uns auf durch einen hohen Cylinderhut auf seinem Haupte, was dazumal zur Uniform aller Geistlichen in Australien gehörte.

Im Hause von Pastor Herlitz sah ich auch gleich meine ersten Austral-Neger, ein Ehepaar von der Missions-Station zu Ramahyuk. Die aber damals bald einging, da das Völklein der Umgegend ausstarb. Kein tröstlicher Gedanke für einen jungen Missionar. Der Mann, Frank, war ein Halbweißer, seines Zeichens ein *carpenter*, auf Deutsch Zimmermann. Die Frau war ja eine Vollblut-Australnegerin. Sie konnte, was ich nicht konnte, nämlich Harmonium spielen, und spielte uns auch vor. Beide sprachen nur Englisch. Kinder hatten sie nicht: „Baby has died!“ hauchte die Frau.

Als wir mit dem Pastor allein waren, brachte Br. Matschoß sein Anliegen, eigentlich unser Anliegen, vor. Er, der reichere Schulzensohn aus Schlesien, hatte sich etwas zu wenig Taschengeld auf die weite Reise mitgenommen. Ich, der ärmere Gütlerssohn vom Buchhof, war eine Kleinigkeit besser dran durch Viatikum des Pfarrer Lainisch von Alfeld und konnte meinem Kameraden etwas leihen. Dafür sollte er den Pump beim Pastor in Melbourne in die Wege leiten. Wir hatten ja auch noch die kleinere Seereise nach Adelaide zu finanzieren. Eine Überlandbahn gab es in damaligen Zeiten noch nicht.

Als Matschoß etwas zögernd mit der Sprache herausrückte, half ihm der Pastor und sagte: „Na, ist Euch das Geld ausgegangen?“ – Ja, ob er uns 150 Schillinge leihen könnte für die Überfahrt nach Adelaide? – Schillinge würden nicht verborgt, sagte lachend Herlitz. In Australien gäbe es nur Pfunde. Er streckte uns dann auch die nötigen Pfunde vor.

Bald hatten wir uns nochmal einzuschiffen auf einem kleinen Kahn nach Adelaide, zwar auch ein Dampfer, aber im Vergleich mit unserer stattlichen Sommersetshire war es nur ein Kälblein im Vergleich zu einer ausgewachsenen Kuh.

Im stillen weiten Binnengewässer des Port Philipp ging die Fahrt auf dem Dämpferlein ganz gemütlich von statten, aber sobald wir durch die enge Pforte ins offene Meer hinaus waren, ging der Tanz und das Auf- und Abspringen unseres Dämpferleins los, noch viel schlimmer als ehemals bei unserer Fahrt von Hamburg nach London. Die Gewässer um Australien sind ja ausnehmend unruhig, besonders im Süden. Der Stille und der Indische Ocean wetteifern miteinander, wer es besser könne, und das südliche Eismeer gibt noch seinen besonderen Senf dazu. Dazu reisten wir noch *steer-*

23 Als Sohn jüdischer Eltern war der aus Neiße in Oberschlesien stammende Hermann Herlitz (1834–1920) mit 25 Jahren konvertiert. Er wurde 1862 von Basel nach Victoria ausgesandt. Seit 1868 war er Pfarrer in Melbourne.

24 Ein Konvertit.

age oder Zwischendeck, auf so kleinem Fahrzeug ein besonders unangenehmer Stall. Es gab auch eine 1. Klasse, und da sah es etwas besser aus. Für uns ein verbotenes Paradies. Wir sahen in dieser ersten Klasse auch deutsche Australische Farmer reisen und konnten uns über die Grenzbarriere etwas unterhalten. Doch ich hatte wenig Neigung dafür. Mein Reisegefährte ließ sich weniger Schwachheit merken. Er qualmte mit dem Schornstein um die Wette. Ich hielt mich möglichst waagrecht auf der Bank in der Kabine. Dabei fiel mir unvermerkt mein schönes Taschenmesser heraus. Ein mitreisender italienischer Junge las es auf und gab es mir freundlich wieder. Sonst galten ja die Italiener nicht als besonders ehrlich. Doch es gibt gute Leute überall. |

Die Strecke von Melbourne nach Adelaide ist ja weiter als von Hamburg nach London. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange unsere Schaukelfahrt auf dem kleinen Küstendampfer dauerte. Wir waren jedenfalls mehrere Tage und Nächte auf See, und ich genoß sattsam das Elend dieser Küstenfahrt. Die kahlen Uferhöhen hatte ich wenig Lust und Gelegenheit anzuschauen.

Endlich passierten wir die Meerenge bei der Känguru-Insel, und bald waren wir vor der engen Einfahrt von Port Adelaide, dem Hafen von Adelaide, zu dem ein enger Meeresarm führt. Bald sind rechts und links Häuser zu sehen, und die Wasserfläche erweitert sich, auf der kleine und große Schiffe schwimmen.

Unser Dampferlein legt an einer Brücke an. Ein Mann steht und hält scharf Ausschau. Auf uns hat ers abgesehen, er erkennt [uns] als zwei erwartete neue Einwanderer und stellt sich vor als Schwiegersohn von Pastor Rechner<sup>25</sup>, ein Herr Fischer<sup>26</sup>, mit dem Auftrag, uns am Hafen zu begrüßen und uns aufzuklären über die Reiseroute nach Lightpass, dem Landsitz von Pastor Rechner, dem Leiter der kleinen Immanuel-Synode und Präses des Missions-Komitees, den wir ja dem Namen nach wohl kannten.

Während Herr Fischer eifrig auf uns einredete und uns die nötigen Informationen erteilte über unsere Weiterreise am gleichen Tag, wurde meine Aufmerksamkeit gefesselt durch ein seltsames, nie gesehenes Schauspiel. Ein Fuhrwerk mit einem ganzen Dutzend Eseln bespannt hielt an der Brücke. Da fragte ich den Herrn Fischer: „Gibt es in diesem Lande auch viele Esel?“ „Wie mans nimmt“, antwortete er trocken.

Herr Fischer sorgte für unser Gepäck, das Handgepäck, das wir gleich mitnehmen konnten, und das Schwergepäck, das später nachgeschickt werden sollte. Darauf brachte er uns noch zum Zug, der uns nicht zur Hauptstadt Adelaide brachte, sondern

25 Der lutherische Pfarrer Gustav Julius Rechner (1830–1900) stammte aus Liegnitz in Schlesien und war 17jährig nach Australien ausgewandert. Er wurde Lehrer und Kantor in Light Pass. 1861 ordinierte ihn Johann Christian Auricht gegen großen Widerstand der lutherischen Kirche auf Wunsch von 25 Familien, die ihn als Pfarrer wollten. Rechner war ab 1874 Präses der Immanuelssynode und Präses des Missionskomitees in Südastralien.

26 Der in Sachsen geborene Alwin Hugo Eusebius Fischer (1848–1925) war als Sechsjähriger mit seinen Eltern nach Australien gekommen. 1872 heiratete er Rechners älteste Tochter Hedwig Pauline.

auf einer Nebenlinie nach Dry Creek, „trockener Wasserlauf“, deren es in Australien gar viele gibt, in diesem Lande der meist trockensten Steppenflüsse.

In Dry Creek hatten wir umzusteigen auf die Hauptlinie nach Norden, auf der wir bis nach Freeling zu fahren hatten. Als unser Zug auf und nieder fuhr, ehe wir hatten einsteigen können, beruhigte mich fremden Neuling der Bahnbeamte mit dem Bemerkten: „She comes back!“ Sie kommt zurück. Der Bahnzug ist weiblichen Geschlechts. Ich hätte gesagt: *he* – er. So stiegen wir denn auf „ihr“ ein und wurden nach Freeling befördert. Dort stand die Postkutsche bereit, uns nach Angaspark zu bringen. Heute heißt dies Städtchen Nuri,<sup>27</sup> nur ein Stündchen<sup>28</sup> von Lightspass entfernt. Dort erwartete uns ein Knabe, Heinrich Vogelsang, Sohn vom Bruder Vogelsang<sup>29</sup> aus erster Ehe, der im Pastorat zu Lightspass wohnte und sich nützlich machte, auch als kleiner Fuhrmann. Der Führer der Postkutsche hatte eben Malheur mit seinem Gespann, ein unruhiges Pferd stürzte zu Boden. „Ja, diese Engländer sind immer so ungeschickt!“ bemerkte der kleine Heinrich etwas altklug. Dieser Heinrich Vogelsang wurde übrigens nicht alt. Er starb als eben erwachsener Mann nach etlichen Jahren. Er geleitete uns neue Ankömmlinge mit unserm Handgepäck zu seinem wohlverwahrten Fuhrwerk, dem *buggy* oder leichten Gefährt des Herrn Pastor Rechner, und lieferte uns bald wohlbehalten beim Pastorat ab. Wo die Pastorsleute uns freundlich begrüßten und bewillkommten und ins Gastzimmer in einem Nebengebäude führten.

Das war unsere erste Nacht in Süd-Australien, dem Lande unserer Bestimmung; allwo wir mit aller Freundlichkeit beherbergt wurden. Da der August noch ein kühler Monat ist, so loderte im Kamin unseres Gastzimmers ein lustiges Feuer. Ofenheizung hat man im milden australischen Klima nicht, sondern nur offene Kamine, die sind ja recht gemütlich, aber lassen | die meiste Wärme ungenützt zum Schornstein hinaus.

128|129

Der südliche Winter, zur umgekehrten Jahreszeit wie bei uns im Norden, hat ja selten Schnee, außer zeitweilig auf den Bergen, kann aber doch empfindlich kalt sein von wegen der schneidenden Winde, die so ganz ungehindert vom südlichen Eismeer her blasen. Da kann man auch in den Häusern frieren trotz Kaminheizung, wenn man nicht die Hände übers Feuer halten kann. Man braucht jedenfalls auch im warmen Australien warme Winterkleidung, wenn man nicht frieren will wie jener magere schlesische Jüngling, der mit uns auf der Sommersetshire nach diesem sonnigen Südländchen fuhr.

Wir weilten ja nach unserer Ankunft zunächst nur etliche Wochen im Mittelpunkte der deutschen Ansiedlungen, von Ende August bis anfangs Oktober, also im austra-

27 Mittlerweile heißt es Nuriootpa.

28 Die Angabe muß sich auf die Entfernung zu Fuß beziehen.

29 Der gelernte Schmied Hermann Vogelsang (1832–1913) stammte aus Osnabrück. Er wanderte 1866 nach Südastralien aus, wo er noch im selben Jahr als Laienbruder die Missionsstation an der Coopers Creek mitbegründete. Dort arbeitete er bis zu seinem Tod.

lischen Frühling, wurden aber in dieser Zeit schon ganz schön bekannt mit Land, Leuten und Lebensart der Bewohner, besonders unserer deutschen Landsleute. Wir wurden ja auch ziemlich herumgeschickt und herumgeführt. Die lieben Leute verlangten ja eben so sehr uns kennen zu lernen, wie wir sie.

Der Mittelpunkt war und ist ja: Tanunda mit Langmeil und Lightspass mit Nuriootpa oder Angaspark. Letzterer Ort ist benannt nach dem alten Angas<sup>30</sup>, dem Wohltäter unserer ersten deutschen Ansiedler und Freund der Pastoren Kavel<sup>31</sup>, Rechner usw., einem wohlhabenden Baptisten, der viel getan hat als Pionier zur Gründung der Kolonie Süd-Australien. Nach seinem Namen ist auch das Städtchen Angaston genannt. An diesem Ort gründete er seinen Stammsitz mit schöner Villa und einer baptistischen Kirche, und nahebei findet sich in den malerischen Barossa-Bergen der Landsitz und Landbesitz der Familie, von der Nachkommen bis zum heutigen Tage noch dort leben. Es ist sogenanntes Forestland nach englischem Ausdruck, kein dichter, dunkler Wald, sondern licht bewaldet, mit grünen grasigen Matten über sanft gewölbte Hügelkuppen gebreitet und beschattet von riesigen *gum*-Bäumen, besonders Rot-*gum* mit sehr gutem und hartem Nutzholz, dem auch die weißen Ameisen oder Termiten nichts anhaben können. Alle Arten der *gum*-Bäume gehören ja zu den Eukalypten, spezifisch Australische Arten. Diese licht bewaldeten sanften runden Höhen sind ein ganz ideales Weideland für Schafe, Rinder und Pferde. Da hat sich Angas eine feine Gegend ausgesucht und daneben auch den deutschen Ansiedlern gutes und mehr ebenes Ackerland überlassen um Tanunda und Lightspass herum. Über diese beiden Orte existiert ein alter Reim, einer lateinischen Genusregel nachgebildet:

Bei Lightspass und Tanunda hat  
Die deutsche Sprache allzeit Statt;  
Jedoch die Worte *no* und *yes*  
Bedeutet etwas Englisches! –

Diese beiden kleinen englischen Wörtlein der Bejahung und Verneinung faßten die Deutschen am schnellsten auf, auch die neuen Ankömmlinge, und man hörte sie in der Umgangssprache unzählige Male, auch von Leuten, die noch sehr wenig Englisch sprechen konnten.

30 John Howard Angas (1823–1904) kam aus Newcastle upon Tyne. 1843 wurde er im Auftrag der Firma seines Vaters, A. F. Angas & Co., erstmals nach Südastralien gesandt, wo er sich nach zahlreichen Aufenthalten 1879 dauerhaft niederließ. Er war erfolgreicher Viehhalter und Politiker. Angas' großzügige Spenden für wohltätige und missionarische Zwecke waren legendär.

31 Der in Berlin geborene August Kavel (1798–1860) war Pfarrer in Klemzig in Brandenburg. Um der Vereinigung von Lutheranern und Reformierten zu einer Kirche zu entgegen, wanderte er 1838 als Führer einer Gruppe von über 200 Mitgliedern seiner Gemeinde nach Südastralien aus. Dort gründeten die lutherischen Preußen Tanunda und die umliegenden Gemeinden.

Gerade um Lightspass herum, das zwischen Angaspark und Angaston liegt und durch dessen Flur das Gawler-Flüßchen sich windet, stehen riesige *gum*-Bäume, die von der Ferne gesehen großen Eichbäumen ähneln. Diese Landschaft mutete ganz heimatlich an, in der sich angenehm leben läßt. Die Bewohner, Geistliche und Gemeindeglieder, waren auch so freundlich und daneben humoristisch veranlagt, daß ich mich zu meinem Reisekameraden von Deutschland her öfters äußerte: | „Unsere deut-

schen Ansiedler hier scheinen ja ein ganz glückliches Völkchen zu sein!“ Matschoß war gleicher Meinung – die Leute hätten ja Tag für Tag Weißbrot, Hammelkeulen, Rindsbraten, dazwischen hinein auch Speck und Bratwürste, daneben Obst, Gemüse und Kartoffeln, und auch an Wein fehlte es nicht. Süd-Australien insonderheit war das Land der drei »W« – Weizen, Wein und Wolle! War es ein Land, welches reichlich die Gaben für den Leib darbot, so war auch für Seele und Geist gesorgt, indem immer mehr Kirchen und Schulen gebaut wurden und die Zahl der Lehrer und Pastoren zunahm, in unserer noch kleinen Immanuel-Synode und auch in der Australischen, deren Hilfskräfte zunächst von Hermannsburg kamen, wie unsere von Dettelsau.

Von seiner Gemeinde in der Ebene, Lightspass, aus hatte Vater Rechner noch zwei Filialgemeinden in den Hügeln zu betreuen in mäßiger Entfernung. Droben in Pointpass, etwa 50 Kilometer entfernt, amtierte sein Schwiegersohn, Stolz, der erste Sendling aus unserm Missionshaus. Bedeutend weiter im Norden zu Appila hatte Pastor Kaibel seinen Wirkungskreis; drüben auf Yorkes Peninsula (Halbinsel), in Yorketown, Pastor Koschade. Nebenan in Lightspass war Amtsnachbar Peter Niquet<sup>32</sup>, ein alter ehrwürdiger Herr, schon 1838 mit einer Goßnerschen<sup>33</sup> Missionspartie als Laienmissionar nach Queensland gekommen, seines Handwerks Maurer, was man ihm nicht mehr ansah. Von Hugenotten stammend, mit guter Allgemeinbildung, konnte er in jenen Zeitverhältnissen auch noch als Pastor im Segen arbeiten. Auch Rechner, der als sehr junger Mann nach Australien kam, nicht sehr lange nach der ersten Einwanderung der Kavelschen Gemeinde, konnte bei eminenter Begabung erst Lehrer und dann auch noch Pastor werden.

An drei Stündlein von Lightspass entfernt, etwas weiter in der Ebene von den Hügeln entfernt, wohnte Pastor Auricht<sup>34</sup>, ein Kolonistensohn, Schüler und Nachfolger

32 Peter Niquet (1811–1903) stammte aus Ropin in Brandenburg. Er wurde 1856 in New South Wales ordiniert und wirkte nacheinander in Ballarat, Lights Pass und Adelaide.

33 Der ursprünglich katholische Priester und Schriftsteller Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) trat 1826 zur evangelischen Kirche über. Im Ruhestand begann er, in sechsmonatigen Kursen Handwerker zu Missionaren auszubilden, die er von Berlin unter anderem nach Australien, Ozeanien, Kanada und Indien aussandte, wo sie ohne Gehalt das Evangelium verkünden sollten. Die nach Goßner benannte Gossner Mission existiert noch heute.

34 Flierls nachmaliger Schwiegervater Johann Christian Auricht (1832–1907) kam als Sohn des Hufschmieds Christian Auricht und seiner Frau Maria Elisabeth, geborene Löchel, in Chlastawe in Posen zur Welt. Als er sechs Jahre alt war, schlossen seine Eltern sich der Kavelschen Auswanderungsbewe-

von Pastor Kavel. Er hatte auch zwei Filialen, eine Nähere, Nain, und die andere jenseits der Barossa-Bergkette in der Murray Flat, Sedan, die nach dem Siebziger Krieg gegründet wurde und von den Gründern „Sedan“ genannt aus Sympathie mit dem siegreichen Vaterland. Damals feierten die Deutschen in und um Tanunda, auch in Tanunda-Langmeil, im Jahre 1871 ein großes Siegesfest auch mit einiger Teilnahme englischer Nachbarn. – In Tanunda war auch noch eine zweite Pfarrgemeinde unserer Immanuel-Synode mit Pastor Reusch aus Basel.<sup>35</sup>

Am Murray-Strom, dem australischen Vater der Ströme, befanden sich damals noch kleine Siedlungen und Gemeinden unserer australischen Glaubensgenossen, doch Sedan lag schon in der Nachbarschaft dieses größten australischen Flusses, der mit seinem einen Quellfluß, Darling, von Queensland kommend New South Wales' Verstärkungen aufnimmt, Viktoria berührt und endlich durch Süd-Australien zum Ocean geht durch einen sehr großen Mündungs-See, Lake Alexandrina. Später entstanden noch zwei bedeutende Parochien unserer Australischen Lutherischen Kirche an diesem Fluß, eigentlich drei: Loxton, Lowbank und Murray Bridge. Durch Stauwerke und Bewässerungen wurden seine Ufer mit großem Erfolg nutzbar gemacht.

Vater Rechner nahm uns neue Ankömmlinge auch bald einmal mit nach Adelaide. Dort sollte unsere Ausrüstung vervollkommen werden. Da wir auch von Neuendetelsau her gut ausgerüstet waren, brauchte er nur noch das Tüpfelre auf's »i« zu setzen. Er kaufte nämlich jedem von uns einen großen *bell topper*, auf Deutsch Angströhre oder Cylinder-Hut genannt. Die waren in Mode für die australische Geistlichkeit, später kamen sie ab. Im Luther- oder Amtsrock, den Cylinder auf dem Haupt, waren wir 20jährigen Hasen gleich einen halben Fuß größer. | Doch nicht allein leiblich wurden wir durch unseren Kirchenoberen ausgestattet, sondern auch geistlich. Er führte uns nämlich zum *registrar general*<sup>36</sup> und ließ allda uns eintragen als *officiating ministers*, amtierende Geistliche einer anerkannten Kirchengemeinschaft, damit wir rechtsgiltig auch Trauungen vollziehen konnten, was besonders für Matschoß baldigst in Frage kommen mußte als berufener Stadtpfarrer in Mount Gambier, dem Paradies von Süd-Australien.

130|131

gung an. So kam Johann Christian Auricht 1839 nach Südastralien. Die Familie siedelte sich in Langmeil an, wo Auricht 1858 Kavel's Assistent wurde. Nach dessen Tod war er 47 Jahre lang, von 1860 bis 1907, Pfarrer der Langmeil-Gemeinde in Tanunda. Auricht betätigte sich auch als Drucker, Schriftsteller und als Herausgeber der „Kirchen- und Missionszeitung für Deutsch-Australische Gemeinden“. 1900 wurde er Präses der Immanuelsynode. Mit seiner Frau Maria Elisabeth, einer geborenen Paech, hatte er neun Kinder, von denen eines als Säugling starb.

35 Der gebürtige Württemberger Johannes Reusch (1845–1897) war 1857 als 13jähriger nach Australien gekommen. Basel war anscheinend der Ort, an dem er studiert hatte. Reusch war mit Margarete Jane Niquet, einer Tochter des Pfarrers Peter Niquet, verheiratet; von den zehn gemeinsamen Kindern starben fünf im Kleinkindalter. Bei Flierls Hochzeit im Jahr 1882 war Reusch einer der Trauzeugen.

36 Zum obersten Standesbeamten.

Nun waren wir also gleichberechtigt, wir stattlichen jungen Leute, unter unsern älteren Amtsbrüdern. Nur eines fehlte uns noch, etwas ganz Wichtiges: Wir mußten auch noch ordiniert werden. Das sollte in Bälde geschehen und geschah auch noch um Mitte September, damit wir anfangs Oktober unsere Dienststellen antreten konnten, ich im hohen Norden in der Wüste, unter den Australnegern, und Matschoß im Süden, der feinen Stadt Mount Gambier.

So wurde denn ein Missionsfest für unsere Ordination [gegeben], die in der St.-Johannis-Kirche des Pastor Reusch in Tanunda stattfinden sollte in möglichst großer Versammlung unserer kleinen Synode von Pastoren und Gemeindemitgliedern. Es sollte noch ein dritter Mann mit uns beiden ordiniert werden, nämlich der Missionslehrer Carl August Meyer<sup>37</sup>, der mit den beiden Kolonistenbrüdern Jakob<sup>38</sup> und Vogelsang das Missionswerk an der Coopers Creek unter den Dieri fortgeführt hatte und nun gerade im Urlaub im Süden sich befand. Mit ihm und seiner Frau<sup>39</sup> sollte ich dann im Oktober hinaufreisen.

Matschoß und ich mußten bei dieser großen Gelegenheit auch predigen, denn das Volk wollte seine neuen Männer hören. Vorher war unser Kolloquium der Rechtgläubigkeit im Pfarrhaus zu Lightspass vor den alten und auch jungen Pastoren. Vor allem war der Pastor Kaibel dabei, der kurz vor uns nach Australien gekommen war. Eine seiner Fragen ist mir noch klar im Gedächtnis. Er fragte, welche Form wir für die Lutherische Kirche für die Beste hielten? Ich antwortete fix: „Die bischöfliche Verfassung!“ Worauf er den nicht ganz sachlichen Einwurf machte, ich wollte wohl einmal der Bischof der Synode werden? Nun, dazu sah ich ja keine Gelegenheit mir winken. Unsere Immanuel-Synode hatte dazumal ihren Geschäftsführer, nämlich den Pastor Rechner, der auch sehr geschäftsgewandt war und uns alsofort feine Cylinderhüte gekauft hatte. Doch hatte man das Gefühl in unserem kleinen Kirchlein, daß die Bezeichnung »Geschäftsführer« nicht so recht passend war für einen Kirchenführer, und [es] wurde bei einer späteren Synodalversammlung dafür der Name »Synodal-Präses« gewählt.

Bei unsern Predigten zum Missionsfest und Ordinationsfeier begingen wir beiden Neulinge eine kleine kirchliche Taktlosigkeit, die dem geistlichen Dekorurnicht ganz entsprach. Wir wurden darüber ja nicht von unseren kirchlichen Oberen moniert, da-

37 Carl August Meyer (1839–1912) war im Alter von 13 Jahren nach Australien gekommen. Er arbeitete als Missionslehrer zunächst in Südastralien, ab 1885 dann in Queensland. 1892 mußte er die Mission verlassen, da er von der Regierung beschuldigt wurde, drei Aborigines an einen Arbeiteranwerber verkauft zu haben. Meyer war von da an als Lehrer in St. Kitt's und Steinfeld tätig.

38 Der aus Schlesien stammende Ernst Jakob (1835–1907) war 1860 nach Südastralien ausgewandert. Wie Vogelsang hatte er 1866 die Missionsstation an der Coopers Creek als Laienbruder mitbegründet. Auch er arbeitete sein Leben lang auf der Station.

39 Emma Louise Meyer, geborene Kaesler (1836–1919), war als Achtjährige mit ihren Eltern aus Schlesien nach Australien ausgewandert. Carl August Meyer und sie heirateten 1860.

für war die Angelegenheit ja zu unbedeutend, aber vertraute Freunde sagten mir später, es sei in der Zuhörerschaft immerhin etwas aufgefallen, daß ich auf der Kanzel ein blaues Taschentuch aus dem Chorrock zog. Das war immerhin noch eine halbwegs liturgische Farbe; dagegen war es wirklich anstößig, daß mein junger Amtsbruder sich mit einem knallroten Taschentuch seine Denkerstirn wischte während der Predigt. Mich hatten Zuhörer in Verdacht, daß ich meine Predigt abgelesen, weil ich so wenig um mich blickte und Bewegungen machte. Als sie erfuhren, ich hätte eben bescheidenlich nur auf meinen Text geschaut,<sup>40</sup> wurde meine Leistung etwas freundlicher beurteilt. |

Nach unserer Ordination waren wir ja nur noch wenige Wochen bei den Gemeinden unserer Synode. Doch will ich noch nicht gleich übergehen zu dem Abschnitt meiner Ankunft an meinem eigentlichen Bestimmungsort. Während der sieben Jahre meines Wirkens unter den Austral-Negern an der Coopers Creek kam ich ja noch öfters für kürzere oder längere Zeit in den Süden zu unseren Gemeinden und später von Neu Guinea aus auch noch öfters und meist auf längere Zeit und habe dabei Land und Leute genau kennen gelernt. Darum will ich nun meine Beobachtungen in einem und genau beschreiben und auch etliche Charakterbilder zeichnen von Leuten und Christen, die ich dabei kennen lernen durfte. Ich durfte sie kennen lernen zu eigenem Gewinn, Pastoren und Gemeindeglieder. Die meisten Pastoren habe ich schon erwähnt, die bei unserer Ankunft in unserer Synode im Amte waren in unserer kleinen Synode. Da ist nur noch der alte Heinze übrig in einer zweiten Gemeinde im nahen Nain. Der hatte auch bei den alten Stammpastoren studiert, ging aber dann als Student auf die Goldfelder in Victoria, schloß sich später unserer Synode an und fand sich noch einigermaßen zurecht als Pastor. Ihn lernten wir auch bald kennen nach unserer Ankunft.

Der Führer unserer kleinen Kirchengemeinschaft war Rechner, gewandt, mit guter Rednergabe und recht feiner Handschrift, wohl befähigt zur Leistung, neben ihm stand zu guter Ergänzung Auricht in Tanunda-Langmeil, wohl kein hervorragender Redner, aber ein guter, feiner und treuer Mann. Hinter jedem Wort, das er sagte, stand der ganze Mann, ein guter Seelsorger und treuherziger, lauterer Prediger, offenbar ein guter Jünger seines Lehrmeisters Kavel. Zu ihm und seiner Familie kamen wir auch bald von Lightspass aus. Beide Pfarrhäuser waren kinderreich, aber Rechners [Kinder] waren schon alle ausgeflogen, die beiden Töchter und auch etliche Söhne schon verheiratet und alle in Stellung oder im Studium und in der Lehre.

Bei Aurichts war das warme Nest noch voll, die 8 Kinder waren noch alle daheim. Da mußte es heißen: „Es wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus!“<sup>41</sup> Der prak-

40 Gemeint ist der Text der Bibelstelle, über die Fliel zu sprechen hatte. Ein ausformuliertes Manuskript der Predigt hatte er, anders als seine Zuhörer argwöhnten, demnach gar nicht vor sich.

41 Vers aus Schillers „Lied von der Glocke“.

tische Kolonistensohn, als Kind mit eingewandert, hatte sein eigen Haus gebaut in der Nähe seiner Kirche als Nachfolger Kavel's und dann nach Bedarf vergrößert in einfacher Anordnung, natürlich zu ebener Erde, drei mal drei Räume, Steinwerk mit Wellblechdach, das Regenwasser davon in den Untergrundtank. Auricht's Handschrift war etwas krause, nicht ganz leicht zu lesen. Er schrieb auch unendlich viel für den Druck seines Kirchenblattes, das er gegründet und dafür auch [eine] kleine Druckerei im Nebengebäude mit Handpresse [eingerichtet hatte], bei Setzen und Drucken griff er auch selbst mit an. Die „Lutherische Kirchen- und Missionszeitung“ war ein ganz ansehnliches Blatt, dazu gab er auch noch einen christlichen Volkskalender heraus. Bei unserer Ankunft war der älteste Sohn des Hauses, der 20jährige Gottlieb<sup>42</sup>, schon der Druckmeister und ging damit dem Vater zur Hand. Drei andere Söhne<sup>43</sup> waren konfirmiert und in Stellungen am Ort bei Post und Bank und in einem Geschäft. Die beiden konfirmierten Töchter<sup>44</sup> gingen der Mutter<sup>45</sup> rechtschaffen zur Hand im großen Haushalt. Den mäßigen Pfarrgehalt [*sic*] segnete der Herr also, daß die Familie herzliche Gastfreundschaft üben konnte, besonders an jungen Missionaren und neu angekommenen Pastoren. Die Frau Pfarrer war auch Kolonistentochter und als Kind mit eingewandert, eine geborne Paech aus sehr großer Familie, und hatte sich sehr gut in ihren Stand eingelebt. Die Kinder waren alle gut begabt und nach der kirchlichen Volksschule in Fortbildungsklassen weiter geführt. Es wurde einem so wohl in dieser Familie, auch bei den herzlichen und innigen | Gebeten zu Tisch und bei den Morgen- und Abendandachten. Die jüngste Tochter Emma<sup>46</sup> ging noch zur Schule. Das kleinste Bruderlein, Theodor<sup>47</sup>, zweijährig, sah man häufig auf den Armen der 17jährigen älteren Schwester Luise.

132|133

Dabei drohte beiden kurz vor unserer Ankunft ein schweres Unglück. – Ein Nachbar, Schuster Engelhardt, wollte seinen alten Kater abschaffen. Dieser saß gerade gemütlich auf einem Zaunpfosten und beschaute sich gemütlich die schöne Welt, nichts Böses ahnend. Sein Meister holte seine Kugelbüchse und zielte hinterrücks auf den unschuldigen Kater, drückte los, der Kater erschrack mächtig und sprang wie der Blitz davon. Im Pastorhaus erschrack man auch mächtig, die Fensterscheiben im guten Zimmer splitterten und klirrten, und das gefährliche Geschoß fuhr dicht an Luise

42 Gottlieb Auricht (1859–1924) führte später in Tanunda die Druckerei Auricht's Printing Office. Er verheiratete sich 1883 mit Mathilde Wallent und nach deren frühem Tod 1889 mit Anna Emilie Nitschke.

43 Wilhelm, Ernst und Johannes Auricht.

44 Luise Auricht, Flierls spätere Frau, und Bertha Auricht, nachmalige Lademann.

45 Die Bauertochter Maria Elisabeth Auricht, geborene Paech (1834–1902), war in Kay in der preußischen Provinz Brandenburg geboren. Sie kam als Vierjährige mit ihren Eltern nach Australien.

46 Emma Auricht (1871–1939) heiratete später den Pfarrer Adolf Sabel in Nain.

47 Theodor Auricht (1876–1965) wurde Arzt in Hahndorf. Er war dreimal verheiratet: mit Lucie Berrouch, mit Hilda Rudd und in dritter Ehe mit Helene Boehm.

mit Theodor vorbei in die Rückwand. Vater Auricht war wohl gerade von Amtswegen abwesend, aber sein Ältester, Gottlieb, eilte zum Nachbar Engelhardt und machte ihm Vorstellung wegen seiner unbedachten Schreckenstat. Der wollte es nicht glauben, aber er mußte sofort kommen und den Schaden besehen, womöglich seine Kugel suchen. Er kam und war überführt, bat aber de- und wehmütig, ihn nicht auf der Polizeistation zu melden, die es ja auch von Tanunda gab. Engelhardt holte sofort den Glaser, um den von ihm angerichteten Schaden zu heilen. Die törichte Tat war noch gnädig abgelaufen.

Als wir 1878 in Süd-Australien angekommen, waren gerade 40 Jahre ins Land gegangen seit Gründung der deutschen Kolonien in der genannten damals neugegründeten englischen Kolonie. Die Ansiedlungen dieser kernigen deutschen Kolonisten, die um ihres Bekenntnisses willen nach dem fernen Australien ausgewandert waren und fleißig und zäh arbeiteten, hatte sich gut entwickelt. Man sah noch hin und her die ersten Pionierhütten der ersten Einwanderer von Holz und Lehm mit Strohdach und nur die allernotwendigsten kleinen Räume enthaltend, aber auch schon bessere Häuser mit soliden Steinwänden mit Wellblechdächern und bequemen Wohn- und Schlafelassen mit allen erforderlichen Nebenbauten fürs liebe Vieh und die nötigen landwirtschaftlichen Geräte. Das meiste Nutzvieh kann ja im milden Australien jahraus jahrein auf der Weide gehen, aber für Arbeitstiere und Mastschweine braucht man doch auch Ställe.

Unter der harten Pionierarbeit im fernen Südländchen haben sich bei unsern Volks- und Glaubensgenossen feste und starke Charaktere entwickelt, und es fehlte durchaus nicht an Originalen unter diesen urkräftigen Farmern oder Bauern.

Zu den markantesten Charakterbildern gehörte der Farmer Rudolf Graetz<sup>48</sup> am North Rhine<sup>49</sup> auf dem welligen Hochlande, das sich am Ostabhang der Barossa Ranges oder Bergzüge hinzog, und [wo] viele gedeihliche Ansiedlungen lagen.

Rudolf war als ziemlich großer Junge mit seinen Eltern eingewandert, etwas älter als Pastor Auricht. Ob auch die Ansiedler möglichst bald Schulen einrichteten, Notschulen neben ihren Notkirchen, so konnte doch Rudolf nicht mehr viel davon profitieren, zumal er auch sehr bald ums tägliche Brot mitsamt seinem Vater seine kräftigen Arme regen mußte. Er war aber ein Mann von *common sense*, wie der Engländer sagt, von gesundem Menschenverstand. Die englische Umgangssprache lernte er fix, im Deutschen behielt er seinen unverfälschten väterlichen Schlesischen Dialekt bei, das Lesen in beiden Sprachen lernte er genügend, Schreiben nur notdürftig. Er hatte beim Sprechen kräftigen Ausdruck, der auch allezeit besten Eindruck machte, und man konnte ihn brauchen | später auch bei Deputationen zur Regierung, diese

133|134

48 Rudolph Graetz (1825–1909) war in Bentschen in Posen geboren und 1839 mit seinen Eltern nach Australien gekommen.

49 Heute Keyneton.

vierschrotige Gestalt mit dem kräftigen Organ und dem gesunden Mutterwitz. Er selber meinte öfters: „Ja, wenn ich nur mit der Feder auch so fort könnte wie [mit] dem Mundwerk!“

Einmal war ein Temperenzler, ein Mäßigkeits-Apostel, am North Rhine und hielt eine Versammlung ab. Für Mäßigkeit zu wirken, ist ja in Australien immerhin am Platz. Trunkfälligkeit ist ziemlich häufig; aber die Mäßigkeitsapostel übertreiben und fordern nicht Mäßigkeit, sondern völlige Enthaltung, und das ist doch auch gegen den gesunden Menschenverstand in einem Lande, wo so viel und so guter Wein wächst.

Als der Temperenzler zur Besprechung seiner aufgeworfenen Fragen aufforderte, da sagte der Vater Graetz: „Well Sir, I am drinking like a bullox! Ich trinke wie ein Ochse!“ „Was sagen Sie!“ fuhr der Herr auf. „Nun sehen Sie her“, erläuterte Vater Graetz den Fall. „Ich trinke so vernünftig wie ein Ochse. Wenn der Durst hat, geht er zum Trog oder Wasserloch und trinkt nach Durst, und dann weidet er weiter, oder man kann ihn wieder einspannen und mit ihm weiter arbeiten. Just so mache ich es auch, trinke stets nach Bedürfnis.“

Vater Graetz wurde mit der Zeit Kirchenältester und auch Mitglied des Missions-Komitees und war zu jedem rechten Werk zu haben in Wort und Tat. Er kam auch einmal zur Missions-Station als Kommissionsmitglied. Ich hatte die Herren abzuholen und auf der weiten Reise im Freien zu übernachten. Da am Lagerfeuer erzählte er uns so mancherlei aus seinem Leben, an der Äpfelbaum-Creek – wir nannten den Platz so, weil wir da schöne australische Äpfel aßen und phantasierten, in 50 Jahren könnte da ein Hain von Apfelbäumen stehen. – Nun zu den Erzählungen von Vater Graetz:

Da hatte einmal ein Gemeindefarmer Typhus. Er war lange und schwer krank, wurde aber wieder gesund, nachdem der Doktor ihn oft und viel besucht hatte. Da kam die Doktorrechnung, und die Gemeinde sollte diese bezahlen, 75 Pfund Sterling<sup>50</sup>. Das war den Gemeindevätern doch gar zu viel. Sie sagten, der Bruder Graetz solle mit dem Doktor sprechen, er könne am besten zu dem Herrn sprechen. Rudolf tat so und berichtet darüber: „Dem habe ich die Hölle heiß gemacht, g’weent hat er“, und [er] setzte seine Rechnung auf 25 Pfund herab.

In seiner Jugend fuhrwerkte Rudolf viel mit Ochsengespann. Er fuhr mit einem Kameraden Kupfer von der Burra<sup>51</sup> zur Schmelze. Der Kamerad ärgerte sich über einen seiner Zugochsen, und um ihn recht empfindlich zu strafen, band er dem Nebenochsen ein Bündelchen Heu hin, und das bestrafte Hornvieh mußte vergeblich seine Zunge darnach austrecken. Das tat dem jungen Graetz wehe, denn der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes,<sup>52</sup> und er sprach ein kräftiges Wort zu dem Wegegenossen: Ob er nicht sähe, daß dem vergrämten Ochsen dicke Tränen über sei-

50 Das entsprach einem Betrag von über 1 500 Goldmark.

51 Die Burra ist ein Fluß in Südaustralien, an dem ab 1845 Kupfer abgebaut wurde.

52 Spr 12,10a.

ne Ochsenbacken runter laufen. Wenn er nicht sofort das Heubündel teile, würde er seinen Peitschenstiel zu fühlen bekommen. Davor hatte der Kamerad Respekt, und er teilte den Heubündel. Nun kaute auch der andere Ochse seelenvergnügt, und seine Tränen vertrockneten.

134|135

Vater Graetz erzählte noch von verschiedenen Bekannten. Da war ein junger Mann, Benjamin John<sup>53</sup>, sein Grab sah ich selber auf dem Friedhof in Lightspass, und ein Nachkomme von ihm ist zur Zeit Apotheker in Tanunda. Der besagte Benjamin John sah, wie die australischen jungen Männer so flott ritten, das ging so schön und leicht. Als John ein schönes Stämmchen im neuen Lande verdient hatte, kaufte er sich auch ein Reitpferd. Ein berittener Diener darf ja in Australien sein Reittier auf seines Herrn Land weiden lassen. Es war ein schöner, flotter Traber, den John um sein gutes erstverdientes Geld erstanden | hatte, fertig gesattelt mit Zügel und Zaum. Er hatte so oft seine Kameraden aufsteigen sehen, als flotter junger Mann würde auch er es fertig bringen, ganz allein und verschwiegen. Der rechte Fuß muß doch immer voran gehen. Er steckt ihn in den Steigbügel und schwingt sich auf. Aber o weh, er sitzt verkehrt auf dem Rennpferd, dem gut eingebrochenen<sup>54</sup> Traber eines Stockreiters, gewöhnt, los zu *cantern* im leichten Galopp, so wie der Mann auf dem Rücken sitzt, ob diesmal auch verkehrt. Benjamin John weiß nicht, wie ihm geschieht, sieht nicht, wohin die Fahrt geht. Er kann nicht lenken, sitzt ja auf dem Zügel und sieht nur den Schwanz des laufenden Tieres. Er hat Mühe, oben zu bleiben. Es gelingt ihm, das Tier läuft ja so ruhig und sanft. In Nuriootpa entsteht ein Auflauf, großes Hallo der lieben Straßenjugend. Von der Höhe kommt ein verkehrter Reiter herab, noch nie dagewesen! Er wird angehalten, muß berichten über sein Abenteuer. Man läßt ihn absteigen, belehrt ihn, wie aufsteigen, und hinfort ist Benjamin John ein ganz passabler Reiter. – Die Geschichte ist ganz glaubwürdig, habe es in Neu Guinea selbst erlebt, wie der Bruder Holzapfel, den rechten Fuß vor, meinen berühmten Reitochsen Stern besteigen wollte. Ich konnte ihn noch rechtzeitig belehren, es nicht dem Benjamin John nachzumachen. – Holzapfel, nach schwerem Schwarzwasserfieber in Heimaturlaub, wurde später nach Südwest ausgesandt und von aufständigen Hereros erschossen. –

Am interessantesten war, was Vater Graetz von Dienegott Jaeschke<sup>55</sup> zu erzählen hatte und seiner Fahrt nach einem viktorianischen Goldfeld. Ja, mit dem alten Diengott habe ich auch einmal in meiner Jugend Hände geschüttelt, und ein Nachkomme

53 Der in Groß Tinz in Schlesien geborene Traugott Benjamin John (1823–1889) emigrierte 1845 nach Australien. 1848 heiratete er Anna Rosina Gogoll, mit der er acht Kinder hatte.

54 Zugerittenen.

55 In Scharkevalde in Posen geboren, wanderte Dienegott Jaeschke (1825–1910) 14jährig mit seinen Eltern nach Südastralien aus. Sein Vater gehörte zu den Pioniergründern der Ortschaft Hahndorf. Jaeschke selbst hatte später eine Farm bei Steinfeld.

von ihm wohnt in Langmeil als Metzger und brachte uns auf unsere alten Tage Fleisch per Auto zum Neu Guinea Haus in Tanunda.

Also zur Zeit, da in Viktoria der große Goldrummel war, lebte der alte, damals junge Dienegott als armer Anfänger auf einer Farm in Süd-Australien. Eines Tages sagte er zu seinem Ehegespons, indem er sich hinter den Ohren kraulte: „Was meinst denn, liebe Frau, da drüben in Viktoria soll es so banig viel Gold geben, da möchte ich mir auch etwas holen, damit wir uns endlich besser einrichten könnten!“ – „Nu man dau, vielleicht kannst [du] einige Körnlein finden. Ich will schon derweil auf unser Sächle gut aufpassen!“ Gesagt, getan. Dienegott sattelte seine magere Rosinante, packte den Mantelsack und vergaß auch den Spaten nicht, und fort ging es nach herzlichem Händedruck. – Es war ein weiter Weg. Die Überlandbahn gab es damals noch nicht. Dienegott mußte mehrmals in der Wildnis übernachten, kochte sich Tee im *quartpot*<sup>56</sup>, buk *dampfer* oder Aschenkuchen, und sein gehoppeltes<sup>57</sup> Streitroß weidet und läßt sich das Gras der Wildnis gut schmecken. Dienegott erreicht glücklich das Goldfeld, nimmt einen *claim* auf,<sup>58</sup> errichtet sein Zeltchen und setzt seinen Spaten in Tätigkeit nach dem Sprüchlein im Wallenstein: „Er gräbt und schaufelt, er schaufelt und gräbt“ – doch nicht, bis daß er sein Grab sich gräbt!<sup>59</sup> Er findet vorher erwünschtes rotes Gold, Körnlein um Körnlein, Nugget und Nugget. Wie freut er sich am wachsenden Schatz und schickt eines Tages seiner Ehegenossin die für beide freudige Kunde, er wolle dann und dann heimkommen. So tritt er eines Tages den Heimritt an. Sein Pferdchen ist vor lauter Nichtstun fett und mutig geworden, doch Dienegott ist ein geübter Reiter. Als er eben durch die 100-Meilenwüste trabt und darüber nachdenkt, wie er seinen Goldschatz auswerten wolle, reißt ihn aus seinen angenehmen Träumen ein donnerndes „Halt! Das Gold oder das Leben!“ Weder das Eine noch das Andere möchte Dienegott verlieren, so gibt er dann ganz gelassen dem grausamen Räuber auskunft. „Ja, ich habe einige | Goldkörner bei mir, aber nun habe ich schon meiner Alten geschrieben, daß ich selbige ihr nach Hause bringe, um unsere Farm besser einrichten zu können. Sie wird mirs im Leben nicht glauben, daß ein Räuber mir das Gold abgenommen, und ich habe mein Lebtag keinen guten Tag mehr. Damit ich meine Begegnung mit Dir beweisen kann, sei man so gut und schieß mir ein Loch durch meinen Reitermantel“, und Dienegott Jaeschke breitete seinen Rockflügel ruhig und breit vor dem gutwütigen Räuber aus, den ein menschliches Rühren erfaßt hatte bei der Angst seines Opfers, das ihm versprochen, nach Durchschießung des Mantels sein Goldsäcklein abzuliefern. – Aber dafür blieb keine Zeit. Der Schuß krachte! Dienegotts Streitroß brauchte keinen Sporn mehr, es sauste wie

135|136

56 Einem Gefäß, das ein Quart (1,14 Liter) faßt.

57 Diesen Ausdruck erklärt der Verfasser in I 203.

58 Er erhebt öffentlich Anspruch auf ein bestimmtes Stück Land.

59 Flierl bezieht sich auf das „Reiterlied“ aus Schillers Wallenstein.

der Sturmwind von dannen. Mit eisernem Schenkeldruck hielt sich Jaeschke fest im Sattel und war bald mit seinem Goldschatz in Sicherheit. Der Räuber fluchte: „God damn“, indem er sich auf seinen einläufigen Oberlader stützte. „Wie dumm bin ich gewesen, hätte ich doch den Mann erst absteigen lassen! Niemals wieder!“ Er war eben erst ein Anfänger im Räuberhandwerk, das in der Umgebung der reichen Goldfelder häufig ausgeübt wurde.

Unter solch unterhaltlichen Erzählungen verging der lange Feierabend beim flackernden Lagerfeuer an der Äpfelbaum-Creek gar schnell. Auf derselben Reise vernahm ich auch noch aus dem Mund von Vater Graetz mein eignes Urteil. Als Reisemarschall ritt ich auf meinem Eisenschimmel vor der Kutsche her, in der die hohe Commission saß. Im Rücksitz die Brüder Pursche<sup>60</sup> und Heinrich, im Vordersitz Pastor Rechner und Graetz, beide hatten kräftige Stimmen und ich noch gute jugendliche Ohren.

Da hörte ich, wie Pastor Rechner erzählte, er hätte kurz vor Abreise noch Schreiben aus Neuendettelsau von Missions-Inspektor Johannes Deinzer erhalten des Inhalts, im Fall sie für ihre Heidenmission [einen] weiteren Missionar brauchen könnten, es wäre noch ein Vetter von dem, welchen sie schon haben, bereit, nach Australien zu den Heiden zu gehen, auch ein Johann Flierl<sup>61</sup>. „Noch einen Johann Flierl, einen Vetter von dem da vorne? Ich denke, wir haben genug an dem einen!“ antwortete der Vater Graetz mit Donnerstimme. Da dachte ich bei mir, na, ich muß mich wohl bessern und etwas bescheidener Reden und Schreiben, unbeschadet des Festhaltens an eigner Überzeugung.

Es hatte eben etwas erregte, wenn auch sachliche Auseinandersetzungen gegeben zwischen uns, dem Missionspersonal, und dem leitenden Komitee drunten im Süden. Von dort schrieb man uns, wir sollten an der Coopers Creek auch Weezen<sup>62</sup> bauen, um die Mission selbständig und möglichst selbsterhaltend zu machen. Deshalb kam nun die Kommission zu uns, um diese Streitfragen zu klären. Offenbar hatte ich mich gebessert. Wir kamen zu einmütigen Beschlüssen. Vater Graetz kam zu gleicher Einsicht wie unsere erfahrenen Laienbrüder, Vogelsang, Jakob, Meyer und meine Wenigkeit, daß es mit Weezenbau in diesen Wüsteneien nichts sei, nur Weidewirtschaft hätte einige Aussicht auf Erfolg. Weiter wurde ein zweiter Johann Flierl berufen, und ich erhielt Heiratserlaubnis.

60 Johann Traugott Pursche (1823–1912) war gebürtiger Sachse aus Dürrhennersdorf.

61 Der Bauernsohn und gelernte Tischler Johann Flierl, der 1854 in Sulzbach geboren war, wurde durch die Ausreise seines Namensvetters und Cousins dazu angeregt, ebenfalls Missionar zu werden. Nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau wurde er 1883 nach Südaustralien an die Coopers Creek geschickt. Er verließ wegen Unstimmigkeiten 1891 den Missionsdienst und ging 1908 mit seiner Frau in die USA nach Buffalo.

62 Mit dieser Schreibweise gibt Flierl offenbar die Aussprache von Rudolph Graetz wieder.

Im Obigen war nun von Vater Graetz vielfach die Rede und ist von ihm jedenfalls ein gutes Charakterbild gezeichnet; nebenbei ist auch Vater Pursche schon erwähnt, auch guter Kirchenmann, Missionsfreund und Mitglied des Missions-Komitees, aber kein selbständiger starker Charakter, sondern Alter Ego und Echo vom Vater Graetz. Wann immer Letzterer auf einer Synodalversammlung einen Antrag stellte, da sekundierte totsicher Vater Pursche. Äußerlich war er sehr verschieden von seinem bedeutenderen Nachbarn, Graetz groß, breit und vierschrötig mit mächtiger Stimme, Pursche klein und schwächling und auch mit bescheidenem Sprachorgan. So recht typisch war ein Traum des Vater Graetz, den er gern erzählte: Er hätte eine Axt geschliffen und Pursche dabei den Schleifstein gedreht. Die Leute sagten auch: Es kommt der Vater Graetz mit seinem Burschen.

136|137

Auf den Synodalversammlungen ergriff Vater Graetz gerne das Wort. So erinnere ich mich einer Verhandlung bei solcher Gelegenheit. Da handelte es sich um die Zahl der Feiertage an den hohen Festen. Die Ansiedler von 1838 mit dem Rudolf Graetz waren mit drei Feiertagen nach Australien gekommen, wo die Engländer nur den Sonntag feierten und zu Weihnachten nur den einen, den ersten Feiertag. Graetz erklärte: „Unsere Väter haben an den hohen Festen immer 3 Feiertage gehalten und sind dabei vorwärts gekommen. Ich meene, wir könnten die drei Feiertage beibehalten.“ Er wurde überstimmt trotz seinem Sekundanten Pursche, und in solchem Fall fügte sich Vater Graetz auch der Majorität, ohne etwa wie kleine Geister eine Kirchentrennung bewirken zu wollen.

Ich sah den guten und tüchtigen Vater Graetz noch einmal in seinen alten Tagen in seiner Heimatstätte, als er schon schwach geworden, aber noch gern und eifrig erzählte aus vergangenen Zeiten. Die Pastoren Rechner und Auricht waren damals schon heimgegangen. Es war im Jahre 1908 auf 09, als ich meinen großen Urlaub von Neu Guinea über Australien nach Deutschland und Amerika antrat. Am Tage, da wir uns in Port Adelaide für Deutschland einschiffen, wurde Rudolf Graetz am North Rhine zu Grabe getragen.

Interessant ist, wie Vater Pursche in seinen jungen Jahren nach Australien gekommen. Er stammte aus dem Königreich Sachsen, hätte daheim von den blühenden Lutherischen Gemeinden in Australien gelesen und Sehnsucht bekommen, auch nach diesem sonnigen Lande auszuwandern. Er sei daheim Müller gewesen. Seine Eltern ließen ihn nicht gerne in dies fernste Land ziehen. Er sollte doch ja wieder heimkehren. Aber es hätte ihm in dem schönen Australien so gut gefallen, daß er da hängen geblieben sei und eine Familie gegründet habe.

Ähnliches erzählte mir der gute Vater Linke von Nain, auch Kirchenältester seiner Gemeinde und Mitglied des Missions-Komitees. Er war auch ein Sachse. Als er 14 Jahre alt geworden und das Weltwesen mächtig um ihn wurde und von der Kirche abziehen wollte, fürchtete er, er könnte darin zu Grunde gehen. Da las auch er von

dem blühenden christlichen Leben Lutherischer Gemeinden in Australien, und kurz entschlossen wanderte er dahin aus und hatte es niemals zu bereuen gehabt.

137|138 Auch unser treuer Bruder Jakob in der Mission an der Coopers Creek, ein Schlesier, Mühlenbauer, hätte in seiner Jugend schon Sehnsucht gespürt, in die Mission zu gehen, aber er hätte keinen Weg gefunden zu einem Missionshaus, hätte aber gelesen von den Lutherischen Gemeinden in Australien und wie es da draußen auch noch Heiden gäbe. Da wäre er dahin ausgewandert, habe zunächst Arbeit angenommen, und als dann die erste Missionspartie mit Hermannsbürger Missionaren und Missionskolonisten, z. B. Bruder Vogelsang, von Tanunda aus nach der Coopers Creek ausgesandt werden sollte, da hätte er sich schleunigst auch gemeldet und wurde mit ausgesandt bei Gelegenheit eines großen Missionsfestes. Der Bruder Jakob erwies sich treu wie Gold auch in den schwersten Zeiten, und mit dem Br. Vogelsang blieb er bei den Austral-Negern, als in der großen Dürre die Missionare nach dem Süden zogen und an weißen Gemeinden sich anstellen ließen. Jakob war unser guter | Missionsschäfer, und wie sein Namensvetter unter den Patriarchen zog er mit den großen Herden umher und schlug bald an diesem, bald an jenem Wasserloch seine Hütte auf. Er hatte auch eingeborne Unterhirten hin und her und betreute sie redlich auch mit Gottes Wort. Abends, wenn die Herde sicher in der Umzäunung geborgen war, legte er sich zur Abkühlung nach den heißen Tagen auf den freien Sandhügel und betrachtete andächtig die wunderbare Sternenwelt am klaren australischen Himmel und sinnierte oft recht tief sinnig. Da er bei jeder Gelegenheit so tiefes Interesse an der Sternenwelt wie an dem großen Erdkreis bekundete, so schenkte ihm seine Frau<sup>63</sup>, eine Schwester von Pastor Auricht, zu einem Geburtstag einen großen Atlas, an dem er mächtig Freude hatte und [den er] viel und oft andächtig betrachtete. Einmal fragte er mich, ob es wohl einen Wert habe für die Ewigkeit, daß wir uns über die Erde und Sternenwelt möglichst genau unterrichten? Ich antwortete ihm: „Gewiß, Gott hat Himmel und Erde geschaffen, Sonne, Mond und Sterne. Seine Werke sollen wir betrachten und ihn darüber preisen!“

Einmal fragte er mich auch, wohin wohl Abraham seine Wolle verkauft habe? – Ich antwortete: Wahrscheinlich nach Tyrus und Sidon, von woher man auch Purpur und feine Waren bekommen konnte, und die Kamele waren damals die Lastwagen, wie wir sie nach Port Augusta schicken. – Ob wohl auch Abraham im *quartpot* sich Tee gekocht und *dampfer* (Aschenkuchen) gebacken habe? – Ich sagte, englische *quartpots* gab es wohl damals noch nicht, aber die Sarah habe offenbar recht feine Kuchen gebacken, die man sogar Engeln vorsetzen konnte.<sup>64</sup> So verlebten wir manche angenehme Stunde miteinander, wenn ich den Bruder Jakob draußen in der Wildnis bei

63 Maria Elisabeth Jakob, geborene Auricht (1841–1924), war von 1862 bis 1872 mit Wilhelm Irrgang verheiratet. Nach dessen Tod heiratete sie 1878 Ernst Jakob. Sie hatte insgesamt sechs Kinder.

64 Flierl bezieht sich auf Gen 18,6.

seinen Herden besuchte, auch zuweilen über Sonntag. Treu hielt er aus bei seinen lieben Schwarzen bis ins höchste Alter, da er an Altersschwäche starb und auf dem schönen Gottes-Acker zu Tanunda-Langmeil begraben liegt.

Noch kann ich nicht los werden vom alten Graetz. Er war ja gestorben im Frühjahr 1909, aber als ich gegen Ende 1930 als Ruheständler mit Frau und Tochter nach Tanunda gezogen war, da erschien mir eines Tages der alte Vater Graetz, wie er vor Jahrzehnten lebte und lebte, auf einer Karre fuhr er vor, direkt vom North Rhine kommend und hatte geräucherten Speck zu verkaufen, doch war es nicht der Rudolf, sondern sein Sohn, der Wilhelm Graetz<sup>65</sup>, auch Pantoffel-Graetz genannt, da er an einem Fuß nur Schlappen tragen konnte, weil er chronisch wund und geschwollen war. So ging er auch mit einem kräftigen Krückstock einher. – Bald darauf konnte ich bei Gelegenheit einer Synodalversammlung am North Rhine bei Wilhelm Graetz herbergen und fand in ihm dieselbe originale Persönlichkeit wie ehemals an seinem Vater, wie er auch körperlich dessen Ebenbild war und die gleiche kräftige Sprache im schlesischen Dialekt redete. Er erzählte aus seiner Jugendzeit, öfters war er zur Schafschur an der Coopers Creek in der Mission gewesen. Er liebte die Schwarzen und die Missionsarbeit unter ihnen und wurde so auch später seines Vaters Nachfolger im Missions-Komitee und als Gemeindevorsteher. Sein Vater Rudolf hatte mit seiner großen Familie ja etwas recht eng und bescheiden gewohnt. Als nun Wilhelm eine wackere Jungfrau<sup>66</sup> von North Rhine heimführte, baute er sich [ein] etwas größeres Wohngelaß als der alte Graetz hatte. Das nahm ihm dieser schier übel. Er hatte nicht recht begriffen, daß uns die Kinder meist etwas über den Kopf wachsen. Ja, so eegensinnig war der Vater, daß er seinem Wilhelm gar nicht beim Bau half, weil er größer gebaut hatte als der Vater. Aber als er nun seine güldene Huxt<sup>67</sup> feierte, da kam es ihm doch gelegen, daß der Sohn Wilhelm | größeren Wohnraum hatte für die Jubiläumsversammlung.

138|139

Auch mit einem Doktor hatte der Pantoffel-Graetz einen Anstand. Als einmal zu seinem Fußleiden eine Art Blutvergiftung trat und der englische Doktor von Angaston einen zweiten zugezogen haben wollte, wurde Doktor Jüttner von Tanunda noch gerufen. Der kam angefahren mit seinem Auto, sah und verhörte den Vater Graetz und fuhr ihn dann an: „Na, das haben Sie, Mr. Graetz, davon, daß Sie Ihrem Doktor nicht folgten. Nun werden Sie ins Gras beißen müssen!“, sprach, fuhr weg und schickte eine gesalzene Rechnung. „Dieser Mensch“, bemerkte der Pantoffel-Graetz, „hat nichts getan als mich geschimpft und verlangt solche Heidensumme. Der soll nie mehr in mein Haus kommen.“ – Die Prophezeihung des Doktors ging glücklicherweise nicht in Erfüllung. Wilhelm kam wieder auf, und so konnte ich dies Original auch kennen

65 Wilhelm Graetz (1858–1936).

66 Gemeint ist Marie Elizabeth Schultz (1856–1933). Sie wurde Mutter von neun Kindern.

67 Goldene Hochzeit.

lernen. Auch bei der Synodalversammlung hörte ich ihn sprechen. Er stieß mit seinem Krückstock kräftig auf den Boden und meldete sich laut und vernehmlich zum Wort. Sein *ceterum censeo* war dabei stets die deutsche Schule und weckte in löblicher Weise dafür die Gewissen der Pastoren. Er hatte ja bessere Elementarschulung genossen wie in den alten Zeiten sein Vater Rudolf und war fix in beiden Sprachen im Lesen und Schreiben. Obwohl geborner Australier, lag ihm die deutsche Schule sehr am Herzen, und es verursachte ihm Herzweh, als im Weltkrieg die deutschen Schulen geschlossen wurden. Nicht nur in Worten, auch in Taten ging er voran, auch den Pastoren, sobald nur Regierungserlaubnis erlangt werden konnte für deutschen Unterricht. Da richtete er alsbald am North Rhine mit Zustimmung der Gemeindeväter eine »Sinabend«-, [also] Sonnabendschule ein und hielt sie selber. Auf seiner Farm hatte er ja [einen] erwachsenen und auch schon verheirateten Sohn, da konnte der willensstarke, tatkräftige Ruheständler den Sonnabend opfern für die liebe, heranwachsende Jugend, und er hielt seine Schule offenbar mit bestem Erfolg. Er wurde nicht müde, den Pastoren und seinen Mitchristen das Gewissen zu schärfen für Wiedereröffnung kirchlicher Wochenschulen, in denen das erwünschte Deutsch und auch Religion gegeben werden konnte. Es wurden etliche dieser Schulen in der Folge auch wieder errichtet. Die jedenfalls im jetzigen Krieg wieder geschlossen wurden. – Doch das erlebte Wilhelm Graetz nicht mehr. Einige Zeit ehe ich mit Dora endgiltig ins Vaterland abreiste, hat Wilhelm Graetz das Zeitliche gesegnet und wurde mit Ehren und aufrichtiger Trauer auch besonders der lernenden Jugend zur Erde bestattet. Seine Schwägerin, die Witwe Graetz<sup>68</sup> von Tanunda, erzählte mir davon. Sie war eine geborne Schilling von Gründberg, und weil sie klein und schlank war, hätte sie ihr Pastor Rechner Sixpence genannt. Ihr Mann<sup>69</sup>, ein Bruder von Wilhelm Graetz, war schon länger tot. Nach seinem Bild im Familienzimmer der Familie Graetz in Tanunda war auch er ein echter der Graetz. Der Stamm blüht weiter im weiten Australia.

Doch vom Begräbnis des Wilhelm Graetz auf dem Gottesacker bei der Lutherischen Kirche am North Rhine: Von einem Dichter Frauenlob<sup>70</sup> der deutschen Vorzeit wird berichtet, daß ihn deutsche Frauen, deren Lob er besang, unter strömenden Tränen zu Grabe getragen hätten. So hätten auch die Schüler der »Sinabend«-Schule am North Rhine, besonders die Mädele, ihren alten beliebten Lehrer zwar nicht zu Grabe getragen, dafür wären sie ja zu schwach gewesen, aber zu Grabe geleitet unter strömenden Tränen. – Wir könnten nur wünschen, auch hier im Vaterlande in unseren Kirchgemeinden recht viele solch kernige Gemeindeglieder zu haben wie die Graetz in Australia. |

139|140

68 Maria Louise Graetz, geborene Schilling (1865–1943). Sie hatte 12 Kinder.

69 Rudolph Ferdinand Graetz der Jüngere (1861–1922).

70 Der Dichter Heinrich von Meißen (um 1250/1260–1318) nannte sich Frauenlob.

Nachdem ich soviel von der großen Familie Graetz erzählt, muß ich auch noch einige andere Namen nennen und mit wenigen Strichen Charakterköpfe zeichnen. Da war der Doktor Zwar<sup>71</sup> aus Ebenezer, Doktor war er zwar nicht, sondern vielmehr homöopathischer Praktiker und allem Anschein nach mit guten Erfolgen. Vor allem war er recht billig, und das fiel in den ersten Zeiten der Kolonie, wo Geld recht knapp war, stark ins Gewicht. Da in der Geschichte von Graetz teure Ärzte erwähnt sind, so will ich hier einschalten, daß es auch Andere gab. Unsere Familienärzte in Tanunda, Altmann in Tanunda und Hoopmann in Nuri, letzterer Pastorsohn und beide Gemeindeglieder der australischen Schwester-Synode, haben uns Missionsleute allzeit gratis behandelt und obendrein noch die Arzneien geschenkt.

Beim Doktor Zwar war Behandlung und Arznei auch so billig, daß sie als geschenkt bezeichnet werden kann. Er mußte auch nicht von seiner Praxis leben, sondern hatte eine gute Farm im fruchtbaren Ebenezer, die von seinen stramm heranwachsenden Söhnen und Töchtern bearbeitet wurde. Zwei Söhne ließ er übrigens Medizin studieren. Ein dankbarer Patient stiftete ihm einen eleganten *buggy*, so daß er seine *springcar* dem Farmbetrieb der Söhne überlassen konnte und selber eleganter durchs Land fahren, seine vielen Patienten zu betreuen, so daß studierte Doktoren, die in Australien auch allmählich aufkamen, den behäbigen Doktor Zwar nur beneiden konnten.

Zwar war mit einem Häuflein Wenden aus Sachsenland in Australien eingewandert, und es ging die Sage, er hätte in seinem Reisekoffer auch einen Chorrock mitgebracht, um sein Häuflein Wenden notfalls als Pastor zu betreuen, doch warf er sich auf die Medizin. Das Wenden-Gemeindlein hatte zwar [ein] eignes Kirchlein und [eine] Wendische Bibel auf dem Altar, aber die Leute verstanden alle auch deutsch, und ihr Gemeindlein schloß sich als Filiale dem guten alten Pastor Niquet an.

Doktor Zwar war auch gutes Kirchenglied und sprach ganz gern auf Synodalversammlungen. Seine Ansprachen leitete er alle mit der Formel ein: „Ich meine eben, nämlich zwar“. Das wirkte insofern komisch, als er selber „Zwar“ hieß. Als einmal die Frage erörtert wurde, daß Pastor Rechner vom Geschäftsführer der Synode sollte zum Synodal-Präses befördert werden, erhob sich Doktor Zwar, meldete sich zum Wort und sagte: „Ich meine nämlich, eben zwar – da könnte ein kleines Rom gebaut werden!“ Da entgegnete Pastor Rechner: „Nun, Br. Zwar, sprechen Sie nur ganz deutlich, nach Rom gehört auch ein Papst, aber Rom und der Papst liegen für uns Australier doch zu ferne!“ Die große Mehrheit der Synodalversammlung stimmte für Synodal-Präses anstatt Rechnungsführer, und Zwar wurde überstimmt und fügte sich der Majorität, wie weiland Vater Rudolf Graetz in einer anderen Sache.

71 Johann Zwar (1821–1912) war 1851 als Führer einer Gruppe wendischer Auswanderer mit seiner Familie nach Australien gekommen. Der gelernte Wagner richtete sich eine Praxis ein und war über 50 Jahre lang als Homöopath tätig.

Ein anderes wendisches Geschlecht haben wir in unserer Lutherischen Kirche in Australien, die Familie Jericho. Die Mutter Jericho<sup>72</sup> war auch eine Wendin, eine warme Freundin der Neu-Guinea-Mission, und er warmer Freund der Mission unter den Austral-Negern. Für die Urlauber im Missionsheim zu Lightpass stifteten sie den Missions-Schimmel, der aus der Finke-Mission stammte, und einen viersitzigen *buggy*, so daß wir nach Belieben auch ausfahren konnten. Der Schimmel wieherte immer vergnügt, wenn ich ihm Futter vorschüttete, und ging mutig auch gegen die Autos an, daß sie ihm ausweichen mußten. Der Sohn dieses Jericho, Sam Jericho<sup>73</sup>, war der erste Führer unseres Missionschiffes auf Neu Guinea, der im Hafen von Morobe so plötzlich starb, tiefbetrauert von uns Missiongeschwistern allen. – Während unseres letzten Urlaubs in Lightpass im Jahr 1924 besuchte uns einmal der alte Vater Jericho<sup>74</sup> mit seinem noch älteren, über 100jährigen Vater<sup>75</sup>, den ich fragte, wie es ihm ginge. „Schlecht“, antwortete er. Da sagte [der] Sohn: „Vater meint, es ginge ihm schlecht, da er nicht mehr über die Hecken springen kann!“ Einmal auf einer Reise kehrten die drei alten Jericho, Vater und zwei Söhne, in eine Gastwirtschaft [ein] und nahmen eine Erfrischung ein. Da erhob sich die Frage, wer wird bezahlen? Einer der Söhne sagte: „Selbstverständlich zahlt der Vater für die Söhne!“ Da fragte der Wirt: „Nun, wer ist von euch drei Grauköpfen denn der Vater?“ – Einer der Söhne von unserem Jericho hat hier in Dettelsau seine Ausbildung erhalten als Pastor in Australien, der Adolf Jericho<sup>76</sup>. Er ist nun Distriktspräses unserer Kirche in Victoria.

Der alte Jericho von Nuri hat eine ganze Anzahl von Söhnen, nun auch schon ältere Männer mit großen Familien. Bei einem davon herbergte ich einmal. Er hatte eine sehr große Obstfarm bei Appila und wohl über ein Dutzend Kinder. Die älteste Tochter pflegte ihre jüngsten Geschwister. Da wir vom Abscheiden des Vater Jericho in Nuri noch nicht gehört haben, lebt er wohl noch und muß wohl inzwischen auch in die Nähe der Hundert kommen.

Einen Mann in Lightpass lernte ich kennen, der 104 Jahre alt war, Vater Krüger. Er hörte noch aufmerksam meinen Missionsvortrag an und nickte bei jedem Passus, der ihm einleuchtete. Er hat die Bausumme für den stattlichen Kirchturm an Pastor Rechners Kirche in Lightpass gestiftet, bedang sich aber die Zinsen aus, so lange er

72 Anna Bertha Jericho, geborene Gersch (1856–1930), heiratete 1877 Friedrich Heinrich Jericho (1855–1941), der wie sie ein Kind preußischer Einwanderer war. Aus der Ehe gingen zehn Kinder hervor.

73 Sam Jericho (1888–1916) arbeitete von 1909 bis 1912 als Laienmissionar in der Kokospflanzung der Neuendettelsauer Mission in Finschhafen. Er war anschließend Kapitän des Missionschiffs Bavaria.

74 Gemeint ist der bereits genannte Friedrich Heinrich Jericho.

75 Johann Friedrich Jericho (1826–1928) war im Alter von 27 Jahren nach Australien emigriert.

76 Der in Tiparra in Südastralien geborene Adolf Jericho (1886–1975) wurde nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1910 als Pfarrer in seine australische Heimat entsandt.

leben würde. Darnach lebte er so lange, daß ihm sein Geld mehr als zurückbezahlt worden war.

Das Klima von Australien, speziell Süd-Australien, ist ja gesund. Es gab in den ersten Generationen der Ansiedler sehr viele alte Männer und Frauen, von 70, 80, 90 bis zu 100 Jahren und darüber. Nur Typhus kam früher ziemlich häufig vor, da man im allgemeinen kein einwandfreies Trinkwasser hat. Quellwasser ist außerordentlich selten. Man hat nur Regenwasser, meist von den Wellblechdächern in Wellblech- oder Untergrundtanks. Da wird bei den seltenen Regengüssen immer wieder das staubige Dach abgewaschen, und zuweilen ist der ganze Luftraum so voll von Staub, daß es ganz regelrecht schmutziges Wasser regnet. So kommen Typhusfälle hin und wieder hin und her vor. Auch die älteste Tochter von Pastor Auricht, die Luise, war bald nach ihrer Konfirmation schwer am Typhus erkrankt, so daß die Töchter der Gemeinde der Mutter bei der Pflege helfen mußten, besonders bei Nachtwachen. Der eine Sohn von Pastor Auricht, Johannes<sup>77</sup>, ein sehr begabter und hoffnungsvoller Postbeamter, starb auf seiner letzten Dienststelle im Innern von Westaustralien am Typhus. Die Familie ließ ihm von einem Teil seiner Ersparnisse einen schönen Grabstein setzen, den sie nur auf der Photographie sehen konnten.

Je weiter nach Norden, desto schlimmer sind die Wasserverhältnisse. Quellen sind außerordentlich selten, und viele davon sind salzig. Die See'n sind meist Salzwassersee'n. Wenn nach seltenen Regengüssen Wasser in den meist trockenen Gräben fließt, so ist es schlammig. Die wenigen Wasserlöcher sind Sammelstellen von Unrat und häufig voller Knochen verendeter Tiere, die in Durstnot zum Wasser kommen. Auf einer Reise seihte ich einmal Wasser mit grobem Unrat durch ein Handtuch, um den schlimmsten Schmutz auszuschneiden. Wanderer durch die wasserarme Wildnis führen in der Regel eine Brandweinflasche mit sich, um das übel-schmeckende Wasser zu verbessern. Ein fremder Buschmann, der mir auf einer Reise im Norden begegnete, bot mir frischweg seine *bottle* an für einen Schluck. Da ich solchen ausschlug, verkündigte er allenthalben: „This Lutheran Minister in the far North is the proudest man in the whole North.“ – Man kann es wohl verstehen, daß auch das schlechte Trinkwasser ein Grund dafür ist, daß die Buschleute im Norden so vielfach Trinker werden. Bei einer Fahrt mit der Nordbahn belästigte einmal ein Mitreisender eine deutsche Frau, indem er sie immer wieder bereden wollte, aus seiner Flasche Schnaps zu trinken. Der Schaffner verwarnte ihn einmal, zum zweiten Mal piff er, der Zug hielt, der Schaffner zog den Trinkseligen ins Freie, gab ihm noch einen Stoß, piff wieder und fuhr mit dem Zug weiter, während der Trinker in der Einöde reichlich Zeit fand, über seinen Unfug nachzudenken.

141|142

Doch nun weiter im Zeichnen von Charakterköpfen. Im schönen Hahndorf droben, da gab es auch Originale. Als ich die ersten Male droben zu Besuch war, da fuhr

77 Johannes Auricht (1868–1895).

noch nicht der Melbourne Expreß durch zahlreiche Tunnels, um die Höhe zu gewinnen am Mount Lofty vorbei, über 1 000 Meter hoch. Man mußte von Adelaide aus die Postkutsche benutzen, welche die Straße mit den vielen Serpentinaugen oder Windungen hinauffuhr. Unten am Fuß der Berge, am ersten Halteplatz, hatte man ein hübsches Schauspiel. Ein großer Hund kam aus dem Haus und bellte uns mächtig an. Ein Passagier warf eine große Kupfermünze hinab. Der Hund nahm sie geschickt auf und verschwand still im Haus. Bald kam er mit einem Zwieback heraus, den er vergnüglich verzehrte. Damit fertig, bellte er aufs Neue, bis er ein neues Geldstück erhielt, und so weiter. Also Hunde wurden in Australien schon abgerichtet zum Geldverdienen.

In der schönen langgestreckten Siedlung Hahndorf, eine der ältesten unserer alten Deutschen auf der Hochfläche östlich vom Mount Lofty, herbergte ich bei dem alten Witwer<sup>78</sup>, ein Schwager von Pastor Auricht, er hatte die älteste Tochter des Vaters Paech<sup>79</sup> von Friedrichstadt [geheiratet] und war ein rechter Spaßvogel und wohlhabender Besitzer der Dampfmühle in Hahndorf. Er mahlte aber kein Mehl, die nächsten Umwohner hatten den Weizenbau ziemlich eingestellt und bauten dafür Gemüse für die wachsende Großstadt Adelaide. Witwer, mit seinen drei strammen Söhnen im Geschäft, Wilhelm, August und Heinrich, schrotete Gerberrinde von den herrlich blühenden Wattle-Sträuchern. Es war Ende der [18]70[er], das deutsche Kaiserreich noch nicht alt und die Besiegung der kriegerischen Franzosen unter ihrem Napoleon in frischer Erinnerung und das große Friedensfest in Tanunda. Da erzählte der alte Witwer launig, daß die Engländer sich gar nicht genug wundern konnten, wie es den Preußen möglich war, den Franzosenkaiser zu fangen, aber Witwer hätte ihnen gesagt, die Engländer sollten ja nicht denken, die Deutschen [seien] so klein und schwach daheim im Vaterland wie die in Australien. „Wir waren nur die Krüppelgarde daheim, und daher hat man uns fortgeschickt nach Australien.“ Die Preußen daheim seien Riesen, so wie der irische Metzger N. N. – Da hätten dann die Engländer Mund und Augen aufgerissen und staunend gesagt: „Nun wundern wir uns nicht mehr über die deutschen Siege.“

Nahe bei Hahndorf war der Ort Friedrichstadt,<sup>80</sup> da wohnten lauter urwüchsige Brüder Paech auf stattlichen Farmen, während das Stammhaus unansehnlich war und niedrig mit einem dicken Strohdach, und der Stammvater von der Einwanderung her war schon gestorben. Nach Hahndorf kam in ältesten Zeiten auch öfters der

78 Johann Friedrich Wilhelm Wittwer (1829–1904) kam als Achtjähriger nach Australien. 1851 heiratete er Johanne Louise Paech (1830–1910).

79 Der Bauer Johann Georg Paech (1793–1875) wanderte 1838 mit seiner Frau und den beiden ältesten Kindern von Preußen nach Südaustralien aus.

80 Friedrichstadt wurde während des Ersten Weltkriegs, im Januar 1918, umbenannt in Tangari.

bekannte Privatgelehrte Dr. Menge<sup>81</sup>, Geolog und Sprachgelehrter, | er suchte in Australien nach Bodenschätzen, unterrichtete gelegentlich auch in alten Sprachen, so den Kandidaten Auricht auf Bitten von Pastor Kavel. Als ihm da einmal Aurichts Braut vorgestellt wurde als Frl. Paech, da scherzte er gutmütig, aber nicht ganz fein: „Wer Pech angreift, besudelt sich!“ Da weinte die Braut, weil ihres Vaters Name verunehrt wurde, und er hieß ja gar nicht Pech, sondern Paech.

Richtige Pech finden wir im hohen Norden zu Appila, so ganz verschieden von den walddreichen Höhen um Hahndorf, weite Flächen, wo besonders gut der goldene Weizen wächst und die Familien Pech und Wurst durch einander wohnen, auch durch Heirat verbunden. Der alte Stammvater Pech<sup>82</sup> wurde um die neunzig Jahre alt und starb alt und lebenssatt. Bei ihm war ich öfters, und einmal fuhr ich mit ihm auf dem Expreß nach Melbourne zur Synode. Da wurde ihm seine Briefftasche gestohlen mit Fahrkarte und 17 Pfund Sterling<sup>83</sup> Geld. Die Fahrkarte ließ der Dieb wieder fallen, daß der alte Mann sie finden konnte. Das Geld war hin, und Vater Pech ließ sich von seinem Sohn wieder [welches] schicken. „Früher“, meinte er, „wäre mir solch ein Diebstahl viel empfindlicher gewesen. Jetzt kann ichs ja verschmerzen.“ Er war als armer junger Mann eingewandert und wurde durch den goldnen Weizen reich. Noch mehr sein Sohn, der Johannes Pech von Appila, verheiratet mit einer gebornen Wurst.<sup>84</sup> Er hat ein paar stramme Söhne und mindestens ein halbes Dutzend *ditto* Töchter, wovon auch schon welche verheiratet sind. Der junge, nun aber auch schon alte Pech ist ein ganz außerordentlicher Mann. Er spricht etwas eigentümlich dialektisch und zu rasch, wohl aus zu großem Gedankenreichtum, [ist] sehr fleißig und geschickt bei der Farmarbeit, aber auch belesen in beiden Sprachen mit gut besetztem Bücherschrank. Bei ihm fand ich zuerst das Buch von dem deutschen Flieger Hans Bertram: „Flug in die Hölle.“<sup>85</sup> Johnny Pech hat auch eine fixe Hand und Feder, in beiden Sprachen sich zu betätigen, und schrieb auch schon geschickte Artikel für Australische Englische Zeitungen, in denen er für das Rechte und Gute eintrat.

81 Der Autodidakt Johann Menge (1788–1852), ein Hesse aus Steinau, interessierte sich für Geologie, Sprachen, Philosophie und Medizin. Er wanderte 1837 nach Südastralien aus, wo er mineralogische Untersuchungen anstellte und die erste deutsche Zeitung von Adelaide herausgab. Er setzte sich für die Mission unter den Ureinwohnern ein.

82 Johann Carl Pech (1841–1934) war in Eulowitz in Sachsen geboren und als Neunjähriger mit seinen Eltern nach Australien gekommen. Mit seiner Frau Johanne Christiane, geborene Stiller (1841–1914), hatte er sieben Kinder.

83 Umgerechnet knapp 350 Goldmark.

84 Johannes Pech (1877–1949) und Friedericke Christiane Bertha Wurst (1884–1969) heirateten 1905.

85 Der Pilot Hans Bertram (1906–1993) unternahm in den Jahren 1928 bis 1934 eine Reihe von Extremflügen. 1932 mußten er und sein Partner in Westaustralien notlanden und sich fast zwei Monate lang im Busch durchschlagen. Zu dem Buch, in dem Bertram von diesem Erlebnis erzählt, siehe II 398. Bertram schrieb und inszenierte später NS-Propagandafilme. Nach dem Krieg gründete er ein Flugdienstunternehmen.

Ich war das letzte Mal mit Dora zu Besuch bei ihm, als seine Tochter Clara<sup>86</sup> als Missionsschwester für Neu Guinea ausgesegnet wurde, wo sie eine Zeit lang am Hospital diente und seit einiger Zeit verheiratet ist mit dem Führer unserer Bavaria. Es war gerade zur Zeit der Weizenernte, Ende des Jahres 1937, da wir nach Appila reisten und etliche Tage bei Pechs herbergten. Der Vater und die Söhne waren bei der Weizenernte in zwei Partien, die eine mit Traktor, die andere mit 8 Pferden vor der Erntemaschine, die zu gleicher Zeit die Ähren abrupft und auch reinigt und den mahlfertigen Weizen in den Sack laufen läßt. Ich fragte Vater Pech, wie viele Sack Weizen je eine Partie in Säcke fassen kann? Er antwortete, wenn es gut ginge, so an Hundert Sack pro Tag eine einzige *reap*-Maschine. Das ist nun freilich großartig. In guten Jahren und bei gutem Geschäftsgang in der Welt kann so ein Farmer in kurzer Zeit steinreich werden. In gegenwärtiger Kriegszeit wird aber die australische Wirtschaft schwer betroffen sein.

Nachteilig ist bei den australischen Verhältnissen die unvermeidliche Mono-Kultur. Es können nicht so mannichfache Gewächse angebaut werden wie in unserem glücklichen Klima, sondern wesentlich nur einerlei, Weizen oder Wein oder Obst, an günstigen Stellen Gemüse. Viele Ländereien sind auch nur zu Weidewirtschaft tauglich. In Hahndorf und Umgegend ist es für Weinbau zu kühl. Dagegen ist Tanunda Wein-  
143|144 gegend mit großen Keltereien. – |

Als ich mit Dora Ende des Jahres nach Appila reiste zur Aussegnung der Missionsschwester Clara Pech, hatten wir auf der Nordbahn durch die weite Condowe Plain oder -Ebene zu fahren. Die Ernte war im vollen Gang. Es war in Wahrheit die Güldne Aue, die wir durchfuhren. Unendliche Flächen, mit goldenem reifen Weizen bestanden, erstreckten sich nach rechts und links. Gegen Westen und gegen Osten bis zu fernen niedrigen Hügelketten und in beiden Richtungen bewegten sich die Erntemaschinen, teils von je acht Pferden gezogen, teils von Traktoren, um den goldenen Segen einzuheimsen.

Da mußte ich an den Vater Ottens<sup>87</sup> denken, den Patriarchen von dem Gemeindlein in Condowe, eine Filiale zu Nain, wo der Schwager und Onkel Sabel amtierte, der regelmäßig zur Bedienung nach Norden fuhr. Daher kam es, daß ich öfters hinauf kam, um Missions-Vorträge zu halten. Zuweilen wurde ich auch allein hinauf geschickt. Ich war auch schon in früheren Zeiten oben, da ich noch nicht in Neu Guinea war. So kam es, daß ich mit dem alten Vater Ottens und seinen Leuten gut bekannt wurde.

86 Die 1910 in Australien geborene Clara Pech wurde in Adelaide als Krankenschwester und Hebamme ausgebildet. Sie arbeitete von 1936 bis 1938 im Missionskrankenhaus in Finschhafen. 1938 heiratete sie David Rohrlach, den Kapitän des Missionsschiffs Bavaria.

87 Claus Ottens (1841–1914) war 1862 aus Horst in Holstein nach Australien ausgewandert.

Er soll in dieser Darstellung das letzte Charakterbild abgeben, dem ich ein Ehren-  
denkmal setzten möchte. Ottens war nicht mit den ersten Einwanderern ins Land  
gekommen anno 1838, doch nicht lange darnach. Ihr neu gegründetes Kirchen- und  
Gemeindewesen zog manche guten Elemente an, und zu ihnen dürfen wir auch den  
Vater Ottens zählen.

Seine Heimat war „Schleswig-Holstein meerumschlungen“<sup>88</sup>. Er war wohl ein jün-  
gerer Sohn und erbt daheim keine väterliche Scholle. So ging er auf See. Und die See  
winkt ja dem Schleswig-Holsteiner in Ost und West. Zunächst ging er wohl auf kleine  
Fahrten, aber ein rechtschaffener Seemann will vor allem auf die großen Weltmeere.  
So nahm er Dienst auf einem Australienfahrer, ob gleich mit dem Gedanken, da drü-  
ben zu bleiben, wie ein Jakob, ein Linke, ein Pursche – das von ihm zu erkunden habe  
ich versäumt, als ich öfters Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätte. – Nur das Eine  
weiß ich, daß er in Port Adelaide das Schiff verließ und mit einigen Schilling in der  
Tasche nach Norden fuhr und darnach weiter zu Fuße wanderte, als damaliger Zeit  
die Bahn zu Ende war. Auf der Condowe-Ebene gefiel es ihm. Sie erinnerte ihn an die  
Landflächen in Schleswig-Holstein. Es waren noch wenige Siedler droben. Bei einem  
derselben trat er in Dienst, arbeitete wacker und hatte sich bald ein schönes Stück  
Geld verdient. Damit nahm er selber Land auf, denn auf eigener Scholle arbeitet man  
mit doppelter Freude. Er fand auch die rechte Lebensgefährtin<sup>89</sup> für sein Eigenheim,  
das [er] gründete. War es auch erst klein und bescheiden, so hieß es bald: „Es wachsen  
die Räume, es dehnt sich das Haus!“<sup>90</sup> In einer zahlreichen Familie von Söhnen und  
Töchtern wuchsen ihm die erwünschten Arbeitskräfte heran. Als die Kinder älter und  
größer wurden, nahm er im Umkreis seiner Heimatstätte geeignetes Land auf für neue  
gute Farmen.

Das war damaliger Zeit ein frohes Wachsen und Ausbreiten im Lande. Austra-  
lien und besonders Süd-Australien hungerte nach Leuten. Die Regierung gewährte  
Einwanderern großzügig Unterstützung in Landanteilen. Selbst einreisende Pastoren  
konnten auf Antrag Landanteile erhalten, ohne Verpflichtung, das Land selber zu be-  
bauen. Sie konnten es auch verkaufen und damit ihre [Reisekosten] ersetzt erhalten.  
So z. B. der Pastor Döhler.

Ich las in den achtziger Jahren ein englisches Schriftchen, in dem Einwanderer  
geworben wurden auch aus Deutschland. Alle arbeitenden Menschen seien willkom-  
men, besonders Landarbeiter bis zum Schornsteinfeger herab, nur *clerks*, Schreiber,  
wolle | man nicht: „A sin to sent them out!“ – Eine Sünde, solche auszusenden!

144|145

88 Anspielung auf die Hymne des Landes, die 1844 unter dem Titel „Wanke nicht, mein Vaterland“  
erstmals gesungen wurde.

89 Anna Elisabeth Ottens, geborene Falting (1845–1939), kam im Alter von 15 Jahren nach Australien.  
Sie bekam elf Kinder.

90 Vers aus Schillers „Lied von der Glocke“.

Die besten Ansiedler waren immerhin die im Lande selbst geboren und aufgewachsenen. Die waren auch am besten eingewöhnt, und deren hatte der Patriarch Ottens eine große Zahl, und das schönste bei der Sache war, daß die Söhne und Töchter von Ottens rings um die elterliche Stammfarm angesiedelt waren, während andere kinderreiche Familien oft über ganz Australien verstreut waren, zuweilen von Queensland bis nach West-Australien.

Doch nicht nur für gute Heimstätten für sich und Kinder sorgte Vater Ottens, sondern auch für das Haus des Herrn. Das Gemeindlein in Condowe war ja zu klein für einen eignen Pastor, aber es war gute Filial-Gemeinde für seinen Pastor im Süden, der regelmäßig kam zur Bedienung, und an den Pastorlosen Sonntagen hielten die Gemeindevorsteher ordentliche Lesegottesdienste.

Und auch für die Heidenmission hatten die Ottens, Vater, Söhne und Töchter, warme Herzen und offene Hände. Die kleine Gemeinde war berühmt wegen ihrer reichen Kollekten. Einmal war ich allein oben und hielt [am] Vormittag Missionspredigt. Als wir aus der Kirche kamen, sagte der alte Ottens zu mir: „Na Herr Senior, können Sie heute Nachmittag uns noch mal etwas sagen über Ihre Mission auf Neu Guinea?“ Ich antwortete ihm, das könne ich wohl, ich hätte mich mit einem Male nicht ganz ausgegeben. So wurde denn gleich angesagt, daß am Nachmittag nochmal Missionsstunde mit Vortrag [stattfinden würde]. Sowohl am Vormittag als auch am Nachmittag wieder fielen reiche Kollekten für [die] Neu-Guinea-Mission an, im Ganzen über Hundert Pfund Sterling<sup>91</sup>.

Obwohl das Gemeindlein in Condowe keine Kirchenschule mit deutscher Sprache hatte, wurde diese doch in den Familien und der Sonntagsschule so gepflegt, daß da droben immer noch in der Muttersprache gepredigt werden konnte, und im Umgang wurde deutsch treulich gebraucht und erhalten.

Freilich englisch ausgesprochene Taufnamen kamen mehr und mehr in Aufnahme. So hatte ich das eine Mal ein Kindlein dort zu taufen. Zum Glück erkundigte ich mich nach dem Namen des kleinen Mägdleins vor der heiligen Handlung. Da wurde mir gesagt, der Name sollte »Aian« sein. „Aian“, sagte ich, „was ist denn das für ein Name? O, Irene, also auf den Namen Irene werde ich das Kindlein taufen.“ Ob es trotzdem »Aian« gerufen wurde, weiß ich ja nicht. –

Ich herbergte auf verschiedenen Farmen der Ottens, von Vater und Söhnen, alle waren stattlich aufgebaut und fein eingerichtet. Die Söhne fingen nun auch schon an, mehr oder weniger grau zu werden, und folgten ihrem Vater treulich nach. Als ich die letzten Male oben war, lebte nur noch die alte Großmutter Ottens, wohl an die Neunzig. Zuletzt sah ich einen der Söhne kurz vor unserer Abreise nach Deutschland auf der Synodalversammlung zu Nuri.

145|146      Damit genug der australischen Charakterbilder mit Vater Ottens als Abschluß. |

91    Das entsprach einem Betrag von mehr als 2 000 Goldmark.



um die übrige Zeit umzubringen. Die Buben wollten, daß der geistliche Herr ihnen die Geschichte des Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini erzählte, das wollte derselbe doch nicht, dafür gab er ihnen die Schnurren und Anekdoten vom Alten Fritz zum Besten.

146|147 So kam denn der junge Meyer mit einer recht kümmerlichen religiös-kirchlichen Ausbildung nach Australien, dafür brachte er eine gute Volksschulbildung mit, schrieb eine schöne Hand und gutes Deutsch. Im Umgang lernte er Englisch und nebenbei auch englisch schreiben und lesen. Am meisten profitierte er in | Langmeil-Tanunda von dem regen kirchlichen Leben und konnte Versäumnisse der Jugend nachholen. Er nahm Arbeit bei gut kirchlichen Kolonisten, erwarb ein kleines Anwesen und heiratete eine Tochter der guten Familie Kaesler in Langmeil. Das Ehepaar hatte auch Kinder, die aber in der frühesten Jugend starben. Er wurde Sonntagsschullehrer und mit der Zeit auch ein Gemeindevorsteher. Das alles ergab für ihn Gelegenheit zu geistlicher Förderung.

Als dann die Hermannsburger Missionare in Zeiten großer Dürre und anderer Schwierigkeiten ihren Missionsposten verließen und die beiden Kolonistenbrüder Vogelsang und Jakob alleine ließen, war Meyer bereit, als Missionslehrer in den Norden zu gehen und wurde so der Vorstand der dortigen Mission. Seine alte Mutter, die bei ihm lebte, ging auch mit hinauf und starb droben in der Wüste zur Zeit der großen Dürre. Meyer tat mit den beiden Kolonistenbrüdern sein Bestes zur Aufrechterhaltung des Werkes und durfte nach etlichen Jahren, zur Zeit meiner Ankunft, einen Urlaub im Süden genießen, hielt auch Missionsvorträge und wurde mit uns zum Missionar ordiniert.

So kam es, daß ich in den ersten Tagen des Oktober 1878 von Tanunda aus mit dem Ehepaar Meyer die Reise nach dem fernen Norden von Süd-Australien anzutreten hatte, die mehrere Wochen dauerte. Viel länger hatte die erste Ausreise der Missionare und Missionskolonisten zur Gründung des Werkes nach 1866 gedauert unter Missionar Homann<sup>92</sup>, wo die ganze Strecke von Tanunda bis Coopers Creek, 600 engl[ische] Meilen, an die 1 000 Kilometer, mit Lastwagen geschehen mußte.

Auch 1878 ging die Bahn nach Norden noch nicht sehr weit. In der Gegend von Condowe mußten wir die Postkutsche besteigen. In der Ebene von Melrose, nahe dem großen Berg Remarkable, Bemerkenswert, konnten wir bei einem missionsfreundlichen Ansiedler übernachten, einem Br. Hoffmann, wenn ich nicht irre. Am nächsten Morgen ging es weiter in der Postkutsche, durch den Horrocks Paß, Paß der Schrecken<sup>93</sup>, hinaus nach Port Augusta, der nördlichsten Spitze des langen

92 Ernst Homann (1838–1915) kam als Sendling der Hermannsburger Mission 1866 in Südastralien an. Als Gründer der Missionsstation an der Coopers Creek war er dort bis 1871 tätig. Homann war später Pfarrer in Adelaide und Karlsruhe.

93 Hier irrt Flierl. Der Paß ist nach einer Person, John Ainsworth Horrocks (1818–1846), benannt.

Golfes nördlich von Adelaide. Damit waren wir der Missions-Station um rund 200 Meilen näher gekommen. Von da aus hatten wir in der offenen Postkutsche noch 200 Meilen weiter zu fahren, bis nach dem Orte Beltana, wohin ein Lastwagen unserer Mission kommen sollte für Überwindung der letzten 200 Meilen nach unserem Ziele. Schwergepäck und Güter waren mit dem Schiff nach Port Augusta gekommen und mit Lohnfuhrwerken nach Beltana, auch meine Dettelsauer Kisten. In der ersten Zeit der Mission mußte alles mit Missions-Lastwagen nach Port Augusta gebracht [werden], vor allem die Schafwolle, und als Rückfracht die notwendigen Güter und Waren für die Mission zur 400 Meilen entfernten Station an der Coopers Creek hinaufgebracht werden. Die Lastwagen waren immer mit 6 bis 8 Pferden bespannt. Da mußten die Missionskolonisten und auch etwaige Arbeiter mit den eingebornen Hilfskräften immer Wochen lang auf der Straße liegen, so viele Nächte im offenen Feldlager, im *quartpot* den [Tee] oder Kaffee mit schmutzigem Wasser kochen und im gußeisernen *camp*-Ofen oder auch in der Asche die ungesäuerten Brote oder Aschenkuchen backen, dazu auch häufig Fleisch als Gemüse des Nordens. Bei schmutzigem Wasser ist Tee nicht zu empfehlen, der bleibt schmutzig beim besten Kochen, dagegen kann man vom schmutzigsten Wasser reinen Kaffee haben, denn der gemahlene Kaffee, ins kochende Wasser geschüttet, zieht allen Schmutz zu Boden in den Kaffee-Satz, und man kann den guten, reinen Kaffee abgießen. |

147|148

Von Port Augusta nordwärts beginnt bald die Australische Wüste mit ihren Sanddünen oder Sandhügeln, die von den jeweils herrschenden Winden hin und her gekehrt werden, oder auch harte steinige Ebenen. Da kann kein »Weezen« mehr gebaut werden, mit dem Vater Graetz zu reden, da gibt es keine Farmen oder Bauernhöfe mehr, sondern in weiten Abständen Viehstationen. Die permanenten Wasserstellen sind selten, und nur in Landstrichen, wo das nötigste Wasser sich findet, kann Weidewirtschaft getrieben werden, meist mit Schafen, stellenweise auch mit Rindern und Pferden. Etwas Pferde braucht man überall.

In den Wüstenlandschaften des Inneren von Australien ziehen die weißen Buschmänner auf und nieder, auf den Viehstationen Arbeit zu suchen. Sie werden auch *swagies* genannt, von *swag*, die Deckenrolle, die sie allzeit umhängen haben, damit sie überall ihre Schlafdecke ausbreiten und übernachten können. In manchen Gegenden heißen diese Leute auch *sundowners*, d. h. Sonnenuntergänger, weil sie die Gewohnheit haben, mit Sonnenuntergang sich auf den Stationen einzustellen, wo sie dann nach dem ungeschriebenen Gesetz der Gastfreundschaft der australischen Wüste im Kochraum beherbergt und auch verköstigt werden müssen. Besonders Fußgänger – und das sind sie meistens – müssen gastfreundlich behandelt werden.

Gasthäuser oder Wirtschaften sind in den australischen Wüstenlandschaften äußerst selten, nur an wenigen Knotenpunkten des Buschlebens gibt es solche, damit die Buschleute ihr oft sauer verdientes Geld bald wieder vertrinken können, ohne

nach den entfernten größeren Städten wandern zu müssen. Außer Trinken betreiben solche Leute an derartigen Orten auch andere Kurzweil. So hatte man an einem *public house* des Nordens einen abgerichteten Esel, der jeden Reiter abwarf. Da wurden Wetten eingegangen um so und so viel, wer so und so lang auf dem Rücken des Esels sich würde halten können. Das erwettete Geld mußte der Sitte gemäß gleich wieder vertrunken werden. So hatte der *public*-Wirt, d. h. der Eselbesitzer, immer den sicheren Gewinn. Ein ganz Schlauer machte umständliche Anstalten, die Wette zu gewinnen. Er grub vier Pfosten fest in die Erde, führte den Esel dazwischen, band seine vier Füße mit Stricken an die Pfosten und konnte also beliebig lang auf dem Rücken des störrigen Tieres sitzen bleiben.

Von derartigem Buschleben sah ich natürlich auf dieser meiner ersten Fahrt nach dem Norden mit dem Ehepaar Meyer nichts. Nur die weite, öde Wüstenlandschaft war zu sehen, welche wir durchfuhren, zuweilen links oder rechts schroffe, kahle Berge, die nirgends hoch genug waren, die trockene Wüste zu bewässern. Die Fahrt ging rasch bei Tag und Nacht. Im Oktober ist noch der günstigste Reisemonat im hohen Norden. Später, um Weihnachten herum, kann die Hitze unerträglich werden, besonders wenn Heißwinde aus dem Inneren und Staubstürme aus irgend einer Richtung eintreten.

Als Zugtiere hatten wir an der Postkutsche nicht Pferde, sondern Maultiere, die besonders ausdauernd sind und auch gut laufen können. Sie wurden an bestimmten Stellen oder Stationen immer wieder ausgewechselt, und der Kutscher hatte immer einen Vorrat von Steinen auf dem Bock, die er auf die Tiere warf, um sie so statt Peitsche zum raschen Lauf anzutreiben. Meiner Erinnerung nach brachten wir nur eine Nacht auf dieser Fahrt zu und die meiste Zeit auf dem Fuhrwerk. Es war keine Straße, sondern nur Naturweg, auf dem wir fuhren, stellenweise ziemlich uneben und steinig. Da wurden wir mächtig geschaukelt und gestoßen. Oft wollte ich einem Stoße durch etwas Erheben | ausweichen, setzte mich zu schnell und erlitt um so ärgeren Stoß. – Auf dieser langen Tag- und Nachtfahrt mit dem rasenden Maultiergespann wurde mein schöner Sommerüberzieher von der Neuendettelsauer guten Ausstattung ruiniert, den ich gegen die Nachtkühle angezogen hatte. Er kam im offenen Postwagen dem Rad zu nahe, und [es] wurde so ein großes Loch gescheuert.

148|149

Ein sehr dicker Winterüberzieher von der gleichen Ausstattung kam in [der] Kleiderkiste mit dem Lastwagen zur Station. Zur Winterszeit des Südens wirds auch im australischen Inland kalt. Doch auch zu der Zeit wurde mir der Winterüberzieher zu schwer und warm. Der ältere Bruder Meyer nahm ihn mir gern ab und schaffte mir einen leichteren australischen Überzieher an. In Deutschland hatte ich nie einen Überzieher getragen im Winter, sondern nach der Sitte der Zeit nur [ein] Umschlagentuch.

Auf der 400 Meilen langen Strecke von Port Augusta bis Beltana hatten wir keinerlei Gebirge zu passieren, stets in der Tiefebene fahrend ließen wir verschiedene kahle Bergketten rechts und links liegen. Die Tiefebene sinkt zum Teil unter die Meeresfläche hinab. Es findet sich darin auch ein langgestreckter Salzsee, der aber von unserm Wege aus nicht zu sehen war. Die tiefste Senke des Inlandes ist der sehr ausgedehnte Lake oder See Eyre, der verschiedene große Steppenflüsse aufnimmt, vom Osten her die Coopers Creek, vom Nordosten die Salz-Creek und vom Nordwesten den Finke-Fluß. Alle diese sehr langen Wasserläufe sind im tropischen Queensland permanente Flüsse, zum Teil mit großem Fischreichtum. Sehr selten einmal, immer erst nach vielen Jahren, erreichen ihre Fluten den Lake Eyre und füllen ihn auf mit frischem Wasser, so daß der ungeheuer große See wimmelt von Fischen und Wasservögeln. Dann trocknet er wieder für lange Jahre aus. Alles Leben stirbt. Eine weiße harte Salzkruste überzieht den ungeheuren Sumpf. Wer sich auf diese Salzkruste wagt, versinkt rettungslos. Die Eingebornen kennen sie wohl und meiden die Gefahr. Nur einmal sah ich später einmal auf einer Missionsreise nach dem Nordwesten von unserer Missions-Station aus aus weiter Ferne den Lake Eyre, einem ungeheuren Schneefeld gleichend. Seinen unheimlichen Ufern kam ich nie nahe.

Öfters tauchte in Süd-Australien schon das Projekt auf, von Port Augusta aus einen Kanal nach Norden zu öffnen, durch eine See'n-Kette bis zum Lake Eyre, und so das Meer in die große australische Senke zu leiten. Dadurch würde ein beträchtlich großes Binnenmeer entstehen und durch Verdunstung könnte das Inland regenreicher und fruchtbarer werden. Aber man schreckt vor den Unkosten zurück.

Mit unserem Esel- oder Maultierfuhrwerk erreichten wir das Busch-*township* Beltana als unser vorläufiges Ziel, wo wir das Frachtfuhrwerk von der Missions-Station abzuwarten hatten. In diesem sogenannten Städtchen im Busch befand sich vor allem ein größeres Gasthaus, dessen Besitzer ein früherer Polizeimann war. Daneben auch eine große Wagnerei und Schmiede für das Fuhrwesen im weiten Nordbezirk. Später wurden aus Afghanistan Kameele eingeführt, und Karawanen durchzogen das weite Inland bis zu den entlegensten Viehstationen. Neben dem Wirtshaus, Wagnerei und Schmiede noch einige Kramladen mit gesalzenen Preisen des Nordens, das war das Städtlein im nordischen Busch. In einiger Entfernung östlich von Beltana fand sich noch eine kleine Niederlassung, Sliding Rock, wo ein Deutscher hauste, und Br. Meyer machte mit mir einen Ausflug dahin. Um beide Orte herum fanden sich ansehnliche Bergketten mit etwas Baumwuchs, auch Quellen mit kleinen Wasserläufen | und schönen Wasserlöchern mit klarem, frischem Wasser, ohne Salzgehalt, wo ich unter schattigen Bäumen ein angenehmes Bad nehmen konnte.

149|150

Endlich kam unser erwarteter Wagen von der Missionsstation, ein schwerer Planwagen mit 6 Pferden davor und einigen schwarzen Treibern daneben. An zwei derselben kann ich mich noch klar erinnern. Einer hieß Derelina, der andere Diltjilina,

mit dem Taufnamen Joseph, ein besonders gutmütiger junger Mann, der mir später noch öfters ein angenehmer Reisebegleiter war. Diese jungen Männer hatten alle starke Vollbärte. So war ich also bei den Austral-Negern, und das Ziel meiner Sehnsucht war erreicht.

Es war immerhin gut, daß ich auch schon mit meinen zwanzig Jahren [einen Bart hatte], sonst hätten mich meine Pflegebefohlenen als unreifen Knaben angesehen, und auch diese Äußerlichkeit trug zu wünschenswerter Achtung bei seitens meiner künftigen Schüler, unter denen je und je der größere Prozentsatz Erwachsene waren. Mir war ja im Missionshaus der Bart ziemlich zeitig gewachsen, und er wurde nicht lange verstümmelt. Mich selber zu rasieren war mir zu umständlich, zum Bartkünstler zu gehen zu genierlich, so ließ ich das Kraut voll wachsen nach der Mode der Australneger und fuhr damit am besten bei Mitschülern und Lehrern, während junge Männer mit gekünstelten und zierlichen Bärten gern geneckt wurden.

Ich merkte bald, daß bei unsern Austral-Negern [ein] strikter Alters- und dadurch Rangunterschied bestand, der in ihren sprachlichen Ausdrücken klar zu Tage trat. Das kleine menschliche Wesen, ob Knabe oder Mädchen, hieß *kupa*, der größere Knabe *kanku*, der Heranwachsende, dem eben der Bart sproßte, *teri*, der Vollerwachsene und Vollbärtige *materi*, der alte, ergrauende Mann *pinaru*, von *pirna*, groß. Beim weiblichen Geschlecht heißt das Mädchen *mankara*, das Große *ngameri*, die ganz Erwachsene *widla* und die alte *widla-pirna*, Frau große. Für Ehegemahl hatten unsere Dieri einen gemeinsamen Ausdruck für beide Geschlechter, nämlich *noa*, das ist Ehemann und Ehefrau. Schon diese Bezeichnungen der verschiedenen Altersstufen, die bei allen Sprachstämmen ähnlich sind, zeigen an, daß die Sprachen dieser Naturmenschen eigenartig und gut ausgebildet sind und zwar auf allen natürlichen Gebieten.

So war ich denn als *materi*, als Vollerwachsener, zu meinen Austral-Negern gekommen. Nach ihren Anschauungen mußte freilich jeder *materi* auch seine Frau, *noa*, haben, und so fragten sie auch bald, wo meine *noa* wäre. Man machte ihnen klar, daß die weißen Leute nicht immer so früh heirateten als die Leute in den Wüsteneien in Australien.

So war der Tag der Abreise von Beltana gekommen, nachdem der Planwagen beladen war, vornehmlich mit dem Passagiergut der Geschwister Meyer und meiner Wenigkeit, bestehend in zwei handfesten Neuendettelsauer Kisten und auch noch einigen notwendigen Waren für die Missions-Station, die früher von Port Augusta angekommen waren und immer in einem Lagerraum eines Geschäfts am Orte aufbewahrt wurden. Die Pferde waren revidiert worden in der Ortsschmiede, ob ihre Hufeisen an den Füßen noch in Ordnung waren. Das geschah in der Ortsschmiede. Auf dem Missionslande gingen ja die Pferde ohne Eisen auf der Weide. Für weitere Reisen mußten sie beschlagen werden, da es auch steinige Wegstrecken gab, was besonders in der Gegend von Beltana der Fall war, wo der Natur-Fahrweg zwischen Bergen und

über steinige Hügel dahinführte. Da war die fleißige kleine Frau Meyer emsig dabei, die größten Steine aus dem Wege zu klauben, und ermunterte auch mich zu diesem Geschäfte. |

150|151

Von Beltana aus bis zur Missions-Station hinauf war[en] es zweihundert Meilen. Eine englische Meile ist etwas über anderthalb Kilometer. Diese Strecke zurückzulegen, brauchten wir gut vierzehn Tage, denn mit einem Lastwagen kann man nur im langsamen Schritt fahren. Diese Wegstrecke machten wir mit unsern Schwarzen zu Fuß vor oder hinter den Wagen her. Zwei Personen konnten vorn im Wagen zur Not aufsitzen, doch zog man vor, zu Fuß zu gehen.

Unser erster Rastplatz war Windy Creek, ein hübscher Platz zwischen Bergen mit vielen Bäumen, und sogar ein Bächlein floß da, auch ein großer gemauerter Wasserbehälter, wo das in der Umgegend weidende Vieh getränkt wurde. Windy Creek war der schönste Lagerplatz unserer ganzen Reise und hat sich so am besten meinem Gedächtnis eingepägt. Unsere Zugpferde wurden von unseren Schwarzen ausgespannt, zur Tränke geführt und dann gehoppelt auf die freie Weide gelassen. Das ist im Norden die Fütterung der Pferde und ihre gewohnte Lebensweise, tags über müssen sie ziehen und arbeiten und nachts in der Wildnis weiden. Damit sie nicht zu weit sich verlaufen, werden sie an den Vorderbeinen gehoppelt, sozusagen gefesselt. Die Hopfel ist ein kurzes Kettchen mit zwei kurzen Lederriemen an jedem Ende, um die Vorderfüße zu schnallen, damit sie keine langen Schritte machen können. Sie können wohl hopsen mit gleichen Füßen, doch das ist für sie zu mühsam, besonders nach strammer Tagestour. Man darf solchen Pferden, die nach des Tages Arbeit und Anstrengung nachts ihr eigenes Futter in der Wildnis suchen müssen, natürlich nicht zu viel und zu große Tagestouren zumuten. Die Gesellschaft der Pferde eines Wagens oder eines Zuges von Wagen hält sich in der Regel ziemlich zusammen, [sie] kommen aber in einer langen Nacht, besonders bei knappem Futterbestand, ziemlich weit fort. Um vielbenutzte Lagerplätze ist in der Regel das Futter rar. Morgens zeitig müssen dann die Schwarzen aus ihren Decken, um die Pferde zu suchen und zurück zu bringen. Ihr Spürsinn kommt ihnen dabei wohl zu statten. Darin sind sie uns Weißen weit über. Sie erkennen sicher, ob eine Wagen- oder Pferdespur von Heute, Gestern oder Vorgestern ist und können Spuren verschiedener Menschen und verschiedener Tiere, die ihnen bekannt sind, durch scharfe Beobachtung verschiedener Merkmale unterscheiden. Wir Weißen denken gar nicht an solche Merkmale und wären nicht fähig, sie zu beobachten. Ich fragte einmal unsere Schwarzen, wodurch sie meine Spur erkannten von der gleich bestiefelter Weißer. Sie zeigten mir meine starken Absatzindrücke. Jeder Weißer hätte seine besondere Art zu gehen und Fußspuren zu hinterlassen. Sie unterscheiden auch sicher und leicht die Fußspuren ihrer barfuß laufenden Volksgenossen. Unsere schwarzen Fuhrleute oder Reiter tragen in der Regel derbe Busch-Schuhe. Die Kunst des Reitens erfassen die Eingebornen sehr schnell,

sind gewandt im Aufsteigen, auch auf Wagenpferde ohne Steigbügel, und reiten auf dem bloßen Rücken ohne Sattelzeug beim Zurückbringen der Zugpferde am Morgen.

151|152 Unsere nächsten Lagerplätze waren Lease Creek, noch in den Bergen, Santebecket mit großem Wasserloch, gleichsam ein kleiner Frischwasser-See in der Ebene, Gums oder Farina, Paradise und noch eine ganze Reihe in kleinen Hügeln und in der Ebene, die ich nicht mehr weiß, auch ein Wasserloch an der Creek Nantowalpanina usw. Regen erlebten wir auf dieser Reise nicht, der überhaupt im Inneren von Australien ja nur zu selten ist. Am schönsten sind auf solchen Reisen immer die kühlen Feierabende, wenn die Pferde ausgespannt und gehoppelt entlassen sind und die Schwarzen aus allen Windrichtungen mehr | oder weniger Feuerholz herbeischleppen von allerlei Wüstengesträuch, da flammt dann bald das Lagerfeuer auf. Wenn man dann auch einigermaßen gutes Wasser in der Nähe hat, dann brodeln die *billican*, das Blechmerchen, über dem Feuer, um Tee oder Kaffee zu brauen. Nach Umständen brät im gußeisernen *camp*-Ofen frisches Fleisch, oder es wird ungesäuertes Brot darin gebacken mit Hilfe von Backpulver.

Bei Reisen mit Wagen kann man auch immer mehr Kochgeräte und Lebensmittel mitnehmen, als wenn man im Sattel reist oder gar zu Fuß. Doch auch der Fußwanderer hat eines immer bei sich in der Hand oder an der Seite hängend, den Wassersack, aus Segeltuch genäht mit einer Flaschenmündung eingnäht und durch Kork verschlossen. Durch Verdunstung durch das Segeltuch hält sich der Inhalt kühl, doch auch der Schmutz trüben Wassers bleibt innerhalb der Wände des Wassersackes. Ist das Wasser etwa leise salzig, so wird der letzte Rest immer stärker salzig, und wird Durst eher mehren als stillen, wenn der müde Wanderer in der Hitze des Weges immer wieder aus seinem Wassersack nippt. Bei der Wagenfahrt hatten wir natürlich auch Wassersäcke bei uns und auch Blechkantinen, aus denen durch Verdunstung nichts von dem in der Wüste so kostbaren Naß verloren geht.

Auch eine Flasche mit Kognak, starkem Brandy, hatten wir bei uns und streckenweise weniger gutes Wasser, da wollte man durch ein Schlückchen Brandy den üblen Geschmack des Wassers verdecken. Mir stieg das ungewohnte starke Zeug schnell in den Kopf, gleich bei dieser meiner ersten Wüstenreise, und ich konnte es wohl verstehen, daß die Leute im fernen Norden leicht Trinker werden und man sich in Acht nehmen muß vor dem Feuerwasser.

Die schönste Zeit des Abends war immer, wenn man abgekocht und abgegessen hatte bei Weiß und Schwarz, ein Abendlied gesungen hatte und die kurze Abendandacht gehalten. Bruder Meyer war ja mit dem allen schon vertraut. Dann saß man an den langen Abenden noch ein paar Stunden am Feuer mit den lieben Schwarzen, die zum Teil schon getauft waren, und ich begann meine erste Arbeit unter den Eingebornen als Missionar: Ihre Sprache abhören. Sie waren ja nicht mehr unberührte Naturmenschen, nicht mehr nackte Wilde, sondern auch als Arbeiter bei der Missi-

on einfach europäisch gekleidet, wenigstens mit derben Arbeitshosen und farbigem Baumwollhemd. Die meisten von ihnen waren schon auf Viehstationen der Weißen gewesen und konnten etwas Englisch radebrechen. Nur einmal traf ich später in einem Lager der Eingebornen bei Gums einen Schwarzen, der fertig Englisch redete, aber sich auch rühmte mit den Worten: „I am speaking English as well as an Englishman.“ Das heißt: Ich spreche so gut Englisch wie ein Engländer. – Soweit waren ja unsere schwarzen Fuhrleute nicht, mit denen ich zum ersten Mal in den Norden reiste. Sie redeten am liebsten ihre vokalreiche wohlklingende Dieri-Sprache und freuten sich über jedes Wort, das ihnen der neue weiße *kanamaster* – so wurden die Missionare genannt – glücklich nachsprechen konnte, und besonders, wenn er die Bedeutung erfaßte. Über zu tief sinnige Angelegenheiten sprachen sie natürlich nicht, sondern als einfache Naturmenschen über die einfachsten Wirklichkeiten des Buschlebens. Das erste dabei ist ja, daß man Namen, Vokabeln, ins Gedächtnis sammelt. Leichte Sätze folgen später. Die Leute machen natürlich auch Anleihen vom Englischen, so schon die Bezeichnung für Missionar, *kana-master*. *Kana* sind die Menschen, *master* Englisch: unser Meister. Also der Missionar wird als Meister der Eingebornen angesehen, der ihnen allerlei beibringt, sie lehrt. |

152|153

An einem Tage begegnete uns auf dieser Fahrt nach dem Norden ein Mann auf einer Karre mit einem Schimmel bespannt. Es war Otto Zink, ein deutscher Schreiner aus Thüringen, der in gedeckter Karre mit Werkzeugkasten darauf im Norden herumfuhr, um auf Stationen Schreinerarbeit zu suchen. Br. Meyer redete mit ihm und nahm ihn in Dienst. So wendete er sein leichtes Fuhrwerk und fuhr uns nach zur Mission. Er lud mich ein, bei ihm aufzusitzen. Ich fand ihn jedoch bald so freisinnig in seinen Reden, daß ich lieber wieder allein zu Fuß wanderte zwischen kleinem und großem Fuhrwerk.

An einer Haltestelle für die Nacht überholte uns der Postreiter für den Norden, Jack Hester, der mit Packpferden die Post beförderte auch für die Mission. Er hielt bei uns an und öffnete seine Schätze. Nicht ganz ohne Neid beobachtete ich, daß Br. Meyer eine ganze Menge Briefe und Postsachen erhielt, während ich natürlich leer ausging. Meine Lieben daheim in Deutschland waren natürlich nicht für viel Briefschreiben, nur von meinem Bruder konnte ich erwarten, daß er des Jahres ein paar Male an mich schrieb. Meine Bekanntschaften in Australien waren noch zu flüchtig.

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Fahrt, nicht die alte Hauptstation am See Kilalpanina jenseits der Cooper, sondern Bukaltanina, eine Nebenstation etwa 30 Meilen diesseits. Dieser Platz lag an einem kleinen Regenwasser-See, dessen eine Hälfte schön mit Bäumen umgrenzt war, die andere Hälfte zwischen kahlen Sandhügeln lag. Am Graben, der beide Seehälften verband und über den ein Steg führte, lag die kleine Station, mit einem bescheidenen Zweifamilienhaus mit niedrigen Wänden von Holz und Lehm und Binsendach darüber, in dem Vogelsang und Meyer wohnten,

nahebei ein guter gemauerter *store* oder Lagerraum mit Wellblechdach. Während der Abwesenheit von Br. Meyer war hier Vogelsang Stationarius. Er war in zweiter Ehe verheiratet mit der jüngsten Schwester von Pastor Auricht<sup>94</sup>. Bei unserer Ankunft war ihr erstes Kind Theodor<sup>95</sup> noch im ersten Lebensjahr stehend. Der Br. Jakob hauste irgendwo auf einer noch primitiveren Außenstation bei den Herden mit seinen schwarzen Unterhirten. Er hatte eine ältere Schwester von Pastor Auricht geheiratet, die Witwe Irrgang. Sie hatte ihre größeren Kinder im Süden bei Verwandten gelassen und nur den kleinen Johannes Irrgang<sup>96</sup> mit in den Norden genommen, der später noch einen kleinen Kameraden, ein Brüderlein Jakob erhielt, der im Leben ein wackerer Lehrer wurde und seinem Vater Jakob alle Ehre machte. Die beiden Schwestern eigneten sich trefflich für das einfache, ja zum Teil raue Missionsleben im wilden Norden mit zum Teil richtigem Nomadenleben.

Für mich hatte der Bruder Vogelsang vor Ankunft noch bald mit seinen Schwarzen ein einräumiges Häuslein gebaut, in das ich meine Dettelsauer Kisten als Möbel bringen konnte, ein Bett wurde aufgeschlagen, ein Feldbett. Vier Pfosten im Boden mit Kistenbrettern darüber ergaben den Arbeitstisch, und eine einfache Sitzgelegenheit fand sich auch. Meine Mahlzeiten hatte ich im Haupthaus dicht dabei.

So konnte ich am Tage ein geordnetes Studium beginnen, Sprachmaterial abschreiben, das noch von den früheren Hermannsburger Missionaren vorhanden war, sogar eine ganz kleine gedruckte Fibel mit kleinen Lesestücken und Versen in Dieri. Eingeborne hatte ich auch alle Tage um mich. Das Binsendach hielt meine Lehm-Villa kühl, auch an den heißesten Tagen, und die kamen nun mit den Monaten November und Dezember.

153|154 An den kühlen Abenden umging ich das obere hübsch beschattete Seeufer. Er war zur Zeit gefüllt, wenn auch mit trübem Wasser. Ein starker Regen kurz zuvor hatte ihn gefüllt. | Von Hügelketten im Westen führten Gräben zu diesem kleinen See, die bei seltenem stärkeren Regen Wildbäche führten. Bei diesen abendlichen Spaziergängen ließ sich so gut nachsinnen über Vergangenheit und Zukunft.

Der kleine Regenwasser-See trocknete natürlich auch immer wieder bald aus, aber er barg noch einen besonderen Schatz, der ihn geeignet machte als Zufluchtsort in Zeiten großer und lang anhaltender Dürren, wenn die größeren See'n an der Coopers Creek, Koperamana und Kilalpanina, trocken lagen und der kleine Rest derselben in einem Salzsumpf bestand. Im Bett dieses See's befanden sich nahe dieser kleinen Station zwei gute Brunnen, die zwar etwas Mineralien führten, aber nicht salzig waren und ihr Wasser für den Hausgebrauch geeignet und nicht allein für Vieh. Wurden

94 Anna Maria Vogelsang, geborene Auricht (1855–1945), heiratete den Laienmissionar 1877. Sie zog acht Kinder groß.

95 Theodor Vogelsang (1878–1955).

96 Johannes Irrgang (1875–1972).

sie lange nicht geschöpft, so konnte ihr Wasser wohl abführend wirken, was ich später einmal unangenehm erleben mußte, als ich von Kilalpanina her mit einer Schar Schwarzer zum Binsenschneiden für dortige Bauten den Platz für einige Zeit besuchte. Der See war trocken, aber die Brunnen voll klaren Wassers bis zum Rand, das mir Beschwerden verursachte, doch nicht gefährlich wurde.

Das Weidepachtland um den See von Bukaltanina war 100 englische Quadratmeilen groß und lag abseits von dem viel größeren Pachtland der Mission an der Coopers Creek. Die fromme Witwe eines Viehhalters, Mrs. Miller, die Eigentümerin der Station Bukaltanina, vermachte diesen Platz der Mission und verlebte ihre letzten Tage in Kilalpanina bei Missionar Homann, wo sie auch begraben wurde. Bukaltanina mit seinen guten Brunnen kam in der Folge der Mission ganz gut zu statten.

Es kam wieder einmal ein Posttag, als ich schon einige Zeit in Bukaltanina gelebt und mich einigermaßen eingelebt hatte, und diesmal erhielt ich, o Wunder!, auch mal einen Brief und zwar von dem guten Pastor Auricht, dessen gute Gewohnheit es war, reihum an alle Missionsgeschwister zu schreiben. Alle angenehmen Erinnerungen wachten in mir auf an die gute Familie Auricht in Langmeil-Tanunda – und da kam mir der sonderbare Gedanke: Wie wärs denn, wenn ich mit dieser Familie verwandt würde? Dann würde ich in meiner Wüsteneinsamkeit auch regelmäßig Briefe erhalten. So fügte ich denn kühnlich meinem Antwortschreiben an den guten Pastor die Anfrage bei *um die Hand der ältesten Tochter*. Ich erhielt in guter Zeit Antwort: Da müßte ich denn doch auch an die Mutter und Tochter selber schreiben. Von dieser Erlaubnis machte ich auch umgehend Gebrauch, und zu Weihnachten 1878 schon hat ich als Bescheerung das Ja-Wort meiner Luise, natürlich mit dem Verständnis, wie ich schon selber im Antrag bemerkt hatte, daß an Heirat erst in einigen Jahren zu denken sei, da wir ja beide noch sehr jung. – So hatte also die Frau Schinder vom Hosla gewissermaßen doch recht gehabt mit ihrer Vermutung betreffs eines Lutherischen Missionars: Auf die *Roas* hatte ich ja keine Frau mitgenommen, aber bald nach Vollendung meiner *Roas* aufs Missionsfeld hatte ich dann richtig eine Braut.<sup>97</sup> Meine gute Mutter hatte vor ihrem Abscheiden nur noch knapp die Mitteilung erhalten. Sie hatte sich ja vorm Abschied besorgt ausgesprochen, wer mir draußen im fremden und wilden Land kochen und waschen sollte. Da war ja keine Not, indem bei meiner Ankunft auf dem Felde drei Familien da lebten, bei denen ich alle wünschenswerte Hilfe haben konnte. Mein lieber Vater lebte bis 1890, hatte also Zeit und nahm [die] Gelegenheit wahr, mir zur Verlobung seinen Segen zu senden.

Ans Missionshaus zeigte ich meine frühzeitige Verlobung nicht an, sondern erst etliche Jahre später die Verheiratung, als die Braut 21 und ich 24 Jahre alt war. Also hatte ich doch | beinahe ein halbes Jahrzehnt gewartet, und vor seinen Zöglingen hat

154|155

97 Flierl bezieht sich auf den oben, I 144, zitierten Ausspruch.

Inspektor Johannes Deinzer mich als gutes Beispiel gelobt als einen, der eine angemessene Zeit warten kann.

Die liebe Mutter, Frau Pastor Auricht, examinierte ihr junges Töchterlein, ob etwa ein vorläufiges Verständnis angebahnt gewesen sei für meine Anfrage, worauf Luise wahrheitsgemäß antworten konnte, daß sie keine Ahnung von meinen Absichten auf sie gehabt hätte.

Mir selber ist nur in Erinnerung, daß ich nur ein einziges mal eine Frage ganz anderer Art an sie gerichtet hatte. Ich saß abends im guten Zimmer am runden Tisch mit der schönen bunten Decke, die sie später erbt und [die] noch heute Sonntags unsern Tisch hier in Dettelsau ziert. Mit Gespielinnen hatte sie im Eßzimmer vorn ein bekanntes Lied gesungen, und beim Durchgehen des Zimmers, in dem ich saß, fragte ich: „Nun, wird auch hier dies schöne Lied gesungen?“ Sie hauchte ein vernehmliches „Ja“. Soviel war damit ja festgestellt, daß sie „Ja“ sagen konnte.

So war ich nun in die Gemeinschaft einer großen und lieben Australischen Familie eingetreten, und der reitende Postbote, der ja nicht allzuoft in den Norden kam, brachte auch mir immer liebe Zeilen mit von der Verlobten und ihren Angehörigen. Ich dachte dabei auch an das Verheißungswort heiliger Schrift: „Wer verläßt Vater, Mutter, Bruder, Schwester und so weiter, um des Reiches Gottes willen, der wird es wiederfinden.“<sup>98</sup>

Ich griff auch öfters wieder in die Harfe, so gut ichs eben vermochte:

Was zagest du, mein Herz,  
Und läßt durch Erdendinge dir bereiten Schmerz?  
Läßt du nur nicht von Gott, läßt Gott dich ewig nicht.  
Auf ihn verlasse dich!

*Concordia et Amor sub Cruce*

Unter dem heiligen Kreuze des Herrn  
Laß, Liebste, uns immerdar wohnen!  
Eintracht und Liebe wird stets sich uns mehr'n,  
Da Jesu Lieb' ihm uns gewonnen.  
Der irdischen beste und himmlische Gaben  
Sammt göttlichem Segen wir allezeit haben  
Im Schatten des heiligen Kreuzes.

Auf den Sandhügeln um Bukaltanina blühten nach Regen recht schöne gelbe Blumen. Nachdem diese abgeblüht, fanden sich an diesen Kräutern recht häßliche Dornen, sehr empfindlich für die bloßen Füße der Eingebornen. Daher nannten sie den Platz auch *dilka-marapu*, d. h. Dornen viele.

98 Hier ist wohl Lk 18,29f. gemeint.

Mir kamen auch bedenkliche Stimmen zu Gehör ob meiner Verlobung. „Was wohl der Bruder Flierl mit der zarten Luise in der Australischen Wüste anfangen will?“ Die Folgezeit zeigte, daß die zarte Blume, aus dem festen zähen Stamm der Kolonistenfamilien der Auricht und Paech entsprossen, auch zäh und fest war und in den Wüsten Australiens und später in den Wildnissen von Neu Guinea sozusagen recht wohl ihren Mann gestanden hat und auch vor Dornen und Ungemach nicht zurückschreckte.

*Dilkamarapu, 25.11.[18]79. An m[eine] L[ui]se*

Muß auch die Dornenkrone denen werden,  
Die unterm Kreuz zu wohnen sich entschlossen. |  
Wohl allen, die in Angst und Not auf Erden  
Dem Herrn das Kreuz nachtragen unverdrossen.

155|156

Nur frisch voran auf rauhem Pilgerpfade!  
Ein herrlich Ziel am Ende sich uns zeigt;  
Dereinst wird enden alle Not und Plage,  
Da Fried' und Freude uns der Herr bereitet.

Dort stete, reine Liebe uns verbindet,  
Vollkomm'ne auch mit ihm uns ewig eint.  
Der Blick auf's Ziel mög' ordnen unser Lieben,  
Was kommen mag dann unser Wohl nur meint.

Den Bächlein gleich in der Gebirge Tälern,  
Die schneller ihrem Ziel entgegenrauschen,  
Nachdem aus Zweien Eins sie wurden:  
Mög' reine Liebe uns're Wesen einen,  
Mit einem Herzen treuer nur zu lieben  
Den ew'gen Urquell aller Liebe!

*Zum 18. Geburtstag m[eine]r l[ieben] Luise, den 20. Mai 1879*

Man pfeget ja nicht gar so häufig zu finden  
Ein' köstliche Perl, den wertvollsten Schatz.  
Ja, suche mit Fleiß in der Weltmeere Gründen,  
Nah' dort auch, wo münden der Tigris und Phrat:  
Es würde dein Suchen vergeblich wohl sein,  
Recht weng' der Perlen sind köstlich und fein.

Glück, Freude, Ergötzen füllt jetzo mein Herze,  
Es ist ja die köstlichste Perle nun mein;  
Laß Traurigkeit kommen, leicht kann ich bei Schmerze  
In ihrem Besitze doch glücklich sein.

Ei nun, wie bewahr' ich den köstlichen Fund?  
Bald ward (und ich freut mich) ein Mittel mir kund.

Tut nicht Jeder, der da hat glücklich gefunden  
Ein edele Perle, den köstlichsten Preis,  
Nun fassen in Gold sie, um stets zu bewundern,  
Bewahren den Schatz dann in Freud' wie in Leid'!  
Rat's deshalb ich ward bei mir selbst alsbald,  
Also auch zu schmücken der Liebsten Gestalt. –

Und Du, meine Teure, nimm an von mir heute  
Trag' allzeit, was ich gerne schenken Dir möcht',  
Betracht es als Symbolum ewiger Treue,  
Erbarmung und Liebe, die huldvoll uns trägt;  
Auch heute Dir vormals das Dasein geschenkt,  
Trotz unsers Unwert's uns gnädig bedenkt.

Es mahnt uns, dem Herrn, unserm Gotte, zu dienen  
Mit liebender Treue von ganzem Gemüt;  
Aus all' unsern Kräften mit Herzen und Sinnen  
Recht Jesum zu lieben, der erst uns geliebt,  
In Zeiten, da wir noch dem Bösen vermacht,  
Aus gnädiger Liebe uns zu sich gebracht.

Laß heut' unserm Gotte uns Treue geloben  
Und Liebe dem, der uns hat ewig geliebt.  
Auf Gott laß uns hoffen, dann wird uns von oben  
Sein Geist zu dem stärken, was er uns gebiet',  
Erst ihm Treu' zu halten wird Gott uns verleih'n,  
Alsdann unsrer Herzen Bund fest'gen und weih'n. |

156|157

Unendlicher Liebe und liebender Treue  
Rein' Abbild und Zeichen der Ring also ist.  
Ihn laß uns treu lieben, der täglich aufs Neue  
Christ's heiligen Liebesgeist über uns gießt.  
Hat er mit sein'r Liebe uns also erfüllt,  
Trennt nichts uns von ihm, auch unser Liebesbund gilt.

Als Freund von Musik, wenn auch selber nicht musikalisch, schenkte ich meiner Verlobten zum 18. Geburtstag auch ein Amerikanisches Harmonium neben dem Verlobungsring.

Über Joh 3,16, Gal 5,23 und Röm 5,3  
Zum h[eiligen] Pfingstfest 1879, m[eine]r l[ieben] Luise

O, wie groß ist Gottes *Liebe*,  
Da er uns aus freiem Triebe  
Seinen einz'gen Sohn geschenkt.  
Diese Lieb' ist ausgegossen  
Über uns, ins Herz geflossen  
*Durch den Pfingstgeist, den er schenkt.*

Heil'ge Lieb' von ganzer Seele  
Unserem Immanuele  
Ist des heil'gen Geistes Frucht.  
Die in Gottes Lieb' sich finden  
Treue Lieb' auch kann verbinden,  
Welche nicht das ihre sucht.

Unsern Gott wir sollen loben,  
Da sein Freudengeist von oben  
Reine, wahre *Freud'* uns gibt.  
Erdenfreude kurz nur währet  
Doch wenn Himmelsfreud uns nähret,  
Ihr Verlust uns nicht betrübt.

Stille Ruhe, tiefer *Friede*  
Wird in unserem Gemüte  
Durch den Friedensgeist beschafft.  
Sünde stets das Herz nur quälet.  
Wer des Geistes Trost erzählet,  
Ist befreit von solcher Last.

Kommt auch durch der Leiden Menge  
Unser Herz auch oft ins Gedränge,  
Bleibt gewiß uns Gottes Huld.  
Denn der Geist in unsern Herzen  
Seufzend uns vertritt in Schmerzen,  
Schafft Ergebung und *Geduld*.

Wer so durch den Geist gewahren  
Und am Herzen darf erfahren  
Gottes Güt' und *Freundlichkeit*,  
Von ihm als vom Spiegel reine

Immerdar nur widerscheine  
Lauter Lieb' und *Gütigkeit*.

Aber unter allen Gaben,  
Die vom heil'gen Geist wir haben,  
Steht der *Glaube* obenan; |  
Alle Lieb', die Gott uns sendet,  
Alle Gnaden, die er spendet,  
Faßt allein die Glaubenshand.

Durch den Geist wir recht erkennen:  
Gottes Lamm, uns zu versöhnen,  
Wurd' am Kreuz für uns erwürgt.  
Solche Lieb' uns überwindet,  
Daß all' Zorn und Grimm verschwindet:  
*Sanftmut* er so in uns wirkt.

Heilig heißt der Geist des Herren,  
Allem Unflat will er wehren,  
*Keuschheit* ziehet er uns an.  
Unsere Leiber, unsere Seelen  
Will er schmücken, zu vermählen  
Uns dem Seelenbräutigam.

Komm, o komm in unsre Herzen,  
Geist des Herrn, und zünd die Kerzen  
Goldnen Glaubens in uns an!  
Schaffe in uns neue Triebe,  
Heil'ge uns mit Deiner Liebe,  
Jesu, unser Bräutigam.

*Psalm 37,7. – Am 18. Juni 1879. – An m[eine] l[iebe] L[uisse]*

Seele, suche Sabbatstille,  
Kehre ein ins Heiligtum;  
Gottes Will' sei auch dein Wille,  
Du des Herren Eigentum;  
Dein Hoffen und Warten, dein ganzes Verlangen  
Soll einzig am Herrn, deinem Gotte, nur hangen.  
Ist also dein Herz auf ihn nur gericht't,  
Dir nimmer an Ruhe und Trost es gebricht.

*Zum Geburtstag d[er] l[ieben] M[utter] A[uricht] – 21.7.1879*

Mit diesem Tag schenkt Dir Dein Gott,  
Ach liebste Mutter mein,  
Recht frohen Mut's trotz aller Not  
In seiner Gnad' zu sein;  
Als Dir aus lauter Lieb' er heut'  
Ein neues Gnadenjahr verleiht:  
Laß des uns fröhlich sein.  
In Kindeslieb und Dankbarkeit  
Ruht heut' Dein Mutterherz.  
Auch Dein Sohn, der vor kurzer Zeit  
Bei Dir fand sonder Scherz  
Ein' treue Mutter voller Lieb',  
Tut Dir aus dankbarem Gemüt'  
Heut' seine Wünsche kund.  
Auch künftig woll' der Herr allein  
Um alle Lieb' an mir  
Recht reichlich der Vergelter sein  
Und segnen Dich dafür.  
Christ, unsers Heiland's Fried und Gnad'  
Helf Dir auf Deinem Lebenspfad',  
Trag', tröste Dich allzeit. |

158|159

*Zur Erinnerung an die liebe im Frühjahr dahingeschiedene Mutter  
Dilkamarapu, den 28. Juli 1879<sup>99</sup>*

In der Heimat weiten Ferne  
Weilet jetzt mein Sinn.  
Könnte ich, wie wollt' ich gerne  
Noch einmal dorthin.  
Aber meiner Kindheit Stätte  
Ist nun öd' und leer:  
Meine Mutter, die geliebte,  
Find' ich dort nicht mehr.  
O wie oft hab' ich gesessen  
Als der Unschuld Kind,

99 Dieses Gedicht wurde bereits in I 5f. zitiert.

Hab' der Jugend-Spiel' vergessen  
Zu der Mutter Knien.

Während sie am Flachs hantierte  
Und die Spindel dreht',  
Manchen Spruch und auch Gebete  
Sie mich hat gelehrt.

„Mutter“, eines Tag's ich sagte,  
„Der Gebote Schluß,  
Ehe ich der Schulzeit nahe,  
Ich noch lernen muß!“

„Nein, mein Kind“, sie mir entgegnet,  
„Der Gebote Schluß,  
Ist Dir, eh' die Schul Dich heget,  
Ein' zu harte Nuß.“

Aber ach, wie konnt ich darum  
So vergeßlich sein,  
Gottes Drohung und Verheißung  
Mir nicht prägen ein!

Lern' ich doch so manches Gute  
In der Schule einst.  
Warum hab' im Jugendmute  
Ich das Best' versäumt? –

Wie sonst konnt' das Gift der Sünde  
In des Knaben Herz  
Mächtig werden so geschwinde,  
Als wär' sie nur Scherz!

Nicht mehr kann der Jüngling heute  
Wie das Kind vordem  
Seinen Blick voll Fried' und Freude  
Auf zum Himmel heb'n.

Seine Brust hat schon entweiht  
Pesthauch böser Lust;  
Seine Unschuld ist verstreuet  
Durch der Sünde Wust.

Treuer Heiland voll Erbarmen,  
Dir sei Lob und Preis,

Daß Du huldreich hast mir Armen  
Deine Hand gereicht. |

159|160

Wie der Brand aus Feuers-Gluhte  
Noch zur rechten Frist  
Kräft'ger Hand und starkem Mute  
Wohl zu retten ist:

So auch von des Abgrund's Rande,  
Von der Sünde Pfad,  
Mich, o treuer Heiland, wandte  
Deine große Gnad'.

Dann durch Deine Huld gerettet,  
Durch Dein Blut versöhnt,  
In Dein' Wunden-Mal' gebettet  
Und mit Heil gekrönt:

Gabst Du mir Befehl zu eilen,  
Deine Gnadenschätz'  
Auch den Heiden mitzuteilen,  
Die in Satans Netz.

Wie Du, Herr, durch Dein Erbarmen  
Mir geholfen hast,  
So befrei' auch diese Armen  
Von der Sünde Last.

Und mich schließ in Deine Gnade  
Allzeit feste ein,  
Daß der Teufel nicht mehr schade  
Mir, dem Jünger Dein.

Schon ein Jahr ist's, seit Du führtest  
Aus der Heimat mich,  
Alle meine Weg' regiertest,  
Mir halfst mächtiglich.

Und nun riefst Du aus dem Leben  
Meine Mutter lieb', –  
Was ich je an ihr tat fehlen,  
Mir aus Gnad' vergib!

Du hast, Herr, durch Ernst und Güte  
Sie Dir zugewandt,

Daß sie selig in Dir schiede, –  
Dafür sei Dir Dank! –  
Ach Herr, nun noch lange Jahre  
Uns zu Trost und Rat  
Unsern Vater uns bewahre,  
Sei stets Du ihm nah'.  
Und zuletzt vor Deinem Throne  
Alle uns verein',  
Wo wir Deiner, Himmelssonne,  
Ewiglich uns freu'n.  
Dort all Gram und Leid wird enden.  
Auch der Tränen Lauf  
Durch den Trost, den Du wirst spenden,  
Ewig hören auf.  
Nun, o Herr, für Deine Güte,  
Deine Huld und Gnad',  
Deine treue Heilandsliebe –  
Sei Dir Dank gesagt. Amen. |

160|161

*Für Beate Maria Luise*

O Beate, teures Herze,  
Ich hab' Dir so viel zu sagen;  
Nichts von Kummer, Gram und Schmerze,  
Nein, von freudenvollen Tagen.  
Oft und gern' vergeß ich jenes,  
Anzustimmen frohe Weisen.  
Weil man Dich Beata nennet,  
Will Beatus ich mich heißen.<sup>100</sup>  
Großer Liebe kleines Zeichen  
Sollen Dir sein diese Blüten,  
Ihre Farb' wird nicht verbleichen  
Ob auch heiße Stürme wüten.  
In der Wüste dürrem Sande  
Ist der Ort, dem sie entsprungen.

100 Der Verfasser bezieht sich auf die wörtliche Bedeutung des lateinischen *beatus*: „der Glückliche“.

Auch gebrochen von dem Stamme,  
Nie verwelken diese Blumen.

So auch unsre Liebe daure  
Durch den Wechsel aller Zeiten.  
Ob Glück kommt, ob Unglück laure –  
Unsre Herzen wird nichts scheiden.

Sonnenschein der milden Tage  
Ihre Flamme noch vermehret.  
Dunkle Wolken herber Plage  
Ihre Echtheit nur bewähret.

Doch ein Wort der Schwermut gehet –  
Hörst Du's – durch der Menschheit Reihen.  
Alles Irdische verwehet  
Wie die zarte Blüt' des Maien!

Wie durch heiße Sonnenstrahlen  
Schnell der Rose Duft verschwinde,  
Ihre Blätter niederfallen  
Welk zur Erd', ein Spiel der Winde:

So auch sei es mit der Liebe  
Derer, die da sterblich heißen –  
Rasch erwachten ihre Triebe  
Schnell entweicht sie ihren Schleusen.

Ist es so? O teure Seele –  
Glaub' es nicht! Ein besser Lieben  
Machet unser Zukunft helle  
Ohne selbst ihr Glück zu trüben.

Wahrlich, sie ist nicht von hinnen,  
Diese Lieb', die fest umwindet  
Unsre Wesen, Herz und Sinnen  
Und uns unauflöslich bindet.

Als noch reine Unschuld wohnte  
Einst in Edens Palmehainen,  
Und der heil'ge Mensch auch konnte  
Froh und frei vor Gott erscheinen – |

Als noch nicht die List der Schlangen  
Uns erfüllt mit Schimpf und Schande,

161|162

Als man grauses Todesbängen  
 Und Vergänglichkeit nicht kannte –  
 Damals hat der Gott der Liebe  
 Eingepflanzt dem ersten Paare  
 Jene Lieb', daß sie abbilde  
 Seine Lieb', die wunderbare.  
 Vor des Todes Herrschaft herrschte  
 Unsre Lieb', drum sie noch währet,  
 Wenn der mächt'ge Lebensfürste  
 Allem Tode hat gewehret.  
 Teures Herze, laß uns fliehen  
 Alles, was von Gott uns trennet;  
 Unserer Liebe Nahrung ziehen  
 Aus ihm, der die Lieb' sich nennet.  
 Mag's von unsrer Lieb' dann scheinen,  
 Daß im Tod sie untergehet:  
 Wenn der Herr einst weckt die Seinen,  
 Auch verklärt sie auferstehet.  
 Fried'- und freudvoll laß uns lieben –  
 Weder Kummer, Gram noch Schmerze  
 Jemals unser Glück soll trüben:  
 Schwester, Braut, komm an mein Herze! –

In meiner einräumigen Lehm-Villa mit dem kühlen Binsendach am kleinen Bukaltina-Regenwassersee, die Ufer umrändert mit grünen Bäumen. Nach Osten hin ist endloses Sandhügelgelände, nach Westen steinige Ebene bis zu fernen Hügelketten hin. Die Sandhügel in Inner-Australien verlaufen in der Regel in Richtung Südnord. In diesen Richtungen läßt sich bequem reisen auch mit dem Fuhrwerk in den dazwischen liegenden schmalen festen Ebenen. Ungemein [mühsam] ist das Reisen in Richtung Ostwest, da unzählige Sandhügel überquert werden müssen von verschiedener Höhe von 10 bis 50 Meter, je höher, desto schwieriger von wegen der Windverwehungen, je höher hinauf, desto lockerer der Flugsand. Sonst hat Sandhügelgelände sehr schätzbare Vorteile. Es gibt darin Sträucher für Feuerholz, und bei jedem leichten Regenschauer wachsen darin saftige Kräuter und Gräser zu Nahrung für Tiere und Menschen. Sehr geschätzt sind die saftigen *wilapi* und *manura*, ergibt gute Salate, und die Eingebornen essen sie roh aus der Hand, sehr zuträglich bei vorherrschender Fleischnahrung. In den Sandhügeln finden auch sehr viele permanente Grasbüsche sich, die noch in dünnen Zeiten trocken dem Vieh gute Weide bieten. Auch finden

sich in den Sandhügeln kleine Zwiebelchen in Menge, von den Dieri *jaua* genannt, nicht viel größer als Erbsen. Die Frauen graben und sammeln sie mit großer Geduld in ihre rohen Mulden. Sie schmecken gebraten recht gut und sind nahrhaft. Dazu erlegen die Mannsleute noch Eidechsen und Schlangen, Mäuse und Ratten und kleine Kängurus, werfen mit ihren *bumerangs* mit mehr oder weniger Glück nach Vögeln, suchen und sammeln Eier. Das ist die Lebensweise dieser Halbnomaden der Australischen Inlandwüsten, ähnlich den Buschmännern in Südafrika, wo es auch die kleinen Zwiebelchen gibt. |

162|163

Als Zufluchtsort in großer langandauernder Dürre war Bukaltanina gut gewesen, da alle See'n an der Coopers Creek ausgetrocknet waren. Aber nun war kurz vor meiner Ankunft in Australien nach langen Jahren die *ngarimata*, die große Flut, wieder in der Coopers Creek heruntergekommen aus den tropischen Gebieten von Queensland, wo die Cooper, die Salzcreek und Kalakupa im fernerem Norden zum Lake Eyre kommend permanente Flüsse sind. Die *ngarimata* in diesen Steppenflüssen brachte unermeßliche Fischbrut mit und ungeheure Schwärme von großen und kleinen Wasservögeln, darunter besonders schwarze Schwäne und noch viel mehr Pelikane mit ihren Riesenschnäbeln. Alle großen und kleinen See'n wurden gefüllt, von Inaminka über Perigundi und Lake Hope, auch Koperamana und Kilalpanina bis zum Lake Eyre hinab.

Da war nun unser Wüsten-Paradies auf dem Großteil des Missions-Landes, um Koperamana und Kilalpanina, wo es nun auch freie Schwarze in größerer Zahl gab, und das kleine und entlegene Bukaltanina war völlig bedeutungslos geworden.

Auf, laßt uns die alten Wüstungen wieder bauen,<sup>101</sup> mußte da unsere Losung sein, die vor Jahren verlassene Station der Hermannsbürger Missionare mußte wieder bezogen werden. Dort allein konnte für die nächsten Jahre Missionsarbeit an den in der Gegend lebenden Eingebornen getrieben werden.

Leider hatte unser Missionskomitee da zunächst taube Ohren. Sie hatten, wie man sagte, die Nase voll von der früheren Aufgabe der alten Station. Das würde wieder so kommen. Wir sollten neue Station bauen am Südufer der Cooper und durch Weizenbau<sup>102</sup> die Mission mehr selbsterhaltend machen. Unsere erfahrenen Brüder Jakob und Vogelsang wußten, daß das eine Utopie sein würde, und auch der Br. Meyer, der ebenfalls im Norden gewesen, und ich Neuling mußte mich ihnen anschließen. Es gab im Norden nicht die regelmäßigen Winterregen wie im Süden, die den Weizenbau ermöglichten. Der Regen im Innern von Australien ist ganz selten und ganz unregelmäßig, oft regnet es in der heißesten Zeit einmal, da wächst Gras und Futter mächtig, aber kein Weizen kann gesät werden und reifen. Das einzig Mögliche ist die Weidewirtschaft, und die ist noch unsicher genug. – Die alte Station am Kilalpanina

101 Anspielung auf Jes 61,4.

102 Flierl zitiert wieder die Sprechweise von Rudolph Graetz.

ist und bleibt der günstigste Platz für die Missionsniederlassung. Nach der Erfahrung der Brüder hält der tiefe See Jahrelang gutes Wasser. – So mußten wir leider renitent sein und nach unserer Überzeugung und unserm besten Wissen und Gewissen handeln bei Weiterführung der Mission.

Nicht lange nach Ankunft ritt ich mit Br. Meyer zur Cooper. Die *ngarimata*, die große Flut, war ja seit geraumer Zeit abgelaufen, aber die weiten Wasserflächen der See'n Koperamana und Kilalpanina boten einen herrlichen Anblick, und der Chor der Wasservögel gab ein mächtiges Konzert für unsern Einzug. Die Strecke der Coopers Creek von Koperamana bis Kilalpanina bildet ein mehrere Stunden breites Überschwemmungsgebiet, für die allermeiste Zeit trocken, aber fein mit Bäumen und Sträuchern bestanden, prangend im frischesten Grün. Darunter und dazwischen auch genug dürres Holz zu Feuerholz für die Eingebornen und auch eine große Station der Weißen. Für unsere Bauart im Norden gab es da auch genügend Nutzholz, wenn auch etwas krumm, doch tauglich als Gerippe für die einzig möglichen Lehmwände.

163|164

Und die Gebäude der alten Station auf einem breiten Sandhügel am See, nördlich der Cooper, konnten leicht wieder wohnlich gemacht werden. Nahebei fanden wir einen *camp*, ein | Lager freier Eingeborner. Sie taten sich gütlich an reichlicher Fischkost. Für etwas Mehl aus unserer Satteltasche erhielten wir einen frischen Fisch der besten Art, *mudlakupa*, ein paar Pfund schwer, und brieten ihn sofort im Feuer; ein feines Mahl mit viel Fleisch und wenig Gräten. So hielten wir unser Mahl beim *camp* der Eingebornen ähnlich den Jüngern am See Genezareth.<sup>103</sup>

Heimgekehrt nach Bukaltanina hielten wir Konferenz, der auch der Bruder Jakob beiwohnte, und beschlossen einstimmig den Wiederaufbau der alten Wüstungen der verlassenen Station Hermannsburg, der Hermannsburger Missionare, obwohl wir dazu die Zustimmung des Missionskomitees im Süden nicht sobald erlangen konnten. Wir hielten es für das allein Richtige und [waren] fest entschlossen und einmütig in der Sache.

Br. Vogelsang mit Familie und den Arbeitsschwarzen sollte alsobald hinüberziehen nach Kilalpanina und alle Räume so schnell als möglich wohnlich machen. Da das Wort Kilalpanina keine schöne Bedeutung hatte und die Aufgabe dieser Station eine üble Erinnerung war, so nannten wir hinfort diesen Ort Bethesda, der Hoffnung, daß daselbst viele arme Eingeborne dieser Gegend das Heil finden sollten.<sup>104</sup>

Die alten Binsendächer der noch stehenden Gebäude hatten in dem trockenen Klima sich lange Jahre dicht erhalten, und in Jahr und Tag seit der neuen großen Flut waren an den Seeufeln frische Binsen in Fülle gewachsen für Neubauten auf der

103 Flierl denkt an Joh 21,3–14.

104 Das aramäische *beth besda* läßt sich als „Haus des Heils“ übersetzen. Bethesda hieß ein Wasserbecken in Jerusalem, wo Joh 5,2–4 zufolge Kranke auf eine Wunderheilung hofften.

neueröffneten alten Station. Die Binsen sind sehr gutes Dachmaterial, zäh, haltbar und halten kühl in der heißen Wüste.

Bruder Vogelsang konnte sein altes Wohnhaus beziehen mit Küche, Eß- und Schlafzimmer und noch einer Stube daran, für die Geschwister Jakob, wenn sie jezuweilen von den Außenplätzen der Viehstation zur Hauptstation kamen. Die Geschwister Meyer bezogen das Haus des vormaligen Missionars Homann. Für mich war ein Zimmer am Schulhaus, das vormals ein Missionar Schoknecht<sup>105</sup> bewohnt hatte. Auch ein kleines *store*- oder Lagergebäude war am Platz. Dieses wie Meyers Haus hatten noch ihre Wellblechdächer, alle anderen Baulichkeiten hatten Binsendächer, und die Wände aller waren Holz und Lehm, auch noch kleine Gebäude für Unterkunft der Stations-Schwarzen.

Nachdem Br. Vogelsang mit den Arbeitsschwarzen von Bukaltanina abgewandert und Lager von freien Schwarzen auch nicht mehr da waren, hatten Br. Meyer und ich an dem Ort auch keine besonderen Arbeiten mehr. Ich konnte mich noch etwas weiter etwas mit der neuen Sprache beschäftigen, was aber auch besser ging am Ort, wo mehr Eingeborne lebten. So verlangten auch wir nach dem Umzug. An den Termin desselben kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Er geschah wohl Ende 1879, ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft im Norden.

Meine Dettelsauer Kisten wurden natürlich mit Fuhrwerk nach Bethesda gebracht. Ich selber ritt wegen der Hitze am Tag in einer kühlen Nacht hinüber die rund 30 Meilen. Bei dem langsamen und langwierigen Nachtritt wurde ich allmählich sehr schläfrig, doch der drohende Absturz weckte mich immer wieder kräftig und machte mich munter. Ich hatte ein frommes Reitpferd. Bei Koperamana angekommen graute der neue Tag, und in Bäumen und Sträuchern der Coopers Creek stimmten die zahlreichen Vögel ihr vielstimmiges Konzert an. Das ermunterte mich, und in bester Stimmung langte ich in Bethesda an, wo nach einem kräftigen Frühstück mit Tee und Hammelfleisch mich der Bruder Vogelsang in mein Stüblein geleitete am größeren Schulzimmer, meinem künftigen Wirkungskreis.

Angeklebt gleichsam an den Giebel des Schulhauses, neben | meinem Zimmer, war ein kleines Räumlein für das Ehepaar Anton und Bertha, sie gehörten zu den 12 Erstlingen aus den Dieri, die von Br. Meyer getauft worden waren kurz vor meiner Ankunft im Lande. Am *store*-Gebäude befand sich ein ähnlicher Anschleif, das Nest für Johannes Pingilina<sup>106</sup> und Clara, in dem auch bald ihr Töchterlein zur Welt kam. –

164|165

105 Carl Schoknecht (1841–1905) hatte von 1871 bis zur Aufgabe der Station 1873 dort gelebt. Er ging als Pfarrer nach Victoria.

106 Johannes Pingilina gehörte zu den Erstlingen, die 1879 an der Coopers Creek getauft worden waren. Aufgrund seines Sprachtalents wurde er 1886 zusammen mit dem Ehepaar Meyer auf die von Flierl neugegründete Missionsstation Elim in Queensland geschickt, ein Jahr später dann nach Bloomfield, wo er wieder eine neue Sprache zu lernen hatte. Als indigener Laienmissionar mußte Johannes Pingili-

So waren noch mehr Ehepaare unter den Erstgetauften, wie Gottfried Yildimirina und seine Frau Sarah, Benjamin Dalkilina und seine Frau Luise, Joseph Diltjilina mit Frau, Elias Palkilina und Frau Beate, ein lediger Junge Bernhard Diwana, der lahme Henry Tipilina und andere mehr. Der intelligenteste von der ganzen Gesellschaft war der Johannes Pingilina. Er hatte früher viel bei Weißen gedient und konnte ziemlich gut Englisch, hatte auch bei Br. Meyer schön schreiben gelernt und lesen in seiner Dieri-Sprache. Der lahme Henry mußte stets getragen werden, wenn er seinen Ort verändern wollte. Er schrieb beständig beim Hocken und schrieb eine sehr schöne und deutliche Hand mit Tinte und Feder. Jede neue Biblische Geschichte, jedes neue Lied schrieb er ab und war der gute Geist unter der ganzen Gesellschaft der Schwarzen, der allezeit und bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Volksgenossen zum Guten ermahnte.

Noch eine ganze Anzahl von Burschen und Mädchen im schulfähigen Alter hatte sich in Bethesda zusammengefunden. Und auch die Älteren, auch die verschiedenen Ehepaare, besuchten noch gern die Schule. Das geschah immer in den Morgenstunden. Am Nachmittag mußte von allen, Älteren und Jüngeren, stramm gearbeitet werden. Die Ältesten und Größten hospitierten nur noch in der Schule, sie mußten auch auswärts tätig sein mit Br. Jakob und Vogelsang, als Boten, Fuhrwerker und Hirten.

An der Station war ungemein viel zu tun, wie einst bei den Israeliten in Ägypten in Lehmgraben und -treten und Ziegelstreichen,<sup>107</sup> Bauholz aus der Cooper herbeifahren, Binsen schneiden an den Seeufnern, nicht nur für Bedachung der gleich Pilzen auf dem Sandhügel entstehenden kleinen Neubauten, um unsere Stationsschwarzen angemessen unterzubringen, Ehepaare und Ledige, Knaben und Mädchen der Missionsschule. Die Binsen wurden auch gehackt wie in Ägypten das Stroh<sup>108</sup> und in den Lehm hineingetreten, um den Luft-getrockneten Ziegelsteinen und den Lehmwänden besseren Halt zu geben.

Hinterm Schulhaus wurde für die Knaben ein *dormitory* oder Schlafhaus gebaut, mit Verbindungswänden zwischen Schul- und Schlafhaus, so daß ein innerer geschlossener Hof entstand. Statt Bettstellen mauerten wir Kästlein von Luftziegeln und füll-

na stets um die Anerkennung seiner Leistungen kämpfen. So wurde er als einziger Mitarbeiter der Mission in Bloomfield nicht bezahlt. Als er später ein jährliches Gehalt von fünf Pfund erstritt, verwahrte Meyer es für ihn. Johannes Pingilina wäre gerne als Mitarbeiter Flierls nach Neuguinea gegangen, aber die Behörden verboten die Ausreise seiner zweiten Frau Rosie, einer Aborigine aus Queensland. Nachdem die Ehe mit Rosie gescheitert war, wollte er zu seiner Tochter Maria (1880–1895) nach Bethesda zurückkehren. Er gelangte jedoch erst um die Jahrhundertwende wieder in seine Heimat, als Maria bereits gestorben war. Die Biographie von Johannes Pingilina hat Regina Ganter in den Missionsarchiven recherchiert und online zugänglich gemacht: <[www.missionaries.griffith.edu.au/biography/pingilina-johannes](http://www.missionaries.griffith.edu.au/biography/pingilina-johannes)>.

107 Nach Ex 1,14 mußten die Israeliten in Ägypten Ziegel aus Lehm herstellen.

108 Ex 5,7.

ten diese mit Sand, also Schlafstellen, wie diese Naturmenschen es gewöhnt waren. Doch erhielten sie dazu Schlafdecken, da sie ja in ihren Schlafstellen keine Feuerlein unterhalten konnten. Und die Nächte können auch in der Wüste kühl werden, besonders zur Zeit des südlichen Winters.

Auch für die Mädchen wurden am anderen Ende der Station ein Unterkunft- und Schlafhaus gebaut, von einer hohen Lehmmauer umgeben, ein kleines Kloster. Die Schule besuchten sie gemeinsam mit den Knaben. Da war *co-education*, wie die Umstände es erforderten. Bei Außenarbeiten am Nachmittag hatten Knaben und Mädchen, Männer und Frauen zusammen zu helfen unter Aufsicht und Anleitung von Missionskolonisten und Missionaren. Später hatten Mädchen und Frauen auch Nähkurse bei unseren Frauen, um die nötigen Arbeitshemden anzufertigen für die Männer und Knaben und einfache Kleider für sich selbst, wozu die nötigen Baumwollstoffe vom Süden heraufgeschickt wurden. – An Baulichkeiten wurden mit der Zeit auch kleine zweiräumige Familienwohnungen erstellt für alle an der Missionsstation lebenden Ehepaare, mit Wänden von Holz und Lehm | und den so überaus praktischen kühlen Binsendächern.

165|166

So war unser erneuertes Bethesda eine aufblühende Missions-Station unter den Austral-Negern geworden. Die Zahl der Schulbesucher nahm zu, und mit der Zeit kamen auch mehr und mehr Taufbewerber in verschiedenen Kursen nacheinander, die ich neben der Schule zu halten hatte, und es gab auch neue Tauffeiern.

Das alles gab kräftige Aufmunterung zum Sprachstudium. Wie schon früher erwähnt, hatten die früheren Hermannsburger Missionare eine winzige Fibel drucken lassen, die noch in einigen Exemplaren vorhanden war. Ihre Sammlungen von Wörtern und Sprachformen befanden sich in den Händen der Brüder Vogelsang und Jakob, von denen sie auch Br. Meyer erhalten. Alle drei konnten natürlich praktisch die Dieri-Sprache und waren wohl im Stande, mit den Leuten sich zu unterhalten. Am tiefsten war vielleicht der tiefsinnige und tief innerliche Br. Jakob in diese eigenartige Sprache eingedrungen, der mit seinen schwarzen Schäfern am engsten zusammenlebte und über alles tief nachdachte.

Ich hatte bald ausgefunden, daß auf unserer Missions-Station Bethesda Angehörige von vier verwandten Stämmen zusammenlebten. Es waren die Dieri und Aumeni, deren Wandergebiete vornehmlich der Coopers Creek entlang sich befanden, um die See'n Kilalpanina, Koperamana und Lake Hope und auch noch etwas südlich davon, etwa vom Lake Eyre nach Osten reichend zur östlichen Grenze mit Queensland, wo bei Inaminka die Cooper nach Süd-Australien hereinfließt und bis dorthin ein permanenter Fluß sein soll. Die beiden Sprachen, Dieri und Aumeni, waren sehr nah verwandte Dialekte. Ziemlich verschieden von diesen beiden ist Wonkanguru und Wonkarapana. *Wonkang* heißt Sprache, *uru* andere, also andere Sprache. Wonkanguru und Wonkarapana sind ähnlich miteinander nahe verwandt wie Dieri und Aume-

ni. Die Leute von den Stämmen Wonkanguru und Wonkarapana wanderten der Salz Creek und Kalakupa Creek entlang im Nordosten des Lake Eyre bis nach Queensland im Norden. Bei einer Missionsreise später nach Norden tauchten auf einmal auf einem Sandhügel zwei junge unbekannte Männer auf, die meinen Begleitern zuriefen, sich vorstellend: „Anta mulu julku!“, d. h. „Wir sind Sandhügler!“ Unter meinen Begleitern waren Wonkanguru, die den Zuruf verstanden und mir sofort ins Dieri übersetzten.

Die Dieri waren die führenden Leute an unserer Station Bethesda, und die von den andern Stämmen verstanden Dieri und sprachen es, und wenn nicht ganz gut, so lernten sie es sehr schnell. Es war daher nicht nötig, außer Dieri noch die andern Dialekte genauer zu lernen und zu bearbeiten. Dieri genügte für diese verschiedenen Stämme. Unsere eigentlichen Dieri kannten natürlich genau auch Wonkanguru usw. und konnten es sprechen. Solche Vielsprachigkeit hatte den Nachteil, daß sie in unserer Gegenwart allzeit in anderer Sprache sagen konnten, was wir nicht wissen sollten. Doch waren unsere Leute so ehrlich, aufrichtig und offen uns gegenüber, daß dieser Umstand nicht sonderlich nachteilig war.

Aus Interesse an diesen Sprachen und Dialekten hörte ich Angehörige dieser verschiedenen Stämme ab und legte mir ziemlich umfangreiche Verzeichnisse ihrer Worte und Formen an zu Vergleichszwecken. Ich fand, daß Art und Bau dieser Sprachen und Dialekte recht verschieden, aber doch sehr ähnlich war, besonders in den grammatischen Formen.<sup>109</sup>

166|167 In der kleinen Fibel der Hermannsburger stand ein eigenartiger Vers, den ich als Sprachprobe für Dieri hier nachstehend abschreiben will: |

Antjamalianimai!  
Jesu jeruja jatai.  
Wata tirmalina,  
Wata kaldri jatana!  
Antjamalianimai!  
Jesu jeruja jatai.

Schon aus dieser kleinen Sprachprobe ist zu ersehen, wie vokalreich und dadurch wohlklingend die Dieri-Sprache ist, wie auch ihre verwandten Dialekte. Die Lautschwierigkeiten sind nicht groß. Die Sprache kann ziemlich genau mit unsern bekannten europäischen Alphabeten wiedergegeben werden. Ein eigentümlicher Laut ist der, den wir mit »tj« wiedergaben und der in vielen Worten vorkommt. Die beiden Laute werden engverbunden ausgesprochen mit dem leisen Anklang eines Zischlantes mit dem »l«. *Tja*, Interjektion, etwa: ja, so ists. *Matja*: wirklich, richtig, schon.

109 Zur Sprache der Dieri siehe Peter Austin: A Grammar of Diyari, South Australia (Cambridge Studies in Linguistics 32), Cambridge 1981.

*Antjana*: lieben. *Antjamalina*: einander lieben. *Antjaterina* würde wörtlich heißen: sich selbst lieben. *Demona*: schneiden. *Demoterina*: sich schneiden. *Demomalina*: einander schneiden. *Jruja* oder *jeruka* heißt: so. *Jatai*, Form von *jatana*: sagen, reden. *Jesu jeruja jatai*: Jesus so sagt. *Wata* heißt nicht. *Tirmalina* von *tirina*, böse sein: also böse miteinander, untereinander sein, zanken, streiten, raufen. *Kaldri* ist bitter, salzig, also nicht salzig, nicht bitter reden.

So ist schon aus dieser kleinen Probe zu ersehen, daß Dieri formenreich und bildsam ist. Sie hat verschiedene schöne und handige [*sic*] Formen, die wir im Deutschen und anderen europäischen Sprachen nicht kennen. Sehr ausgebildet ist das Fürwort in der Ein-, Zwei- oder Vielzahl. Das muß man fest inne haben, um das Zeitwort gut konjugieren zu können. Dazu ist das Fürwort doppelt für aktive und passive Aussagen: *Ngani* und *ngato*: ich, *jidni* und *jundru*: du, *nauja* und *nulia*: er. *Nauja ngomai*: er sitzt; *nulia ankai*: er macht das oder das. Das Zeitwort hat Formen für alle Zeitstufen, Gegenwart, jüngere und Längstvergangenheit, nähere und fernere Zukunft, doch nicht für Personen und Zahlen, diese liegen im Fürwort, das bei allen Sätzen immer und stets gebraucht werden muß. Also: Ich, du, er; wir beide, ihr beide, sie beide; wir, ihr sie *ankai*: machen das und das; *ankala wapaia*, *ankalapa*: machen jetzt. *Ankana warai*, *ankala wiri*, *ankana wonti* oder *ankananti*: machten jetzt, neulich, kürzlich, vor langer Zeit. *Ankala anai*: werden machen in Zukunft. Eigne schöne Form hat Dieri für [den] Wunschmodus: *ankananto*: ich möchte machen. Ferner gibt es eine Warnform. *Kapau*, *nanto nandraiat!* Paß auf, sonst schlägt dich das Pferd! Die Befehlsform ist doppelt vorhanden: *ankau* oder auch *ankamai!* – Und Anderes mehr.

Ich schrieb bald ein Universalschulbüchlein. Darin war unter anderem Luthers kleiner Katechismus in einfachster Form. Eine größere Anzahl von Kernsprüchen, leichte Biblische Geschichten und eine kleine Anzahl von Liedern, die in unseren Sandhügeln gewachsen waren im leichten Versmaß und nach den bekanntesten und schönsten Melodien. Es waren Morgen- und Abendlieder, Sonntags- und Festlieder. Was eben für Schule und Kirche wünschenswert war. Ein Abendlied nach der Weise und im Sinn von „Müde bin ich geh zur Ruh“: *Matja ngani mokali*, *Moka turala anai*. Ein Pfingstlied hatte den Anfang *Jaolai kulikiri*, *Ngakangu kaperau*: „O Geist, reiner, zu mir komme.“ – Lieder der Eingebornen übernehmen zu können, dafür waren bei den Dieri die Aussichten gar zu schlecht. Ich besuchte häufig abends die nahen *camp*s der freien Schwarzen. | Da hörte ich auch den Gesang der *pinaru* und *widlapirna*, der alten Männer und Frauen, wenn man solch Krächzen noch Gesang nennen will. Es waren keine Worte dabei, sondern zum Klappern der *kira*, der Wurf- und Schlaghölzer, ein Brummen und Murmeln nach der Melodie: „ä! ä! – ä! ä! – ä! ä! ä!“

167|168

Ich schickte mein M[anu]s[kript] ans Komitee, es wurde trotz unserer Renitenz an eine Druckerei in Adelaide gesandt und kam schön gedruckt und gebunden zur

Missions-Station zurück und war hinfort unser Handbüchlein für Schul- und Taufunterricht. –

Zur Zeit des Aufblühens unserer Missionsarbeit in Bethesda entstand in den Sandhügeln dieser Gegend das nachstehende Missionslied mit Ausblick auch in künftige Zeiten:

*Am 28. Nov[ember] 1879*

Wachet auf, Ihr Christenleute,  
Verkündigt, wie Euch Fried' und Freude  
Der Herr geschenkt durch seinen Tod.  
Aus der Finsternisse Ketten  
Tat er, der Starke, Euch erretten,  
Befreit Euch von der größten Not.  
Gebt Preis dem Gotteslamm,  
Das an dem Kreuzesstamm  
Für Euch einst starb.  
An allem Ort – Schall fort und fort  
Des Kreuzes sel'ges Friedenswort.  
Große, mächt'ge Völkerschaaren  
In Satans Fesseln annoch harren  
Der seligen Erlösungsstund.  
Schlüssel habt Ihr, sie zu lösen,  
O, säumet nicht zur Freud' des Bösen,  
Hört, was Euch sagt des Herren Mund:  
Gewalt und Macht gab mir  
Mein Vater dort und hier,  
Drum gehet hin,  
Lehrt alle Welt – Was Gott gefällt;  
Wer glaubt, den taufend mir vermählt.  
Boten Gottes, laufet schnelle,  
Schwingt Eure Fackeln, machet helle  
Der Erde finst'res Sündental.  
Allen bringt die frohe Kunde  
Vom gnadenreichen Friedensbunde,  
Den Gott aufrichtet allzumal.  
Wie Gott die Sünd' verzeiht,  
Wer Buße tut und gläubt  
An Jesum Christ,

Den rechten Mann, – Der uns vom Bann  
Und vom Gericht befreien kann.

Gläub'ge, füllet ihr die Hände  
Den Boten Gottes, die behende  
Die frohe Botschaft breiten aus.  
Helfet doch den Sieg erringen,  
Laßt das Gebet zum Himmel dringen,  
Schickt Euer Fleh'n zu Gott hinauf!  
Auf, alle wie ein Mann  
Umringt die Kreuzesfahn'!  
Gott gibt den Sieg  
Wenn früh und spät – Arbeit, Gebet  
Der Seinen wohl im Schwange geht. |

168|169

Gottes Rat ist gut und weise,  
Daß auf dem ganzen Erdenkreise  
Nun seine Wunder werden kund.  
Von des Nordland's eis'gem Strande  
Zum Süden, wo auf heißem Sande  
Die Königs-Palme immer stund.  
Des Aufgangs größtem Volk',  
Der fernsten Inselwolk'  
Erscheint das Licht.  
Die Herrlichkeit – Die Abendzeit  
Erlangen wir nach heißem Streit.

Nahe sind die sel'gen Zeiten,  
Da auch die allerfernsten Heiden  
In unsers Gottes Dienste steh'n.  
Herr'n der Inseln und an Meeren  
Dem Höchsten ihre Schätz' verehren  
In seinem Licht die Völker geh'n.  
All' Krieg hat dann ein End',  
All' Ungemach, Elend  
Ist abgetan;  
Der eine Hirt – Alsdann bewirt'  
Die eine Herd' in seiner Hürd'.

Mächt'ger Satansüberwinder,  
O treuer Heiland aller Sünder,  
Hör', was wir Armen zu Dir fleh'n.

Woll'st mit Geistes Kraft uns kleiden,  
Dein Evangelium zu treiben,  
Laß es in alle Lande geh'n.  
Gepriesen sei sein Lauf,  
Die Türe tu ihm auf  
In aller Welt.  
O bringe Du – Das End' herzu  
Und führ uns ein zur Himmelsruh'!

*Am 22. Dezember 1879*

- a. Will Satan dich zur Sünde ziehen,  
Sollst du zum Beten niederknie'en!
- b. Die kleine Sünd' meid allzumal,  
So kommst du nicht zu schwerem Fall.

*Am 23. Dezember 1879*

- c. Mit Ernst und Andacht bet' allzeit!  
Denn betest du der Andacht bar,  
So bringest du ein Opfer dar,  
Dess' sich der Böse, nicht Gott, freut.

169|170 Unserer Missions-Station Bethesda fehlte nun, bei der erfreulichen Entwicklung der Arbeit, noch eines, etwas Wichtiges, gleichsam das Tüpfelchen aufs »I«, nämlich ein geeigneter gottesdienstlicher Raum. So entschlossen wir uns denn anfangs des Jahres 1880, ein Kirchlein auf der alten, erneuerten Station zu bauen, obwohl wir noch nicht die Zustimmung des Missions-Komitees hatten zum Aufbau des alten Platzes. Wir gingen trotz allem getrost ans Werk. Wir auf dem Felde waren alle einig dafür, und unsere Eingebornen waren | freudig zur Arbeit.

Wir steckten den Platz für die Kirche ab ein paar Hundert Meter südlich von der Station, wo der Stations-Sandhügel etwas niedriger, breiter und fester wurde. An der Südseite der zu erbauenden Kirche sollte auch der neue Friedhof ausgelegt werden. Ein paar Gräber von Weißen befanden sich nördlich der Station, das der Frau Miller, der wohlthätigen Stifterin des Platzes Bukaltanina, und von einem jungen Mann Koch, freiwilliger Helfer der Mission zur Zeit der Hermannsbürger Missionare. Eingeborne Christen gab es ja damals noch nicht, und die freien Schwarzen begruben ihre Toten nach ihrer Weise und nicht zusammen auf einem Friedhof.

Die nötigsten Unterkunftshäuser für unsere Stations-Schwarzen waren errichtet, nun wollten wir ein Gottes-Haus bauen, möglichst gut, aus Material[ien], wie wir sie am Ort, in der Coopers Creek und an den nahen See'n haben konnten, Lehm,

Sand, Holz und Binsen. In der Coopers Creek suchten wir die schönsten und geradesten Hölzer für Sparen zusammen. Zu breit durfte der Bau nicht werden, nur etwa 15 Fuß, da wir nicht zu lange Sparen finden konnten. Statt Balken lieferte uns Br. Vogelsang aus der Stationsschmiede Eisenstangen, den Bau zusammenzuhalten. Die Länge betrug etwa 60 Fuß oder 20 Meter. Sieben hohe Spitzbogenfenster sollte unsere Lehm-Kathedrale erhalten, der Altarraum im Osten einen Fuß erhöht mit Licht von Osten, an jeder Seite drei Fenster, an der Südseite [eine] kleine Sakristei mit Wellblechdach, vorm Westeingang ein Turm mit drei Stockwerken, im obersten der Glockenstuhl für unser schönes kleines Kirchlöcklein, das über den ganzen Platz hin zu hören war und auch die freien *camp*-Schwarzen einladen sollte. Der Turm [war] mit Wellblech gedeckt, mit blechbeschlagenem Knopf und schlankem eisernem Kreuz aus unserer Stationsschmiede. Die Kirchwände waren 12 Fuß hoch, und das große Dach sollte mit Binsen gedeckt werden.

Während die Brüder Vogelsang und Jakob alle laufenden Arbeiten an der Station und auf dem Missionslande besorgten, waren Br. Meyer und ich die Maurer beim Kirchbau, und die Schar unserer Schwarzen, Klein und Groß, Mann und Weib, [waren] Lehmtreter und Handlanger. Die Schule vormittags wurde auch während dieser großen Bauzeit gehalten. Es war ein fröhliches Schaffen von Weiß und Schwarz. Der Grund fürs Fundament wurde gegraben; an dieser Stelle [war] harter, rötlicher Sand, beinahe wie weicher Sandstein. Statt harter Steine warfen wir ins Fundament Lehmklumpen, die in diesem Klima bald erhärteten, und dann bauten wir darauf mit Richtschnur und Senkblei, immer ringsum, ungefähr einen Fuß hoch. Um die Wände gerade aufzuführen, bauten wir ohne Holzgerippe. Wir ließen die Fensterlöcher offen und setzten oben darauf die Spitzgewölbe. Lehm ist ja bildsam. Die hölzernen Fensterrahmen stiftete der Frauenverein zu Tanunda, eingeglast wurden sie an der Station. Als die Wände die erforderliche Höhe erreicht hatten, setzte ein anhaltender starker Nordwind ein. Die Lehmwände waren noch nicht genügend erhärtet, und wir merkten rechtzeitig, daß die Nordwand sich nach Süden neigen wollte. Schnell holten wir lange starke Bohlen und konnten sie rechtzeitig stützen, daß sie nicht zu arg aus dem Lot weichen konnte.

Der Bau konnte gerichtet werden mit Sparen und Latten aus unserm Busch. Vorher hatten wir unserer Schule Binsenferien gegeben, und ich zog mit unsern Leuten nach Koperamana und Bukaltanina zum Binsenschneiden für das große Kirhdach, da es am See Kilalpanina nicht genug von diesem Material gab für unser großes Kirhdach.

Die Binsen sind ein sehr nützlicher Rohstoff für die Eingebornen, und nicht nur für die Weißen zum Dachdecken. Die freien Schwarzen flechten daraus Körbe und Netze, auch Fischnetze. So beobachtete ich einmal bei meinem Morgenbad im Kilalpanina-See einen *pinaru*, der über Nacht sein Fischnetz aufgespannt hatte und konnte mor-

170|171

gens 35 Stück *paru* aus seinem Netze einheimsen. *Paru* ist der allgemeine Name für Fisch und zugleich für eine besondere Art derselben, [eine] kleine Art, etwa ein Pfund schwer, mit vielen Gräten, aber die Eingebornen schätzen sie nichtsdestoweniger. Uns Weißen waren die größeren *mudlakupa* lieber, mit wenig Gräten und sehr schönem Fleisch. Die größte Art sind die *markara*, verschiedene Pfund schwer. Wir konnten an der Station beliebig Fische haben, solange der See frisch war und das Wasser nicht zu sehr niedergegangen.

Zur Zeit unseres Kirchbaues war der tiefe See zu Kilalpanina noch bei gutem Wasserstand. Anders stand es mit dem seichteren See am Koperamana. Als wir dort Binsen schnitten, war das Wasser seicht und schon salzig. Da sterben dann die Fische und werden von den salzigen Wellen an die Ufer geworfen, und Vögel und Schwarze schwelgen zu guter Letzt noch im Fischreichtum.

Im salzigen Wasser am Koperamana sahen wir langbeinige Wasservögel herumsteigen und mit dem Schnabel ins Wasser stoßen. Auf meine Bemerkung: „Die lieben wohl das Salzwasser“, sagte Anton trocken: „Tanaia jerkola pilki!“ Sie haben besonderen Hals.

Mit Wagen wurden die Binsen zur Station geschafft, und unsere jungen Männer arbeiteten eifrig als Dachdecker. Bald war der verhältnismäßig große Bau schön unterm kühlen Dach, und die innere einfache Einrichtung konnte bequem vollendet werden. Am Ostfenster wurde der Altar mit luftgetrockneten Ziegeln aufgebaut, mit Sand gefüllt und der Tisch geebnet für Altardecke und Kruzifix. An der Nordwand am Eingang zum Altarraum wurde in gleicherweise eine Plattform hergestellt und darauf die Kanzel placiert, von einem Schreiner schön aus Brettern gefertigt, der gerade an unserer Station arbeitete. Gegenüber an der Südwand eine gleiche Plattform für das Harmonium. Im vorderen Teile des Schiffs wurden auf jeder Seite Kirchbänke aufgestellt für die Weißen. Der hintere Raum des Schiffes blieb ohne Bänke, damit die freien Schwarzen aus dem *camp* nach ihrer Art und Weise sich ungeniert hinsetzen konnten. In der Sakristei war Tisch und Schrank aus Kistenbrettern, um Nötigstes unterzubringen nebst ein paar Stühlen.

So war nun unser Werk am Kirchbau glücklich vollendet, auch die Spitze des Turms glücklich abgefertigt, mit Knopf und Kreuz überm Dach. Br. Jakob, der mir half, wurde recht schwindlig, doch ich war von der Oberpfalz her steile Felswände gewöhnt. Nach Befestigung der letzten Wellblechtafel konnten wir übers Kirchendach glücklich zur Erde kommen.

Die Einweihung fand statt am 23. Sonntag nach Trinitatis, den 31. Oktober, also zum Reformationsfest 1880. Wir sangen dabei als weiße Stationsgemeinde das nachstehende Lied mit dem Gedanken des 84. Psalmes. Auch unsere Eingebornen sangen in ihrer Sprache ein passendes Danklied, und in beiden Sprachen wurde gepredigt und dem Herrn Dank gesagt, der das Werk hatte so wohl gelingen lassen. |

*Kirchweibe-Lied nach dem 84. Psalm, zu unserer Kirchweih zu Bethesda  
am 23. Sonntag nach Trinitatis, den 31. Okt[ober] 1880.*

*Zugleich Reformationsfest*

Wie sind so schön und lieblich,  
O Herre Zebaoth,  
Dein' Wohnungen, wo mildig  
Du, unser Herr und Gott,  
Dich zu uns läßt herab,  
Uns Deine Weg' zu lehren,  
Gebete zu erhören,  
Zu krönen uns mit Gnad'.

Es sehnt sich mein Seele,  
Verlanget immerdar,  
Daß sie Dein' Vorhöf' sehe  
O Herr, und dorten harr',  
Bis Du Leib, Seel' und Geist  
Mit Deinem Wunderrate,  
Barmherzigkeit und Gnade  
Gar seliglich erfreust.

Der Vogel hat gefunden  
Ein Haus, die Schwalb ein Nest,  
Woselbst zu allen Stunden  
Ihr' sich're Zuflucht ist.

O Herre Zebaoth!  
Dein' Altäre verpflegen  
Die Seelen allerwegen,  
Mein König und mein Gott.

Wohl denen, die da wohnen  
In Deinem Haus, o Herr,  
Die Dich ohn' Ende loben,  
Erheben Deine Ehr'.  
Wohl denen, die, o Gott,  
Für ihre Stärk' Dich schätzen  
Und wandeln Dir von Herzen  
Stets nach bis in den Tod.

Durch's Jammertal sie gehen  
Mit aller Menschen-Schaar,  
Doch Brunnen sie da sehen,

Dein Haus, Herr, und Altar;  
Wo Lebenswasser fließt,  
Das durch den Mund der Lehrer  
Strömt auf die Schaar der Hörer,  
Erquicket Seel' und Geist.

Ein Sieg wird nach dem andern  
Durch's Evangelium  
Den Boten, die da wandern,  
Um ihres Herren Ruhm  
Zu bringen aller Welt;  
Daß Jedermann erkenne  
Und seinen Herrn den nenne,  
Der stets zu Zion hält. |

172|173

Gott Zebaoth, erhöere,  
Nimm auf, Herr, mein Gebet!  
Gott, der Du Jakobs Ehre  
Hast aus dem Staub erhöh't:  
Hör' Deiner Kinder Schrei'n,  
Gott, unser Schild, und schau  
Doch an und herrlich baue  
Das Reich des Christus Dein.

Ein Tag, den wir verbrachten  
Im Vorhof unsers Herrn,  
Ist vielmehr wert zu achten  
Denn Tausend davon fern'.  
Die Tür an Gottes Haus  
Will ich viel lieber hüten  
Als lange Zeiten liegen  
Bei der Gottlosen Hauf'.

Der Herr ist uns're Sonne,  
Gott ist auch unser Schild.  
Sein Heil verleiht Wonne,  
Sein Arm die Feinde silt.  
Gnad' und Gerechtigkeit  
Schenkt er umsonst den Seinen  
Und stillt ihr Leid und Weinen  
In alle Ewigkeit.

Er ließ es auch nicht fehlen  
An irgend einem Gut  
Den frommen, treuen Seelen,  
Hält sie in seiner Hut;  
D'rum Herre Zebaoth,  
Wohl, ewig wohl der Seele,  
Die, was für Not sie quäle,  
Auf Dich traut, ihren Gott.

Schluß von Abschnitt VII meiner Erinnerungen. N[ota] B[ene]! Meine Augen zu schonen, korrigiere ich diesen Abschnitt nicht, die lieben Empfänger möchten es selber tun. Sehr viele Druckfehler werden kaum darinnen sein und noch weniger sinnstörende.

Der Senior Joh. Flierl. | 173|174



## MEINE ERSTE REISE NACH DEM SÜDEN, UM DAS MISSIONS-KOMITEE UND AUCH DIE BRAUT ZU BESUCHEN

Mit der Einweihung unserer Stationskirche auf der erneuerten Missions-Station Bethesda zum Reformationsfest 1880 war ich nun rund zwei Jahre auf unserem Arbeitsfelde im Norden gewesen, etwa die Hälfte der Zeit in Bukaltanina, die Hälfte in Bethesda.

Ich konnte mich schön einleben und einarbeiten. Um die Verwaltung der Station brauchte ich mich nicht kümmern, dafür war Br. Meyer da. Für die Fülle äußerer Arbeiten am Hauptplatz und auch auf verschiedenen Außenplätzen kamen vornehmlich die Kolonistenbrüder Jakob und Vogelsang auf und auch für das nötige Fuhrwesen nach dem Süden beziehungsweise nach der Eisenbahnstation. Gelegentlich wurden auch weiße Arbeiter angenommen, häufig Deutsche und zuweilen auch halbgebildete Leute, die für längere oder kürzere Zeit daheim Mittelschulen besucht hatten und dann vorzeitig in die weite Welt gingen. Um jene Zeit hatten wir einen Jänicke aus Berlin [und] einen Masch aus Stolpe in Pommern, die sich auch kirchlich zu uns hielten und im Ganzen keine üblen Männer waren. Ein Franz Martin aus dem Elsaß war Katholik und hatte auch vorzeitig die höhere Schule absolviert.

Mit dem Missions-Komitee lebten wir immer noch in Renitenz. Sie wollten und wollten es immer noch nicht für gut finden, daß wir die Hermannsburger Wüstungen bauten. Wir sollten eine Ackerbaustation ganz neu am Südufer der Cooper anlegen, auf ebenem Gelände, welches es da gab, und Weezen bauen, meinte der Vater Graetz, und seine Stimme galt viel. Unsere einstimmige Meinung an Ort und Stelle war, daß solches ein vergebliches Bemühen sein würde.

Ja, wenn es in der Gegend genügend gutes Wasser zum Bewässern gegeben hätte – in dem parkartigen Überschwemmungsgebiet der Cooper, mehrere Stunden lang und breit zwischen Koperamana und Kilalpanina, mit lichtem Walde bestanden, mit *boxtree*, kleine Art von *gum*-Bäumen, und schönen Sträuchern verschiedener Arten, lag tiefer, guter Boden. Nach den Fluten hielt da auch Grundwasser ziemlich lang, wurde dann aber weniger und mehr und mehr salzig. Da war nichts zu erhoffen für regelmäßige Kulturen.

Später eröffnete und erbohrte die Regierung nahe Koperamana einen artesischen Brunnen. Da kam ein starker Strom siedend heißes Wasser durch die eingetriebenen Rohre aus einer Tiefe von etlichen Tausend Fuß herauf mit großer Gewalt. Es war

nicht salzig, führte aber Mineralien, die dem Pflanzenwachstum nicht zuträglich waren. Man konnte Herden an diesem laufenden starken Brunnen tränken, auch sich selber Tee und Kaffee machen und Suppen kochen, ohne besonderen Schaden zu erleiden. Die Hälfte des Wassers dieses Brunnens wurde in Röhren etwa 50 englische Meilen nach einer Viehstation geleitet, das übrige am Orte verbraucht für Herden und vorüberziehende Reisende von Queensland herab. Der Brunnen wurde verpachtet, und wer Wasser brauchte, hatte mäßige Gebühr zu zahlen. Das war gut für Weidewirtschaft und Durchreisende. |

Als ich gegen Ende des Jahrhunderts, während meines längeren Urlaubs in Australien, ein letztes Mal unsere Mission an der Cooper besuchte, konnte ich den artesischen Brunnen am Koperamana bewundern und einen zweiten in Titnakudanina, auch auf einem Außenposten der Mission, wo von beiden die Dampfwolken vom heißen Wasser aus dem Erdinnern im Winde davon zogen. Die ganze weite Gegend ist ja eine Erdsenke, und die höher gelegenen tropischen Landstrecken des Nordens nehmen Jahr für Jahr so viel Wasser auf, daß die unterirdischen Brunnen gespeist werden und auch mancherlei wachstumswidrige Stoffe an sich nehmen.

Aber nun zurück zu meiner eigenmächtigen ersten Urlaubsreise in den Süden. Der Beschluß wurde nach Vollendung des Kirchbaus schnell gefaßt, die älteren Mitarbeiter auf dem Felde stimmten zu. Anfrage bei der Missionsbehörde im Süden erschien mir zweckwidrig. Wer viel fragt, der geht viel irre. So frühe Urlaubserlaubnis schon nach zwei Jahren konnte ich nicht erwarten. Es hätte erst langwierige Verhandlungen gegeben, und die günstige Reisezeit wäre vorübergegangen. Mein Programm war: Über die heißesten Monate nach dem Süden, in der kühleren Jahreszeit wieder feste arbeiten auf dem Feld, womöglich mit rasch eingeholtem Friedenszweig.

Dabei mußte ich mir natürlich auch sagen, daß die alten Herren auf mich jungen Hasen nicht sehr bereitwillig hören würden, um so weniger, als ich ohne eingeholte Erlaubnis kam. Das Moment der Überraschung und Überrumpelung konnte meine Friedensmission nur erschweren. Nur eines konnte helfen, daß das ganze Personal hinter mir stand.

Um das gleich vorauszunehmen: Das Komitee nahm bei der nächsten Sitzung mich auch ziemlich ungnädig auf. Plötzlichen Umschwung der vorgefaßten Meinungen konnte ich auch nicht erwarten. Er mußte unmerklich kommen und meine Aktion mit allen Darlegungen half jedenfalls dazu, daß sachte der Beschluß gefaßt wurde: Es müsse eine Kommission auf das Feld und alles besehen an Ort und Stelle und besprechen. Was dann in nicht zu ferner Zeit auch geschah und in allen Dingen auch die erwünschte Übereinstimmung zwischen der Missionsleitung und dem Missionspersonal zu Stande brachte.

Und nun zur Reise und den Reiseerlebnissen. Gleich nach unserer Kirchweih, schon am Montag, war der Aufbruch. Ein lediger junger Mann hat ja nicht viel Vorbe-

reitung nötig. Ich wollte zu Fuß reisen bis zur nächsten Eisenbahnstation, an die 300 englische Meilen, etwa 100 Stunden. Mein *swag*, Deckenrolle, mit etwas Kleidung und Wäsche zum Wechseln war ja schnell gepackt. Der Wassersack von Segeltuch war fertig. Ein neuer *quartpot*, um Tee oder Kaffeewasser zu kochen, wurde dem *store* entnommen. Etwas geeignete Lebensmittel waren einzupacken. Viele Stationen waren unterwegs nicht anzutreffen. Unser Stationsverwalter, Br. Meyer, gab mir etwas *cash* oder Bargeld mit, Fahrkarten zu bezahlen für Bahn und Schiff. Als Reserve schrieb er mir einen blanken *check* aus, in den ich die benötigte Summe eintragen konnte.

Da das Reisegepäck immerhin eine ziemliche Last ergab, so stellte mir Br. Vogel-sang einen seiner Arbeiter zur Verfügung, kräftig und in mittleren Jahren, Fränk mit Namen, der bis nach Beltana, 200 Meilen, mit mir gehen sollte und die Hauptlast für mich tragen. Er plauderte mit mir abends am Lagerfeuer von ihrem *Muramura*, so etwas Ähnliches wie der *Anutu* oder Weltschöpfer bei den Papua auf Neu Guinea. |

175|176

Eine große Reise muß man langsam anfangen, um sich einzulassen und an die Lasten zu gewöhnen. So machten wir am Montag nur eine halbe Tagesreise, gingen erst nach dem Mittagessen fort und blieben inmitten des schönen Parklandes mitten in der Cooper Creek über Nacht. Außer Fränk gingen bis dahin auch noch ein paar Schuljungen mit. Wir hatten abgekocht, am Feuer geplaudert und uns dann schlafen gelegt. In der frischen Luft schliefen wir schnell ein, den gesunden Schlaf der Jugend. Da entstand Alarm. Wie es bei Aufbruch zu großer Reise leicht geschieht, hatten wir wohl etwas vergessen, und Jungen brachten es nach und weckten uns etwas laut. Da dachten meine Begleiter, es wollten uns Mörder überfallen, und erhoben ein mörderisches Geschrei. Als der Irrtum schnell aufgeklärt war, war die Heiterkeit [eine] um so größere, wie es bei den Naturmenschen so Mode ist.

Am nächsten Morgen wanderte ich mit meinem Fränk weiter. Eine gute Strecke jenseits des Gehölzes der Coopers Creek machten wir bei einem kleinen Wasserloch Mittagsrast und zündeten ein Feuer an, unseren *quartpot* anzusetzen. Das Wasser war nicht ganz einwandfrei, enthielt allerlei kleines Gewürm, aber wir hatten keine Wahl. So deckte ich ein reines Handtuch über den Topf und goß mit dem *pannikin* oder Becher das Wasser auf, um es durchzuseihen. Die weitere Reinigung übernahm das Feuer und der gemahlene Kaffee. Wenn man diesen ins kochende Wasser schüttet, zieht er allen Unrat mit zu Boden, und man hat über dem Satz den schönsten reinen Kaffee zum Trinken.

An das nächste zweisame Nachtlager erinnere ich mich nicht mehr, aber an eine Mittagsrast der nächsten Tage. Da war es recht heiß. Schattenbäume gab es da nicht, nur Wüstensträucher. Ich breitete über einen solchen ein Stück Calico<sup>110</sup> aus meinem Gepäck und hatte erträglichen Schatten zur Mittagsruhe.

110 Kattun, ein leichter Baumwollstoff.

An einem der nächsten Tage kamen wir an ein großes Wasserloch an der Nantowalpanina oder Dakanina Creek. Es war voll, das Wasser klar, aber es stank. Ringsum lagen Tierknochen verendeter Weidetiere. Sie kommen oft halbverdurstet zum Wasserloch, saufen sich übervoll und bleiben oft tot am Wasser oder auch im Wasser. Nicht eben appetitlich, solches Wasser. Aber was hilft. Man verzichtet auf den frischen Trunk, und das Feuer mit seiner Siedehitze reinigt ja.

Dann ging es über eine Hügelkette. Da wars über Nacht etwas kühl. Man schlupft gern in seinen Schlafsack. Die meisten der weiteren Rastplätze bei Tag und Nacht sind meinem Gedächtnis nach so langer Zeit verschwunden. Zum Sonntag erreichten wir Santebecket, ein sehr großes Wasserloch, von Bäumen umgeben, das wohl selten leer wird, wenigstens war es nie leer, wenn ich zu dieser Stelle kam. Da machten wir beide auf dieser Reise Sonntagsrast, kochten unsere regelmäßigen Mahlzeiten. Ich ging um diesen kleinen See herum spazieren und sang auch Lieder. Es war wohl der einzige Sonntag, den ich in meinem Leben so einsam, oder richtiger gesagt zweisam zubrachte und dabei ganz vergnügt war in meinem Gott.

Dann erinnere ich mich wieder, wie wir nach etlichen weiteren Tagen in Beltana ankamen. Da lagerten wir noch einmal zu zweit etwas abseits vom Ort, und am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von meinem treuen Begleiter und Träger und übernahm das erleichterte Reisegepäck allein. Es ging nun hinaus in die Ebene von Edeowe. Nach Osten steht eine steile, kahle Bergwand, nach Westen hin dehnt sich eine unendliche Ebene aus. In weiter Ferne erheben sich einzelne kahle Berge wie Inseln aus dem Meere. |

176|177

Beim ersten Nachtquartier in dieser Ebene hatte ich ein etwas sonderbares Erlebnis. Zwar fand ich keinen Stein, mir unter das Haupt zu legen, wie weiland der Wanderer Jakob,<sup>111</sup> aber in der Dämmerung bemerkte ich eine kleine Bodenerhebung. Das sollte das Kopfende meines Lagers im Freien auf der weiten Flur sein. Ich war noch nicht lange gelegen, kaum eingeschlafen merkte ich, d. h. weckte mich ein Kribbeln und Krabbeln an Gesicht und Händen. Ich hatte mich auf einen Ameisenhaufen gebettet. Ich sprang auf, riß mein Zeug vom Ameisenhaufen hinweg und brauchte geraume Zeit, die Quälgeister auszuschütteln, und schlug mein Bett anderweit in der Ebene auf, weit genug weg von dem Ameisenhaufen, auf dessen Bodenerhebung als Kopfkissen ich gerne verzichtete.

An einem der nächsten Tage erreichte ich das Geleise der neuen Eisenbahn mit Arbeitern, die auf dem ebenen festen Gelände den Schienenweg vorwärts schieben konnten. Etwas weiter südwärts traf ich auf einen Arbeiterzug, der bald zurückging. Er hatte natürlich keine Personenwagen, aber ich säumte mich nicht, mit meinem Reisegepäck aufzusteigen zu Vollendung meiner Fußtour, die von der Station aus 250 englische Meilen bis zu diesem Punkt betragen hatte. Das konnte genug sein. Eine

111 Anspielung auf Gen 11.

Strecke weiter seewärts hielt mein Zug an, um Holz aufzuladen, das beim Bau der Linie durch Baumbestände gewonnen worden war. Ich arbeitete um die Wette mit dem Zugpersonal, um auf diese Weise meine freie Fahrt zu verdienen. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht allzulange. Nach einer weiteren Fahrstrecke seewärts hielt der Zug wiederum, und mir wurde bedeutet, daß ich hier auszusteigen hätte, um am nächsten Tage einen Personenzug zu benutzen, denn bis zu dieser Stelle sei die Bahn eröffnet und dürfe der Arbeitszug keine blinden Passagiere nach Port Augusta mitnehmen. So wurde denn meine schöne Hoffnung zu Wasser, am gleichen Abend noch nach dem Seehafen zu gelangen.

Ich mußte mich dazu bequemen, mein Lager noch einmal in der Wildnis zu beziehen. Ich erwählte mir dafür eine schöne Baumgruppe in einem trockenen Wasserlauf. Als nachts ein Regenschauer eintrat, wechselte ich auf die Bahnlinie um und fand Schutz auf einem dastehenden Wagen, d. h. unter demselben. Das war der einzige Regen, den ich auf dieser Reise erlebt hatte.

Im Lauf des nächsten Tages erschien der versprochene Passagierzug und brachte mich als regelrechten Passagier vor Nacht zum Hafen, wo ich gerade noch Zeit hatte, [einen] Fahrschein zu lösen und mich einzuschiffen.

Und nun kam eine schauerliche Nachtfahrt. Der Südwind brauste uns entgegen, die See brüllte, und der kleine Küstendampfer tanzte auf und nieder auf den Wogen. Alles war seekrank, was nicht zum Schiff gehörte, und den Schiffsleuten selber war nicht wohl. An einem Halteplatz nahm ein Passagier die Flucht aus dem Schiff und ließ seine Passage im Stich. Für mich war die Losung: Durchhalten! die ganze Nacht und den nächsten Vormittag. Am nächsten Nachmittag wendete unser Schiffein um den Stiefel der Yorkes-Halbinsel, und damit wendete sich unser grausames Geschick zum Besseren. Der Wind flaute ab und war mehr von hinten, und die See wurde ruhiger. Gegen Abend konnten wir guten Mutes und bei leidlichem Wohlbefinden in den Port Adelaide einlaufen.

Ich kaufte einige gute Äpfel zur Erquickung und nahm einen Abendzug nach Norden bis Gawler. Von da fuhr tagtäglich die Postkutsche nach Tanunda. Das war am nächsten Morgen. Ich kehrte im Gasthaus ein, da die Post hielt, und fragte um ein Bett für die Nacht. Abendbrot war vorbei. So ließ ich mir nur ein Glas Bier geben und setzte mich an einen Tisch. Als die Kellnerin Bezahlung heischte, hatte ich kein Kleingeld – *hard cash* – mehr. Ich sagte, ich möchte am Morgen fürs Ganze | zahlen. „You like to pay tomorrow!“ sagte sie spitz. Ich bemerkte, könnte auch gleich zahlen, wenn sie mir Tinte und Feder brächte. Es geschah. Ich füllte meinen blanken Cheque von Br. Meyer aus mit „Three pounds of Sterling“; überreichte das Papier und bat um Wechsel. Sie brachte es dem Herrn, der beschaute es, zeigte es Stammgästen, die an einem Tisch Karten spielten, mit schwarzen Gehröcken angetan, und ich hörte die Bemerkung von einem derselben: „I wouldnot give him a bed!“ Er kam zu mir zurück

177|178

und sagte gehorsam: „I will not give you a bed!“ Auf eine etwas verwunderte Bemerkung meinerseits sagte er brüsk: „Speak English!“ Ich hatte ja mein bestes Englisch gesprochen – aber nun sagte ich ihm in *plain English*: Unsere *checks* würden überall gewechselt. Ich gedachte nächsten Tages mit der Post nach Tanunda zu fahren, da er mir Herberge verweigere, kann ich auch in der Nacht noch zu meinen Freunden nach Tanunda wandern. Er brauche nicht fürchten, daß er den *six pence* verlieren könne für das von mir soeben getrunkene Glas Bier. Ich würde ihm den Betrag von Tanunda bei erster Gelegenheit mit dem Postkutscher zusenden. – Daraufhin beschaute er sich den Cheque nochmal und sagte mir dann freundlich: *Allright!* Er würde den Cheque am nächsten Morgen wechseln. Ich könne Schlafzimmer haben. Da ich nun den längeren Teil des Hebels in der Hand hatte, so sagte ich: Da ich schwere Seereise von Port Augusta her hinter mir hätte, so würde ich gerne alsbald zu Bette gehen. Meiner Bitte wurde entsprochen.

Zu verwundern war meine anfänglich unfreundliche Aufnahme ja nicht. Ich kam nicht in der Erscheinung eines Gentleman, worauf der Engländer, auch der Australische, so viel gibt, sondern im Aufzug eines Buschmanns aus dem hohen Norden, mit schweren Busch-Schuhen, über den großen Zehen aufgeschnitten, die Nägel daran gingen mir nachher ab, und mit dem verdächtigen *swag*, der Deckenrolle, und der ganze übrige Aufzug paßte dazu. Nachdem der Mann capiert hatte, daß ich ein Angehöriger der *Lutheran Mission* im Norden [war], deren Freunde vornehmlich in und um Tanunda saßen, war er sofort umgewandelt.

Am nächsten Vormittag nun fuhr ich mit Mr. Walden<sup>112</sup>, dem Postfahrer zwischen Tanunda und Gawler, bevor die Bahn zwischen beiden Orten eröffnet war, nach Tanunda. Walden gehörte zu den wenigen australischen Engländern, die, ganz unter Deutschen wohnend, vollständig germanisiert wurden. Er hat auch eine Frau<sup>113</sup> aus einer Lutherischen Gemeinde geheiratet und sich derselben Gemeinde angeschlossen. Er sprach perfekt Deutsch wie Englisch und starb im höchsten Alter zu Tanunda, zur Zeit, da auch ich dem Ruhestand nahe war oder schon darin. Es wurden auch in neuerer Zeit aus Engländern Deutsche und zwar Waisenkinder, die aus staatlichen Waisenhäusern an gute Familien ausgegeben wurden. Und gute deutsche Familien gab es viele im Lande. So lebte noch zur Zeit, da wir 1937 ins Vaterland abreisten, ein braver junger Mann in Langmeil, als Mitglied unserer Lutherischen Kirche. –

Doch zurück zu Mr. Walden, der mich nach Mitte Oktober des Jahres 1880 in seiner Postkutsche nach Tanunda brachte im Aufzug eines Buschmannes aus dem Norden. Am Halteplatz der Postkutsche beim städtischen Postamt stieg ich aus, hing

112 Der gebürtige Engländer John Henry Walden (1847–1931) lebte in Tanunda.

113 Christiane Auguste Walden, geborene Heinrich (1846–1929), war als Zweijährige mit ihren Eltern nach Australien gekommen. Sie verheiratete sich 1870.

meinen *swag* um und marschierte den wohlbekanntem Weg zu Aurichts Pastorhaus, das einsam nahe der Kirche stand.

Dort setzte ich mich, unangemeldet wie ich war, unter der Front-Veranda und wartete, wer wohl am ersten aus dem Hause treten und mich begrüßen würde. Es war der junge Druckermeister und älteste Sohn Gottlieb. Er staunte nicht schlecht, kannte mich natürlich ohne Vorstellung und sagte nur, ich | möge nur noch ein wenig sitzen bleiben, bis er die Leute drinnen auf meine Ankunft vorbereitet. Als zweite erschien die älteste Tochter<sup>114</sup> im schlichten Dienstkleid der Küche und war beinahe sprachlos. Nur zwei Wörtlein hauchte sie heraus: „*Welche Freude!*“ Und wir gaben uns schlicht die Hände. Als Dritter trat mein Studienfreund Ludwig Kuß aus Bialosliewe in Posen aus der Tür, der jüngst als Predigtamts-Kandidat angekommen und als Gast im Hause weilte. Die kurze, gedrungene Gestalt stand stramm auf Filzpantoffeln und sagte: „Na, hast wohl schon manchen Sturm erlebt!“ Der Hausvater war, scheint es, dienstlich abwesend und begrüßte mich später auf das Freundlichste. Es erschien auch die Hausmutter, und ich wurde in das Haus und die Familie aufgenommen.

178|179

Die Familie war damals noch vollzählig. Die beiden größeren Töchter, Luise und Bertha<sup>115</sup>, dienten der Mutter im großen Haushalt getreulich, Emma war noch Schulmädchen. Der kleine Theddy war inzwischen um zwei Jahre älter geworden, konnte nicht mehr auf den Armen getragen werden. Die übrigen Söhne waren alle konfirmiert und im Dienste im Städtchen, kamen aber zu den Mahlzeiten und zum Schlafen heim. Wilhelm<sup>116</sup> lernte in einem alten Geschäft Kaufmann. Ernst<sup>117</sup> war in der Bank und Johannes in der Post. Es waren alle begabte und tüchtige Leute, auch musikalisch veranlagt. Das war ein munteres Leben im Hause an den Abenden. Auch Drucker Gottlieb war damals noch ledig.

Von diesem ganzen großen Geschwisterkreis lebt nur noch der angesehene und geschickte Doktor Theodor Auricht in Hahndorf. Johannes starb als hoffnungsvoller Postbeamter noch jung und ledig, alle Andern waren in der Folge verheiratet und hinterließen Söhne und Töchter, also für mich Nichten und Neffen, auch Großnichten und Großneffen. –

Mit der Zeit hatte ich auch beim Komitee Audienz, und da war freilich die Freude über meine Überrumpelung nicht so groß. Doch lief in der Folge alles noch glimpflich ab, wie ich eingangs schon bemerkt hatte. –

So verlebte ich einige glückliche Monate im Hause der Braut und dem großen Geschwisterkreis. Auch galt es, auswärts verschiedene Besuche zu machen, ab und zu

114 Flierls Verlobte Luise.

115 Bertha Auricht (1865–1940) heiratete 1913 den Witwer Johannes Ulrich Marius Lademann. Sie kommt in Flierls Erinnerungen später als „Tante Lademann“ vor.

116 Wilhelm Auricht (1862–1921) heiratete 1888 Auguste Hulda Paech.

117 Ernst Auricht (1866–1903) heiratete 1896 Clara von Bertouch.

auch einen Vortrag zu halten. Über Weihnachten war ich der Hausvater, da Vater Auricht diesmal das Christfest im fernen Sedan mit der dortigen großen Gemeinde zu feiern hatte. So leitete ich die Familienfeier im Hause. Von der Gemeinde in der Kirche sind ja überall in Australien schöne Weihnachtsfeiern und Krippenveranstaltungen.

Die Wochen und Monate vergingen so schnell. Br. Kuß hatte mir von der Heimat zu erzählen, und er lebte auch in der Zukunft. Er hatte eine Braut zu Hause, und da schon eine Gemeinde für ihn bestimmt war, wo er bald eingeführt werden sollte, so hatte er auch schon das Ausreisegeld an seine Braut schicken können zu baldigem Nachkommen. Da er bald eine Pfarre haben sollte, so gehört dazu auch die Karre, wie schon in Löhe's Evangelischem Geistlichen zu lesen ist.

Einstweilen schwärmten wir auch von einer Reise ins heilige Land, wenn einmal Zeit und Mittel es erlauben würden. Wir kamen ja nie dazu. Kuß kam überhaupt nie von Australien weg, und für mich paßte es bei meiner Europareise auch nicht, den Abstecher nach Palästina zu machen, obschon ich mit Frau und Sohn am Sinai vorbeikam.

179|180 Als gewesener Schreiner ein guter Zeichner, zeichnete Kuß Bilder unsers einstigen Einzugs in die heilige Stadt, und wir sangen miteinander verschiedene Pilgerlieder. |

*Ein Pilgerlied*

Nach der Weise: „Einen Weinstock aus Ägyptenland“ usw.

Lieber, reich mir deine Freundeshand,  
Laß uns zusammengeh'n  
Zur Wallfahrt ins gelobte Land,  
Nach jenen heil'gen Höhen.

Zwischen Jordan und dem großen Meer,  
Von Dan bis Bersaba  
Sind gar geheimnisvoll und hehr  
Viel' heil'ge Stätten da.

Denk an Hebron, wo einst Abraham  
Die Himmelsgäst' bewirt',  
Moriya, da als Opferlamm  
Isaak gegeben wird.

Dortem David seine Psalmen sang,  
Bei süßem Harfenton;  
Sein Sohn baut sieben Jahre lang  
Am Haus, Jehovas Thron.

Siehe Bethlehem und Nazareth!  
Des Heilands Spur ist da;  
Geh' um den See Genezareth:  
Sie bleibt dir immer nah'.

Nach Jerusalem zieh' mit dem Herrn,  
Geh' nach Gethsemane,  
Bis du auf Golgatha von fern'  
Ihn siehst in Todesweh'.

Viele, viel sind heil'ge Stätten dort  
Im Lande Kanaan,  
Wo Gnadenwunder unser Hort  
Vor Zeiten hat getan.

Sollt es darum uns nicht immer zieh'n  
Hin ins gelobte Land,  
Wo uns das Beste ward verlieh'n  
Aus Gottes Vaterhand.

Unser Sehnen bleibt fort und fort  
Auf Zion hin gericht't,  
Wo noch nach dem Verheißungswort  
Der Herr sein Reich aufricht't.

Wollte Gott uns nicht mehr führen ein  
In's Alt-Jerusalem:  
Fest unser Lauf gericht't soll sein  
Nach Neu-Jerusalem.

Ja, durch Wüstensand auf rauher Bahn  
Nur immer mutig drauf!  
Es geht in's Himmlisch Kanaan,  
Weil Gott ist treu hinauf.

#### *Heimweh*

Mel[odie]: „Jerusalem, Jerusalem, die du so hoch“ usw.

Jerusalem, Jerusalem,  
Du Stadt der Sehnsucht mein! |  
Wann kommt doch einst die Zeit und Stund',  
Da ich zieh' in dir ein?  
Obschon du nun in Trümmern liegst,  
Der Feind zerstört dich hat,

180|181

So bist du doch noch immerdar  
 Die heil'ge Gottes-Stadt.  
 Vor alter Zeit hat Gott, der Herr  
 Jehova, dich geehrt,  
 Macht' dich zur Wohnung seiner Ehr'  
 Und hielt dich hoch und wert.  
 Und darnach, als die Zeit erfüllt,  
 Erscheint das Gotteslamm,  
 Das wandelt' lang in dir verhüllt,  
 Stirbt dort am Kreuzesstamm.  
 Jerusalem, du Gottes-Stadt,  
 Die du liegst unterm Fluch,  
 Erhebe dich, des Heilands Gnad'  
 Mit ganzem Ernste such'!  
 Dann wirst du wieder lustig steh'n,  
 Dein Brunnlein quellen reich;  
 Man wird in dir errichtet seh'n  
 Das herrlich Gottes-Reich.  
 Jerusalem, o könnt' ich doch  
 In Kurzem in dir steh'n,  
 Ob ich auch müßt mit Trauern noch  
 Dein Not und Fall anseh'n.  
 Wie wollte ich – das gebe Gott –  
 Mich deines Heiles freu'n,  
 Wenn dein Volk wär' von Fluch und Not  
 Durch Jesu Blut dann rein.  
 Gott Zebaoth, o lasse mich  
 In deine Stadt eingeh'n!  
 Doch sollt' ich Alt-Jerusalem  
 Hienieden nicht mehr seh'n,  
 In's himmlisch' Neu-Jerusalem,  
 Herr Jesu, führe mich  
 Durch deine Gnad', damit ich dort  
 Ohn' Aufhör'n preise dich.

Mit dem fleißigen jungen Druckermeister Gottlieb Auricht und dem neuangekommenen Pastor Kuß zusammen bildeten wir ein Trio, alle drei anfangs der Zwanziger, und ich war immer noch Senior von das Ganze [*sic*]. Einmal machten wir miteinander einen vergnügten Ausflug nach der berühmten Schlinkes Creek, ein winziges

Bächlein, das oberhalb dem nahen Kirchdorf Bethanien aus den Barossa-Bergen heraustritt. Ein Müller Schlinke hatte in alter Zeit in dieser malerischen Bergschlucht eine Wassermühle gebaut, wofür aber des Wassers viel zu wenig war. Nur bei seltenem starken Regen konnte das Mühlrad sich drehen. So tat Herr Schlinke das einzig Vernünftige in seiner Blamage, er baute in Tanunda eine Dampfmühle, die bis zum heutigen Tag steht und geht. Schlinkes Creek blieb nur noch ein beliebter Ausflugsort. – Auch wir drei jungen Freunde machten eines Tages einen Ausflug dahin, der in nachstehenden Versen verewigt wurde. |

181|182

*Samstag, den 18. Dezember 1880*

Eines schönen Morgens zogen  
Drei muntere Gesellen  
Aus Tanundas Tores-Bogen  
Nach der Berge Quellen;  
Der eine ist der Aurichts Gottlieb,  
Den 'mal das schöne Wetter 'raustrieb  
Aus seiner Druckerei.

Bruder Kuß, das ist der zweite,  
Der greift nach Hut und Stecken,  
Will meiden Tint' und Feder heute,  
Die kurzen Glieder recken.  
Zu beiden noch den Hans genommen,  
Der neulich aus der Wüste kommen,  
Macht dieses Kleeblatt voll.

Es geht nun durch Bethaniens Fluren  
Hin nach den schönen Höhen.  
Ich hör' am Weg' die Heimchen surren,  
Von denen nichts zu sehen.  
Dann, als wir in die Schlucht gekommen,  
Hat Bruder Kuß die Flöt' genommen  
Und munter aufgespielt.

Dortem bei der Mühlruine,  
Nah' bei dem Wasserfalle  
Bruder Kuß erhob die Stimme,  
Sang, daß es laut erschallte;  
Doch lange gings nicht mit dem Singen,  
Denn Kuß muß' seinem Hering bringen  
Manch' Tränklein aus dem Bach.

Als wir dann auf einem Felsen  
Am muntern Bächlein saßen,  
Da gings aus Flöte und auch Hälsen,  
Daß diese Tön' zu fassen  
Nicht möglich wurde meinen Ohren,  
Weil ich gehöre zu den Toren  
Im Reiche Musika.

Bald wurden meine Augenweide  
Des Herren Wunderwerke,  
Die ich vor mir und auch zur Seite  
In reicher Füll' bemerke:  
Zur Seite fels'ge Bergeswände,  
Das Bächlein springend so behende:  
Verkünden Gottes Ehr'.

Immer weiter, immer weiter  
Wir vorwärts, aufwärts dringen,  
Über Felsen springend heiter,  
Bald auch mit Busch wir ringen.  
Besorgt wir spähten auch nach Schlangen,  
Doch war unnötig unser Bangen,  
Wir sah'n der Tiere keins.

Angelaget an dem Ende  
Der Felsen an dem Bache  
Saßen auf der Erd' behende  
Wir unterm grünen Dache.  
Sehr gut uns da die Brote schmeckten,  
Die wir bisher im Ranzen schleppten –  
Von Muttern uns gespendet. |

182|183

*Von einem Ausflug in die Berge bei Tanunda,  
den ich zu jener Zeit allein machte*

Am schroffen Felsenhang gepflückt,  
Am murmelnden Bächlein zum Kranze vereint,  
Schenkt diese Blumen Dir, der Dich liebt,  
Dir, der Erwählten und Geliebten sein.

Möge Dich und mich dieser vergängliche Kranz  
Eindringlich mahnen an die ewige Krone,  
Die da der Glaube erlanget ganz

Durch die Gnade des Vaters in seinem Sohne.  
Er, der Seelenbräutigam, wolle selbst mit uns sein  
Und uns die ewige, himmlische Krone verlei'h'n.

Einmal machten wir einen Ausflug nach Schlinkes Creek mit dem Familien-*buggy* des Vater Auricht, gezogen von seinem treuen und geduldigen Roß, das ihn so oft übers Gebirge nach dem 30 Meilen entfernten Sedan brachte, wo er eine schöne Gemeinde zu bedienen hatte. Er selber konnte ja den Ausflug in die Schlinkes Creek nicht mitmachen, da er immer sehr viel zu tun hatte, aber die liebe Mutter wollte mit, die nicht so weit hätte gehen können mit einem meist leidenen Fuß. Ein glücklich bestandenes Abenteuer auf der Heimfahrt prägte mir diesen Ausflug unverlierbar ein. An der Straße über Bethanien begegnete uns die Rinderherde dieser Siedlung, geführt von einem mächtigen Bullen dieser Herde. Die Straße war breit, und ich blieb auf der Mitte der Fahrstraße, hoffend, daß die Rindsviehcher uns freien Paß geben würden. Doch nein. Der dicke Bulle wich keinen Zoll zur Seite, so daß ich ihn mit dem Fuhrwerk anrempelte und er brummend wenig zur Seite wich, ohne uns und das Pferd zu attackieren oder das Pferd zu behelligen. Mutter natürlich und ihre jungen Gefährtinnen standen Angst aus und wollten schon hinten vom *buggy* springen, was sie zum Glück doch nicht taten.

In Bethanien, einer Gemeinde der australischen Synode, lebten damals zwei Originale, die ich zu der Zeit auch besuchte. Das eine war der ehrenfeste Schulmeister Topp<sup>118</sup>. Von ihm erzählte uns noch kurz vor unserer Heimreise 1938 die uralte Mutter Hahn, eine Schülerin von Topp: Wenn er böse Buben klopfen mußte, hätte er den Stoßseufzer ausgestoßen: „Herr, stärke meinen Arm!“, und dann kräftig mit dem Bakkel<sup>119</sup> zugeschlagen. – Er war auch Organist beim Gottesdienst, und wenn der Vater Heidenreich<sup>120</sup> oft recht lang predigte, wäre Topp des öftern in sein nahes Haus gegangen. Bis ihn einmal eine Stimme von oben erschreckte. Mit hohler, dumpfer Stimmer hätte Topp eines Sonntags den Warnruf von Oben vernommen: „Topp, Topp! Halte stille, kehre um, bleib in der Kirche!“ Das hätte den alten Mann so erschreckt, daß er hinfort die Predigt nicht mehr schwänzte. (Es soll das ein Schlingel von Bethanien selber gewesen sein, gar ein großer Sohn vom alten Heidenreich, der sich in einer dichten, hohen Baumkrone nahe der Kirche verborgen hatte.) – Heidenreich war im Jahr 1866 mit Vogelsang und den Hermannsbürger Missionaren für Kilalpanina mit nach Australien gekommen als Predigtamts-Candidat für Bethanien.

118 Es handelt sich vermutlich um den Sachsen Friedrich Topp (1809–1892), der 1842 nach Australien ausgewandert war.

119 Bakkel, vom lateinischen *baculus*, bezeichnet einen Prügelstock.

120 Georg Adam Heidenreich (1828–1910) stammte aus Tiefenort in Thüringen. Er gehörte 1866 zur ersten Gruppe von Geistlichen, die von Hermannsburg nach Australien geschickt wurden. Heidenreich war 44 Jahre lang Pfarrer in Bethanien.

Ende der Siebzig wurde er von Hermannsburg aus zum Superintendenten ernannt, um neue Hermannsburger Missionare nach dem Nord-Territorium zu führen und ein neues Hermannsburg am Finkefluß anzulegen. Was er durch sehr langwierige und beschwerliche Reise auch zu Stande brachte. Diese Station ging dann Ende der neunziger Jahre auf unsere Kirche über und besteht bis auf den heutigen Tag. |

Doch nun ist es Zeit, in diesem Abschnitt mehr auf den Brautbesuch einzugehen. Schon bei der ersten Begrüßung trat zu Tage, daß sie sich still freute. Ich liebte diese stille Zurückhaltung, sie entspricht auch unserer Oberpfälzer Volksart, der all[zu]große Zutunlichkeit nicht gefällt.

Wir hatten nicht die Freiheit unserer Tage, wo Neuverlobte miteinander laufen, als ob sie schon ein Jahrzehnt verheiratet wären. Ich fand es ganz selbstverständlich, daß wir beide nicht in und ums Städtchen herum allein miteinander spazieren gingen. Wir gingen stets mit der Mutter spazieren oder die Mutter mit uns. Und daheim saßen wir nicht viel zusammen. Einmal war der ältere Pastor [Koschade] zu Besuch bei uns, der bemerkte: „Ich möchte nur einmal den Bruder Flierl neben seiner Braut sitzen sehen!“ Einmal saß ich zufällig da. Ich hörte Koschades Schritte im Nebenraum, und schnell saß ich in einer andern Zimmerecke. So wars wieder nichts.

Nur einmal in den Monaten machte ich einen kurzen Spaziergang mit der Braut allein. Es war bei einem Besuch mit der Mutter in Palmer, in der Murray Flat, und von dort auf einer Einöde, wo eine Schwester von ihr wohnte, mit der sie sich eingehend unterhielt, und wir jungen Liebesleute konnten uns auch auf einem Spaziergang in der Einsamkeit unterhalten. Nach meiner Gewohnheit ging ich auch gerne dazwischen allein. Dabei konnte ich auch verunglücken bei meiner Neugier, alles zu erkunden. In der Gegend war ein verlassenes Kupferbergwerk. Von der Ebene aus führte ein Stollen in den Berg. Ich ging hinein, weiter und weiter, bis es absolut finster wurde. Eine düstere Ahnung trieb mich zurück. Und das war gut, nachträglich erfuhr ich, daß im finstern Stollen auch Schächte senkrecht in die Tiefe führen. Da gruselte mir doch – da hinabgestürzt wäre ich besorgt und aufgehoben gewesen! Niemand hätte eine Ahnung haben können über mein Verschwinden. Ich sagte ja niemals, wohin ich ginge, und wußte es beim Weggehen von den Meinen und von zu Hause oft selber nicht. Irgend welche Besuchsreisen machte ich allein, so [war ich] einmal in Yorktown bei Pastor Koschade, in Pointpass beim alten Pastor Stolz.

Die meiste Zeit war ich ja ganz glücklich daheim im Pastorhaus der großen Familie Auricht. Der kleinste Bruder Theddy erhielt immer seinen Gutenachtkuß von seiner guten Schwester Luise, und der Onkel Johannes nicht. Da wurde mir gesagt: „Der Onkel Johannes gibt ja der Schwester Luise auch keinen Kuß!“ Da wußte ich ja Bescheid, so etwas müsse auf Gegenseitigkeit beruhen.

Vor Jahr und Tag, vielmehr zwei Jahr und Tag, hatten wir uns aus der Ferne, im Abwesen, brieflich versprochen, nun sollte der Liebesbund im Anwesen bestätigt wer-

den. Das geschah am 27. Januar 1881. In Vater Aurichts Druckerei wurden dafür einige Verse gedruckt und schön eingerahmt in einem bunten Kranze von Rosen und Vergißmeinnicht in Form einer Harfe, zuoberst ein kleines Engelchen. Das Ganze folge auf der nächsten Seite: |

184|185

*Meiner innigst geliebten Braut Beate Maria Luise Auricht  
Zum Tag unserer feierlichen Verlobung*

Kol 3,17:

„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken,  
das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu,  
und danket Gott dem Vater durch ihn.“

O Vater der Barmherzigkeit,  
Dir danken wir nun heute,  
Daß Du nach Deiner Freundlichkeit  
Vereinet hast uns beide.  
Sieh' gnädiglich auf uns herab  
Und führe Du uns bis zum Grab'  
Auf rechtem Weg, o Herre.

O Jesus, Seelenbräutigam,  
Für Dein unendlich Lieben,  
Das Dich hat an des Kreuzes Stamm  
Für uns einstmals getrieben  
Erheben Deinen Namen wir,  
Die unsern Liebesbund allhier  
In Deinem Namen schließen.

O Geist des Herrn, zieh in uns ein  
Und heil'ge uns're Triebe;  
Du uns're Herzen fest verein'  
In rechter Gottesliebe.  
Hilf hier uns treulich dienen Dir,  
Bis wir im Himmel für und für  
Dreiein'ger Gott, Dich preisen.  
Amen.

Joh. Flierl,  
Langmeil, den 27. Januar, 1881.

In den Australischen Sommermonaten zu Ende des Jahres 1880 und anfangs 1881 entstand ein großer Strauß hausgemachter Poesie unserer jungen Liebe, welchen ich

diesem Abschnitt meiner Erinnerungen für den engsten, vertrauten Kreis einfügen will.

Es fehlte auch nicht an gelegentlichem Scherz und Neckerei. Ein bayerisches harmloses Schnaderhüpferle heißt:

A Bisserla Liab und a Bisserla Treu  
Und a Bisserla Schalkheit is alleweil dabei.

185|186 Da saß ich einmal bei der Mutter der Braut, und wir unterhielten uns recht eifrig. Da ruft sie auf einmal aus: „Na, wo bleiben denn die Mädchen, habe sie schon eine ganze Weile in den Keller geschickt, um Kuchen zum Kaffee zu holen!“ – „In den Keller? Da sind sie am Ende gar eingesperrt, will gleich nachsehen.“ Ich ging hin. Der Keller befand sich unter dem Kämmerlein der Schwestern, Falltüre von außen, vom Garten. Richtig, da war das Reibchen umgedreht. Sie konnten mit dem besten Willen nicht heraus, warteten still und geduldig: Wer zugeht, der wird wohl wieder aufdrehen. Ich öffnete die Türe und rief den | Verschollenen. Da, o Wunder, tauchten die holden Wesen aus der Unterwelt auf, schmunzelnd die Kuchenteller in Händen tragend, und ich konnte sie der wartenden Mutter zuführen. Nach dem Missetäter wurde nicht nachgeforscht.

Ein andermal traf ich die beiden Schwestern bei eifriger Arbeit bei den Waschfässern. Da machte ich mich auch etwas unnütz. Das Brauchtum der Papua auf Neu Guinea kannten wir damals noch nicht. Nach demselben hätte ich als Fremdling besprengt werden müssen. Nun geschah es eben umgekehrt. Die Braut verschwand auf eine Weile. Als sie wieder erschienen war, fragte die jüngere Schwester: „Hast dich wohl umziehen müssen?“ „Natürlich!“ antwortete sie etwas verdrießlich. Da gereute [mich] doch meine Untat. Ich schob ihr einen Zettel zu mit den Zeilen:

O Liebchen, ich war garstig sehr,  
Doch sei nun wieder gut.  
Ich will auch werden artiger,  
Nur bleib auf deiner Hut!

Doch tat ich dergleichen nicht mehr. – Der Scherz von Moltke mit Bismarck im Krieg von [18]66 ist wohl bekannt. „Weißt Du es schon, die Elbbrücke in Dresden ist gesprengt!“ sagte der große Schweiger zum eisernen Kanzler. „Das wäre doch!“ bemerkt dieser entrüstet. „Mit Wasser“, beschwichtigte Moltke.

Einmal mußte ich nach bayrischer Unart und zwar notgedrungen „fensterlen“. Und zwar am hellen lichten Tag. Es war Sonntag, und ich war auswärts gewesen, wohl gar bei einem Vortrag. Mitten am Nachmittag kam ich heimmarschiert, von Niemand erwartet. Es war australisch heiß, und ich hatte rechtschaffen geschwitz,

hoffte, mich bald umziehen zu können. Aber o weh, alle Türen waren verschlossen, alles war auswärts zu Besuch. Ich ging ums Haus herum und fand einen einzigen Fensterflügel offen im Zimmer der Schwestern. Das war eine Gelegenheit zum Einbrechen ohne Mühe und Gewalt. Ich schaute herum, alles menschenleer, auch keine Gebäude in der Nähe. Flügs schlupfe ich hinein, rasch durchs Mädchenzimmer, dann durch das mittlere Jungenzimmer in mein Bräutigamszimmer. Da konnte ich mich trocken umziehen und auf dem Sopha ausruhen von meiner Fußtour.

Nach einiger Zeit knarrte der Schlüssel in der Haustür. Stimmen werden laut. Da hielt ich für gut, mich durch etwas Husten zu melden. Die Großmutter Paech<sup>121</sup>, die eben zu Besuch da war, äußerte besorgt: „Da scheint ja Jemand im Hause zu sein!“ „Ja“, bemerkte ich hervortretend, „es ist nur der gefangene Bräutigam.“

Der gute Bruder Johannes, der hoffnungsvolle Post-Eleve, schien mein Konkurrent werden zu wollen im Versemachen. Ihm widmete ich die nachstehenden Zeilen:

Was ein Häklein werden will,  
Krümmt sich bei Zeiten;  
Drum gibt es schon Dichter viel  
Unter jungen Leuten.  
Auch das Hänselein fängt an,  
Verselein zu schmieden,  
Wie Hans Sachs<sup>122</sup>, der alte Mann,  
Tat bei Leist' und Nieten.  
Solch ein Tun, das lob' ich mir,  
Weil auch ich Hans heiße  
Und mit Versen nun allhier  
Wacker um mich schmeiße. |

186|187

Und nun zu dem Strauß der poetischen Australischen Sommer-Sonnenblumen:

*Dezember 1880*

1Kor 1,27:

„Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet,  
daß er zu Schanden mache, was etwas ist.“

Liebe Braut, das ist ein Wort auch für uns beide,  
Was hier St. Paul zu den Korinthern spricht.

121 Anna Rosina Paech, geborene Richter (1811–1891), war 1838 mit Ehemann Johann Georg Paech und ihren beiden ersten Kindern von Preußen nach Australien ausgewandert. Sie bekam insgesamt sechs Kinder.

122 Gemeint ist der Nürnberger Dichter und Meistersinger Hans Sachs (1494–1576).

Dir und mir sei es daher gewidmet heute  
Vom Geist, der durch sein Wort sein Werk verricht't.  
Es mög' uns Leitstern sein für's künftige Leben,  
Uns Licht und Trost in trüben Stunden geben.

Kinder dieser Welt auf's Starke nur vertrauen  
Und halten allzeit Fleisch für ihren Arm;  
Schwache und Geringe sie verächtlich schauen,  
Dasselbe ihnen stets bereitet Harm;  
Was stark und mächtig ihre Augen sehen,  
Als allvermögend ihre Wort erhöhen.

So ist's nicht im Reich und Werke unsers Gottes,  
Der Herr zieht vor, was klein, gering und schwach,  
Daß er trotz der Bösen und des Teufels Spottes  
Aus Kleinem und durch Kleines Großes mach',  
So muß durch Gottes Werk zu Schanden werden,  
Was hochgepriesen wird auf dieser Erden.

Liebe, teure Braut, auch wir sind Arme, Schwache,  
Gar Nichts-Vermögende in eig'ner Kraft,  
Dennoch soll durch uns gar große, hohe Sache  
Nun ausgeführet werden und beschafft.  
In Selbstverleugnung sollen wir stets ringen  
Und Vieles leiden, schwere Werk' vollbringen.

Uns'rer Schwachheit wegen laß uns nicht verzagen,  
Luise, laß uns trauen auf den Herrn!  
Wahrlich! Seine Kraft ist mächtig in uns Schwachen,  
Er woll' und wird sie in uns stets vermehrn.  
Drum mutig vorwärts, eins in Jesu Namen!  
Er gibt den Sieg, ihm sei die Ehre. Amen.

*Zu 1Joh 3,9*

|: Laßt uns ihn :|  
Lieben mit dem ganzen Sinn,  
Der uns hat zuerst geliebet,  
Der sich uns zu eigen giebet,  
Laßt uns wieder lieben ihn!

|: Christ allein :|  
Soll des Herzens Sonne sein.  
Laßt in Lieb' uns ihn umfassen,

Ganz und gar an ihm nur hangen,  
Fest in's Herze schließen ein.

|: Jesu Blut :|

Macht den bösen Schaden gut,  
Den von Adam wir ererbet,  
Wodurch wir uns selbst verderbet,  
Leib und Seel' es heilen tut. |

187|188

|: Heiße Lieb' :|

War's, was Christ an's Kreuze trieb;  
Da entsagt' er allen Freuden,  
Tat für uns den Tod erleiden,  
Damit uns das Leben blieb'.

|: Jesus Christ :|

Hat für uns die Schuld gebüßt.  
Was nun sollen wir ihm geben?  
Hier in diesem armen Leben,  
Weil er unser Retter ist!

|: Nichts als Lieb' :|

Ihm für seine Liebe gieb.  
Gieb dich ihm, daß er dich heile,  
Seine Gnade dir mitteile;  
Stets in seinem Dienst dich üb'.

|: Eins in ihm :|

Singen wir mit einer Stimm',  
Von der großen Jesus-Liebe.  
O Herr, heil'ge uns're Triebe,  
Alles Böse von uns nimm!

|: Zünde an :|

In uns Deiner Liebe Flamm',  
Daß in Deiner Lieb' wir brennen,  
Voller Inbrunst Dich stets nennen  
Unsern Seelenbräutigam.

*Mittwoch, den 8. Dezember 1880: An m[eine] l[iebe] L[uisse]*

Wonach ich viel verlangte,  
Gar oft so sehnlich bangte,  
Das hab' ich nun. –

Ich darf Dich heute sehen  
Und stets mit Dir umgehen,  
In Deiner Liebe ruh'n.

Gerade jetzt ich fühle:  
Noch schwach ist meine Liebe,  
Mein Herz, zu Dir.  
Laß Dich das nicht betrüben  
Und deshalb gar Dein Lieben  
Entzogen werden mir!

Den Heiland laß uns bitten,  
Daß er in uns'rer Mitten,  
Und seine Lieb'  
In uns noch stets vermehre,  
Dann wird sein Dienst und Ehre  
Auch stärken uns're Lieb'. |

188|189

*Mittwoch, den 15. Dezember 1880*

In Jesu Namen, teure Braut,  
Steht uns'rer Herzen Bund.  
Die Lieb', auf Jesu Lieb' gebaut,  
Bleibt immer stark, gesund.

Doch lieb' ich ihn, den treuen Herrn,  
Der für mich hat geblut't,  
Gehört ihm, aller Weltlieb' fern  
Mein Herz, mein Sinn und Mut?

Ich mußst gesteh'n, was mir sein Wort  
Und mein Gewissen zeigt,  
Daß ich vom Herrn noch immerfort  
Zu Eitlem hingeneigt.

Doch bin ich sein, das Wort sagt's mir!  
Die Gnade sieget doch,  
Weil mit so großer Liebsbegier  
Mich sucht mein Heiland noch.

Und seiner Lieb' ergeb ich mich  
Für's Leben und für's Sterb'n;  
Er schafft in mir die Lieb' zu sich,  
Heilt mich von dem Verderb'n.

Und liebtest, teure Seel', auch Du  
Den Herren Jesum Christ?  
Ich hoff's und glaub's, daß er Dein Ruh  
Schon mehr als meine ist.

So ist's *ein* Weg, den wir zu geh'n,  
D'rauf Christi Gnad' uns führt,  
In's himmlische Jerusalem,  
In Jesu sich're Hürd'.

Doch ist noch Vielen unbekannt  
Die große Jesus-Gnad',  
Den Menschen in der Heiden Land'  
Zu ihrer Seelen Schad'.

So ist *ein* Werk, das wir zu tun  
Gestärkt vom Geist des Herrn;  
Das süße Evangelium  
Den Armen dort zu lehr'n.

D'rum sind wir *eins* in Jesu Gnad'  
Im Zeugnis von dem Wort.  
*Eins* auf dem schmalen Pilgerpfad',  
*Eins* ewig hier und dort.

*Zum Geburtstag einer Jungfrau, Christabend 1880*

Dem Herrn sei Preis für seine Gnad',  
Der wiederum ein Jahr  
So huldvoll abgewendet hat  
Von Dir all Not und 'Fahr.

Er schützte als getreuer Hirt'  
Bei Tag Dich und bei Nacht,  
Hat Dich an Leib und Seel' bewirt't,  
Stets über Dich gewacht. |

189|190

So woll er auch noch fernerhin  
Erneuern über Dir  
Sein Huld, zu seligem Gewinn,  
Der Dir bleib für und für.

Er schenke Dir für Deinen Leib  
Gesundheit, Kraft und Stärk',

Damit Du mögst mit Munterkeit  
Vollbringen Deine Werk'.

Er speis' und nähre Deine Seel'  
Mit seinem Himmelswort,  
Damit nichts mang'le Dir und fehl'  
Hienieden und einst dort.

Christ Jesus soll die Losung sein  
Für's Neue Lebensjahr,  
Dann wird Dir nahen keine Pein,  
Kein Unglück und Gefahr.

Folg' ihm, dem teuren Gotteslamm  
Mit Deinem Herzen nach!  
Christ in Dir seiner Liebe Flamm'  
Durch seinen Geist anfach.

Damit Du einst als Christi Braut  
Im ewgen Hochzeitssaal,  
Wo man erst seine Schöne schaut  
Teilnehmst am Abendmahl.

*Zum Geburtstag eines Freundes*

Dank' Deinem Gott, der wiederum  
Ein Jahr Dir zugelegt.  
Verkünde heute seinen Ruhm.  
Daß er Dich hat umhegt,  
Wie Mütter ihren Kindern tun,  
Dafür sollst Du ihn preisen nun  
Mit Herzen, Mund und Hand.

Gott schenke auch noch fernerhin  
Dir Segen, Heil und Gnad',  
Geb guten Mut Dir, frohen Sinn,  
Verleih', daß nichts Dir schad',  
Er send' Dir seiner Engel Wacht,  
Die überall, bei Tag' und Nacht  
Dir leihen starken Schutz.

Christ, Dein Erlöser, mit Dir sei  
Und schenk' Dir Gnad' und Fried',  
Sein reiner Geist Dein Herz erneu',

Weck' in Dir Jesus-Lieb!  
Bist Du so Gottes Erb' und Kind,  
Des Vaters, der uns treu gesinnt,  
Was fehlet dann Dir noch! |

190|191

*Urkunde unseres Liebesbundes  
Geschlossen im Januar 1879, bestätigt am 27. Januar 1881*

Ich liebe Dich!  
Das darf ich Dir, Luise, ja gestehen.  
Seit ich zum ersten Male Dich gesehen,  
Blieb Dein Bild meinem Herzen eingepreget,  
So daß von da an ich es oft beweget:  
Ich lieb' und ehre, o Luise, Dich!

Ich liebe Dich!  
Luise, teures, sanftes, stilles Wesen,  
Dich, Dich alleine mußt ich mir erlesen,  
An Deinem sanften Herzen ich so gerne  
Sanft, still zu werden für mich lerne.  
Ich lieb' und ehre, o Luise, Dich!

Ich liebe Dich!  
Weil Du auch liebest Jesum Christ, den Herrn,  
Und willst an Deinem Teil sein Lob vermeh'r'n.  
Möcht' in Gemeinschaft mit Dir ich stets dienen  
Christ, dem Erlöser, uns zum Heil erschienen.  
Ich lieb' und ehre, o Luise, Dich.

Ich liebe Dich!  
Weil Du auch hegest Mitleid mit den Armen  
Die ferne noch vom göttlichen Erbarmen,  
So möcht' ich Hand in Hand mit Dir die Heiden  
Zu Jesu Christo, dem Erlöser, leiten.  
Ich lieb' und ehre, o Luise, Dich.

Ich liebe Dich!  
Du hast, Luise, mir das Herz gewonnen;  
Bis dieses Erdenleben ist verronnen  
Und nach dem Tode noch soll es so bleiben,  
Das könnt' mit eigner Hand ich unterschreiben  
Ich lieb' und ehre, o Luise, Dich.

Liebst Du auch mich?  
O süßes Herze, laß es mich doch wissen,  
Wirst Du denn meinetwegen können missen  
Die schöne Heimat, all die lieben Deinen  
Mit mir in öder Wüste Dich zu einen?  
Luise, teure Seele, liebst Du mich?

Liebst Du auch mich?  
Ich will aufrichtig Dir, o Teure, sagen,  
Ich bin nicht liebenswürdig, willst Du's wagen  
Zu folgen dem, der noch so viel Gebrechen  
Und Fehler sich noch immer muß zusprechen?  
Luise, teure Seele, liebst Du mich?

Liebst Du auch mich?  
Sag', liebst Du den, der durch des Heilands Gnaden  
Glaubt heil zu werden von der Sünden Schaden  
Und dadurch auch, so lang er lebt auf Erden,  
Hofft würdiger stets Deiner Lieb' zu werden?  
Luise, teure Seele, liebst Du mich? |

191|192

Liebst Du auch mich?  
Und willst aus Lieb' Du dereinst mit mir gehen  
In viele Mühe, Nöte, Kämpfe, Wehen,  
In Freud' und Leide mit mir Gott zu dienen  
In Seinem Werk, bis er uns nimmt von hinnen?  
Luise, teure Seele, liebst Du mich?

Liebst Du auch mich?  
Willst Du mit Deiner Liebe Sonnenblicken  
In diesem Tal der Mühen mich beglücken,  
Bis selig wir, dereinst im Himmel droben  
Dann ewig dürfen unsern Heiland loben?  
Luise, teure Seele, ja, Du liebest mich.

O Christ, hilf Du!  
Wir beide wollen Hand und Herzen einen,  
Weil wir in Liebe uns einander meinen.  
Du gabst die Liebe, d'rum sei stets der Dritte  
Im Bunde, bleibe Du in uns'rer Mitte.  
O Jesu, treuer Heiland, hilf uns Du!

O Christ, hilf Du!  
Entzünde Deiner Liebe heil'ge Flammen  
In unsern Herzen, schmilz in eins zusammen  
Herr, uns're Wesen durch *Dein* brünstig Lieben  
So kann kein Unfall ewig uns betrüben.  
O Jesu, treuer Heiland, hilf uns Du!

O Christ, hilf Du!  
Durch Deine Liebe heil'ge uns're Liebe  
Mach' rein durch Deinen Geist Du uns're Triebe,  
Damit Dir unser Leben, Tun und Wallen  
Herr, unser König, könne wohlgefallen.  
O Jesu, treuer Heiland, hilf uns Du!

O Christ, hilf Du!  
O Herr, mach rein uns durch Dein Blut und Sterben,  
Damit in Sünden wir ja nicht verderben  
Und hilf uns auch, daß wir als Lichter scheinen  
Den armen Heiden, die noch nicht die Deinen.  
O Jesu, treuer Heiland, hilf uns Du!

O Christ, hilf Du!  
Laß selig unsern Pilgerlauf einst enden,  
Die wir mit Leib und Seel' uns Dir verpfänden;  
Hilf, daß im Himmel einst mit neuen Weisen  
Wir ewig dürfen Dein Erbarmen preisen  
O Jesu, treuer Heiland, uns hilfst Du.  
Amen.

*Am Northrhine, Missionsstunde, 22. Januar 1881*

Das Elend uns'rer Sünden  
Ist nimmer zu ergründen,  
Der Schuld, die auf uns liegt.  
Wir müßten untergehen  
In tausendfachen Wehen,  
Wenn nicht die Gnade in uns siegt. |

192|193

Seit Adams erstem Falle  
Sind wir verderbet alle  
In Sünden gar so sehr.  
Die Unschuld ist verloren,

Wir sind zum Tod geboren  
Und für der Übel großes Heer.

Der Sünden Aussatz-Gräuel  
Macht uns dem Herrn zum Scheuel,  
Wir liegen unterm Zorn.  
Wer hat ein Balsam funden?  
Wie mögen wir gesunden?  
Wo ist denn unsers Heiles Horn?

Verzage nicht, o Seele,  
In deiner Jammerhöhle,  
Sieh auf, das Heil ist da!  
Es hat in heißen Stunden  
Das Lämmlein überwunden  
Am Kreuzesstamm auf Golgatha.

Die Sünden, die uns drücken,  
Legt auf des Sohnes Rücken  
Der gnadenreiche Gott.  
Der Sohn so still erduldet,  
Was uns're Sünd verschuldet,  
Macht Höll' und Satan gar zu Spott.

Damit wir Frieden haben,  
Stirbt er, läßt sich begraben,  
Begräbt mit uns're Schuld.  
Siegreich am dritten Tage  
Ersteht er von der Plage  
Und bringet mit sich Gottes Huld.

Herr, höre unser Flehen,  
Laß uns're Bitt' geschehen,  
Send' uns den Tröster wert.  
Der wirk' in uns den Glauben,  
Daß nichts uns dürfe rauben  
Das Heil, das Du uns hast bescheert.

Ja, Herr, wir halten feste  
Im Glauben auf das Beste  
Dich, uns'rer Seele Ruh'.  
Du heilest uns're Schmerzen,

Schenkst Frieden unsern Herzen,  
Das Himmelreich verleihst uns Du.

Dank sei Dir für die Gnaden,  
Daß allen unsern Schaden  
Du freundlich heilen willst.  
Preis Dir für Dein Erbarmen,  
Daß Du noch alle Armen  
Mit Deinen reichen Gütern füllst.

Herr Jesus, laß uns kommen  
Mit allen Deinen Frommen  
Zum ew'gen Himmelmahl.  
Wo wir mit neuen Weisen  
Sammt Geist und Vater preisen  
Ohn' Ende Dich im Ehrensaal. |

193|194

*Am 23. Januar 1881*

Wir danken Dir, o treuer Gott,  
Und preisen Deinen Namen,  
Daß Du uns aus der größten Not  
Auch von der Hölle Flammen  
Gerettet hast durch Jesum Christ,  
Der unser Mittler worden ist,  
Am Kreuz für uns gestorben.

Dein süßes Evangelium  
Erhalt uns, treuer Herre,  
Mach uns Dir ganz zum Eigentum,  
Die Gnad' stets in uns mehre;  
Vergebung und Gerechtigkeit  
Laß werden uns, und Seligkeit  
Durch Christum, unsern Herren.

O Vater der Barmherzigkeit,  
Hör' Du auch unser Flehen,  
Das wir nun vor Dich bringen heut'.  
Du wollest gnädig sehen  
Auf jener armen Seelen Schaar,  
Die bis jetzund noch ganz und gar  
Vom Satan sind gebunden.

Groß ist der armen Heiden Not,  
Die Dich, o Gott, nicht kennen  
Und als den Retter von dem Tod  
Den Herren Christ nicht nennen.  
Sie gehen ohne Hoffnung hin,  
Es ist verblendet ganz ihr Sinn,  
Weil sie Dein Wort nicht haben.

Herr Gott, send' Friedensboten aus  
Zu aller Völker Schaaren;  
Laß laden in Dein Vaterhaus,  
Die noch im Irrsal harren.  
Schenk Deinen Boten Glaubensmut,  
Gib ihnen rechte Liebesgluht,  
Daß sie von Dir treu zeugen.

O Herr, laß bald an allem Ort  
Recht kräftiglich erschallen  
Dein gnadenreiches Friedenswort;  
Schenk Deinen Geist uns allen,  
Der uns mit vielen Seelen führ'  
In Deinen Himmel, wo wir Dir  
Ein ewig Loblied singen.

*Langmeil, den 21. Februar 1881*

Das heil'ge Evangelium  
Von Christi Kreuz ist unser Ruhm  
Des' wir uns nimmer schämen.  
Es ist solch' mächt'ge Gotteskraft,  
Daß es die Sünder selig macht,  
So gläubig es aufnehmen.

194|195 Wohl dem, der Jesu Christi Gnad'  
Erkannt und auch erfahren hat  
An seinem eignen Herzen. |  
Er wird für dieses beste Teil,  
Für seiner Seele ewig' Heil  
Der Erde Tand verschmerzen.

Doch weh' dem, der des Heilands Blut,  
Das unsern Schaden machet gut,  
Für nichts und unrein achtet;

Er ist unglücklich in der Zeit,  
Unselig auch in Ewigkeit,  
Von Finsternis umnachtet.

Unglücklich und bejammernswert  
Ist auch die weitverirrte Heerd'  
Der Heiden Völkerschaaren,  
Die nicht von Jesu Gnadenbund  
Gehöret bis auf diese Stund'  
Und noch im Irrsal harren.

Auf, die ihr Jesum Christ bekennt  
Und euch nach seinem Namen nennt,  
Folgt eures Herrn Befehlen!  
Der seine Gläub'gen sendet aus  
Zu laden in sein Himmlisch Haus  
Die sündenkranken Seelen.

Wenn ihr bedenkt der Heiden Not,  
Die ohne Hoffnung, ohne Gott  
In dieser Welt hinleben,  
Die in der Sünde Todesnacht,  
In Satans unglücksvolle Macht  
Nun sind dahingegeben.

Dann sollte doch des Mitleids Trieb  
In euch erwachen, Christi Lieb'  
Euch mächtig drängen, treiben,  
Zu helfen auch an eurem Teil,  
Daß da gebracht werd' Christi Heil  
Den armen, blinden Heiden.

Wohlan, laßt uns doch säumen nicht  
Und nicht vergessen uns're Pflicht,  
Den Heiden zu verkünden  
Das sel'ge Evangelium,  
Zum Heile ihnen, Christ zum Ruhm,  
Der Lösung von den Sünden.

Und wer nicht selber gehen kann,  
Der brech' den Friedensboten Bahn  
Durch treues *Fleh'n* und *Beten!*  
Er fülle denen stets die Hand,

Die zu den Heiden sind gesandt,  
Durch willig', fröhlich' *Geben*.

Erhebet sich auch viele Not,  
Indem wir unsers Herrn Gebot  
An unserm Teil ausführen,  
So sollen wir verzagen nicht,  
Ist unser Glaub' auf Gott gericht't  
Sein Hülfe wir verspüren. |

Der Satan großen Zorn wohl hat  
Und grollt und wüetet früh und spat,  
Wird Beute ihm entrissen.  
Hart anzuklagen seiner Sünd'  
Den Boten, der am Worte dient,  
Ist allzeit er beflissen.

Die Heiden, die verkommen sehr,  
Verstricket Satan immer mehr,  
Steift sie in ihren Sünden;  
Auf daß sie fallen in's Gericht,  
Die heilsbegierig hören nicht  
Das Wort, das wir verkünden.

Und fängt ein' Heidenseele an  
Sich von der bösen Lasterbahn  
Von Herzen abzukehren,  
So regen sich die Satansknecht,  
Die durch ihr Sündenbeispiel schlecht  
Den schwachen Seelen wehren.

O treuer Heiland, starker Gott,  
Erhebe Dich, wehr aller Not,  
Schenk Hoffnung und Vertrauen!  
Stärk mächtig uns durch Deine Gnad',  
Damit wir können früh und spat  
Dein Reich im Wüsten bauen.

Erweich' der Heiden Herzen Du,  
Laß ihren Seelen nimmer Ruh',  
Bis sie Dein Wort aufnehmen.  
Den bösen Leuten wehre doch

Und gib, daß solch Verführer noch  
Sich ihrer Taten schämen.

Hilf Herr, daß jetzt und immerfort  
Dein gnadenreiches Friedenswort  
Sein Gotteskraft erweise  
An manches armen Heiden Herz,  
Darin es tilg der Sünde Schmerz,  
Daß selig er Dich preise.

Wir loben Dich und danken Dir,  
Daß auch schon schauen dürfen wir  
Die Siege Deiner Gnade:  
Manch' Heidenseel' aus Sündennacht,  
Durch Deine Huld herumgebracht,  
Geht auf dem Lebenspfade.

Mach diese Neubekehrten treu,  
Durch Dein Gnad' sie stets verneu',  
Daß sie von Dir nicht lassen.  
Die wiederum sich abgewandt,  
Wollst Du mit Deiner Gnadenhand  
Auf's Neue wieder fassen.

Barmherz'ger Vater in der Höh',  
Der Du kennst unser Sündenweh',  
Aus Gnaden unser schone:  
Zieh' uns und aller Heiden Zahl  
In diesem Land und überall  
Zu Deinem lieben Sohne. |

196|197

O Jesu, teures Gotteslamm,  
Der Du am hohen Kreuzesstamm  
Dein Blut für uns vergossen,  
Errett' uns von den Sünden gar,  
Mach uns sammt vieler Heiden Schaar  
Zu Deinen Reichsgenossen.

Und Du, o werter heil'ger Geist,  
Dein Gnadenmacht doch allermeist  
Du wollest stets erweisen,  
An uns und denen, die uns hör'n,

So woll'n wir ewig Dich, den Herrn,  
Sammt Sohn und Vater preisen.

Amen, ja Herr erhöre. Amen.

*Ins Album eines Freundes*

Froh wandle auf der Lebensbahn,  
Frei sei als Jüngling und als Mann,  
Fromm diene Deinem Herrn und Gott!  
So schaden dir nicht Not und Tod.

*Ins Album einer Freundin*

Freue Dich! Doch nur in Furcht des Herrn,  
Diene allzeit Deinem Nächsten gern!  
Auch im Leiden halt geduldig still,  
Was Dir Gott auch auferlegen will;  
Bis zum Tod bleib Deinem Heiland treu,  
Damit er vom Übel Dich befrei',  
In die Himmelsstadt Dich führe ein,  
Ewig selig dort bei ihm zu sein.

*An meinen Bruder, zum 1. März 1881*

Laß uns nur bei Jesu bleiben  
Auch in diesem Neuen Jahr:  
Er kann alle Not vertreiben,  
Bei ihm rührt uns kein' Gefahr.

Jesus schenkt uns alles Gute,  
Decket uns mit seiner Huld;  
Er versöhnt mit seinem Blute  
Auch die schwere Sündenschuld.

Ob der Teufel grollt und wütet,  
Seine Rotte Feuer speit:  
Jesus starken Schutz uns bietet  
Und uns mächtiglich befreit.

Jesus, Christus, Gestern, Heute,  
Und derselb' in Ewigkeit,  
Hütet wohl auf guter Weide  
Seine Schäflein allezeit.

Drum bei Jesu laß uns bleiben  
Auch für jedes künft'ge Jahr! |  
Er wird Not und Tod vertreiben,  
Daß uns ewig rührt kein 'Fahr.

197|198

*Langmeil, Februar, den 3., zu Schw[ester] Berthas Geburtstag 1881*

Dein Heiland hat Dir nun geschenkt  
Schon 16 Lebensjahre;  
In Gnaden er stets Dein gedenkt,  
Drum Du sein Lob nicht spare!  
Die Ehre Gottes, unsers Herrn,  
Woll'st allezeit auch Du vermehr'n,  
Mit Herzen, Mund und Händen.

Es wirbt ein hehrer Bräutigam  
Mit Inbrunst um Dein Herze,  
Bist Du sein, alsdann nimmer kann  
Dich rühren Harm noch Schmerz.  
Christ Jesu sei Dein bestes Teil,  
Dann fehlt Dir's nie an Glück und Heil  
In Deinem künft'gen Leben.

Er führe Dich den Tugendpfad  
Von nun an bis zum Grabe!  
Mit seinem Frieden, seiner Gnad'  
Er huldreich Dich begabe!  
Viel' frohe Jahr' er Dir verleih',  
Führ' dann, von allem Übel frei,  
Dich ein zur Himmelswonne.

*Dienstag, den 21. März 1881*

*Im Blick auf die bevorstehende Missions-Kommittee-Sitzung*

Mir ist bang', mir ist bang'.  
Mir ist bang' an diesem Tag,  
Da mein warten schwere Stunden  
Und ein' große Tagesplag'  
Sich schon hat für mich gefunden.  
Weil die Hilfe sich verziehet lang':  
Mir ist bang', mir ist bang'.

Zage nicht, zage nicht!  
Auf, und zage nicht, mein Herz!  
All' dein' Sorg' wirf auf den Herrn,  
Der da kennet deinen Schmerz;  
Bei ihm darf ich nichts versehen,  
Ob in Not dir scheint wenig Licht:  
Zage nicht, zage nicht!

Herr hilf Du, Herr hilf Du!  
Zeige mir doch Deine Weg',  
Lehre mich auch Deine Steige;  
Aus mir alles Böse feg';  
Mach' mich klein, sanft, still und weise.  
Bring in Deinem Werk' uns heut zur Ruh':  
Herr hilf Du, Herr hilf Du.  
Amen. |

198|199

*Im April 1881 (Zum Abschied)*

Teure, laß den Herrn uns preisen  
Für seine Freundlichkeit,  
Welche er uns tat erweisen  
In der vergang'nen Zeit.  
Stillte er nicht unser Sehnen,  
Ließ uns einander seh'n?  
Stillet nun auch uns're Tränen,  
Da ich muß von Dir geh'n.  
Engel gibt er mir zur Wache  
Auf meinem Wüstenpfad,  
Alle Feind' ich so verlache,  
Es rühret mich kein Schad'.  
Seine Gnade hilft mir Schwachen,  
Zu treiben Gottes Werk;  
Auch zu allen schweren Sachen  
Erlang' vom Herrn ich Stärk'.  
Er wird einst zur rechten Stunde  
Uns wiederum verein'n.  
Uns're Kräft' im Liebesbunde  
Wir seinem Dienst' dann weih'n.  
Jesu wollen wir verbleiben  
Im Leben und im Tod.

So wir ihm uns ganz verschreiben,  
Hat es dann keine Not.  
Sollten wir auf dieser Erden  
Einander nimmer seh'n,  
Dann ein Wiederseh'n wird werden  
Uns in des Himmels Höh'n.  
Dorten wird nichts mehr uns trennen,  
Kein Raum, kein Todesgang;  
Ewig, ewig wird dann tönen  
Dem Herrn der Lobgesang.  
Amen.

Außer dem obigen Denkmal unsers Scheidens ist mir von der damaligen Zeit nichts mehr in Erinnerung. Es hieß wohl: Auf baldiges Wiedersehn! nach nochmal ein paar kurzen Jahren. Auch von den ersten Reisetagen weiß ich nichts mehr. Es ging wohl alles glatt und hinterließ keine besonderen Eindrücke.

Die Eisenbahn war wohl bis dahin nach Beltana eröffnet, denn da finde ich mich plötzlich in meiner Erinnerung, weiß aber nicht, ob ich im Gasthaus logierte oder gleich wieder im Freien kampierte. Ich hatte einige Tagereisen mein Reisegepäck zu tragen und unterhandelte mit einem Eingebornen von Osten, aus der Gegend von Inaminka, ob er mir als Lastträger einige Tage dienen wollte, da mischte sich ein Polizist in den Handel und wehrte ab, da der betreffende Eingeborne in der Gegend fremd sei. Auch mit einem Weißen unterhandelte ich, ihm ein Pferd abzukaufen. Auch der Handel zerschlug sich.

So ging es wieder nach der Losung: „Selber ist der Mann!“ Ich hing meinen *swag* um und wanderte los. Der ersten Halteplätze Windy Creek und Lease Creek erinnere ich mich nicht. Bis dahin ging wohl alles recht glatt. In Gums oder Farina konnte ich Pferde von der Missions-Station erwarten. Aber da gab es zuvor noch ein oder zwei harte Tage. In der Gegend von Santebecket, dem großen Wasserloch, trat unerwartet schlechtes Wetter ein mit schweren Regen, so ungewohnt in dieser Gegend. |

199|200

Da schleppte ich mich mühsam weiter und verbarg schließlich meinen Wanderbündel in einem dichten Busch und knüpfte darüber ein buntes Tuch auf als Merkzeichen. Vor Nacht erreichte ich das Gasthaus zu Gums-Farina, wo Franz Martin schon mit Pferden auf mich wartete. Ich beschrieb ihm das Versteck meines Reisegepäckes, um es nächsten Morgen zu holen.

An den Füßen hatte ich talergroße Blasen. Die mitleidige Wirtin bereitete mir ein Fußbad mit Senf. Ich ruhte gut die Nacht und [den] nächsten Tag, während Franz Martin glücklich meine zurück gelassenen Sachen einholte.

Übernächsten Morgen ritten wir ab zur Station. Von den mehreren Tagesritten blieb nur ein Nachtlager in meinem Gedächtnis hängen. Es war eine kühle, klare

Nacht. Der Regen hatte aufgehört. Auf der weiten Ebene glänzten seichte Wassertümpel. Auf leichter Erhöhung hatten wir trockenes Lager und zum Glück guten Vorrat von Feuerholz für die kalte Nacht. So oft die Nachtfrische uns weckte, schürten wir nach und empfanden die Wärme recht mollig.

Dann taucht der Einzug auf der Station bei sonnigem Wetter wieder in meinem Gedächtnis auf. Sobald wir aus dem Parkgelände der Cooper herauskamen, wurden wir von der Stationshöhe aus gesichtet und bald mit großem Hallo begrüßt, daß sich Franz Martin verwunderte. Er war mir übrigens ein guter Begleiter gewesen.

Im späteren Leben fand er gute Stellung in der Erzschnelzstadt Port Pirie, wurde ein wohlhabender Mann und Familienvater. Mit seiner Schule und katholischen Kirche im Elsaß blieb er zerfallen. Bei Begegnungen 1924 und nach 1930 als Ruheständler begrüßte er mich als alten Bekannten aus dem hohen Norden von Süd-Australien.

Nun war ich wieder daheim im Stüblein am Schulhaus bei meinen Dettelsauer Kisten, unter meinen lieben Schwarzen in der alten Schule und unserer neuen Kirche auf Bethesda, und konnte meine Arbeiten fortsetzen im Kreise meiner Mitarbeiter.

N[ota] B[ene]! Korrektur nicht gelesen, meine Augen zu schonen. Ob Gott will, folgt Fortsetzung. |

**WEITERARBEIT AN DER  
MISSIONS-STATION BETHESDA,  
HAUSBAU UND GEGENBESUCH DES  
MISSIONS-KOMMITTEES IN EINER KOMMISSION  
AUF DEM ARBEITSFELDE  
IM HOHEN NORDEN VON SÜD-AUSTRALIEN**

So war ich denn wieder daheim in meinem Prophetenstüblein am Schulhaus zu Bethesda, dicht am Seeufer, der noch recht ansehnlich wogte in einer Ausdehnung von zwei bis drei Stunden und einer Breite von einer guten Stunde, zwischen Sandhügeln eingebettet. Morgens in aller Frühe nahm ich gerne ein Schwimmbad. Auch einen einfachen Kahn hatten wir auf dem See. Fische waren noch reichlich vorhanden, und Wasservögel aller Art belebten die Oberfläche des Wassers und machten viel Lärm und Geschrei. Die schwarzen Schwäne zogen mehr still und feierlich ihre Kreise. Viel zahlreicher waren die Pelikane mit riesigen Schnäbeln, und am zahlreichsten waren die mannichfachen Arten von kleinerem Gefieder, und die Kleinsten machten in der Regel den größten Lärm. Wo so viele Vögel und Fische vorhanden waren, da waren auch immer freie Schwarze unterwegs und schlugen in der Nähe unserer Station ihre *camps* auf.

Die Hauptmöbel meines Stübleins waren die zwei großen Dettelsauer Kisten, daneben Bett, Tisch und ein paar Stühle. Auf dem Lehm Boden waren Ziegenfelle gebreitet, worauf besuchende Eingeborne gern hockten. Unsere Getauften nahmen auch gern von einem Stuhl Besitz.

Vormittags hielt ich in der Regel einige Stunden Schule, nachmittags leitete ich die Schuljugend zu Stationsarbeiten an, die nicht abrissen. Da gab es immer etwas, Lehm zu treten, Wasser dafür zu schleppen, Binsen zu schneiden und zu hacken und aus solchem Material Wände zu errichten für allerlei Häuslein. Die großen Burschen hatten vielfach auswärts zu scharwerken<sup>123</sup> und zu fuhrwerken zwischen den Stationen des weitausgedehnten Missionslandes, zu bestimmten Zeiten auch zur entfernten Eisenbahnstation.

An der Station waren auch Einzäunungen für Pferde, Milchkühe und Ziegen. Es mußte von Stationsschwarzen häufig für Stationsbedarf geschlachtet werden, gemol-

123 Zu arbeiten.

ken usw. Nahe am Stationshügel war eine Schmiede, die Werkstatt von Br. Vogel-  
sang, der von Hause aus Schmiedesohn war und zugleich unser Missionsschmied. Die  
großen Schafherden waren an entfernteren Außenplätzen, unter der Oberaufsicht un-  
seres Bruders Jakob. Da gab es allzeit ein reges Schaffen und Treiben um unsere Station  
von Weiß und Schwarz, von Tier und Mensch, und wenn es nur galt, von schwarzen  
Fuhrlenten Feuerholz aus der Cooper holen zu lassen und öfters auch Nutzholz.

Unter Anleitung unserer weißen Frauen hatten eingeborne Mädchen und Frauen  
an der Station auch mit Nadel und Zwirn zu arbeiten, ihre einfachen Kleider aus  
Baumwollstoffen anzufertigen und Arbeitshemden für die Mannsleute.

Außer Schulunterricht waren nun öfters auch kleine Katechumenenurse abzuhal-  
ten. Solchen Taufunterricht gab ich nun in der Kirche, und kleine Schaaren konnten  
immer wieder getauft werden, und das bescheidene Gemeindlein an der Station und  
auf unserm Missionslande wuchs und wurde möglichst gefördert.

201|202

Freilich kam es auch öfters vor, daß von den früher | Getauften der Eine oder  
Andere auch eine Zeit lang in der Irre gi[ng] und die Sehnsucht nach dem alten No-  
madenleben übermächtig wurde. Doch gab es auch treue Seelen unter der kleinen  
Schaar, die niemals wankten noch schwankten, so der Johannes Pingilina und sein  
Bruder Benjamin Dalkilina, der gute Joseph und Andere.

Der Tüchtigste in jeder Beziehung war Timotheus Maltilina, ein Halbweißer, zu  
meiner Zeit ausgewandert, von mir unterrichtet und getauft mit andern Dieri. Er lern-  
te sehr gut, konnte gut Englisch und auch Englisch lesen. Er wählte sich den Taufna-  
men Timotheus, und da er einen ganz unaussprechlichen eingebornen Namen hatte,  
schlug ich für ihn den Namen Maltilina vor, der sich sehr schnell einbürgerte; von  
*malti* – sanft, ruhig – und der Endung *-lina* von allen Mannes- oder *materi*-Namen.  
Also eigentlich der „Sanftmütige“. Er heiratete ein Vollblut Wonkanguru-Mädchen,  
das mit ihren Eltern bei meiner ersten Missionsreise mit mir zur Station kam, von  
mir unterrichtet und als Anna getauft [wurde]. Das ergab eine gesegnete Familie mit  
zahlreichen Kindern. Ein Zweig dieser Familie lebt noch am Murray bei Lowbank als  
Pferdeeinbrecher<sup>124</sup> bei einem weißen Dienstherrn und zugleich Mitglieder unserer  
dortigen Lutherischen Gemeinde.

Ein schreckliches Unglück mit Gewehr ereignetet sich um diese Zeit an der Stati-  
on, als eindringliche Lektion: „Spiele nicht mit Schießgewehr, denn es könnt' geladen  
sein!“ Ich saß mit Familie Vogelsang beim Frühstück, da krachte draußen ein Schuß,  
und alsofort erhob sich schreckliches Jammergeschrei. Ich sagte: „Nun haben sie  
wohl Jemand erschossen!“ Wir eilen ins Freie. Da richtet sich der Knabe Tankibana  
im Gesicht blutend mit dem Oberkörper vom Boden auf. – Sein Kamerad Tiwana  
hatte ein in der Küche stehendes, vermeintlich ungeladenes Gewehr erfaßt, ein von  
Landmessern verlornes Zündhütchen aufgesetzt und mit den Worten auf Tankiba-

124 Ein Pferdeeinbrecher bildet Jungpferde aus, die noch nicht zugeritten sind.

na gezielt: „Paß auf, ich schieße Dich!“ Er drückt los, zu seinem Erstaunen kracht der Schuß, und die Schrotladung fährt seinem Freund ins Gesicht und verletzt ihn fürchterlich. Wir ließen den Verwundeten in den Schulraum tragen und auf schnell gerichtete Lagerstätte niederlegen. Der alte treue Benjamin wurde zu seinem Wärter bestellt. Nachdem die schreckliche Wunde etwas ausgewaschen war – verbinden konnte man ja an der Stelle nicht – gab der Schwerverwundete ein tröstliches Lebenszeichen in zwei Worten: „*Ngara tepi!* – Herz lebendig!“ Er konnte es deutlich sagen, obwohl Zunge und Zähne etwas verletzt waren. Es stellte sich heraus, daß der Schuß auf einer Seite des Mundes in kleiner Verletzung ins Gesicht ging und auf der andern Seite furchtbare Wunde riß. Gerade in den Mund wäre der Schuß wohl tödlich gewesen. Wir hatten ja keinen Arzt zur Hand, der etwas hätte richten und nähen können. Die Wunde konnte nur durch Narbenbildung langsam heilen, und der junge Mensch blieb fürs Leben schrecklich entstellt, konnte den Mund nie mehr schließen, nur ein Tuch umbinden, das immer schnell sehr schmutzig wurde.

Neben der Schmiede und Werkstatt des Bruder Vogelsang hatten wir auch noch ein zweiräumiges Haus gebaut als Herberge zur Heimat für Durchreisende. Einmal starb darin auch ein weißer Landsmann an Lungenentzündung. Nahe dabei war auch ein Ziehbrunnen, dessen Wasser lange brauchbar blieb, wenn der See versagte, ob es auch nach und nach mehr und mehr salzig wurde, wie alles Untergrundwasser in diesen Gegenden, wenn gar zu lange keine frischen Fluten kamen. Mensch und Vieh mußte aus diesem Stationsbrunnen versorgt werden. |

202|203

Ehe wir an den großen Wohnhausbau gehen, wollen wir einige Lieder einschalten.

*Ein Osterlied*

Wir haben auch ein Passahlamm:  
Es ist der Herre Christ,  
Der an dem heil'gen Kreuzesstamm  
Für uns geopfert ist.

Das Passahlamm im alten Bund  
Durfte nur mit süßem Brot  
Einst kommen in der Väter Mund,  
Sonst wirkte es den Tod.

Auch bitt're Kräuter mußten dort  
Beim Passahmahle sein,  
Als Gott führt' aus der Fremde fort  
Sein Volk zur Ruhe ein.

Des Lammes Blut man an der Tür'  
Als Sühnezeichen sah:

Der Würger durfte keinen rühr'n,  
Der diesem Blute nah'.

Das wahre Passahlämmlein nun,  
Der reine Gottes-Sohn,  
Wollt' für uns alle Buße tun,  
Daß uns der Fluch verschon'.

Es lud auf sich das Gottes-Lamm  
Der Sünden ganze Schuld,  
Zahlt sie ab an dem Kreuzesstamm,  
Erwirbt uns Gottes Huld.

Im Grab ist uns're Sünd verscharrt,  
Auf ewig, ewig tot;  
Wer gläubig auf das Lämmlein harrt,  
Für den hat's keine Not.

Als Gottes Lamm siegreich erstand,  
Bracht' es nur Fried' und Heil,  
Wer es im Glauben hat erkannt,  
Dem wird solch' Schatz zu teil.

Für alle Menschen leuchtet klar  
Die schöne Ostersonn',  
Wer jetzt nimmt dieses Lichtes wahr,  
Dem scheint's zur ew'gen Wonn'.

Durch alle Lande tönet nun  
Der wundervolle Gruß:  
Mein Himmelsfried' soll auf euch ruh'n  
Als der Erlösung Schluß.

Und wo ein armer Sünder je  
Dem Lämmlein sich ergab',  
Daß ihm würd' Gnade aus der Höh'  
Und Gottes Fried' ihn lab',

Da schenket sich das Passah-Lamm  
Zu Speis, Trank, Arznei  
Dem Menschen vom verfluchten Stamm,  
Daß er werd' rein und neu. |

203|204

Doch wer die Ostern halten will  
Und sein beim Passah-Mahl,

Der stehe doch ein wenig still  
Und prüfe sich einmal,

Ob er auch folgt dem heil'gen Wort,  
Das hier St. Paulus schreibt;  
Ob er mit Fleiße fort und fort  
Das Böse von sich treibt.<sup>125</sup>

Ein wenig Sauerteig der Sünd'  
Verdirbt das ganz Brot,  
Wo noch ein kleiner Rest sich find't,  
Bringt er die alte Not.

Wer Jesum als sein Passah-Lamm  
Im Glauben hat erfaßt,  
Der kann es nicht behalten lang,  
Wo er die Sünd' nicht haßt.

Das bitt're Kräutlein steter Buß'  
In jedem, der da glaubt,  
Den Sauerteig ausfegen muß,  
Der sonst das Heil ihm raubt.

So werden wir ein neuer Teig,  
Ein süßes Brot dem Herrn,  
Indem wir auf dem schmalen Weg  
Stets folgen unserm Herrn.

Mit süßem Brot vereint sich gern  
Das teure Passah-Lamm;  
Wer ohne Falsch sich gibt dem Herrn,  
Hat ihn zum Bräutigam.

*Zum heiligen Pfingstfest 1881*

Jes 66,13:

„Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet;  
ja, ihr sollet an Jerusalem ergötzt werden.“

Ich will euch trösten, spricht der Herr,  
Wie Mutter ihre Kinder,  
Der schwere Fluch soll nun nicht mehr  
Euch drücken, müde Sünder.

125 Das Zitat läßt sich so nicht nachweisen.

Mein lieber, eingeborner Sohn  
Hat für euch Gnad' erworben,  
Der Sünden Schuld gebüßet schon,  
Da er am Kreuz gestorben.

Als Sieger ging er aus dem Grab',  
Sitzt nun in 's Himmels Throne,  
Schenkt euch die allerhöchste Gab',  
Den Geist, der in euch wohne.

Und eurem Geist das Zeugnis geb',  
Daß ihr mir seid versöhnet,  
Euch unterweise, trag' und heb',  
Bis ihr dereinst gekrönet. |

204|205

*Am heiligen Pfingstabend an meine liebe Luise*

Ob von einander noch so fern',  
Sind wir vereint in *einem* Herrn,  
Zu *einem* Kreuze kommen wir  
An jedem Tag – Ihr dort, ich hier.  
*Ein* Geist versiegelt uns die Gnad'  
Des *einen* Heilands früh und spat.  
*Ein* Vaterhaus nimmt einst uns auf,  
Wenn endet unser Lebenslauf. –

Jesu Gnade sei mit Dir  
Auch in künft'gen Tagen!  
Gott behüt' Dich für und für  
Vor Not, Gefahr und Plagen!  
Und am Ende hol' er Dich  
Heim in 's Himmels Wonne,  
Wo man danket ewiglich  
Vor des Lammes Throne.

*Das Magnifikat<sup>126</sup> in Versen*

Nach der Weise: „Nun lob' mein Seel' den Herren“ usw.

Meine Seel' erhebt den Herren,  
Den hoch erhabnen Zionsgott;  
Sein Ruhm wird ewig währen,

126 Lk 1,46–55.

Wer ihn nicht ehrt, wird bald zu Spott.  
Wir sind nur Staub vom Staube,  
Der Herr allein ist groß;  
Fall'n wir dem Tod zum Raube,  
Er kann uns machen los.  
Drum rühme ihn und preise,  
Wer seinen Namen kennt;  
Bis einst in neuer Weise  
Sein Lob von uns ertönt.

Mein Geist sich hoch erfreuet,  
Im Gotte, der mein Heiland ist.  
Gott Gnade mir verleihet  
In seinem Sohne, Jesus Christ.  
Es darf nicht mehr umtreiben  
Mich des Gesetzes Fluch,  
Weil Gott mich ein ließ schreiben  
In seines Lebens Buch.  
Mein Geist stets jubiliert,  
Weil alle Angst und Not  
Zum Ende hat geführt  
Der Herre Zebaoth.

Denn er hat angesehen  
Die tiefe Sündenniedrigkeit,  
In der wir mußten stehen,  
Weil von ihm abgeirret weit.  
Er hat bei sich beschlossen,  
Uns wieder zu erhöh'n.  
Der Feind, ob's ihn verdrossen,  
Muß's lassen doch gescheh'n.  
Mit uns der Engel Heere  
Lobsingen unserm Gott,  
Weil er zu seiner Ehre  
Uns reißt aus Sündennot. |

205|206

Denn er hat große Dinge  
Aus lauter Huld an uns getan.  
Daß er den Feind bezwinde,  
Gibt er den eignen Sohn daran.  
Macht hat er allerwegen,

An Mitteln fehlts ihm nicht;  
Sein Tun ist lauter Segen,  
Sein Gang ist lauter Licht.  
Sein Nam' muß heilig heißen,  
Sein Werke recht und gut,  
So laßt uns immer preisen,  
Was Gott, der Höchste, tut.

Des Herren Güte währet  
Von nun an bis in Ewigkeit.  
Ob alles sich verzehret,  
Es fällt nicht sein' Barmherzigkeit.  
Wer lebt in Furcht und Scheue  
Vor Gottes Angesicht,  
Dem scheint noch täglich Neue  
Sein mildes Gnadenlicht.  
Und ob auch Berge weichen  
Und Hügel fallen hin:  
Wird er sein Friedenszeichen  
Uns nimmermehr entzieh'n.

Doch dieses auch noch merke!  
Gott übt Gewalt mit seinem Arm;  
Mit seiner Macht und Stärke  
Legt nieder er der Feinde Schwarm.  
Wer nun nach Hoffahrt trachtet  
In seines Herzens Sinn  
Und Gottes Güt' verachtet,  
Der wird geleet hin.  
O Menschenkinder, stehet  
Doch in der Furcht des Herrn,  
Damit ihr nichts vergehet  
Und nichts euch darf versehr'n.

Der Herr hat Macht auf Erden,  
Sein sind auch alle Königreich.  
Was er befiehlt, muß werden,  
Er machet arm und machet reich.  
Er stößt von dem Throne  
Die herrschen ohne ihn,  
Die Niedrigen zum Lohne

Setzt er dann oben hin.  
Wer nur auf ihn vertrauet,  
Er sei klein oder groß,  
Der hat gar wohl gebauet,  
Gott ist sein starkes Schloß.

Er füllt mit seinen Gaben,  
Mit Gütern, die in Christo sind –  
Die Durst und Hunger haben,  
Bei denen sich Verlangen find't.  
Die reichen, satten Seelen,  
Die nichts von ihm begeh'r'n,  
Die für sich nicht erwählen,  
Was ewig könnte währ'n,  
Läßt er auch leer ausgehen, |  
Daß sie in Ewigkeit  
Nichts anders können sehen  
Als ihrer Sünde Leid.

206|207

Gott kann sein Huld nicht lassen,  
Er denket der Barmherzigkeit,  
Sein Volk wird er umfassen,  
Ob es bis heute ist zerstreut.  
Kann auch ein Weib vergessen  
Ihr zartes Kinderlein?  
Und sollte sie nicht dessen  
Getreue Mutter sein:  
Der Herr von großer Güte  
Vergisset unser nicht,  
Sein Aug', nicht laß und müde,  
Ist stets auf uns gericht't.

Also tut uns der Herre  
Und bringt zum Wesen früh und spat,  
Was er zu seiner Ehre  
Dem Abraham verheißen hat,  
Gibt ihm und seinem Samen  
Den sel'gen Segensteil,  
Da er in Jesu Namen  
Verleihet Gnad' und Heil.  
Es soll auch weiter kommen

Der Segen Abrahams,  
Zu aller Heiden Frommen,  
Die da sind fremden Stamms.  
Preis', Ehr sei Gott dem Vater  
Und auch dem eingebornen Sohn,  
Dem treuesten Berater,  
Dem heil'gen Geist auf gleichem Thron',  
Wie er vor alten Zeiten  
Im ersten Anfang war.  
Jetzt und in Ewigkeiten  
Bringt Lob und Ehre dar,  
Im Himmel und auf Erden  
Ihr Werke seiner Hand!  
Von euch soll allzeit werden  
Des Herren Nam' bekannt.  
Amen.

*Der gute Hirte*

Jesus, unser guter Hirte,  
Kennet seine Schafe all'.  
Er sieht treulich das Verirrte,  
Machet voll der Seinen Zahl,  
Die er freundlich ruft bei Namen,  
Die durch ihn zum Vater kamen.  
Voll' Genüg' und Lebensgaben  
Sie bei ihrem Heiland haben.

*Geduld im Kampfe*

207|208 Geduld ist not uns Christen allen  
Im schweren Kampf, daß [wir] nicht fallen  
Noch weichen feige von dem Plan!  
Auf unsern Herzog laßt uns sehen, |  
Treu bis zum Tod bei Jesu stehen,  
Er schwinget schon die Siegesfahn'.

*Neu-Jahrs-Wunsch*

Glück und Heil sei Dein Teil  
In dem Neuen Jahr,

Gott mit Dir für und für,  
Dann hats kein Gefahr!

Doch nun wieder weiter in der Prosa-Erzählung dieses Abschnittes. In unserm Streit mit dem Missions-Komitee über den Ausbau der alten Wüstungen von Kilalpanina zur Station Bethesda war so ganz von selbst Waffenruhe eingetreten. Das [hatten] doch so in etwas mein Besuch und Überrumpelung beim Missions-Komitee bewirkt. Es gab keine eigentliche Friedenserklärung, man überlegte sich eben die Sache reiflich und faßte so allmählich den Entschluß, zu guter Zeit an Ort und Stelle all die Sachen zu besehen und zu beraten und dann schließlich die End-Entscheidung zu treffen. Vom Weezenbau verlautete nichts mehr. Das wichtigste Gebäude in Bethesda, die Kirche, war errichtet und längst in gesegneten Gebrauch genommen. Die ganze Station war mehr und mehr immer besser eingerichtet worden. –

Im Blick auf meine Verheiratung in nicht zu ferner Zeit galt es, an den Bau eines Wohnhauses zu gehen, denn mein Stüblein an der Schule war dann nicht mehr genügend. So wurde denn die Sache von langer Hand vorbereitet, um den Bau von 1881 auf 1882 auszuführen. Ich wählte den Bauplatz aus, einige Hundert Meter südlich von der Kirche, wo der Sandhügel etwas niedriger, breiter und fester wurde. Der Platz der alten Station auf dem höchsten, schmalen Kamm des Sandhügels war höchst ungünstig. Jeder Windwechsel häufte Flugsand zwischen den nahe zusammenstehenden Gebäuden auf, und unsere schwarzen Arbeiter hatten immer wieder die brotlose Mühe, die Sandwehen wegzukarren. Bei meinem erwählten Bauplatz fand sich wenig loser, weißer Flugsand an der Oberfläche, dafür ein fester rötlicher Untergrund, beinah wie weicher Sandstein, zu gutem Baugrund und Baumaterial. Der rote Untergrund hatte Bindestoff zum Verputzen von Lehmwänden und guten Grund zum Setzen der Hauspfosten.

Als es bei unsern Stationsschwarzen bekannte wurde, daß ich ein Wohnhaus bauen wollte, weil eine *noa*, ein Ehegemahl, im Anzug sei, da entwickelte sich bei ihnen großer Arbeitseifer. Sie alle wollten ihr Bestes dabei tun, mir behilflich zu sein zur Einrichtung meiner Häuslichkeit.

Da waren viele Vorbereitungen zu treffen. Ich wollte nicht den ganzen Bau von Lehmbatzen aufführen, wie wirs mit unserer Kirche getan, sondern ein solides Holzgerippe herstellen und dieses dann dick mit Lehm ummauern. Ich wollte auch nicht die Wände so niedrig haben wie die Baulichkeiten der alten Station, sondern rechtschaffene Wände von 12 Fuß Höhe. Da galt es, viel Material zu sammeln aus dem Parkgelände der Coopers Creek, möglichst gerades Holz für Wände, Sparen, Latten und Balken, und so lang als nur immer möglich. |

208|209

Wie Salomo sein eigenes Wohnhaus baute vom Holz des Waldes Libanon,<sup>127</sup> so ich aus dem weitläufigen Parkgelände der Coopers Creek. Mit verständigen Schwarzen mußte diese gar manchen Tag durchsucht werden, und die aufgestapelten Holzvorräte, krumme und auch möglichst lange und gerade, wurden alsdann mit Fuhrwerken zur Station geschafft. An den See'n galt es, auch Binsen zu schneiden, die besten zur Bedachung des großen Gebäudes, die kürzeren mußten kurz gehackt und in den Lehm eingetreten werden, um das Ganze haltbar zu machen. Lehm und Sand und Wasser gab es ja in der Nähe des Bauplatzes.

Das gab ein geschäftiges Treiben für Wochen, ja Monate. Es sollte ein dreiräumiges Wohnhaus werden. Der Westraum war Studierzimmer, der Ostraum Schlafzimmer, der Mittelraum Küche und Eßzimmer mit Doppelkamin, in dem einen ein Kochofen, im anderen offenes Feuer. Der Rauchfang führte mitten durch den First hinaus und war mit luftgetrockneten Backsteinen besonders sorgfältig zu mauern und zu verputzen, damit ja das Binsendach nicht Feuer fangen könne. Die Breitseiten des Hauses hatten Veranda oder Schutzdach, an der Südseite offen, an der Nordseite zwei Veranda-Kämmerlein, eines als Backküche, das andere als Nähzimmer der Schulmädchen.

Türen und Fensterrahmen mit Verglasung fertigte ein englischer Schreiner, den wir zu der Zeit gerade an der Station hatten. Die Fenster waren ja nebenbei auch zum Öffnen. Wir wollten ja nicht wie die Bauern mancher Gegenden alle gute [Luft] in den Räumen behalten. Doch hatte ich schon ausgefunden, daß beim Fensteröffnen Heißwind und Sand in die Zimmer kam. So baute ich bei der Anlage gleich gute Ventilation ein: mit lufttrockenen Backsteinen am Fuß der Wände entlang einen Luftkanal und von diesem in jedes Zimmer in den Lehmwänden empor zur halben Zimmerhöhe mehrere Luftgänge, die möglichst viel frische Luft zuführten und möglichst wenig Flugsand durch die geheimnisvollen Luftgänge. Das ergab beständige Lüftung bei Tag und bei Nacht ohne offene Fenster.

Das war ein fröhliches Treiben am Bauplatz jeden Nachmittag. Vormittags wurde in der Regel einige Stunden Schule gehalten. Männer und Burschen, Frauen und Mädchen halfen munter, ein Jedes zu seinem Teil und nach Kraft und Vermögen: Wasser zutragen, Lehm graben, Binsen hacken, Lehm treten. Die feuchten Lehmklumpen wurden mir eifrig zugereicht zum Vermauern um das Holzgerippe. Das Holz aus der Cooper wurde geschält und ist sehr hart und wird in den getrockneten Wänden immer härter. Schon ins grüne Holz sind Nägel schwer einzutreiben, ins trockene schon gar nicht mehr. Es sind die sogenannten *boxtree*, eine kleinere Eukalyptenart von der Größe unserer Obstbäume. Die grünen Blätter werden von Schafen und Rindern gefressen.

127 Der Verfasser bezieht sich auf 1Kön 7,1–12.

Einmal wurde das muntere Treiben und Schäkern meiner Bauhelfer und Helferinnen unterbrochen durch einen bösen Streit und Zank von ein paar jungen Frauen, die mit Fäusten, Zähnen und Nägeln über einander herfielen, als wollten sie sich umbringen. Ich stand auf dem Bohrlengerüst [beim] mauern mit nassen Lehmbatzen, konnte kein Gehör finden, um Ruhe zu gebieten. Da goß ich meinen Eimer Lehmbrühe über die Streitenden. Sie blickten erstaunt auf, und es war schnell Ruhe.

Zum Dackdecken mit Binsen waren unter unsern jungen Männern feine Experten, die es viel besser machen konnten als wir Weißen. Da war besonders Godfrey Yildimirina geschickt. Wenn ich bei seiner Arbeit ihm zusah, mußte ich an unsern Onkel Georg vom See bei Talheim denken, der in Buchhof mit | Stroh unser Haus deckte. – Yildimirina breitete erst auf den Latten *dikeri* aus, eine Art langes Rohr, und darauf kamen die Binsen. Stäbe gabs auch, und Bindematerial lieferten die Binsen. Unsere Binsendächer waren bei dem trockenen Klima sehr haltbar auf viele Jahre hinaus.

209|210

Dann gab es noch eine besondere Arbeit, die rauhen, rissigen und struppigen Lehmwände mußten fein abgeputzt werden. Auch das verstanden unsere jungen Männer sehr gut und wußten mit Kelle und Streichbrett fein zu arbeiten. Guten braunen Mörtel ergab der feste rötliche Untergrund nahe bei dem Neubau. Für die Innenwände genügte der Verputz noch nicht. Da brannten unsere Leute Kalk aus Gipssteinen und bereiteten schneeweiße Tünche. Das ergab ganz vornehme Zimmer.

Doch wollte ich noch nicht unterm Binsendach wohnen. Ich ließ mir von Port Augusta die nötigen zöligen [*sic*] Bretter kommen mit geschnittenen Balken für Zimmerdecken, die ich himmelblau anstrich. Den Westgiebel hinauf führte eine feste Leiter und durch eine Tür in die Bodenräume, wo verschiedenes Gerümpel aufgehoben werden konnte. Um Mitte 1882 war das große Haus fertig und auch die notwendigsten Möbel, von mir selbst gemacht von etwas übrigen Brettern.

Nun kam die Anmeldung, eine vierköpfige Kommission des Missions-Komitees würde demnächst zu uns in die Mission kommen. Sie würden einen *buggy* – leichtes Fuhrwerk – mitbringen, das dann bei uns oben bleiben sollte. Wir hätten die notwendigen Zugpferde nach Gums-Farina [zu] bringen.

Ich wurde von meinen Mitarbeitern zum Reisemarschall für die hohe Kommission ernannt, und zum bestimmten Termin reiste ich von der Station ab mit den nötigen Reit- und Zugpferden und entsprechend schwarzen Begleitern, darunter Johannes Pingilina. Mit dem Wohnhausbau war ich gerade fertig. Die Einweihung schob ich auf bis zur Rückkehr mit der Kommission. Das paßte ja alles vorzüglich.

Der erste Tag der Reise zur Bahnstation in etwa 130 englischen Meilen wurde beschwerlich. Unsere Pferde waren noch an die Unregelmäßigkeit des Weidegangs in der Wüste gewöhnt und liefen kreuz und quer. Meine schwarzen Begleiter waren ja alle gute Reiter und besorgten das Treiben südwärts, aber ich hatte eben doch die Zikzakwege mit zu machen. Als wir dann gegen Abend unser Lager bei einem großen

Sandhügel aufschlugen, da schmerzten meine Schenkelmuskeln sehr von dem ungewohnten Ritt. Ich brauchte kein Schlummerlied, und beim Aufsteigen am nächsten Morgen hatte ich Mühe, meine Füße über den Sattel zu bringen. Nach einigen Tagen war ich dann so eingeritten, daß ich hätte reiten können bis ans Ende der Welt. Die verschiedenen *camp*-Plätze habe ich mir nicht gemerkt. Es war aber wohl auf dieser Reise, daß irgendwo ein verspäteter Zuwanderer fragte: „*Who is the boss in the camp?* – Wer ist der Vorstand in diesem Lager?“ „*I am* – Ich bins!“ rief ich aus meiner warmen Decke heraus. Doch wollte man nichts weiter von mir. Man wollte wohl nur wissen, ob ein Weißer im Lager sei.

Wir kamen zur rechten Zeit nach Gums-Farina, einen Tag vor Ankunft des Zuges. Etwas außerhalb des Ortes, an einem günstigen Lagerplatz, sattelten wir ab, hoppelten unsere Pferde und ließen sie auf die Nachtweide. Dann ging ich mit meinen Schwarzen zum Städtchen, Nötiges zu erfragen oder zu besorgen. Bei Rückkehr war es pechfinster. Ich äußerte Zweifel, ob wir unsere Sachen finden würden. Pingilina beruhigte mich. Er war seines Weges gewiß. |

Plötzlich hielt er an, zeigte mir unsre Decken und Geräte und bemerkte: „Wir sind bei unsern Sachen.“ Bei dieser Gelegenheit und ähnlichen auf anderen Reisen beobachtete ich den sicheren Spürsinn unserer Australneger. Bessere Reisebegleiter in den australischen Wüsten kann man sich nimmer wünschen. Daneben sind sie treu und zuverlässig und in jeder Hinsicht dienstbereit. Schon wegen solcher Eigenschaften hätten die Australneger von den Autoritäten aufs Beste geschont werden sollen.

Am nächsten Tage nun brachte der Bahnzug zur fahrplanmäßigen Zeit unsere erwartete Kommission, und nach den erforderlichen Vorbereitungen konnte die Abreise mit eigenem Fuhrwerk folgenden Tages geschehen. Die vier Kommissionsmitglieder hatten Platz im *buggy*, ich ritt meinen bewährten und gewohnten Eisenschimmel, einen braven Wallachen, und die eingebornen Begleiter von der Station hatten ebenfalls ihre bestimmten Reitpferde.

Das war nun die Reise, wo der Vater Graetz in der Äpfelbaum-Creek am Lagerfeuer seine schönen Geschichten zum besten gab, die ich in einem früheren Abschnitt schon erzählt habe,<sup>128</sup> und wo ich als Vorreiter mein negatives Lob vernahm: „Nein, einen zweiten Johann Flierl wollen wir nicht haben, wir haben gerade genug an dem da vorne!“ Ich darf gestehen, daß dies negative Lob dazu beigetragen hat, mich hinauf zu bessern.

Diese beiden Erlebnisse sind das Einzige, was von dieser Rückreise in meinem Gedächtnis haften blieb. Und das war ja auch genug. – Leise entsinne ich mich noch des Einzuges auf der Station. Da hätte schon das Glöcklein auf dem neuen Kirchturm geläutet werden sollen. Doch nichts von alledem geschah. Bruder Meyer war gerade mit der Schuljugend beim Feuerholz holen aus der Creek und nahm sich kaum

128 In I 181–184.

Zeit, die Herrschaften ordentlich zu begrüßen. Bruder Vogelsang kam wohl aus seiner Schmiede und Werkstatt hervor.

Ich hatte ja als Reisemarschall meine Schuldigkeit getan, so konnte ich bald in mein Stüblein verschwinden und meinen Reisetraub abwaschen. Am nächsten Tag erzählte mir mein Speisewirt, Bruder Vogelsang, noch Näheres über gemachte Dummheiten. Man hatte die Kommission im kleinen *store* etwas sehr eng und unbequem verstaut. Schlafdecken gab es darin ja genug zum Verkauf an Schwarz und Weiß, aber wenig Raum zum Ausbreiten derselben. Da erschien nächsten Morgen der Wortführer Vater Graetz bei Br. Vogelsang und bemerkte: „Na, wir Farmer können ja irgendwie untergebracht werden, wir sind ja einfaches Leben gewöhnt, aber der Herr Pastor sollte doch bessere Liegestatt bekommen . . .“ Vogelsang sagte, es sollte alsbald Rat geschafft werden. So wurde für Pastor Rechner im Wohnstüblein der Geschwister Meyer eine eiserne Bettstelle aufgeschlagen mit geeignetem Bettzeug, und die drei Laien fanden gute Unterkunft in Br. Jakobs Zimmer am Hause der Familie Vogelsang: die beiden großen Männer Graetz und Heinrich im großen Doppelbett und der kleine Pursche im Knabenbett von Johannes Irrgang. Für Pastor Rechner fand sich auch Tisch und Stuhl zu erforderlichen schriftlichen Arbeiten. So ging alles glatt weiter.

Allzu beständig weilte die Kommission nicht an der Hauptstation Bethesda, sie wollte doch das ganze Missionsland mit den Herden an allen Außenplätzen sehen. Da erhielt dann auch Bruder Jakob mit Frau seinen Besuch in der Wildnis mit seinen Hirten und Schäfern. Begleiter und Führer der Kommission bei diesen kleinen Reisen waren die Brüder Meyer, Vogelsang und Jakob. Der Aufenthalt der Kommission auf der Mission nahm einige Wochen in Anspruch. An einem Sonntag predigte Pastor Rechner | recht eindringlich und nachdrücklich über Israels Wüstenwanderung, alle ihre Versuchungen dort wären geschehen uns zur Warnung. –

211|212

Unser einfaches Lehmkirchlein auf der Missionsstation wurde gelobt als dem kirchlichen Styl entsprechend. Ich hatte mir ein Büchlein über kirchliche Bauart mitgebracht, gerade für kleine, einfache Kirchlein, und hatte gesucht, die darin niedergeschlagenen Gedanken zu verwirklichen. Die meisten Kirchen unten im Süden hatten Altar und Kanzel übereinander, weil es in Schlesien so Mode war, und die einfachen guten Kirchleute wollten von solcher Weise nicht abgehen.

Alle Differenzen zwischen uns, dem Missionspersonal und dem Komitee, lösten sich nun in Wohlgefallen auf, und unser Ausbau von Bethesda auf den Ruinen der alten Station Hermannsburg am See Kilalpanina wurde sanktioniert. – Das Missionswerk stand hoffnungsvoll. Man sprach von einer Erweiterung, einer Zweigstation weiter im Norden, und im Blick darauf wurde wirklich ein zweiter Johann Flierl berufen von Neuendettelsau, mein Vetter aus Sulzbach. – Ich sollte auch bald [eine] größere Missionsreise machen.

Zum Abschluß der Arbeiten der Kommission in unserer Mission sollte noch eine Komitee-Sitzung abgehalten werden. Diese Komitee-Sitzung fand in meinem neuen Wohnhause statt, und [so] verband ich damit die Einweihung desselben.

*Zur Hausweihe am IX. Sonntag nach Trinitatis, den 6. August 1882*

Dich, o Herr, will ich nun preisen  
Und von Herzen danken Dir,  
Denn Du tatest mir erweisen  
Deine Hilf' so freundlich hier.  
„Wo der Herr nicht baut das Haus,  
Da wird wahrlich nichts daraus!“<sup>129</sup>  
Dieses Haus, das hier vorhanden,  
Durch Dein' Hilfe ist's entstanden.

Du hast gnädig abgewendet  
Allen Schaden und Gefahr,  
Deine Engel auch gesendet,  
Daß er alle die bewahr',  
Welche halfen bei dem Werk',  
Hast verliehen Kraft und Stärk'.  
Drum will ich Dir Dank darbringen  
Und Dir heut' mein Loblied singen.

Bis hierher tatst Du mich bringen,  
Wollst noch ferner mit mir sein;  
Nur mit Dir kann es gelingen,  
Nur mir Dir, Herr, ganz allein.  
Alles sei Dir heimgestellt,  
Mach es, wie es Dir gefällt.  
Was, o Herr, Du mir beschieden,  
Damit bin ich ganz zufrieden.

Laß dies Wohnhaus in der Wüsten  
Dir, o Herr, geweiht sein.  
Wollst mit Deinem Geist uns rüsten,  
Die d'rin gehen aus und ein. |  
Daß sie willig dienen Dir  
Als Dein' Kinder für und für;

212|213

129 Singgemäß nach Ps 127,1a: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.“

Deinen Namen stets erhöhen  
Und auf Deinen Wegen gehen.

O Herr Christ, laß Dich erbitten,  
Sei selbst dieses Hauses Herr;  
Wollst hier Deine Gnad' ausschenken  
Stets zu Deiner Heilands-Ehr'.  
Wohne Du bei uns allhier  
Und hilf', daß wir bleib'n an Dir,  
Daß wir, rein durch Dich von Sünden,  
Deine große Gnad' verkünden.

Laß dies Haus und die drin leben  
Allen armen Heiden hier  
Zeugnis Deiner Gnade geben,  
Daß auch kommen sie zur Dir  
Und in Friedenshäuser geh'n,  
Die Du lässest denen seh'n,  
Die gefloh'n zu Deinen Wunden  
Und da haben Ruhe funden.

Herr, so lang' wir sollen wallen  
Durch die Wüste dieser Zeit,  
Gib nach Deinem Wohlgefallen  
Uns Dein heilig' Kreuz-Geleit.  
Schenk von Deinem Kreuz uns Gnad',  
Schirme uns vor allem Schad',  
Laß im Leiden uns nicht zagen,  
Auch Dir gern das Kreuz nachtragen.

Hilf, daß wir nicht Hütten bauen  
In dem Staub' zu bleiben hier.  
Auf nach oben laß uns schauen,  
Wo Du, unserer Seele Zier,  
Hast die Stätte uns bereit  
Für die frohe Ewigkeit:  
Diese Ruhstatt laß uns suchen  
Und die Eitelkeit verfluchen.

Dir, Herr Jesu, woll'n wir leben,  
Alsolang es Dir gefällt;  
Dir auch gänzlich uns ergeben,  
Wenn wir sterben, Herr der Welt;

Wenn des Leibes Hütte bricht,  
Laß uns seh'n Dein ewig Licht  
Und den Wunderbau dann haben,  
Den erbaut Dein' Gnadengaben.

Dann woll'n wir Dich ewig preisen  
In der neuen Himmelsstadt  
Und Dir singen andre Weisen,  
Da von Deiner Gnad' wir satt,  
Sind erwacht nach Deinem Bild',  
Und Du, unser Sonn' und Schild,  
Führst uns auf den goldnen Gassen,  
Da uns Sünd' und Leid verlassen.

O Herr, höre, was wir singen,  
O Herr, tue, was wir fleh'n.  
Hilf uns um die Krone ringen,  
Laß vor Deinem Thron uns steh'n. |  
Jesus, wenn dies Leben aus,  
Führ' in Deines Vaters Haus,  
Uns, die Du aus armen Sündern  
Hast gemacht zu Gottes Kindern.  
Amen.

213|214

*Zum 21. Geburtstag meiner lieben Luise  
Wima Ankanietjaia – Des Allmächtigen*

Nach Psalm 150.

Mel[odie]: „O daß ich Tausend Zungen hätte“ usw.

Halleluja! Lob sei dem Herren,  
Dem Heiligen im Heiligtum!  
Mit Herz und Mund laßt ihn uns ehren,  
Nur ihm gebühret Preis und Ruhm.  
Sein Reich steht fest, groß ist sein Macht:  
Er werd' gepriesen Tag und Nacht.

Lobt hoch den Herrn in seinen Taten,  
Die er noch allerwegen tut;  
Er hat auch Dich dies Jahr beraten  
Und Dir verlieh'n so manches Gut:  
Stimm frohe Dankeslieder an  
Dem, der nur Gut's an Dir getan!

Er hat in einundzwanzig Jahren,  
Die Du nun lebst, Dich treu gepflegt  
Und will auch ferner Dich bewahren,  
Wozu ihn heiße Lieb' bewegt,  
Die er, Dein Seelenbräutigam,  
Bewähret hat am Kreuzesstamm.

O, gib Dein Alles hin zu eigen,  
Dem, der Dich je und je geliebt,  
So wird' sein Huld er Dir zuneigen,  
Dein Fried' und Freud' wird nie getrübt,  
Dein ganzes Leben wird ein Lob  
Deß', der Dich aus dem Staub erhob.

Zu seines großen Namens Ehre,  
Zum Preise seiner Herrlichkeit  
Und daß er uns das Heil bescheere,  
Hält seine Gnad' er stets bereit;  
Will damit uns erfüllen früh',  
Drum laßt sein Lob verstummen nie.

Dem, der all' Stimmen hat gegeben  
Und auch das Ohr gepflanzt hat,  
Soll jede Stimme hoch erheben,  
Ihm Lob darbringen früh und spat;  
Er lässet sich's gefallen schon,  
Wenn auch nur irdisch ist der Ton. |

214|215

Drum wache auf, o meine Seele!  
Psalter und Harfe, wache auf!  
Laßt eure Lieder klingen helle,  
Ihr Kinder Gottes, kommt zu Hauf',  
Laut schallender Posaunen Chör',  
Bringt dar dem Höchsten Preis und Ehr'!

Mit Pauken lobet Gott den Herren,  
Am Reigen, wie einst Israel,  
Weil er tat ihren Feinden wehren  
Und sie ins Meer versenkte schnell.  
Mit Sait' und Pfeifen lobt ihn hoch,  
Der ein Erretter heute noch.

Mit hellen Cymbeln laßt uns bringen  
Dem Herren steten Lob und Preis,  
Mit Cymbeln, die da wohl erklingen,  
Verehrt den Höchsten gleicherweis!  
Damit auf Erden überall  
Dem großen Gotte Lob erschall'!

Was Odem hat, lob' Gott den Herren,  
Ihr Tiere und all Menschenkind!  
Und keinem dürfe man es wehren,  
Der eine Stimm' zu Lob erfind't.  
Auch Orgel und Harmonia  
Lobt unsern Gott! Halleluja!

215|216 Zur Schonung der Augen nicht korrigiert. Beste Grüße! Am 1. März 1941. Joh. Flierl,  
Senior. |

## **DIE HOCHZEITSREISE UND ALLERLEI ERLEBNISSE UND ARBEITEN IM NEUEN STANDE SELBANDER, ENDE 1882 UND FOLGENDE JAHRE**

Bald nach der Abschluß-Komitee-Sitzung anfangs August 1882 rüstete die Kommission auf Abreise, nachdem alle die schwebenden Obliegenheiten der Missionsarbeit auf Bethesda hatten befriedigend gelöst werden können.

Ich wurde auch gefragt, ob ich mitreisen wollte, um im Süden Hochzeit zu machen. Bei meinem bekannten Widerspruchsgeist hatte ich dagegen nichts einzuwenden. Die künftige Schwiegermutter hatte die 21jährige Tochter für volljährig erklärt. Ich hatte inzwischen auch das angemessene Alter von 24 Jahren erreicht, so daß nebenbei auch Missions-Inspektor Johannes Deinzer mit mir zufrieden war, als ich ihm meine Absichten meldete, und zwar nicht zu frühe.

Das neue geräumige Wohnhaus von Holz und Lehm mit kühlem Binsendach war fertig und bei bester Gelegenheit feierlich eingeweiht, so sollte auch bald die neue Herrin einziehen. So sattelte ich mein Leibroß, den schlanken Eisenschimmel Johny, und war wieder Vorreiter der Kommission in ihrer Equipage. Diesmal vernahm ich nichts Abfälliges über mich. Man war ja sogar eins geworden, einen Doppelgänger von mir zu berufen, einen zweiten Johann Flierl.

Die Reise muß sehr glücklich verlaufen sein, denn es ist sehr wenig davon in meinem Gedächtnis haften geblieben. Nur von zwei Szenen von der Reise bis zur etwa 170 englische Meilen entfernten Bahnstation Gums-Farina<sup>130</sup> habe ich noch eine nebelhafte Vorstellung. An einem Ort händelte der handfeste Vater Graetz einen dicken Schimmelhengst und legte ihm einen Sattel auf. Dieser machte einen mächtigen Luftsprung, so daß alle Gurte platzten und die ganze Rüstung zu Boden fiel. Da höre ich noch das dröhnende Lachen von Vater Graetz über solch ein närrisches Tier.

An einem anderen Ort hatten wir noch an unserer Lagerstätte einen reisenden Engländer, Mr. Armstrong, von der Queensländer Grenze her, etliche 100 Meilen weiter nördlich, wo er der Vorstand einer Viehstation war. Er erzählte, daß viele Eingeborne in der Umgebung seiner Station wanderten. Er sagte, es wären meist verjagte Leute aus Queensland, wo die Eingebornen recht grausam behandelt würden, viele erschossen, auch mit Mehl vergiftet usw. Er gab sich als Missionsfreund, sei daheim in Verbindung gestanden mit der englischen Brüdergemeinde. Er würde es begrüßen, wenn in

<sup>130</sup> Bei der Streckenangabe liegt wohl ein Tippfehler vor, da der Verfasser die Entfernung nach Gums-Farina sonst mit 130 Meilen beziffert (vgl. I 283 und 314).

seiner Gegend eine neue Missionsniederlassung gegründet würde, wenn er sich auch dagegen wehren müßte, wenn die Station auf das Land seines Brodherrn kommen sollte. Aber er würde alles tun zu Unterstützung eines solchen Unternehmens, bei Untersuchungsreisen auch frische Pferde borgen usw. – Das alles war Wasser auf die Mühle von Pastor Rechner, und er stellte mich vor als Pionier-Missionar. Ich kam auch später zu dem | Platz des Armstrong im hohen Norden, und er hat seine Versprechungen auch gehalten.

Ob wir im Gasthaus zu Gums-Farina übernachteten, ist mir nicht ganz klar im Gedächtnis, doch ist es sehr wahrscheinlich, da ja der Zug erst immer am Morgen nach dem Süden ging, und [es] sind mir ein paar Einzelheiten im Gedächtnis haften geblieben, die nur bei dieser Gelegenheit sich ereignen konnten. Die gute Wirtin war, scheint es, nicht mehr da, die 1881 meinen wunden Füßen ein wohltätiges Bad bereitete, dafür sehr stramme und große Aufwärterinnen. Die Tischmesser fand ich sehr scharf bei meiner beliebten Unart, sie gelegentlich zu den Lippen zu führen, was durchaus nicht zu empfehlen ist. Ich hatte Not, durch Druck mit Taschentuch das Blut zu stillen.

Auch eine Lehrerin herbergte in dem Gasthaus für die wenigen Kinder von Farina. Sie suchte mich zu unterhalten, hätte großes Interesse für Deutsch und Deutsche. Da konnte ich ihr an dem einen Abend nicht weiter vorwärts helfen, mich zog es ja zu meinen guten Deutschen Freunden in Tanunda-Langmeil. Und dahin ging es am nächsten Morgen weiter mit dem Dampfroß, das uns fünf Mann aufnahm. *Buggy* und Pferde brachten unsere braven Schwarzen heim nach der Station.

Von der Bahnfahrt weiß ich nichts mehr, nur daß unsere Schienenwege sich schieben bei Quorn. Die Kommission wählte den Weg nach Port-Augusta und zu Schiff nach Adelaide, wo Pastor Rechner gleich Geschäfte zu besorgen hatte. Ich hatte von dem Seeweg genug von 1880 her<sup>131</sup> und wählte die Bahnlinie, die im Inland nach dem Süden führte.

Da unterbrach ich offenbar die Reise einmal, um den Pastor Kaibel in Appila zu besuchen bei seinen trefflichen Gemeindegliedern der Pechs und Wursts. Denn ich finde mich im Geiste bei ihm kurz vor der Hochzeit, und das kann nur bei dieser Gelegenheit gewesen sein. Sofort findet sich auch die Gedankenverbindung ein, daß ich auch bei der Rückreise 1881 bei ihm eingekehrt war für einige Tage, wobei er mich dann auf seinem *buggy* weit nach dem Nordwesten weiter fuhr nach Wilmington zu seinem Gemeindeglied und Großfarmer Scheibner, der in guten Jahren sehr reiche Weizenernten einheimste und dann auch immer sehr reiche Spenden von Mehl für die Mission an der Cooper gab, gleich immer mehrere Tonnen Mehl. Bei ihm übernachteten wir damals, und er wollte uns nächsten Tages nach Quorn fahren mit seinem Fuhrwerk. Über Nacht hatte er Mühe mit einem kranken Pferd. Doch hat-

131 Siehe dazu oben, I 172.

te er Auswahl an Zugpferden, und so fuhr er nächsten Tages nach Quorn, bezahlte für mich die Nachtherberge, um am nächsten Morgen weiter nach Beltana zu fahren, während er am Nachmittag mit seinem Pastor wieder zurückfuhr zu seinem Platz. – Bei der Südreise kam ich ja diesmal nicht zu Scheibner, der sich auch in der fernen Zukunft als warmer Missionsfreund betätigte. Während des Weltkrieges, da er schon seinem Sohn das Gut abgegeben hatte, betätigte er sich noch als 80jähriger als freiwilliger Helfer auf unserer Missionsstation Elim-Hopevalley.

Von der Vollendung meiner Reise von Appila nach Tanunda zu Ende August oder anfangs September habe ich absolut keine Erinnerung mehr, auch keine von der Begrüßung bei glücklicher Ankunft. Wir alle haben uns wohl still gefreut, und auf einmal war ich eben glücklich da; und es tauchen verschiedene Erinnerungen an Einzelheiten auf.

Der Vater Auricht brachte bei einer Rückkehr von seiner Gemeinde Sedan in seinem *buggy* aus der dortigen Kunst- und Dampfmühle das feinste Weizenmehl für den Hochzeitskuchen mit; | der liebe Vater erklärte dabei, er sei mit Freuden den langen Sedanberg zu Fuß hinaufgegangen, neben dem einen Zugpferd, um ihm die Last nicht zu schwer zu machen neben dem Kuchenmehl für die liebe Luise. Auf Vater Auricht traf eben das Wort zu: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes!“<sup>132</sup> Von ihm wird erzählt, daß er meist den Sedanberg zu Fuß hinaufging, auch wenn er kein Hochzeitsmehl im *buggy* hatte.

217|218

An einem der nächsten Tage fuhr dann der Bruder Gottlieb mit mir zum Hochzeitsbäcker, dessen Namen ich vergessen habe. Er wohnte einsam in der Gegend von Nain, gehörte ursprünglich zu der Herrnhuter Gemeinde in Bethel und hatte sich später der näheren Gemeinde Gnadenfrei des Vater Niquet angeschlossen. Sein Metier war, in der ganzen Gegend und Umgegend für jede Hochzeit die Kuchen zu backen, Kuchen aller Art, den sogenannten deutschen Kuchen, allerlei Stollen und Lämmlein. Es war eben gute Nachbarsitte, an Verwandte und Bekannte, Freunde und Nachbarn weit und breit Hochzeitskuchen zu verschicken, auch an Leute, die nicht selber zur Hochzeit geladen werden konnten. Der Bäcker erzählte bei seinem anmutigen Geschäft recht unterhaltlich. Er kam ja in viele Häuser und wußte allerlei.

Ab und zu kam auch der Daniel Kavel<sup>133</sup> zur Frau „Prediger“, sie um eine Gefälligkeit zu bitten. Es war der jüngere Bruder von Pastor Kavel, etwas schwachsinnig und [ein] etwas sonderbarer Mensch, der deshalb zu keinem besonderen Beruf hatte greifen können. Er besaß ein recht ärmliches Anwesen in der Gegend, wo jetzt das Neu-Guinea-Haus steht und daneben das Grundstück von der Mutter Hahn liegt. Er hatte bei seiner Hütte auch einen kümmerlichen Weingarten und Weinkeller und

132 Spr 12,10a.

133 Daniel Kavel (1812–1884) war 1838 zusammen mit der Gemeinde seines Bruders August nach Australien ausgewandert.

zog ein etwas saures Produkt. Aus Rücksicht auf seinen Pastorbruder, dem Moses der australischen Auswanderer, halfen die Gemeindeglieder dem guten, armen Mann in bestmöglicher Weise durch. In etwas eigentümlichem Aufzug kam Daniel zur Kirche und sang so etwas seine eigene Melodie. Seine Brodlaibe buck er immer mit bei der Frau Prediger, da er natürlich keinen eigenen Backofen besaß. Bei einer solchen Gelegenheit stellte mich die Mutter dem Daniel vor, als den Bräutigam ihrer Tochter Luise. Er schaute mich einige Zeit ernst an und sagte dann: „Der junge Mann ist groß!“

Da gab es also viele Vorbereitungen im Haus und Hof, um für die Hochzeit zu rüsten. Da kein größerer Raum im Hause vorhanden war, mußte der Druckermeister Gottlieb herhalten. Er wohnte damals noch bei[m] Vater und hatte noch keine eigene Druckerei wie später, sondern die alte Notdruckerei des Pastors für das von ihm gegründete Kirchblatt. Er hatte keine Schnellpresse wie später, vom Motor getrieben und nachher noch von Elektrizität, sondern eine derbe Handtiegelpresse, aus der die Bogen gefangen werden mußten, natürlich allerlei Setzkästen und anderes Gerät; Setzmaschine selbstverständlich auch noch nicht. Alle diese Sachen mußte er an das eine Ende des langen niedrigen Raumes schaffen und möglichst tarnen und verdecken und den übrigen freibleibenden Raum nun fein herrichten und dekorieren als Hochzeitssaal.

218|219

Es war eine große Festversammlung, die Komitee-Mitglieder mit Familien, mehrere Pastorsfamilien, Vertreter der großen Verwandtschaften der Aurichts und Paechs. Auch der schon früher genannte und bekannte Homöopathie-Praktiker Zwar war unter den Festgästen. Nach der Festmahlzeit wurde der Neger um die Tischrunde gesandt, um für die Mission zu sammeln.<sup>134</sup> Der gute Neger hatte sich in den Kopf gesetzt, die runde Summe von 5 Pfund Sterling<sup>135</sup> zu ersammeln, und | machte deshalb des Öfteren die Runde, bis dieser Betrag erreicht war. Dem Doktor Zwar wurde daher der Neger zur Untersuchung überwiesen, ob er auch ganz gesund sei. Der Bescheid lautete: Er wäre sehr gesund, nur etwas frech!

Natürlich wurden auch Tischreden gehalten. Auch ich sprach einige Worte. Als einsamer junger Mann kam ich nach Australien und die Australische Wüste, und nun könne ich hinfüro Selbänder<sup>136</sup> den Lebensweg wandeln und hätte dazu so viele Freunde und Bekannte gewonnen. Mir hätte allzeit das Verheißungswort vorge-schwebt: Wer verläßt Vater, Mutter, Bruder, Schwester usw. um des Reiches Gottes

134 Hier ist ersichtlich kein Afrikaner gemeint, sondern einer der weißen Hochzeitsgäste, der die Rolle des »Negers« übernahm. Der vom Verfasser als bekannt vorausgesetzte Brauch läßt an die »Nickneger« denken, die seit der Kolonialzeit in deutschen Kirchen als Sammelbüchsen für die Mission in Übersee aufgestellt waren.

135 Das entsprach einem Betrag von mehr als 100 Goldmark.

136 Zu zweit.

und des Evangelii willen, dem würde das Alles reichlich wieder werden.<sup>137</sup> Dies Wort hätte sich an mir nun erfüllt und mache mich glücklich.

Vor dem reichen Hochzeitsmahl am Mittag, auch mit köstlichem Gänsebraten, fand natürlich am Vormittag dieses 5. Oktober der Kirchgang statt. An die Hochzeitsgans knüpfte sich noch eine nette kleine Geschichte. Eine alte derbe Nachbarin wurde tags zuvor gedungen, die Hochzeitsgans zu schlachten. Die fragte, ob denn nicht der junge Missionar die Gans schlachten könne? In ihrer Gegend war das wohl so Mode, daß der Bräutigam der Metzger fürs Hochzeitsmahl sein müsse. Ihr wurde gesagt, der Missionar hätte so ein weiches Herz, der könne einen so schönen Vogel nicht umbringen. „Was?“ warf sie entrüstet ein. „Der will ein Missionar sein und kann keine Gans umbringen!“

Aber nun zur Kirche. Kurz vorm Kirchgang wurde der Braut im Zimmer der Mutter der Schmuck angelegt. Dann wurde ich gerufen, um sie in ihrer Zier zu sehen, damit ich nicht zu plötzlich überrascht würde vorm Aufbruch.

Die Kirche lag ja nahe beim Pastorhaus, sah aber äußerlich nicht aus wie eine Kirche, sondern glich eher einem Schafstall. Ein großes Viereck mit verhältnismaßig niedrigen Umfassungsmauern ohne Giebel. Darauf lag das große Walmdach von Wellblech, ohne innere Schutzbreterung. Das gab im australischen Sommer heiße Gottesdienste. Die australischen Farmer hielten ja etwas aus. Für den Pastor war die Aufgabe nicht leicht, besonders zur Zeit der gehäuften Weihnachtsfeiertage in der heißesten Zeit.

Einen Turm hatte diese Kirche natürlich auch nicht. Dafür stand in der Nähe ein großer *gum*-Baum aus alten Zeiten. Die Äste waren gestutzt, und in geeigneter Zwiesel<sup>138</sup> hing das bescheidene Glöcklein. Dergleichen Einrichtung fand sich auch an andern Orten, z. B. am North Rhine. Das ergab lebende, immergrüne Kirchtürme, wo aus den grünenden Ästen heraus das helle Glöcklein ertönte.

Recht eigenartig war die innere Einrichtung der alten Kirche von Langmeil. In der Mitte auf der einen Seite Kanzel über Altar und gegenüber Podium mit Harmonium, an dem der musikalische Lehrer Geyer seines Amtes waltete als Organist und Kantor und sein Sänger-Chor platz hatte. Seine strohbedeckte Wohnhütte lag auf der andern Seite auch nahe dieser Kirche.

Die meisten Kirchbänke mit der Masse der Hörer fanden sich am Nord- und Südende dieses seltsamen Gebäudes. Wollte der Pastor während der Predigt seine Hörer im Auge behalten, so mußte er eben abwechselnd nach Rechts und Links blicken. Geradeaus hatte er nur Lehrer und Sängerkhor vor sich.

13 Jahre später, 1888, wurde diese erste Kirche eingelegt und zum 50jährigen Jubiläum die Dankeskirche gebaut mit stattlichem Turm und großer Glocke; innen Kan-

137 Flierl bezieht sich auf die Überlieferung in Mt 19,29, Mk 10,29f. und Lk 18,29f.

138 Astgabel.

219|220 zel hoch über dem Altar. Zur Hundertjahrfeier, 1938, wurde diese Kirche | geändert durch Anbau vom Altarraum und Aufstellung der Kanzel seitlich vom Altar.

Also in der alten Langmeil-Kirche standen wir als Brautleute vorm Altar. Von der Traureden habe ich mir leider nichts gemerkt, nur das weiß ich noch, daß unser Vater zwei Texte hatte und nach meinem Eindruck recht herzlich sprach, wie es ja immer seine Art war.

Es scheint fast, daß es mir ging wie dem Bräutigam Hanskoul bei der Sulzbacher Hochzeit, von dem es heißt: „Der tout a Ahreed halten, wei es sich su kehen tout; da Hanskoul tout niat afmirken. Er betracht derweil san Hout.“<sup>139</sup> Ich weiß auch nicht mehr, mit was für einem Hut ich zur Trauung ging, ob etwa mit meinem Cylinderhut, oder ob der schon aus der Mode war.

Eins, oder viel mehr zwei Stück habe ich mir von unserer Trauung genau gemerkt, nämlich das oder vielmehr die Traugelübde. Die Trauung war in Australien eine Kombination von weltlicher und kirchlicher Feier, und so auch die Traugelübde. Unsere Pastoren waren *officiating ministers*, staatsamtliche Kirchendiener, und konnten so rechtsgültig trauen. Dafür war ein Mindestmaß des Traugelübdes von der weltlichen Obrigkeit vorgeschrieben. Vor unverschlossener Tür – als Zeichen einer öffentlichen Handlung – mußte erst er, dann sie vor dem *minister*, dem anerkannten Geistlichen, erklären: Ich fordere die Anwesenden Personen als Zeugen auf, daß ich die N. N., oder den N. N., als gesetzlich mir angetrautes Ehegemahl nehme. Darauf folgte noch ein längeres und ganz umständliches Traugelübde mit dem Wortlaut:

Ich will Dir dienen und will Dir gehorchen,  
Ich will Dich hegen und will Dich pflegen,  
Dir treu sein, Dich nicht verlassen,  
Bis daß der Tod uns scheidet.

Es ist mir nicht in Erinnerung, daß auch ich dies eingehende Gelübde sprechen mußte. Ich höre es im Geiste nur noch aus dem Munde der Braut. –

Wer in Australien außerhalb des Schattens der Kirche sich verheiraten wollte, der mußte vor den *court*, d. h. das Gericht, gehen und sich da zusammengeben lassen. Die Trauung in der Kirche war standesamtliche und kirchliche Trauung zugleich. Nach Schluß der Trauung erhielt man seinen rechtskräftigen und rechtsgültigen Trauschein, von den Zeugen und allen zuständigen Stellen unterschrieben und gestempelt. –

Am Nachmittag des Trautages machten wir Brautleute mit jugendlichem Gefolge einen kleinen Ausflug ins nahe Gawler-Tal mit dem fließenden Wasser des Gawler-Flüßleins und den fruchtbaren Gemüse- und Obstgärten der Langmeiler Siedler daran. Der kleine lustige Bruder Kuß, der seit Jahr und Tag schon verheiratet war und damals in Hahndorf residierte, war auch von der Partie und sang recht munter:

139 Siehe I 83.

Der Ausklang des Hochzeitsfestes war am folgenden Tag ein Ausflug [zu] der bekannten schönen Schlinkes Creek mit allen Gästen, Jung und Alt, die noch am Orte waren. Auch der Pastor Kaibel von Appila war an dem Tage noch von der Partie. Es ging nach dem nahen Ort zu Fuß und zu Fuhrwerk. Im Oktober gilt ja von diesem rauschenden Wässerlein zwischen Felsgestein noch das Wort: „Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle!“<sup>140</sup> Nun galt es bald, die Vorbereitungen zu treffen für die Abreise Selbänder aufs Arbeitsfeld.

Doch vorher noch eine Einschaltung: Bald nach meiner Ankunft im Süden zur Hochzeit kam Druckermeister Bruder Gottlieb zu mir mit Manuscript für die Druckerei. Pastor Rechner hatte einen Bericht eingesandt über seine Visitationsreise nach der Mission an der Coopers Creek. Darin war auch über einen Zwischenfall berichtet während der Komitee-Sitzung in meinem neuen Haus. Eine schwarze Frau von der Station wäre am Fenster erschienen, blutüberströmt. Ihr roher Gemahl hätte mit dem Schlagholz sie so übel zugerichtet, daß sie mit Anklage gegen ihn zu mir gekommen sei. Ich hätte dem Missetäter nachgesetzt, die ganze Kommission hinter mir her, hätte in den Sandhügeln den Bösewicht gefaßt, hinknien lassen und Schläge erteilt. – Ich sollte Bescheid sagen, ob dieser Passus gedruckt werden sollte, und mein Bescheid war, daß die Stelle im Bericht über meine Schlagfertigkeit nicht abgedruckt werden sollte. Mir hätten schon Missionsfreunde erzählt, daß die Hermannsbürger Missionare mit der Peitsche missioniert hätten, so wollen wir nicht Anlaß geben, daß mir nachgesagt werden könnte, ich hätte mit dem Stock missioniert. Damit war die Sache erledigt.

Aber nun zur Hochzeitsreise nach dem Felde zurück. Wir konnten bis Gums-Farina mit der Bahn fahren, von dort aus mit dem *buggy*, der von der Station aus uns abholen sollte. Das Schwergepäck ging seinen besonderen Weg. Dafür sorgte Pastor Rechner.

Die Mutter wollte uns ein gutes Stück auf der Bahn begleiten. Es war noch in der ersten Hälfte des Oktober, da fuhren wir an einem Tag mit [der] Bahn bis Orroroo, wo ein Onkel Pech einen Gasthof besaß, da wir selbdritte<sup>141</sup> übernachteten. Am nächsten Tag ging es weiter nach Quorn, wo wir nochmals alle Drei übernachteten. Am nächsten Morgen hatte dann Mutter mit dem Zug nach Süden zurückzufahren. Und der Abschied von Mutter und Tochter war nicht ganz leicht. Bald darauf fuhr unser Zug nach Norden über Beltana bis Gums-Farina. Das ging nun ganz anders als in früheren Jahren, wo man mühselig zu Fuß oder in Post- und Lastwagen diese Strecke zurück zu legen hatte. An allen Halteplätzen waren große Tanks oder Wasserbehälter aufge-

140 Ps 65,10.

141 Zu dritt.

stellt auf eisernen Säulen, und in großen Schläuchen wurde das erforderliche Wasser dem Dampfkessel zugeführt. Auch Steinkohlevorräte waren überall aufgestapelt, den Kohlenwagen der Lokomotive zu füllen.

221|222 An den Wassertanks waren große Plakate eines Schneidermeisters von Adelaide angebracht, der den Passagieren vom Norden seine Waaren anpries. Wir machten uns den Spaß, zu behaupten, unser Dampfroß könne deshalb so fix laufen, weil es immer wieder Schierlaw-Wasser<sup>142</sup> säuft und schwarze Steine frißt. Zu guter Zeit am gleichen Tag langten wir in Gums-Farina an. Und unsere guten Schwarzen von der Station waren mit *buggy* und Reitpferden zur Stelle. Wir nächtigten im Gasthaus. |

*Am 11. Oktober 1882 auf der Bahnfahrt  
von Quorn nach Gums-Farina*

Wenn all' die Deinen hinten bleiben,  
Nimmt Gott, der Herre, Dich doch auf.  
All' Nöte wird er von Dir treiben  
Und freundlich leiten Deinen Lauf.  
Vertrau' auf ihn bis in den Tod,  
Dann wird es haben keine Not:  
Du wirst sein wohl geborgen.

Sei nur getrost, es wird schon gehen  
Auch in der öden Einsamkeit,  
Dein Mann will treulich bei Dir stehen,  
Stets mit Dir teilen Freud und Leid.  
Komm! Hand in Hand, zur Ehr' des Herrn,  
Wir opfern unser Leben gern  
Zum Heil der armen Heiden.

Getrost und mutig laß uns wallen,  
So lang' es unserm Gott gefällt!  
Ihm, laß uns streben, zu gefallen  
Und nicht der eitlen, bösen Welt.  
Es soll stets unsere Losung sein:  
Getreu bis in den Tod hinein!  
Im Dienst des großen Gottes.

So war es also der 11. Oktober, an dem wir mit der Bahn in Gums-Farina eintrafen, und am 12. ging es im Stations-*buggy* weiter. Diese Hochzeitsfahrt ist mir noch genau in der Erinnerung. Der gute Joseph war unser Vorreiter auf meinem Eisenschimmel

142 Schierlaw war demnach der Name des findigen Schneidermeisters.

Johny, und er hatte noch ein paar Schwarze zur Unterstützung bei sich. Die erste unangenehme Meldung, die er uns zu erstatten hatte, war, daß unterwegs das Wasser knapp sei, was anfangs Oktober noch nicht der Fall hätte sein sollen. So mußten wir uns eben entsprechend einrichten, um glücklich durchzukommen.

Es war an einem Sonnabend Nachmittag, als wir uns der Dakanina Creek näherten, deren schönes Wasserloch auch leer sein sollte und uns nun wohl keine Sonntagsrast würde ermöglichen können. Ich hatte etwas wehe Augen und gab meiner Reisegefährtin die Zügel ab. Als die Pferde unruhig wurden, übernahm ich wieder die Leitung und gab Joseph auf, mit dem Spaten voraus zu reiten und im sandigen Boden des Wasserloches nachzugraben, ob etwa noch Quetschwasser vorhanden sein würde, um uns das Übernachten zu ermöglichen.

Als wir bei der Stelle anlangten, hielt Joseph am Wege und meldete traurig: „Nghapa panila!“ Das heißt: Wasser keines. Also vorwärts in der Abendkühle noch so weit als möglich, und dann Nachtlager ohne Wasser für uns und die Pferde, und darnach nächsten Morgen weiter sehen. Die Fahrt ging über eine feste Ebene mit niedrigen Sträuchern ohne Sandhügel in der Nähe. Auf einmal stand das Reitpferd Josephs fest wie ein Stock und schnupperte lebhaft ins Leere. Der erfahrene Eingeborne verstand sofort diese Zeichensprache des Tieres und rief mir freudig zu: „Mein Pferd riecht Wasser!“ Darauf gab ich ihm Weisung, dem Pferde zu folgen und [es], wenn es Wasser finde, zunächst nicht saufen zu lassen. Erst wollten wir alle unser Eimer, Kantinnen und Wassersäcke füllen | und darnach unsere Zug- und Reitpferde tränken. So geschah es auch. Mit gut getränkten Tieren und selber wohlversorgt mit gutem Wasser konnten wir getrost der nächsten Nacht entgegensehen.

222|223

Das kleine Wasserloch abseits vom Wege, welches unser Pferd durch seine gute Nase wahrgenommen hatte, war eine sogenannte *claypan*, Lehmpanne, gewesen, eine kleine Vertiefung in der harten lehmigen Ebene, die leicht gefüllt wird durch kleine gelegentliche Regenschauer, welche nichts austragen für die großen Wasserlöcher in den *creeks*. Das Wasser in solchen *claypans* ist frisch und gut im Unterschied von etwaigen alten Resten in den großen Wasserlöchern.

Wir fuhren nun noch etliche Meilen weiter bis zu einem großen schönen Sandhügel, der besseres Nachtquartier bietet als die harte Ebene. Der Sand bietet weiches Lager. Man findet an den größeren Sträuchern in den Sandhügeln dürre Knüppel zu gutem Feuerholz, und die Tiere finden in den Sandhügeln besseres Futter als auf den harten Ebenen: an alten Grasbüscheln und jungen Gräsern und Kräutern nach leichten Regenschauern. Das war ein fröhlich Treiben im Sandhügellager unserer Hochzeitsreise in die Wüste, bald loderten die Feuer, das Wasser in den Eimerchen kochte bald für Tee oder Kaffee. Das Wasser dafür war diesmal ausnahmsweise rein. Wir hatten Blechkonserven bei uns und von Gums-Farina frisches Bäckerbrot mitgenommen, so daß wir auf der verhältnismäßig kurzen und schnellen Reise keine langweilige

eigene Bäckerei nötig hatten. Ein frischer *lobster*-Salat<sup>143</sup> aus der Blechbüchse bildete den Schluß dieser fröhlichen abendlichen Wüstenmahlzeit.

So konnten wir am nächsten Morgen wohlgemut weiterreisen. Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, ob wir noch einmal oder mehrmals übernachteten mußten, mit oder ohne Wasser. Jedenfalls erreichten wir glücklich unser Ziel, wenn es auch mindestens noch eine heiße Tagesfahrt setzte durch eine sonnendurchglühete weite Ebene mit wenigen und niedrigen Wüstensträuchern, die sich in der Gluhhitze der Wüste gar seltsam veränderten. Meine junge Frau sah zum ersten Male das große Schauspiel der Wüste, die Luftspiegelung. Unabsehbar nach Norden dehnte sich die Ebene der Wüste aus. Die Luft erzitterte unter den heißen Strahlen der Sonne. Ganz unglaublich! In weiter Ferne waren ausgedehnte, glitzernde Wasserflächen zu sehen, an den Ufern große Bäume von bizarrer Gestalt. Es waren die Wüstensträucher der nächsten Umgebung, durch die Luftspiegelung, die »Fata Morgana«, unendlich vergrößert. Ein unkundiger, durstiger Wanderer in der Wüste würde nach den gespensterhaften See'n und Bäumen hingewandert sein, um grausam betrogen zu werden, wenn beim Näherkommen die Wasser verschwunden, die Bäume zusammengeschrumpft wären zu den allbekannten kleinen Büschen. Meine liebe Reisegefährtin ließ sich von mir das seltsame Wunder erklären, das ich oft genug beobachtet hatte.

Doch wir sahen bald wirkliche Bäume in großer Zahl und von ansehnlicher Größe, etwa wie unsere mittelgroßen Obstbäume, indem wir in das mehrere Stunden breite Parkland der Coopers Creek kamen mit ihren zahlreichen Bäumen, den *boxtrees*, und sehr mannichfachen Sträuchern. In den seltenen Zeiten der Flut, der *ngarimata*, aus dem fernen Nordosten und bis vom tropischen Queensland herunter, stehen diese Bäume auch wirklich im Wasser, im trüben Wasser der Flut, die in langen Zeitläuften einen dicken Niederschlag guten graubraunen Bodens abgesetzt hat und den Untergrund tränkt. Sie bringt alte Bäume zum Absterben für Feuerholz und läßt neues Grün emporsprossen. Für die sonst baumlose nordische Wüste bieten diese Parklandschaften der Coopers Creek einen geradezu paradiesischen Anblick. So erreichten wir in bester Stimmung gleichsam das gelobte Land der sonst vielgeschmähten Wüste. Am Nordrand | des Parkes hören allmählich die Bäume auf, der Blick wird frei. Es erscheint auf dem ansteigenden Sandhügel die Missions-Station Bethesda, im Vordergrund die Kirche mit dem ragenden Turm und unterhalb der Kirche unser neues Wohnhaus mit dem mächtigen kühlen Binsendach.

223|224

Unser Reisezug mit *buggy* und berittener Begleitschaft war bald entdeckt worden, und Willkommgeschrei unserer Eingebornen an der Station erhob sich. Kaum hatten wir am neuen Haus gehalten und waren ausgestiegen, da erschienen auch schon die beiden Tanten Jakob und Vogelsang mit Wasserkrügen vom Stationsbrunnen, damit wir den Reisetraub abwaschen konnten. Auch die Geschwister Meyer begrüßten

143 Hummersalat.

uns bald, und natürlich auch die Christen mit Johannes Pingilina, Benjamin Dalkilina, Waltilina usw. Sie freuten sich alle, daß der junge *kanamaster* nun auch seine *noa* heimgeholt hatte. Ich führte sie auch bald zur Station hinauf in etlichen Hundert Meter Entfernung, von wo aus man den besten Überblick über den von Hügeln eingefassten See hat, dessen Wasserspiegel immer noch ganz ansehnlich war.

So galt es nun, sich einzuleben, einzugewöhnen und weiter einzurichten. Neue Ankömmlinge, besonders zu Anfang der heißen Zeit, wie wir kamen, hatten in der Regel eine heftige Augenentzündung durchzumachen. Das blieb auch meiner Gefährtin nicht erspart. Die Frauen trugen zum Schutz sogenannte *sun bonnets*<sup>144</sup>, die Augen möglichst gut zu schützen. Doch nach Umständen hilft das alles nichts. Luise bekam sehr entzündete Augen. Sie eiteren zu, so daß sie nicht mehr sehen konnte und fürchtete zu erblinden. Da weinte sie, und die Augen öffneten sich wieder, wurden bald besser, und die Entzündung kam nicht wieder, während die Mutter Meyer jede heiße Zeit stark an den Augen zu leiden hatte.

Bald brachten die Lastwagen unser Schwergepäck, besonders Kommode und Harmonium. Dieses stellten wir in unserm Studierzimmer auf, auf dem Deckel der großen Harmoniumkiste, da unsere Zimmer nur Lehmflur hatten, auf den viele gegerbte Ziegehäute zum Schutz aufgelegt wurden. Nahe dem Harmonium hatten wir Andachts-tischlein mit Büchern und Knieschemel davor. Ich hatte meinen eigenen Studiertisch mit nötiger Sitzgelegenheit und auch eine Ruhebank mit Matratze.

Meinen schon früher angeschafften Kochofen fand die neugebackene Hausfrau recht praktisch mit allem Zubehör. Man konnte darin sieden, braten und backen, und Letzteres war gut und mußte zunächst auch praktiziert werden. Als sie nämlich das erste Mal im Verandakämmerlein mit [dem] Backofen Brot buk, da erfaßte mich die Angst, vom niedrigen Backofenschlot aus könnte das große Binsendach des Hauses Feuer fangen und so alles niederbrennen. Daher sperrte ich den Backofen nach dem ersten Backen und baute einen neuen, etwas vom Haus entfernt und sicher gegen Feuersgefahr unseres neuen Anwesens.

Jeden Vormittag hatte ich Schule droben an der Station, und nachmittags arbeitete ich an der weiteren Einrichtung unseres Hauswesens, nach Umständen auch mit Schulknaben, so beim Bau des neuen Backofens, wie vorhin erwähnt, und später beim Graben und Ausmauern eines Kellers am Ostgiebel unseres Hauses.

Wir schafften uns auch etwas eigenes Vieh an, so ein halbes Dutzend Milchziegen, von der großen Stationsherde besonders gehalten in einer kleinen Einzäunung bei unserm Haus, die abends und morgens gemolken wurden und tagsüber von einer schwarzen Frau auf die Weide getrieben. Nach Ziegenart waren sie neckisch auch der weißen Frau gegenüber, der sie während des Melkens gern die Schürze auflösten. Eine ganz | intelligente Geiß hatte offenbar Kunstverständnis. Einmal beim Austreiben am

224|225

144 Stoffhauben mit breiter Krempe.

Morgen huschte sie ins Haus, schnell in die Schlafstube, wo in zwei verschiedenen Zimmerecken unsere Betten standen. Rasch hopste sie mit den Vorderbeinen aufs Bett der Frau und betrachtete ein an der Wand hängendes Bild so angelegentlich, daß man auf wirkliches Verständnis schließen mußte. Die Herrin glaubte das aber nicht und jagte sie aus ihrem Heiligtum hinaus. Wir hatten auch einen getreuen Fylax, einen großen schwarzen Hund, der Haus und Frau zu hüten hatte gegen *swagies*, die ja am liebsten im ersten Haus eines Ortes einkehrten. Ich hatte ja öfters vom Hause abwesend zu sein. Der Fylax erhielt sein Futter von der Hausfrau, gelegentlich Schläge von mir. Dafür war er mir am anhänglichsten. Wenn ich zuweilen vorm Haus sinnierend auf- und abging, kam er immer hinter mir drein, und wenn ich länger abwesend war auf einer Reise, dann legte er sich aufs Ziegenfell vor mein Bett und wollte sich nicht wegbringen lassen.

Einmal habe ich an ihm ausgefunden, daß sich ein Hund auch betrinken kann, vielleicht auch nur aus Gefälligkeit und Anhänglichkeit und echter Hundestreue. Da der Stationsbrunnen etwas entfernt von unserem Hause war und aus dem See in der Nähe kein gutes Wasser mehr geschöpft werden konnte, so grub ich am Seeufer nahe unserem Haus eine Grube für Quetschwasser und setzte sie mit einer soliden Kiste aus. Die Arbeit hatte mich ziemlich erschöpft, so ging ich ins Haus und bat um Portwein und Wasser, das ich in einem Napf mischte und etwas Brot einbrockte und so auslöffelte. Als ich bald merkte, daß mir diese kalte Weinsuppe in den Kopf steigen wollte, so setzte ich den Rest meinem treuen Fylax vor, der gehorsam den Napf leerte bis zum letzten Tropfen und Brocken. Bald darauf sprang er ganz besonders lustig herum.

Da mein improvisierter Brunnen häufig von *camp*-Hunden besucht und verunreinigt wurde, so half der Stationsvorstand unserem Wassermangel ab. Zwei Brüder aus Blinman namens Williams und geschickte Brunnenmacher erstellten nahe unserem Haus einen Ziehbrunnen, der so gutes Wasser gab wie der Stationsbrunnen. Ein wenig Salzgehalt haben diese Brunnen ja immer, und er nimmt zu in Zeiten langanhaltender Dürren, wenn alle See'n austrocknen und das Grundwasser lange keine Auffrischung mehr bekommt durch starke Regen und neue Fluten. Den Salzgehalt merkt man an den Wassersäcken aus Segeltuch, wo frisches Wasser verdunstet und das übrige Wasser kühl erhält, aber der letzte Rest wird immer salziger.

Da es in der Wildnis des Nordens auch viele Ratten und Mäuse gibt, so sind da Katzen auch recht nützliche Tiere. Wir hatten einen Prachtkater, der seine Schuldigkeit tat, nur mitunter arg faul und träge war. Wo er einmal lag, da blieb er auch konsequent liegen, so einmal im Bett der Hausfrau. Da erhielt er arge Schläge, denn die gute Luise konnte auch streng sein.

Ich hatte in den ersten Monaten noch viel Arbeit mit nützlichen Einrichtungen für Haus, Küche und Keller. Ich hatte mir gute Bretter dafür kommen lassen, und statt

Nägeln benutzte ich gerne Schrauben. Nach einem arbeitsreichen Nachmittag legte ich mich gleich nach dem Abendbrot angekleidet auf mein Bett, während die Frau in der Küche noch plättete. Im Handumdrehen war ich eingeschlafen, und mir träumte, ich müßte in ein Brett noch einige Schrauben hineindrehen. Da sollte jemand das Brett halten. Ich piff, was sonst nicht meine Gewohnheit war. Die Frau kam geeilt und fragte, was denn los sei? Ich sagte: „Halt das Brett hier, ich muß eine Schraube festdrehen.“ „Schraube, Brett – das ist doch nicht hier!“ Ich sagte lachend: „Du denkst wohl, es ist bei mir eine Schraube los!“ Damit war ich wach. |

225|226

Eine kleine Hühnerherde hielten wir uns auch bei unserem abgelegenen Haus. Die bekam als Futter auch viele Dickmilch. In günstigen Zeiten gab es auf unserer viehreichen Station viele Milch von Ziegen und Kühen.

Die Eingebornen brachten der jungen Frau auch buntes Geflügel, von denen sie verschiedene aus Liebhaberei hielt. Im Parkgelände der Coopers Creek und in den Sandhügeln in der Umgebung des See's, so lange seine Gewässer anhielten, herrschte ein reiches Vogelleben. Da gab es *mulabra* in Schwärmen, liebliche, silbergraue Kronträubchen, die sich leicht zähmen ließen, wenn jung. Taubengroße Kakadus flogen haufenweise umher, mit silbergrauem Rücken und rosaroten Brüsten und rötlichen Kronen. Dann gab es kleinere bunte Kakadus, welche die ganze Farben-Scala mit sich herumtrugen, besonders ein tiefes Blau. Gezähmt plapperten sie unaufhörlich, gackerten wie die Hühner und krächten wie ein Hahn. Auf einer Reise wollte ein Engländer meiner Frau solchen *pet* um ein Pfund<sup>145</sup> abkaufen.

Meine Frau hatte auch Amtsarbeit zu tun neben ihrem Haushalt und einigen Liebhabereien. Sie durfte bald eine Nähklasse von Stationsmädchen wöchentlich mehrmals unterweisen, mit denen sie in dem einen Verandakämmerlein das Versammlungslokal mit Werkstatt hatte.

Sonntags bei unsern deutschen Gottesdiensten war sie unsere Organistin. Die Kirche hatte [ein] eigenes Harmonium. Und selbstverständlich spielte sie bei unsern Hausandachten in meinem Studierzimmer unser eigenes Harmonium. Wir sangen dabei aus unserem bayrischen Gesangbuch, das wir auch in der Kirche allmählich eingeführt an Stelle des so sehr unhandlichen Breslauer Gesangbuches, das in der Synode eingeführt war und über 1800 Lieder und verschiedene Anhänge enthielt. Von den Liedern waren manche recht ungeeignet, trotzdem wurde es in der Familienandacht in der Familie Vogelsang, wo ich als Junggeselle Kostgänger war, von Anfang bis Ende durchgesungen ohne Wahl und Qual. Die Melodien waren oft recht seltsam, viele hatten auch keine Singweise. Der alte Bruder Vogelsang fand sie alle singbar, so wenig musikalisch er war. Da erlebte man zuweilen seine blauen Wunder. Gebetet wurde immer kniend und oft recht lang, und ich behielt diese Weise den größten Teil meines

145 Umgerechnet gut 20 Goldmark.

Lebens bei. Doch bei eigenem Haushalt konnte man an Änderungen und Reformen seine Freiheit bewähren. –

Einmal machte ich mit der jungen Frau eine größere Ausfahrt über Sonntag nach dem 30 engl[ische] Meilen entlegenen Bukaltanina, wo meine Lebensgefährtin dann auch den Ort kennen lernte, von wo aus meine Werbebriefe an sie abgingen und unsere erste Korrespondenz stattfand.

Der kleine Regenwassersee war durch lokale Fluten wieder einmal gefüllt. Die Weidetrift<sup>146</sup> auf diesem isolierten Missionsland war geschont worden für einen Teil der Missionsherde für die Lammzeit, wobei Bruder Vogelsang über die Herde die Aufsicht führte, unterstützt von einem weißen Missionsarbeiter und schwarzen Schäfern. So war auch seine Familie mit ihm.

Die Fahrt nach dem Ort war ganz angenehm, die Sonne war ja heiß, aber wir saßen unter Deck des *buggy* und hatten schönen Durchzug. Ich war der Fuhrmann, und schwarze Begleitung hatten wir nicht. Auf einmal gewahrten wir schönes Grün am Weg, und, o Wunder, an weitverzweigten Ranken eine Menge kleiner Gurken. Man ist in der australischen Wüste immer begierig nach Grünem. So stieg ich ab und versuchte die Gürklein. „Etwas bitter“, bemerkte ich, „aber in Essig eingelegt, mögen sie ganz gut sein.“ Das war dann nicht der Fall. Sie waren gallenbitter und ungenießbar und damit auch der schöne Essig verdorben. |

226|227

Auf der Station Bukaltanina, die so schön und lieblich war als je, wohnte Familie Vogelsang in ihrem alten Gedinge, und wir fanden unser gutes und sicheres Nachtquartier in dem von Meister Hämmerling schön gemauerten *store* oder Vorratshaus mit Keller unten und Repositorien den Wänden entlang. Ein Haufen von dürrerem Gras und den nötigen Decken und Kissen gab ein gutes Nachtlager.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, hielt ich auch deutschen Gottesdienst und bemerkte in der Betrachtung: Jesus sei Sünderheiland, aber nicht Sündendiener! Nachher kam der Arbeiter Masch zu mir und sagte: Er wisse wohl, daß er sich oft verfehlt habe, aber er wolle kämpfen gegen das Böse. – Er nahm bald nachher ein trauriges Ende. Eines Tages kamen seine schwarzen Schäfer von der entlegenen Außenstation und meldeten: Ihr *master* liege tot in seiner Hütte. In einem solchen Fall müßte man einen ohne Zeugen gestorbenen Weißen liegen lassen, bis der Polizeimann erschein[t] und den Fall prüff[t]. Das war nur nach Tagen möglich. Ein Verdacht lag nicht vor. Da konnte man den Toten nicht liegen lassen, wo er lag. Es wurde sofort die entfernte Polizeistation benachrichtigt, aber auch die Leiche zur Station gefahren, in einem Sarg in ein offenes Grab gesenkt, Wellblechtafeln darüber gebreitet und eine dünne Decke von Sand. Als der Polizeimann erschienen, wurde nach genauem Bericht Sand- und Wellblechdecke weggeräumt. Der Verwesungsgeruch war so arg, daß der Mann von der Obrigkeit sofort Anweisung gab, das Grab regelrecht aufzufüllen.

146 Das Weideland.

Masch war ein Mann in mittleren Jahren, von angenehmem Äußeren und Benehmen. Als Mittelschüler einst entgleist, kam er bis in die australische Wüste als gewöhnlicher Arbeiter. Er führte sich sonst immer gut, nur wenn ein Buschmann mit der Schnapsbottel ihm über den Weg kam, konnte er sich nicht halten. Er stammte aus Stolp in Pommern, und wir erhielten nach seinem Tod einen traurigen Brief von seinem Vater.

Eine etwas ähnliche Persönlichkeit wie Masch war Jänike aus Berlin, der zu gleicher Zeit wie der Vorgenannte in Arbeit in unserer Mission stand, etwas älter, aber noch rüstig. Seine Führung bei uns war durchaus Tadellos. Aber er war auch entgleister Mittelschüler, wie es scheint, oder sonst durch dunkle Schatten als gewöhnlicher Arbeiter in die australische Wüste gekommen. Bald nach Masch's Tod verließ auch er unsere Mission.

Eine Zeitlang hatten wir einen Mann in Arbeit aus den Gemeinden im Süden, etwa 50 Jahre alt und anscheinend Alkoholiker. Einmal beklagten sich unsere Stationsschwarzen über ihn wegen grober Unmoral. Er gab bei Verhör seine Schuld zu und verließ die Station.

Einmal kam von Queensland herüber ein schwäbischer Schäfer zu uns, offenbar ein frommer Mann, mit wohlverpackter Bibel. Blieb aber auch nicht lange.

Eines Tages meldeten unsere Schwarzen, sie hätten einen verirrtten Weißen, Englischmann, aufgefunden, hätten ihn hinter dem letzten Sandhügel gelassen, denn er hätte keinen Faden Kleidung auf dem Leibe. Man sandte alte Kleidung hinaus, und sie brachten den Mr. Braun, einen Schiffszimmermann und schwerbelasteten Alkoholiker. Darum hatte er seine Kleidung abgeworfen und irrte im Zustand des Unbewußten in der Wüste umher. Seine Haut hatte schwer unter Sonnenbrand gelitten. Er schälte sich ganz ab unter der heilsamen Kur von Bruder Vogelsang. Er meinte auch öfters, er sei in Wahrheit der *prodigal* – der Verlorne Sohn.<sup>147</sup> Er arbeitete einige Zeit auf unserer Mission und ging dann wieder seine [*sic*] Wege.

Die Frage nötiger fremder Arbeiter war ein Problem. |

227|228

Einmal durfte ich durch einen Meisterschuß einen fetten Ochsen erlegen. Eine große Rinderherde wurde von Queensland herunter nach Adelaide zu Markte getrieben und passierte unsern See Kilalpanina, der nun schon ziemlich zurück gegangen war. Das Wasser war noch geeignet, Vieh zu tränken, nur waren an manchen Stellen die Seeufer sumpfig. Da blieben zwei Ochsen, die zum Wasser wollten, im Sumpfe stecken.

Der Eigentümer meinte, man solle sie nur stecken lassen, wenn sie abmagerten, kämen sie schon heraus. Doch ehe er weiter zog mit seiner übrigen großen Herde, hatte er seinen Sinn geändert und meinte: Die Tiere würden doch wohl umkommen,

147 Brauns Aussage bezieht sich auf das biblische Gleichnis vom Verlorenen Sohn in Lk 15,11–32.

und er könnte sie auch nicht mehr erhalten, wir sollten sie bald schlachten für unsere Eingebornen. So zogen wir mit einer Anzahl unserer Eingebornen und einem Pferdewagen hinaus, etwa eine halbe Stunde entfernt, wo die armen Tiere im Sumpf steckten und sich hilflos abquälten. Bruder Vogelsang nahm seine Kugelbüchse mit, aus seiner Ausstattung von Hermannsburg, eine Löwenflinte.

Er lud das Mordinstrument, kniete sich in einiger Entfernung vom Ochsen hin, zielte scharf – das konnte ihm um so leichter sein, da er einäugig war –, drückte los, und schoß vorbei. Er schoß ein zweites Mal, und der Ochse schüttelte unwillig sein schweres Haupt, ob der Ungeschicklichkeit.

Ich fragte Vogelsang, ob er weitere Ladung hatte, oder ob wir frische Munition von der Station holen müßten? „Nun kannst Du das Letzte verschießen“, meinte er unwillig, lud abermals und reichte mir seine Hermannsbürger Kugelbüchse. „Keine Kunst!“ sagte ich; man könne ja nahe genug zu dem armen Opfer hin. Ich ging hin, kniete mich aber nicht nieder zum Zielen, sondern hielt den Lauf vor die Stirn des hilflosen Opfers, legte an, drückte los, und die Heldentat war glücklich vollbracht.

Nun gruben unsere Schwarzen unter dem erlegten Ochsen im Sumpfe durch, knüpften ein Seil um denselben und banden dieses um den Lastwagen. So wurde die Beute zur Station geschleppt und ausgeschlachtet. Die beiden Ochsen ergaben eine Menge von prächtigem Rindfleisch, wovon ein gut Teil auch eingesalzen wurde und Schwarzen und Weißen wohl schmeckte. Meist wurden an der Station ja nur Schafe und Ziegen, also Kleinvieh, geschlachtet.

Auch nach Koperamana wurde Salzfleisch von diesem Schlachttage geliefert, wo gerade Schafschur abgehalten wurde unter der Oberleitung von Bruder Jakob und seiner Frau. Die kam in jenen Tagen am genannten Ort in große Lebensgefahr. Ein halbverdursteter Ochse war aus der Umgegend nach Koperamana hereingekommen. Das Tier war wütend und wollte nach der Schwester Jakob zum Stoße ausholen. Dazu ging er ein paar Schritte rückwärts und stürzte in ein tiefes Brunnenloch, das dann die Eingebornen gleich einfüllten. Schwester Jakob konnte Gott danken für die so wunderbare Errettung.

Zur Schafschur waren alle unsere besten Arbeiter von der Hauptstation in Koperamana versammelt und auch etliche ihrer Frauen, um für die Männer dort zu kochen. Auch ich nebst Frau fuhr zu der nahen Station hinüber, die nur 10 Meilen östlich von Bethesda lag, und wir blieben einige Zeit dort, wo ich tägliche Andachten und sonntägliche Gottesdienste in Dieri und Deutsch hielt und dem Betrieb der fleißigen Arbeiter zusah. Auch die Schwarzen von der Station wurden für die Stückzahl der von ihnen geschornen Schafe bezahlt. Als die Frau Pastor Auricht, meine Schwiegermutter, noch Fr. Paech war, hatte sie auch für ihren Vater Schafe geschoren, 45 Stück an einem Tage. |

Während der Zeit unseres jungen Ehestandes in Bethesda fand auch einmal Hochzeit junger Heidenchristen statt. Am klarsten in Erinnerung ist mir dabei die Hochzeit von Timotheus Maltilina mit der jungen Anna von der Salz-Creek vom Stamm der Wonkanguru. Ihre Eltern hatten sie vor ein paar Jahren zur Station gebracht, sie besuchte von Anfang an die Schule und bald auch den Taufunterricht, wie auch der Timotheus, beide führten sich gut und wurden von mir getauft und schließlich ein Paar. Timotheus war geschickt im Reparieren von Sätteln, Pferdeeinbrechen<sup>148</sup>, Fuhrwerken usw. Die Anna war Hausdienerin bei meiner jungen Frau. Die braven jungen Leute wurden unsere nächsten Nachbarn. Es wurden immer mehr kleine Familienhäuslein christlicher Paare errichtet, erst zwischen der alten Station und der Kirche, schließlich auch zwischen der Kirche und unserm Haus, und das neue Häuslein für Timotheus und Anna, wie auch die Andern zweiräumig von Holz, Lehm, mit Binsendach, stand zunächst zu unserem Haus auf dem Hochufer des See's.

Die Hochzeit von Tim mit Anna war ein großes Fest. Die Schwestern Jakob und Vogelsang hatten der braven schwarzen Anna als Braut des halbschwarzen Bräutigams auch eine Art Brautkleid fabriziert und gestiftet. Am Sonntag Nachmittag war dann ein Ausflug von Schwarz und Weiß in die Sandhügel. Es war ein fröhliches Treiben zwischen den golden blühenden grünen Sträuchern in den Sandhügeln. Der Anna wurde ihre Brautkrone etwas lästig beim Spiel mit ihren Freundinnen. Sie nahm sie ab und steckte sie in die geräumige Tasche ihres Brautkleides.

Tim und Anna wurden mit der Zeit eine gesegnete Familie. Ihre ersten Kindlein wurden geboren, als wir noch in Bethesda waren, und nach Neu Guinea erhielten wir je und dann Nachricht von dem ungewöhnlichen Wachstum dieser Familie mit einer Reihe strammer Söhne, von denen einmal einer beim Fuhrwerken verunglückte. Timotheus wurde ein richtiger Patriarch seiner Stammesgruppe. Er konnte gut Lesen und hatte gute Erkenntnis. Unter Nachfolgern von mir erhielt die Gemeinde zu Bethesda auch noch das Neue Testament gedruckt. Timotheus und seine Söhne schätzten es. Als nach dem Weltkrieg die Station Bethesda durch widrige Umstände aufhörte, blieb die Familie Maltilina noch Halt und Sammelpunkt für die zerstreuten Christen. Als geschickter Viehtreiber hatte Tim im Dienste der Weißen gut verdient, besaß einen *buggy* und eigne Pferde, und man hörte nur Gutes von dieser Stammesgruppe, wenn der Sohn und Lehrer Heinrich Vogelsang ab und zu eine Missionsreise an die Cooper machen konnte, um die Zerstreuten zu besuchen und zu stärken. Einen Teil der Familie Maltilina traf ich ansässig am Murray-Strom im Dienste eines Weißen. Auch Tim lebte noch im Norden als alter Mann und Witwer, als ich schon als Ruheständler nach Tanunda gekommen war. Ihn sah ich ja nicht mehr, aber hörte nur Gutes über ihn. Er starb noch, ehe ich ins Vaterland heimkehrte.

148 Im Zureiten und Ausbilden von Pferden.

Doch nun bin ich in meiner Erzählung weit vorausgeeilt, will nun schleunigst zurückkehren in die Zeit unserer jungen Ehe, da Luise mit Freude und Sehnsucht den Besuch ihrer Mutter auf der Missions-Station erwartete, ehe sie noch selber ein Jahr da gelebt hatte und wir in der kurzen Zeit uns immerhin wohl eingerichtet hatten.

Der Besuch wurde natürlich gebührend gefeiert. Er war um so angenehmer, als ich bald eine große und längere Missionsreise antreten wollte, die mir vom Missions-Komitee aufgegeben war, und so Mutter und Tochter einander die angenehmste Gesellschaft leisten konnten. |

229|230

*Ein Zwiegespräch der Kinder bei Mutters Besuch  
in Bethesda im April 1883*

Luise:

Lieb Mütterlein kommt heute,  
Das macht mir große Freude;  
Ach wie von Herzen gerne  
Säh' ich sie schon von ferne.

Johannes:

Ich freue mich nicht minder,  
Daß heimsucht ihre Kinder,  
Die ihnen lieb von Herzen  
In Freude wie in Schmerzen.

L.

In dieser öden Wüste,  
Wenn Mütterlein mich grüßte,  
Fiel' ich in ihre Arme  
Vor Lieb' und Freuden warme.

J.

Laß wenig Stunden fliehen,  
So wird heran sie ziehen.  
Denk', ihres Wagens Räder,  
Die kommen immer näher.

L.

Ach, meiner Augen Blicke  
Voll Sehnsucht ich oft schicke,  
Und doch ich nichts erspähe,  
Daß sie schon in der Nähe.

J.

Geduld, mein liebes Frauchen!  
Ganz schnell wird sie auftauchen:  
Du wirst sie sehen balde,  
Dort kommen aus dem Walde.

L.

Dort draußen seh ich's stäuben,  
Als wärs vom Wagentreiben,  
Ein' kleinen Punkt ich sehe,  
Wärs möglich, daß' geschehe?!

J.

Ja, ja, des Kindes Augen  
Zu sehen scharf wohl taugen,  
Wenn nach so langem Scheiden  
Lieb' Mutter kommt von weitem.

L.

Ist's wirklich meine Mutter wert,  
Nach der ich lang begehrt,  
Die ich dort sehe kommen an  
Zu mir und meinem Mann?

J. (nimmt das Fernrohr zur Hand,  
Und nachdem er durch dasselbe ausgeschaut, fährt er fort:)

Ja freilich, ihre Kutschen  
Seh' ich dort vorwärts rutschen.  
Das Fernrohr kann Dir's zeigen,  
Daß Deine Klag' muß schweigen.

L. (nachdem auch sie durchgesehen, ruft freudig aus:)

Lieb' Mütterlein kommt nah,  
Lieb' Mütterlein ist da.  
Ach wie ist mir ums Herz so wohl,  
Weiß kaum mehr, was ich sagen soll! |

230|231

(Nachdem die Kutsche vorgefahren und die Mutter ausgestiegen war,  
Rufen beide Kinder wie aus einem Munde:)

Herzlich willkommen, Mütterlein!  
Tritt nur in unser Häuslein ein,

Ruh nach der langen Reise wohl,  
Gar nichts bei uns Dir fehlen soll. –  
Dem teuren Herrn sei Dank und Preis,  
Daß er beschirmt Dich auf der Reis',  
Dich glücklich führet bei uns ein,  
Des' woll'n wir nun recht fröhlich sein!

*Zum Geburtstag, den 20. Mai 1883, der Tochter von der Mutter*

Gott segne Dich, mein teures Kind  
An diesem frohen Tag!  
Er ist ja väterlich gesinnt,  
Der Gutes nur vermag,  
Der Dich schon 22 Jahr'  
So wohl bewahret hat,  
Der walte heut' und immerdar  
Ob Dir mit Seiner Gnad'.  
Dein Schöpfer, der Dich mir geschenkt,  
Mein Herz hat hoch erfreut,  
Hat es auch wunderbar gelenkt,  
Daß wir uns sehen heut'.  
Dein Heiland, der Dich hat erkauft  
Mit seinem teuren Blut,  
Auf dessen Namen Du getauft,  
Halt' Dich in seiner Hut.  
Gott, heilger Geist, durchleuchte Dich,  
Schenk' Dir Fried', Freud' und Heil,  
Daran Du habest ewiglich  
Das allerbeste Teil.  
Und muß ich wieder von dir fort:  
Mein Kind, bleib' nur beim Herrn!  
Das sei stets unser liebster Ort,  
Wo wir uns finden gern.  
Geburtstagskind, Gott segne Dich!  
Wo Du gehst aus und ein.  
Das wünschet Dir herzlich  
Die treue Mutter Dein! –

*Zum Geburtstag der Mutter von ihren Kindern, 1883*

Dem Höchsten bringen Dank wir dar,  
Daß er ein neues Gnadenjahr  
Dir Schutz und Schirm gewesen.  
Wohl dem, der unterm Schatten bleibt |  
Der Allmachtshand, die von uns treibt  
All' Not, daß wir genesen.

231|232

Er hat in der vergang'nen Zeit  
Sein' Gnadenhand geöffnet weit,  
Mit Heil Dich zu beschenken,  
Er ist der alte treue Gott  
Auch fernerhin, drum hat's nicht Not,  
Daran laß uns gedenken.

Sprich nur getrost und zweifle nicht:  
„Du, Herr, bist meine Zuversicht  
Auch in den künft'gen Tagen,  
Mein Burg und sich'rer Zufluchtsort,  
Mein Gott, auf den ich hoff', mein Hort!“  
Warum sollt' ich noch zagen?

*Zu Gottliebs und Mathildens<sup>149</sup> Hochzeit, 1883*

Wir wären ja so herzlich gern  
Auf Eure Hochzeit gegangen,  
Wenn nicht die große Wüste fern  
Uns grausam hielt' gefangen.

Nun bitte, lieber Onkel Fell,  
Wollst freundlich uns vertreten,  
Mathilden und dem Theophil<sup>150</sup>  
Den besten Gruß entbieten

Von seinem lieben Schwesterlein  
Im hohen, fernen Norden,  
Nebst ihrem Schatz, der nicht allein  
Wollt' länger bleiben dorten.

Freude, Glück, Heil, auch Segen und Frieden,  
Sei Euer Teil, vom Herrn Euch beschieden

149 Gemeint sind Gottlieb Auricht und seine erste Frau Mathilde, eine geborene Wallent.

150 Theophil ist die griechische Übersetzung des Namens Gottlieb.

Heut' und in künftigen Tagen!  
Jesus sei da am Tage der Ehren,  
Er bleib Euch nah', um freundlich zu hören  
Dank, Bitten, Fragen und Klagen.

Jesus sei in Eurer Mitte,  
Bleib' in Eurem Bund' der Dritte,  
Mit ihm läßt sich gut wallen.  
Laßt nur Jesum Euch regieren,  
Von ihm Euch beständig führen  
Zu allem Wohlgefallen.

In den Tagen hoher Freude  
Sei Eur' beste Augenweide  
Der Schönst' der Menschenkinder.  
Ihm gebühret alle Ehre  
Und des Dankes frohe Chöre  
Für Freud' wie Schmerz nicht minder.

Sollten kommen trübe Stunden,  
Habt Ihr beste Zuflucht funden  
Am treuen Jesus-Herzen.  
Nur zum Heil ist's uns gemeinet,  
Was uns oft ganz anders scheint:  
Die Freuden wie die Schmerzen. |

232|233

Nun, so wallt in Gottes Namen  
Euren Lebensweg zusammen,  
Gott selber Euch geleite!  
Er laß' uns und alle Frommen  
Zu des Lammes Hochzeit kommen;  
Dazu er uns bereite! –

*Zur Silberhochzeit der lieben Eltern für den 13. Oktober 1883*

Lieb' Eltern, wir Kinder mit Euch uns vereinen,  
Dem Herren heut' fröhlich zu danken,  
Der Zwanzig und fünf Jahr' sein Huld Euch ließ scheinen  
Voll Segensnad' ohn' alles Wanken.  
Gott's Treu' und Barmherzigkeit durft' ihr erfahren  
Gar reichlich in diesen verflossenen Jahren:  
Dafür sei ihm Preis in der Höhe!

Der Herr laß sein Gnade mit Frieden und Segen  
Auch fernerhin über Euch triefen,  
Er führe Euch freundlich auf all' Euren Wegen,  
Stets frisch in die Höh' aus den Tiefen  
Gott bringe Euch von dieser Silberhochzeit –  
Gefällt's ihm, über die goldene weit –  
Zur Hochzeit des Lammes im Himmel.

Was Liebe und Gutes Ihr habet erwiesen  
Uns Kindern, woll' Jesus Euch lohnen.  
Aus Dankbarkeit soll Lieb's-Gehorsam stets fließen,  
So lange hienieden wir wohnen.  
Und soll'n wir einst enden den irdischen Lauf,  
Dann nehme uns alle aus Gnaden Gott auf  
Durch Christum zur ewigen Wonne.

Nach Mutters Ankunft in Bethesda im April 1883 bereiteten wir selbdrift eifrigst eine größere Missionsreise vor, die ich im Auftrag des Missions-Komitees im hohen Norden machen sollte. Diese Reise selbst soll in einem besonderen Reisekapitel später noch etwas beschrieben werden.

Hier folge ein kleines Abschiedsgedicht nach dem Muster: „In dulce Jubilo – Nun singet und seid froh.“<sup>151</sup>

*Im Winter 1883 vor Antritt meiner 6wöchigen Reise*

*O my heart, my dear!*  
Heut' bin ich noch hier;  
*But tomorrow night,*  
Da bin ich schon weit.

*Soon I'll leave, my Sweet.*  
Zeit und Stunde flieht:  
*Must go far away,*  
Herz, das tut ja weh.

*Still, I will come back,*  
Nicht bleib'n immer weg,  
*Then we shall again*  
Froh uns wiederseh'n. |

233|234

151 Dieses spätmittelalterliche Kirchenlied diente dem Verfasser in zweifacher Hinsicht als Vorlage: Nicht nur lassen sich seine Verse auf diese Melodie singen, sondern auch der englisch-deutsche Wechselgesang ist der Zweisprachigkeit des lateinisch-deutschen Vorbilds nachempfunden.

Bald nach meiner glücklichen Rückkehr von meiner sechswöchigen Nordlandsreise brachten wir Mutter mit *buggy* zur Bahn, nachdem sie an ein Vierteljahr bei uns gewesen war.

Es regnete zu dieser Zeit öfters, und mein bewährtes Reisezelt tat uns gute Dienste. Von der Fahrt hin und her sind mir drei Nächte in Erinnerung und zwar wegen mehr oder weniger unangenehmer Erlebnisse. Bei der Hinfahrt gab es einmal einen nächtlichen Regensturm. Ich mußte hinaus ins feindliche Leben, mußte kämpfen und streben, die Zeltpflöcke und Stricke festigen, damit der Wind und Sturm das Obdachlein nicht von [unseren] Lagerstätten wegnehmen konnte. Die Bahnstation war damals noch Gums-Farina. Auf der Rückfahrt zelteten wir an dem Platz Paradies, einem öden Ort, der vom Paradies nichts als den Namen hatte. Als wir uns schon zurückgezogen hatten, nahte uns Pferdegetrappel, ging aber vorbei, wohl noch zur nahen Bahnstation hinein. Am zweiten Lagerort heimwärts litten wir schrecklich von Moskitos, die trotz aller Vorsicht in unser Zeltchen eingedrungen waren. Wir weinten schier vor Schmerz der giftigen Moskitostiche. Die Stechmücken sind ja im australischen Norden selten, nur bei kleinen Regenzeiten und frischgefüllten Wasserlöchern treten sie auf, sind ja keine Malaria-Erreger, wie die *Anopheles*, die „Unnützen“ in Neu Guinea; aber ihre Stiche viel schmerzhafter. Von einem reisenden Polizisten im Norden wurde erzählt, daß er diese boshaften Biester sättigen wollte, indem er sich mit entblößtem Oberkörper hinsetzte. Er wäre daraufhin schwer krank geworden.

Nach Regen, wenn die Weidetränken der Wüste rasch grün werden, wachsen auch oft giftige Kräuter, an denen besonders Zugpferde sterben können. So meldete mir einmal Timotheus, als ich eine Fahrt mit zur näher gewordenen Bahnstation, Hergottsprings<sup>152</sup>, mitmachte, den plötzlichen Tod eines Wagenpferdes an giftigem Futter.

Die Entfernung nach Hergott Springs war nur noch 70 englische Meilen, im Unterschied von Farina, wohin wir etwa 130 hatten. Näher ging dann die Bahn nicht mehr nach unserer Station zu, sondern westlich von Lake Eyre nach dem Nord-Territorium, während unsere Cooper im Osten in den großen Salzsee geht.

Als wir bei jener Fahrt längeren Aufenthalt an der Bahnstation hatten, machte ich eine Spritztour nach Tanunda zur mehrtägigen Traubenkur. Die beste Traubenzeit ist in Süd-Australien der März. Timotheus telegraphierte mir dann, wann sie fertig sein würden zur Rückfahrt nach der Station.

Übrigens, bald nach Mutters Besuch in der kühlen Zeit 1883 konnte die Tochter für einige Wochen Gegenbesuch machen. Ich spielte derweilen Strohwitwer mit Selbstverpflegung.

Etwa im September des eben genannten Jahres war sie dann wieder zurück. Da bekamen wir wichtigen und längeren Besuch, nämlich meinen Doppelgänger, Johann Flierl, von Sulzbach, der in Dettelsau seine Ausbildung vollendet hatte und vor Ende

152 Heute Marree.

des Jahres bei uns ankam. Sein vorläufiges Quartier erhielt er in meiner Studierstube, und wir fingen von da aus an, sein Haus zu bauen, etwas östlich von unserem. Es wurde ein eleganter Bau von lufttrockenen Backsteinen mit Wellblechdach. Ähnlichen Neubau errichtete Bruder Vogelsang in der gleichen Linie weiter ostwärts. Das gab eine neue elegante Straße auf dem breiter und niedriger werdenden Sandhügel. Nur [die] Geschwister Meyer blieben noch oben an der alten Station. Mein Vetter heiratete auch bald eine geborne Gallasch aus Grüntal bei Hahndorf, aus einer großen Gärtnersfamilie. | Bei Ankunft des neuen Missionars meines Namens anfangs Oktober 1883 widmete ich ihm nachstehenden Willkommgruß:

234|235

Sei willkommen, Friedensbote,  
In der Heiden Land!  
Da viel' Seelen noch im Tode  
An des Abgrunds Rand.

Deinen Ein- und Ausgang segne  
Gott, der reiche Herr;  
Voller Gnad' er Dir begegne  
Alle Tage mehr.

Christi Lieb' woll' uns verbinden  
Zu dem heil'gen Werk,  
Alle Feind' zu überwinden  
Durch der Eintracht Stärk'.

Jesus wolle Dich ausrüsten  
Mit des Geistes Kraft,  
Die in Heiden-Herzenswüsten  
Nur was Neues schafft.

Mutig greif in Gottes Namen  
An das schwere Werk,  
Streue aus den edlen Samen,  
Gottes Stunde merk'.

Freudigkeit laß Dich durchdringen,  
Fürchte keine Not.  
Endlich wir den Sieg erringen,  
Denn mit uns ist Gott.

Niemand träget einst die Krone,  
Der nicht kämpfet treu.  
Jesu Hilf' vom Gnadenthron  
Wird uns täglich neu! –

Im Jahr 1884 kam auch die Schwester der Luise, Bertha, nachmals Frau Lademann, für einige Wochen zu Besuch nach Bethesda. In unserem Mittelraum teilte ich für sie mit Calico<sup>153</sup> und Latten ein kleines Schlafkammerlein ab. So war nun unser Haus voll. Zu ihrem Geburtstag am 3. Februar 1884 widmete ich ihr nachstehendes Verslein:

Der Herr, der gnädig Dich erhalten  
Schon 19 Jahre lang,  
Woll auch noch ferner ob Dir walten  
Und leiten Deinen Gang,  
Daß er stets sei nach Gottes Wort,  
Bis Du gelangst zum Friedensort  
Der sel'gen Ewigkeiten:  
Gesundes Blut  
Und frohen Mut,  
Viel köstliche Gaben,  
Das Herze zu laben,  
Woll Gott Dir geben  
Fürs Erdenleben.

235|236      Schluß dieses Abschnitts am 11. März [1941] – nicht durchgesehen. Ob Gott will,  
folgen Fortsetzungen. |

153 Kattun, ein leichter Baumwollstoff.

## DREI MISSIONSREISEN IM HOHEN NORDEN VON SÜD-AUSTRALIEN

Meine erste Missionsreise machte ich als Neuling im Lande in den Nordosten von unserer Missions-Station Bethesda aus, und zwar zu Fuß. Ich fühlte mich noch nicht daheim auf dem Pferderücken. In meiner Heimat gab es wenig Pferde, und recht selten sah man einen Bauernknecht auf einem Sack als Sattel auf einem Ackerpferd ins Feld reiten. Als ich einmal in Amberg auf dem Schweinemarkt eine Schwadron bayrische leichte Reiter durch die Stadt reiten sah, imponierte mir das mächtig, und auch die Erzählung meines Vaters vom Großvater, der als bayrischer leichter Reiter in Tyrol gewesen sei. Da lag es nur zu nahe, daß der Bu<sup>154</sup> auch bald das Reiten probieren wollte, in Ermanglung eines Pferdes oder Esels auf einer zahmen Kuh, als ich nachbarlich mit einem Kameraden die Kühe hütete. Es wurde probiert ohne Sattel- und Zaumzeug. Die Kuh stand ruhig und schaute erstaunt in die Welt ob dieser ungewohnten Belastung, bis mein Kamerad mit seinem Hut sie in Trab brachte. Da lag ich bald unten auf einem kleinen Felsen und hatte wochenlang Schmerz in der Seite. Es war gerade noch auszuhalten, so daß ich den lieben Eltern meine Missetat nicht bekennen mußte, daß sie etwa unsern Landarzt Bayer riefen. So war ich für lange Zeit von der Reitlust kuriert.

Erst als jungem Mann in Australien, als ich bei meiner Nordlandreise bei Pastor Kaibel in Appila einkehrte, wurde mir gesagt, daß ein Missionar im hohen Norden müsse unbedingt reiten können. Auch Pastor Rechner hatte Ähnliches gesagt und dazu die wenig einladende Äußerung getan: Da bekommt ihr wildes Zeug zwischen die Beine. So machte ich meinen ersten Reitversuch bei Pastor Kaibel in Appila auf einem leibhaftigen Gaul, einem zahmen *buggy*-Pferd. Sehr ermutigte mich die Sache nicht, und ich blieb noch bei dem Vorsatz, ein Heidenbote zu Fuße zu sein.

So machte ich denn meine erste Missionsreise zu Fuß. Es war wohl in der kühleren Zeit 1879. Der schon etwas ältliche Benjamin Dalkilina [begleitete mich]. Dem geübten Reiter kam es etwas seltsam vor, daß er auf so ausgedehnter Fußtour mich sollte zu Fuß begleiten als Führer in den ihm wohlbekannten Gegenden des Nordostens, die Cooper aufwärts über die See'n, Lake Hope und Perigundi. Doch ein Trost konnte ihm sein, daß er nicht Lastträger sein mußte auf den weiten Pfaden durch die heulende Wildnis. Wir bekamen beide ein robustes Lastpferd mit Packsattel und Taschen,

154 Der Bub, also der Verfasser selbst.

und Benjamin hatte es zu führen, wie jener Mann im Syrerland führt sein Kameel am Halfterband.<sup>155</sup>

236|237

Daß wir nach dem Nordosten zogen, hing mit dem Gerücht zusammen, daß eine neue Flut in der Cooper im Anzuge sei. Dieser wollten wir zunächst entgegen gehen. Sie kam diesmal nicht bis Koperamana und Bethesda, sondern nur bis Lake Hope, wo wir die gelben Fluten hineinströmen sahen und die weite Wasserfläche des »Hoffnungs-See's« vor uns sahen. Dahin hatten in den Sechziger Jahren Herrnhuter Missionare gewollt, aber die unzähligen Sandhügel nach Osten hin überqueren fanden sie unmöglich. Alle Sandhügel | im Innern von Australien verlaufen in ihrer Hauptrichtung Süd-Nord, was Reisen in gleicher Richtung leicht macht, dagegen Ost-West ungemein erschwert, mit Fuhrwerken so gut wie unmöglich macht.

So ließen sich die Herrnhuter Boten in Koperamana nieder, nur 10 engl[ische] Meilen entfernt von den Hermannsburgern am Kilalpanina, also sozusagen am gleichen Ort und unter dem gleichen Stamm. Das war zu viel für den kleinen Kreis. Die Eingebornen waren ja damals noch verhältnismäßig zahlreich an der Cooper und auch noch ziemlich böseartig.

Hinter den Herrnhuter Missionaren stand auch nicht Missionsgesellschaft und Kirche, sondern nur eine Gesellschaft von Australischen Menschenfreunden in Melbourne, die Missionare für den Hoffnungssee berufen hatten, weil dortige Schwarze durchreisende Entdecker gut behandelt, beziehungsweise gerettet hatten. Doch bei den andauernden Schwierigkeiten erlahmte die Menschenliebe der Menschenfreunde – nur wen die Liebe dringet, der hält aus durch dick und dünn. – Der Herrnhuter Missionsposten am Koperamana wurde aufgelassen, und die dortigen Missionare gingen zum Teil nach Westindien<sup>156</sup> in Mittelamerika und nach Victoria in Australien.

Auf unserer Missionsstation zu Bethesda kannten und nannten noch zu meinen Zeiten Eingeborne die Namen der früheren Brüdermissionare am Koperamana. Auch eine Polizeistation bestand in jenen ersten Anfangszeiten bei Koperamana.

Auf meiner Reise mit Benjamin fanden wir damals keine *camp*s oder Lager der Eingebornen bei Lake Hope, so reisten [wir] weiter die Cooper aufwärts nach Perigundi, wohl über 100 Meilen von Bethesda entfernt. Ein zweiter Mann von der Station hatte uns bis Lake Hope begleitet, mit dem ich Botschaft zurückschickte mit der Nachricht, daß für dieses Mal die Flut nicht auf unserem Missionsland zu erwarten sein würde.

Auf der weiten Reise die Cooper aufwärts fanden wir aus, daß das Parkgelände zwischen Koperamana und Bethesda und darüber hinaus der schönste Teil der Cooper weit und breit sei. Sie hatte fast überall nur einige Gräben für die Gewässer der Flut und wenig Bäume zu beiden Seiten, während das weite Überschwemmungsgebiet zwi-

155 Flierl spielt auf Friedrich Rückerts Gedicht „Parabel“ an, dessen Anfang lautet: „Es ging ein Mann im Syrerland, / Führt' ein Kamel am Halfterband.“

156 In die Karibik.

schen unsern Stationen drunten eine weite Parklandschaft mit lieblichen Baumbeständen hervorgebracht hatte.

Wir langten wohlbehalten am See Perigundi an und fanden ihn noch leer. Die Flut war vorbeigegangen, sie war nicht hoch genug, um diesen weiten See zu füllen. – Wir lagerten einige Tage an dem Ort, auch über einen Sonntag, und durchstreiften die Gegend, fanden etliche einzelne Schwarze und sahen seitwärts die Flut, die bis Lake Hope ging. *Camps* der Eingebornen fanden wir auch da nicht. Sie befanden sich wohl weiter aufwärts bei den vollen Gewässern der Flut mit ihren Wasservögeln und Fischen. Die Cooper bildete bei Perigundi und weiter aufwärts ein Labyrinth von trockenen Gräben und solchen mit Gewässer der Flut und mannichfachen Baumbeständen. In diesem Gewirr von bebuschten Wasserläufen vorzudringen, hatte auch die Gefahr, von Wassern der Flut eingeschlossen zu werden und durch Gewässer und Sümpfe keinen Ausweg mehr zu finden. Ein Weißer allein konnte sich da leicht hoffnungslos verirren, während gute schwarze und landeskundige Führer überall zurechtkamen.

Wir hatten unser Dauerlager auf einem hohen Sandhügel aufgeschlagen im Angesicht des leeren See's Perigundi. An einem Abend kam ein weißer Reisender an uns vorüber mit einem schwarzen Begleiter, beide natürlich beritten. Zu Fuß wie wir reist in diesen Gegenden Niemand. |

237|238

Wir hatten abgekocht und unser einfaches Abendessen mit Tee und *dampfer* – Aschenkuchen oder süßen Broten – zu uns genommen, da besuchte uns noch der Schwarze vom Nachbar-*camp* und unterhielt sich lebhaft mit meinem Benjamin am lodernden, wärmenden Lagerfeuer. Nachdem er fortgegangen, brannte schnell das Feuer nieder, und wir wickelten uns in unsere Decken, um unter der frischen, reinen Wüstenluft sanft zu schlafen.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Mich erwartete noch ein Abenteuer. Der Gedanke an unser einsames, gehoppeltes<sup>157</sup> Pferd, das nahe dem Seeufer sein spärliches Futter suchte, beunruhigte mich. Wir hatten es lange nicht tränken können. Es würde wohl sehr durstig sein. Wenn es mit den Hoppels an [den] Vorderfüßen hinter dem sumpfigen Ufer Wasser suchte, könnte es leicht umkommen. „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes!“<sup>158</sup> ging mir durch den Sinn. Ich stand auf, und ohne mit meinem schlafenden Benjamin mich zu beraten, stieg ich hinab an das Ufer des See's. Bald war ich beim Pferde, das mit freudigem Wiehern mich begrüßte. Es ließ es sich gerne gefallen, daß ich ihm die Hoppels abnahm, und dann lief es vergnügt und ungehindert weiter. Es mag wohl Wasser finden ohne Gefahr, dachte ich zufrieden, als ich wieder den Sandhügel emporstieg.

Droben angekommen war Holland in Not. Unser Lagerfeuer war vollständig niedergebrannt. Finstere Nacht ringsum. Kalter Wind pfiff über die Höhe, und ich

157 Dieser Ausdruck wird in I 203 erklärt.

158 Spr 12,10a.

war so leicht angezogen. Wäre ich doch wieder in meinen warmen Decken! Ich rief: „Benjamin, Benjamin!“ Keine Stimme noch Antwort. Drüben, am andern Sandhügel, brannte noch das Feuer des fremden Reisenden. Da konnte ich leicht hinfinden. Vielleicht waren die beiden Männer noch wach. Der Eingeborne, der meinen Benjamin besucht hatte, konnte mich vielleicht zu meinem Lager zurückführen.

Beide Männer schliefen fest. Ich hatte nicht das Herz, sie zu wecken, nahm nur einen hellbrennenden Feuerbrand und suchte meinen Weg in Richtung zurück, wo ich unsern *camp* und meinen schlafenden Benjamin vermutete. Als ich glaubte, nahe zu sein, zündete ich einen dünnen Grasbusch nach dem andern an. Es sind das die Heuschaber der Wüste und finden sich auf fast allen Sandhügeln, nicht allzudicht beieinander stehend, aber groß und buschig. Nach Regen schlagen sie frisch aus und werden vom weidenden Vieh gern abgefressen. In dünnen Zeiten liefern sie noch gutes Trockenheu für das hungrige Vieh. –

Endlich hatte ich meinen Benjamin ausgeräuchert. Ich war doch ziemlich nahe gekommen. Vom Feuerschein und Rufen wachte er schließlich auf und antwortete etwas unwirsch: „Was willst denn, *kanamaster*?“ „Mein Bett will ich.“ „Und wo warst denn?“ Nun mußte ich über meine Heldentat berichten. Der Benjamin war darüber gar nicht erbaut, meinte, da hätte ich etwas schönes angestellt! Wo würde das entpeltete Pferd hinlaufen? Etwa gar nach der Station zurück. Da würde ich schön warten können, bis er es wieder bringen könnte. Doch mir war nun alles eins, war nur froh, in mein warmes Bett unterkriechen zu können. Nachdem ich mich etwas am aufgefrischten Feuer erwärmt hatte, kroch ich unter meine mollige Decke und schlief bald ein, den Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Morgen mit Tagesgrauen war Benjamin aus seiner Decke, als ich noch schlief, und er eilte der frischen nächtlichen Spur des Pferdes nach. Am halben Vormittag kam er vergnügt angeritten, und wir hatten zufrieden unser Frühstück. Unser Nachbar-*camp* war inzwischen aufgelöst, und wir wollten auch am nächsten Morgen weiter reisen. Über die Richtung hielten wir miteinander Kriegsrat. Es war nicht ratsam, zu Fuß noch weiter in den unbekanntem Nordosten zu wandern, die Cooper aufwärts bis nach Inaminka, wo sie aus Queensland in | Südaustralien austritt. Bis dahin kommt die Flut der Cooper jedes Jahr. Im tropischen Queensland weiter nördlich ist sie ein permanenter Fluß, und die Wasserlöcher bei Inaminka sollen auch nie leer werden und das Wasser niemals salzig. Doch bis dahin war die Entfernung noch etwa zwei- oder dreihundert Meilen, und mit etwa dort lebenden Schwarzen hatte unsere Mission nie Verbindung gehabt, wohl aber mit Stämmen nordwärts an der Salz-Creek und Kalakupa bis über die Nordgrenze von Queensland. So wollten wir Nordwestwärts unsere Schritte lenken, nach bekannten Stationen und Lagern an und in der Nähe der Salz-Creek.

Auf dieser Strecke kamen wir an einem Abend an einen sehr schönen Lagerplatz. Es war sonst eine weglose Gegend, und mit einem Führer wie Benjamin konnte der Missionar als Neuling durch solch ein Gebiet reisen, abgeschieden von allen Verkehrswegen des Nordens und weit entfernt von jeder Viehstation. Um so schöner und unberührter war das große Wasserloch, welches wir da fanden, voll klarem, reinen Regenwasser. Kein Knochen, kein Kadaver von einem Tier, weder im Wasser noch am Ufer, und ohne die Menge von Fußspuren, die in der Regel zu tiefen Wasserlöchern führen. Friedlich schwammen einige Wildenten auf dem klaren Wasserspiegel. Von diesen hätte ich gerne welche gehabt. Doch ich hatte kein Jagdgewehr bei mir, so versuchte ichs mit einem kleinen Revolver, ob ich auf gut Glück eine Beute erlangen könnte. Die Vögel erschrecken mächtig und flogen davon von uns unfreundlichen Besuchern, weit fort.

Ich glaube, wir legten einen Rasttag ein bei diesem schönen Wasserplatz, wo unser Gaul gute Weide hatte und mit uns gemeinsam das schönste Trinkwasser. An solchen Orten bäckt man dann auch gern die süßen Brote für die weitere Wüstenfahrt und bessert sein Zeug aus, Tier und Mensch. –

Ich weiß ja nun nicht, nach wie vielen Zwischen-Stationen und Tagen wir in die Nähe der Salz-Creek kamen, nach einer Viehstation mit dem Namen Berlin. Ein Einwanderer aus Berlin hatte sie wohl gegründet und vielleicht damals noch in Besitz. Gemeinsam zwischen der deutschen Großstadt und dieser öden Wüstenstation war nur der Name, und auffallend der große Gegensatz. Auf der Station selber machten wir keinen Besuch, sondern schlugen unser Lager auf nahe bei einem *camp* der Eingebornen, dem ersten, welchen wir auf dieser Reise antrafen, mit großen Leuten und Kindern. Die Familienwohnungen an Plätzen, wo Australneger sich länger aufhalten, sind ja so denkbar einfach als nur möglich. Es sind Rundhütten etwa im Durchmesser von zwei bis zweieinhalb Meter und so niedrig, daß [man] darin nicht aufrecht stehen kann. Am liebsten werden sie auf sandigem Grund errichtet. Innerhalb wird der Grund etwas vertieft nach dem Mittelpunkt hin, wo der Feuerplatz sich befindet. Träger und Säulen haben diese Rundhütten nicht. Das Baumaterial dafür sind krumme Äste und Zweige, mit Vorliebe recht dichtes Buschwerk. Die Holzenden der Äste werden in den Boden gesteckt und oben zusammen gefügt und mit dichtem Busch- und Strauchwerk abgedichtet. Bei den seltenen Regen wird Sand auf das Runddach geschüttet, um es ganz dicht zu machen. Diese Hütten sind weniger Wohngelasse als vielmehr Familien-Schlafräume. Am Tag und abends sitzen die Leute im Freien an einem Feuerlein, wo sie auch ihre Jagdbeute braten. Der Eingang ist klein und eng zum Ein- und Auskriechen für Menschen und Hunde. Ursprünglich hatten sie nur gezähmte Wildhunde, Dingos, die nicht bellen können, sondern nur heulen. Zu meiner Zeit gab es schon viele europäische Hunde in ihrem Besitz, bei der Jagd zu helfen, meist sehr mager und voller | Räude. Von der Größe der eben beschriebenen

239|240

Häuser der Austral-Neger wie der Bösartigkeit ihrer Köter kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß ich einmal, als eine Meute mich anfiel, über ein solches *wurle* hinübersprang und auf der andern Seite, einen Stecken ergreifend, einen Stellungskrieg gegen diese Biester begann, bis sie von den Eigentümern zur Ruhe gebracht wurden. –

Nahe dem *camp* der Eingebornen bei Berlin hielten wir uns wohl ein paar Tage auf und unterhielten uns mit den Bewohnern und luden sie auch ein zum Gegenbesuch auf der Missions-Station.

Darnach zogen wir eine Station weiter, nach Kauri hinüber an der Salz-Creek, eine alte, bekannte Viehstation. *Kauri* heißt Maus. Vielleicht gab es früher viele dieser Jagdtiere der Eingebornen in der Gegend. Der Arm der Salz-Creek an dieser Stelle war zur Zeit meines damaligen Besuches trocken. Ich sah den Verwalter der Station, der keinen sonderlichen Respekt vor meiner Person bekundete, als er vernahm, daß ich solch weite Reise zu Fuß unternommen hatte.

Nahe dieser Station war kein *camp* der Eingebornen, aber in einiger Entfernung hinter der Station in den Sandhügeln. Das war der Platz für uns, Partie von der Missions-Station, wo wir für einige Tage unser Lager bezogen, um mit möglichst vielen Eingebornen verkehren zu können.

Es hatte vor Kurzem geregnet, daher waren allerlei Gras und auch eßbare saftige Kräuter in den Sandhügeln gewachsen, darunter die saftstrotzenden *wilapi* und *manjura*, immer eine beliebte Feldkost bei Eingebornen, die auch wir Weißen als Salate liebten. Besonders die *wilapi* kann man auch in ganz rohem Zustande essen. Ich tats auch diesmal, um etwas Abwechslung zu haben zwischen Aschenkuchen, oder süßen Broten, und Fleisch. Vielleicht aß ich etwas zu viel der ungewohnten Rohkost und bekam darauf Erbrechen, was jedoch bald vorüberging.

Wir machten auch Ausflüge zur fließenden Salz-Creek zwischen grünen Bäumen. Bei kleinen Wasserfällen waren die Eingebornen eifrig dabei, kleine Fische zu fangen, die mit der Flut immer mit vom Norden in schwerer Menge herunter kamen. Auch die Quellflüsse der Salz-Creek, Johnson- und Herbert-River, sind im tropischen Queensland permanente Flüsse, gleich der Cooper. Da kommen bei Fluten immer viele Fischbruten mit, die sich dann in See'n auswachsen. Nur scheint die Salz-Creek nicht so viele und mannichfache See'n zwischen den Sandhügeln aufzufüllen wie die Cooper. In der Salz-Creek sind aber die Fluten viel häufiger als in der Cooper, nur werden ihre Wasserlöcher immer bald salzig, daher der Name. Wie die Kalakupa, ein Nebenarm der Salz-Creek, beschaffen ist, weiß ich nicht, bis dahin kam ich nie, und man hörte auch weniger aus jenen Gegenden. Bäume gibt es ja auch der Salz-Creek entlang, doch so schöne und ausgedehnte Park- und Überschwemmungsgebiete wie zwischen Bethesda und Koperamana gibt es dort droben nicht, wohl aber kleine Überschwemmungsgebiete, die nach der Naturbewässerung herrlich ergrünen von einem

Klee *kalumba*, den die Eingebornen sehr gerne essen als Gemüse. Wir versuchten ihn bei Gelegenheit auch, doch mir sagte dieser Klee nicht zu. – Wir warben auch junge und alte Leute für die Missions-Station und fanden auch in etwas Gehör. Ein ältliches Ehepaar mit einer halbwüchsigen Tochter wollte uns zur Station begleiten. Die Tochter konnte nach entsprechendem Unterricht getauft werden und wurde dabei die aus früheren Abschnitten schon bekannte Anna.

So rüsteten wir uns denn allmählich für die Rückreise. Da hatten wir von Kauri bis Bethesda eine Wegstrecke von reichlich 100 engl[ischen] Meilen, zum größten Teil wasserlos. |

240|241

So zogen wir denn mit wohlgefülltem Wassersack von Kauri los gen Süden. Unsere neuen Freunde aus den Eingebornen mit uns. Sie streiften bald rechts, bald links vom Wege, um Feldkost zu suchen. Benjamin mit unserm Lasttier ging geradeaus auf den Spuren des Postreiters, der bis Kauri hinauf seine überall erwünschte Last brachte.

Der Tag war lang, sonnig, heiß. Immer einmal wieder nahm ich ein Schlücklein aus dem Wassersack, und als die Sonne zur Rüste ging, war er leer von dem kostbaren Naß in der Wüste. Wir hatten Abendessen ohne Wasser oder Tee. Das wollte mir gar nicht behagen. Benjamin kaute gelassen seinen Aschenkuchen. Ich fand in unsern geschrumpften Vorräten noch ein Blechdose mit Obstmus. Das war wenigstens etwas Erfrischendes. Erfrischend war auch die Nacht für guten Schlaf nach der mühsamen Fußwanderung im losen Sande, den es auch in der Lüneburger Heide gibt und von dem der alte Vater Harms<sup>159</sup> bemerkt, er stähle den Charakter.

Zeitig am Morgen ging es nüchtern weiter. Benjamin war recht besorgt um mich. Er meinte, Weiße seien eben nicht so *ngurrungurra*, d. h. abgehärtet, ohne Wasser auf wasserlosen Strecken zu wandern wie sie, die Eingebornen. Er hatte auch wohlwollende und für den Notfall ganz zweckmäßige Vorschläge für mich: Ich sollte mich im Schatten eines dichten Busches hinlegen und zu schlafen versuchen, er wolle so schnell nur möglich zum nächsten Wasserplatz eilen und mir einen ganzen Sack voll Wasser bringen. Doch ich wollte auch fest sein und durchhalten, nicht zurückbleiben.

Auch ein wasserloser Reisetag mit seinen Durstqualen nimmt ein Ende. Um Sonnenuntergang erreichten wir den guten Ziehbrunnen der Viehstation Marapatirina, nur noch 10 Meilen von Bethesda entfernt. Die Verwalterleute waren mir bekannt. Damit war unser Tagesziel erreicht, und alle Not hatte ein Ende. Bald stand der ersehnte Eimer ersehnten frischen Wassers vor, und es galt, vorsichtig und behutsam zu trinken nach der großen Austrocknung, damit es auch gut bekam.

Nach dieser Erquickung und Befriedigung tat ich etwas Unbedachtes. Statt erst Tee kochen zu lassen und mit meinem Benjamin ein regelrechtes Abendbrot zu genießen, besuchte ich die nahe Station und ließ mich zum Tee einladen. Ich trank eine Menge

159 Gemeint ist wohl Louis Harms, der Gründer der Hermannsbürger Mission.

Tassen Tee, aß Hammelkeule und gutes Brot und vergaß ganz meinen braven Benjamin. Er saß geduldig bei unserem Gepäck, hatte sich ja satt getrunken, und als ich fragte, ob er auch gegessen, antwortete er: „Wie konnte ich denn, Du warst ja nicht hier!“ Da tat mir meine Gedankenlosigkeit leid. Ich entschuldigte mich vor meinem übergewissenhaften schwarzen Führer und redete ihm gut zu, sich einen guten Tee zu brauen und den Rest unserer Vorräte möglichst aufzuessen, den Morgen kämen wir ja heim. Das tat er denn auch, und wir hatten eine gute Nachtruhe beim Brunnen der Erquickung, mitsamt unsern Begleitern von der Salz-Creek herab.

241|242 Nächstes Tages in guter Zeit erreichten wir wohlbehalten unsere Station Bethesda, und damit war meine erste Fußreise und Missionsreise glücklich vollendet nach der Dauer von etlichen Wochen. |

Meine zweite und größte Missionsreise machte ich einige Jahre später, in der kühlen Zeit von 1883.

Bis dahin war ich notgedrungen, wenn auch nicht aus Neigung, ein reitender Buschmann geworden. Jeder eingelebte Buschmann, ob Missionar oder Viehhirte, muß reiten können, sonst kann er im weiten nordischen Wüstenland nicht existieren. In einem früherem Abschnitt erzählte ich ja, wie ich die Kommission zu Pferde von der Bahn holte und wieder fortbegleitete.<sup>160</sup>

Bei meinen Reitübungen hatte ich ja allerlei Erfahrungen zu machen. Zuerst erhielt ich den sehr langbeinigen Ranger, man kann das Wort etwas frei auch mit »Renner« übersetzen. Der ging mit mir ab im rasenden Galopp, so daß ich bald meinen Hut verlor, doch selber im Sattel blieb. Mehr sagte mir der mittelgroße, wenn auch bewegliche Eisenschimmel Johny zu, auf dem ich manch angenehmen Ritt machte, freilich auch einmal über seinen Kopf zur Erde flog. Da war mein erster Gedanke: Nur schnell auf, daß mir das Reittier nicht etwa auf den Rücken springt! Der Sturz war weder meine eigene Schuld noch die des Pferdes. Es trat in ein Mausloch und [eine] dadurch unterhöhlte Bodenstelle und fiel so auf die Knie. Bei solch plötzlichem Halt fliegt der beste Reiter vornüber. Nach meiner Erinnerung war es der einzige Sturz vom Pferde bei Geländeritten in den australischen Wüsteneien. –

Viel wurde erzählt von den Reitkünsten eines alten Buschmannes Tom Hill. Er soll am festesten im Sattel gesessen sein, wenn er der Schnapsflasche zugesprochen hatte. Bei solchen Gelegenheiten hätte er im sausenden Galopp seinen Hut vor sich hingeworfen und mit seinen langen Armen wieder vom Boden aufgehoben. Ich selber habe das ja nie gesehen.

Meine sechswöchige Nordlandsreise machte ich zu der Zeit, als die Mutter längere Zeit bei uns zu Besuch war und so die Tochter die beste und liebste Gesellschaft hatte. Diese Reise wurde von mir und meinen Lieben sehr sorgfältig vorbereitet, auch mit gutem, aber leichtem Reisezelt und allen nur wünschenswerten Reiseeffekten.

160 I 283f.

Die Reise geschah im Auftrag des Komitees nach Beschluß aus dem Jahr 1883. Ich sollte feststellen, ob es zweckmäßig sein würde, weiter im Norden eine Zweigstation unserer Mission zu gründen. Der zweite Johann Flierl war ja berufen und schon in Sicht. Vor Ende von 1883 sollte er eintreffen.

Ich nahm diesmal zwei schwarze Begleiter mit, die aus dem Norden und den dortigen Stämmen stammten, den Elias Palkilina, ein Wonkanguru von der Salz-Creek aus der Zahl unserer Erstgetauften, und den Nathanael Nimpilina, der auch schon getauft war. Er stammte aus Queensland. Seine Stammesgenossen wurden von grausamen Viehhaltern wahllos niedergeschossen. Er konnte entfliehen und sich über die Grenze retten nach Süd-Australien und fand schließlich unsere Station, wo er die Dieri-Sprache lernte und mit gutem Erfolg Schule und Taufunterricht besuchte. Er war eine treue, aufrichtige Seele. Daher sein Taufname Nathanael.<sup>161</sup>

Diese zwei Männer kannten die nördlichen Gegenden bis nach Queensland hinein auf das Genaueste und waren die besten Führer, die ich aus unserer kleinen Missionsgemeinde mir auswählen konnte.

Wir hatten auf der sechswöchigen Reise über 30 Nachtlagerstellen, von denen ich natürlich nur wenige im Gedächtnis behalten konnte. Wir reisten von Bethesda über Mangarane, an 30 englische Meilen entfernt, eine neuere Viehstation, und von da auf Reit- und Wagenspuren nach Norden, zwischen den Stationen Kauri und Berlin durch, und berührten bald die Salz-Creek mit tiefen | Löchern voll klaren, frischen Wassers. Die steilen Ufer waren etwas sumpfig. Als wir da unsere Pferde tränken wollten, merkten wir die große Vorsicht dieser Tiere an gefährlichen Orten am Wasser, wo sie etwas Sumpf wittern. Da muß man vor allem die Hoppeln oder Fesseln von den Vorderfüßen losmachen. Rinder mit gespaltenen Klauen sind ja an sumpfigen Stellen nicht so gefährdet wie die Pferde mit ihren plumben, klumpigen Hufen; sie können leichter ihre beweglichen Füße aus dem Schlamm ziehen wie die Pferde. Die Pferde stoßen an so gefährlichen Orten einen sehr charakteristischen und weithin vernehmlichen Warnlaut aus, ein sehr eigenartiges und lautes Schnupfern, welches die anderen Tiere und auch die Besitzer wohl aufmerksam machen kann auf die Gefahr.

242|243

Bald kamen wir an die Stelle, wo die zwei Quellflüsse der Salz-Creek, von Nord-Queensland kommend, sich vereinen in einem großen Überschwemmungsgebiet, in dem keine schönen Bäume stehen, wie im Parkland der Cooper bei Bethesda-Koperamana, sondern unendlich viel der sogenannten *spinnefex*-Büsche, über mannshoch, sehr buschig und dornig aussehend, ohne eigentliche Dornen zu haben, und vielfach so dicht zusammen, daß man stellenweise nicht durchkommen kann; eine unendliche Fläche schwer zum Durchfinden und leicht zum Verirren, eine sehr eigenartige Wildnis.

161 Vielleicht denkt Flierl hier an den Jesusjünger Nathanael (Joh 1,45–50).

Wir folgten dem östlichen Quellfluß nach Norden zur Grenze der Nachbarkolonie und kamen dabei durch die Great Stony Desert – die große steinige Wüste –,<sup>162</sup> wohl von 100 englische Meilen Ausdehnung nach jeder Richtung mit sehr viel kleinem Gestein und ohne das geringste Vorkommen von Busch, weder klein noch groß. Nach Regen wächst auf dieser Steinwüste wenig Futter, so daß Weiderinder herumstreunen, und ihr trockener Mist gibt das einzige Feuerungsmaterial, ohne auch nur den kleinsten Stecken von Holz. In dieser trostlosen Gegend hatten wir einige Male unsern Tee mit trockenem Kuhmist zu kochen.

Endlich kamen wir zu einer Viehstation, nicht mehr ferne von der Queensländer Grenze, damals offenbar die einzige Station zwischen Kauri-Berlin und der Grenze im Norden. Die Station lag an einem großen Wasserloch mit festen Ufern. „*Nice sheet of water!*“ – schöne Wasserfläche, bemerkte der Verwalter der Station, bei dem ich einiges einkaufte, Fleisch und Mehl zu Ergänzung unserer Reisevorräte. Die Preise waren der abgelegenen Lage im fernen Norden entsprechend. An dem schönen Platz blieben wir ein paar Tage zu Erholung für uns und unsere Pferde, auch süße Brote zu backen, Fleisch zu braten, wofür wir eine kleine Bratpfanne mitführten.

Dann ging es wieder weiter, und bald überschritten wir die Grenze der Kolonie ohne jede Umstände und Förmlichkeit. Der Verkehr dieser Gegenden geht durchwegs nach Adelaide, das immer noch viel näher liegt als die Küstenstädte von Queensland. Nahe der Grenze noch kamen wir zu dem *township* Birdsville, ein winziges Buschstädtchen mit wenig Häusern und darunter auch mit einem Laden, der entsprechend der Lage ganz gesalzene Preise hatte. Ich kaufte dem entsprechend auch nur ganz wenig. Von hier aus wandten wir uns nach Westen innerhalb der Grenze von Queensland. Wir kamen durch eine ganz schöne Gegend mit hohen Sandhügeln gleich kleinen Bergen, die in Richtung Süd-Nord verliefen und daher von uns alle überquert werden mußten. Was ja zu Pferd viel leichter geht als etwa mit Fuhrwerken. Dafür waren die Ebenen dazwischen breit und mit festem Grunde, von vielen großen Bäumen bestanden, die | recht eigenartig, schön und gerade waren.

243|244

Nach einiger Zeit erreichten wir die Flußübergänge des Herbert-River, wo wir Schwierigkeiten mit unseren Pferden hatten. Wir aßen da etwas zur Mittagszeit. Nathanael Nimpilina kaute noch mit vollen Backen an seinen süßen Broten, als sein Kamerad, der Elias, ein Pferd über das Wasser führte, wo es plötzlich einsank und den Kopf zur Seite ins Wasser legte. Das ist für Pferde eine gefährliche Situation. Sie ertrinken sehr schnell, wenn einmal ihr Kopf unters Wasser kommt. Ich kommandierte scharf, dem Pferde zu helfen. Nathanael ließ sein Brot zu Boden fallen, und mit vereinten Kräften wurde das Tier gerettet. – Bei einem anderen Übergang blieb ich im Sattel meines hochbeinigen Fox (Fuchs), den ich diesmal ritt, nachdem ich meine beiden Eingebornen den Grund im Wasser hatte untersuchen lassen. Es schien mehr

162 Heute Sturtwüste, im englischen Sturt Stony Desert.

fester sandiger Grund zu sein. Die Füße meiner Leute machten fast keine Eindrücke. Aber es ist eben ein Unterschied zwischen den flachen Sohlen eines Menschen und den harten Hufen eines großen Pferdes mit Reiter. Mein Fox sank ein in den Grund, seine langen Beine wurden immer kürzer. Nun erging das Kommando an mich: „Kulkoamai, kulkoamai!“ Spring ab, spring ab! Schnell sprang ich ins Wasser, und mit unserer Beihilfe, befreit von seiner Last, konnte mein Fox seine langen Haxen wieder aus dem sumpfigen Grund des Flusses ziehen.

So hatten wir bald alle Arme des Flusses überwunden, und auf der andern Seite ritten wir bald wieder südwärts und [nach] einiger Zeit über die süd-australische Grenze zurück.

Nicht sehr weit südlich von Queenslands Grenze entfernt erreichten wir eine Stelle, wo eine neue Viehstation aufgebaut wurde. Als Verwalter traf ich da meinen alten Bekannten, den Mr. Armstrong, mit dem wir eines abends gesprochen, als ich im Jahr zuvor die Missions-Kommission zur Bahn begleiten durfte, und der allerlei Unterstützungen zugesagt hatte. Er erinnerte sich daran ganz von selbst. Als ich Fleisch für uns kaufen wollte, erhielt ich es gratis: Es sähe nicht gut aus, wenn eine Viehstation sich von einem Durchreisenden das Fleisch bezahlen lasse. Auch frische Pferde könnte ich zu irgend einer Zeit haben, um einen Platz Belhana zu besuchen, der geeignet sein könnte, dort einen Missionsposten anzulegen.

Es herrschte reges Leben an dem Ort. Es waren mindestens ein Hundert Eingeborne an dem Platz und arbeiteten für den menschenfreundlichen und auch Schwarzenfreundlichen Herrn, Mitglied der englischen Brüdergemeinde. Sie traten Lehm und halfen einfache Stationsgebäude aufrichten. Die Wände wurden aufgemauert und dann mit Beilen Fenster- und Tür-Öffnungen ausgehackt und alles erforderliche Baumaterial herbeigeschafft. Die Reste der Urbewohner naher Gegenden hatten sich wohl alle um den guten Mr. Armstrong gesammelt. Und es zeigte sich so recht, wie die australischen Eingebornen des Inneren guten Weißen sich sehr wohl nützlich machen können.

Es war das der einzige Platz, da ich auf unserer sechswöchigen Reise Haufen von Schwarzen beieinander sah. Auf der ganzen Strecke, da wir in Queensland selber von Ost nach West zogen, hatten wir keinen einzigen Eingebornen gesehen. Auch auf der ganzen langen Strecke nördlich von den Stationen Kauri-Berlin bis Birdsville sahen wir keinen einzigen Schwarzen, auch nicht bei der Station an dem schönen großen Wasserloch, nahe der Grenze.

Auch auf unserem Rückweg von Mr. Armstrongs Platz aus bis nahe der Station Kauri stellten sich uns nur einmal zwei Burschen vor als *anta mulu julku*: „Wir beide sind Sandhügler!“, | wie ich in einem früheren Abschnitt schon erwähnte.<sup>163</sup>

244|245

163 I 224.

Bei dem Platz des freundlichen Herrn Armstrong blieben [wir] wohl eine Woche, und ich nahm auch sein freundliches Anerbieten an von frischen Pferden für einen zweitägigen Ausflug nach dem Platz Belhana, weiter südlich gelegen. Wir nahmen drei frische Pferde, zwei für Sattel und eins fürs Gepäck. Elias hütete ein, Nathanael ritt mit mir. Unsere frischen Pferde waren etwas zu frisch, wildes Zeug zwischen die Beine.<sup>164</sup> Kaum saßen wir richtig im Sattel, so ging die Hatz los. Man hatte Mühe, sich im Sattel zu halten. In einiger Entfernung wurde ich gewahr, daß mein Nathanael mit seinen beiden Pferden sattellos um die Wette lief. Er war, das Packpferd führend, mit einem Baum in Collision geraten. Allmählich mäßigte mein Racker sein wildes Tempo. Auch dem Nathanael war es gelungen, seiner Ausreißer wieder habhaft zu werden und sich mir anzuschließen.

So kamen wir denn glücklich nachmittags in Belhana an. Unsere Schenkelmuskeln schmerzten freilich nicht schlecht. Abends und morgens noch einmal beschauten wir den Platz und seine Umgebung. Etwas Besonderes war nicht daran, nicht einmal ein großes Wasserloch mit „schöner Wasserfläche“. Vielleicht fand sich gutes Wasser im Boden, durch Brunnen zu erschließen. Das Beste würde aber wohl gefehlt haben: Zahlreiche Eingeborne am Platz und in der Umgegend.

Der Rückritt nach Armstrongs Platz vollzog sich etwas gemüthlicher als der Ausritt.

Nun bereiteten wir uns vor für die Heimreise. Sie vollzog sich ohne besondere Ereignisse und war doch ziemlich mühsam. Nathanaels Stute verwarf ein Fohlen unterwegs im Reiten. Der Anblick griff Elias so an, daß er sich erbrechen mußte. Dann wurden noch fast alle unsere Pferde sattelwund, so daß sie schließlich nur noch zur Not unser Gepäck tragen konnten und wir zu Fuß nebenher laufen konnten. Hoch zu Roß waren wir vor sechs Wochen von Bethesda ausgezogen, bescheidenlich und demütig kehrten wir mit unseren Tieren heim, doch waren wir selber gesund geblieben und trafen auch die Bewohner der Station Bethesda wohl und gesund an, besonders auch in meinem Hause die Schwiegermutter und ihre Tochter.

Und nun hatte ich mein Gutachten und Bericht über meine große Untersuchungsreise an das Missions-Komitee zu schreiben. Da konnte ich es durchaus nicht für ratsam finden, daß wir eine Zweigstation weiter im Norden anlegen sollten. Dem Häuflein der Eingebornen nahe an Queenslands Grenze würde das ja ganz willkommen gewesen sein, aber wir hätten unserer Station Bethesda damit das Wasser abgegraben. Alle diese kümmerlichen Stammesreste im Norden bis zur Grenze von Queensland und noch über diese hinüber kannten unsere Station Bethesda und konnten ohne Mühe und Schwierigkeiten zu uns herunter kommen, wie auch das Beispiel von Nathanael zeigte.

Eine Zweigstation etliche Hundert englische Meilen weiter im Norden wäre wegen der Transporte untragbar teuer geworden, und es wäre kein Platz auffindbar gewesen,

164 Flierl bezieht sich auf den oben zitierten Ausspruch von Gustav Julius Rechner (I 317).

gut und ertragsfähig genug, um solchen Platz zu verbilligen. Daher sei solch ein Projekt fallen zu lassen. |

245|246

Aller guten Dinge sind ja drei. So folge nun noch der Bericht über meine dritte Missionsreise. Diese machte ich in der kühlen Zeit 1884, diesmal nach dem Nordwesten von der unteren Coopers Creek zur unteren Salz-Creek.

Diesmal war mein Begleiter und Führer der gute Timotheus Maltilina, der diese Gegenden am genauesten kannte. Wir zogen los mit drei Pferden, zwei für Sattel und eins fürs Gepäck. Mein bewährtes Reisezelt vom Vorjahr nahmen wir auch mit. In der kühleren Zeit gab es auch je und dann Regenschauer. Da war man dann im Zelt mitsamt seinen Reise-Effekten am besten geschützt. So einmal auf der großen Nordreise. Da zelteten wir ohne Wasser. Die beiden Begleiter hatten sich außen hingelegt. Als die großen Tropfen anfangen zu fallen, flüchteten sie zu mir ins Zelt. Bald stand draußen in kleinen Vertiefungen Wasser. Ich schöpfte noch in der Nacht mit meinem Becher und erquickte mich an dieser frischen Gabe von oben.

Bei der letzten kleineren Reise hatten wir ja keinen Regen, aber das Zelt schlugen wir doch für die Nächte an verschiedenen Orten auf, das erste Mal an der unteren Cooper. Da gab es keine Parklandschaft mehr und nur eine schmale trockene Wasserrinne. Wir hatten Kerzenlicht im Zelt und machten es uns vorm Einschlafen recht gemütlich, verzehrten einige schöne Äpfel aus dem Süden, und ich trieb mit meinem lernbegierigen Timotheus auch etwas Deutsch.

Am nächsten Morgen ritten wir ohne Weg und Steg nordwärts zwischen den Sandhügeln ohne Richtungsweiser durch eine Creek, wie am Tag zuvor der Cooper entlang. Von erhöhten Orten aus sahen wir im Westen die ungeheuren Salzfelder des ausgetrockneten Eyre-See's, die wie Schneefelder heraufblinkten. Wir hatten kein Interesse, denselben nahe zu kommen. Eingeborne gab es in diesen öden Salzwüsteneien zur Zeit keine, und wir kannten die grauisigen Geschichten von Weißen, die sich auf die Salzkruste gewagt und durchbrachen in den bodenlosen Morast. Nur in den seltenen Fällen, wenn der ungeheure Salzsee durch die Fluten der Cooper, der Salz-Creek, Kalakupa, Finke usw. gefüllt wurde, war seine weite Fläche für kurze Zeit belebt von Fischen und Vögeln und anziehend für die herumstreifenden Eingebornen.

Ich kann mich nun nicht mehr erinnern, wie lange wir brauchten, die einförmige Sandhügelgegend zwischen der Cooper und Salz-Creek zu durchreiten. Jedenfalls ging alles gut mit meinem guten Führer. Dann sehe ich auf einmal ausgedehnte Baumgruppen, und Tim meldete mir, daß wir damit an der unteren Salz-Creek uns befänden.

Da schlugen wir dann am ersten besten Ort unser Zelt auf für Nachtherberge. Spuren von Eingebornen fanden wir zunächst keine, und das war es doch vor allem, das wir suchten. So blieben wir denn nicht lange an dem schönen, aber menschenleeren Ort.

Und nun beging ich eine ganz unbegreifliche Unbesonnenheit. – Es gibt eben im Menschenleben immer einmal Augenblicke, da man noch dümmer als gewöhnlich ist. – Ich bestellte Tim zum Einhüter unsers Lagers und Zeltens und ritt ganz allein aus, Menschen zu suchen. Das drohte schlimm auszugehen, doch hatte ich in der Folge mehr Glück als Verstand in diesem Fall. Ich wundere mich heute noch, nach mehr als einem halben Jahrhundert, daß mein Führer keinerlei Einwendungen machte. Er wußte sicher, daß ich in der mir so völlig unbekanntem Gegend mich verlieren mußte. Er dachte wohl, ich müßte durch Schaden klug werden, und daß er notfalls, meinen Spuren folgend, mich wohl rechtzeitig | wieder auffinden würde, wenn ich zu lange ausbliebe.

Ich hätte bei meinem abenteuerlichen Ausritt allein und ganz ohne Führer an das Schicksal eines jungen Mannes, Oskar Schwarzkopf, denken können, der kurz vor meiner Ankunft im Lande aus den Gemeinden im Süden auf der Missionsstation Arbeit genommen hatte. Er mangelte in dem Maß jeder Gabe der Orientierung, daß, wenn er von einem Holzwagen in der Cooper nur ein paar Hundert Schritt hinwegging, [er] nicht mehr zurückfand. Als er einmal zu Pferd nach einem nahen Ort geschickt wurde, fand er nicht mehr zurück. Schwarze und Weiße in der Mission suchten ihn vergebens einen Tag, und einen zweiten Tag – vergeblich! Der Bruder Jakob kam erschöpft in seine Schäferhütte zurück, warf sich auf sein Lager und sagte: „Wenn wir den Oskar nochmal lebendig finden, dann muß er unter sicherer Begleitung heimgebracht werden nach dem Süden, der macht uns noch alle unglücklich!“ Am dritten Tag wurde dann endlich der verlorene Schwarzkopf gefunden. Erst fand man das tote Pferd, darnach nahebei unter einem Strauch den Oskar, Schaum vorm Munde, bewußtlos. Man flößte ihm belebende Flüssigkeit ein, brachte ihn wieder zum Leben und auf die Station zur Pflege, und bei erster guter Gelegenheit wurde er heimgeschickt. –

Mein einsamer Ausritt ging ja nach allem noch glücklicher aus. Freilich hatte ich bald alle Orientierung verloren. Eine Baumgruppe sah ja aus wie die andere, und das baumlose Land hatte erst gar keine Merkmale und Anhaltspunkte. So ritt ich in den Tag hinein, sah bald keinen Baum und Strauch mehr, glaubte, ich sei südlich der Salz-Creek und ritt der Sonne nach nördlich, um sie wieder zu erreichen, dabei stellte sich nachher heraus, daß ich schon im Norden davon war. Sie hatte in der Gegend keine Wasser-Rinne mehr und keinen Baum noch Strauch. So ritt ich unwissentlich immer weiter davon weg, der Kalakupa zu ohne jede Wegspur, ohne irgend eine rettende Station. Die Kalakupa war von meinem Standort etwa 100 Meilen weiter im Norden, und dort gabs keine Station und wenig streifende Schwarze.

Ahnungslos ritt ich so einem schrecklichen Verhängnis entgegen. Doch ein glücklicher Umstand, vielmehr eine freundliche Gottesfügung, rettete mich in der wegelosen öden Gegend. Im letzten Strauchwerk hatte ich meinen schönen deutschen Ledergurt

verloren mit der Aufschrift auf der Schnalle: „Gott mit uns!“ Trotz angestrengtestem Suchen konnte ich ihn durchaus nicht mehr finden. Das konnte ja ein schlimmes Omen sein. Doch Gott blieb bei mir und führte mich zuletzt recht.

Als ich so dahin ritt in den Sandhügeln gen Norden, hörte ich auf einmal menschliche Stimmen. Es waren Eingeborne. Da hatte ich ja glücklich gefunden, was ich suchte. Ein ganzer Schwarm von Leuten erschien vor meinen Augen und ein größerer *camp* oder Lager an einem schönen Wasserplatz zwischen den Sandhügeln, der nicht mit der Salz-Creek zusammenhing. Es war reines, schönes Regenwasser und schönes Grün ringsum, ein Lieblingsaufenthalt der Eingebornen, und auch für mich hieß es: „Hie ist gut sein!“<sup>165</sup>

Ich sattelte ab, und meine erste Sorge war: Wie kommt Tim mit unsern beiden andern Pferden und unserem Lager hierher? Auch da wurde bald Rat. Die herumstreifenden Schwarzen hatten inzwischen unser Lager entdeckt. Denen entging nichts in ihrer Umgebung. Ein paar junge Burschen machten bereitwillig die Botenläufer und kamen bald, am gleichen Tage noch, mit meinem Timotheus an. |

247|248

An diesem schönen Orte hatten wir dann unser Dauerlager für etliche Tage und unterhielten uns mit bekannten und unbekanntem Bewohnern dieses Lagers, mit Jungen wie mit Alten. Bei solchen Gelegenheiten warben wir auch immer um jüngere Zöglinge für Missions-Station und Schule und luden auch die älteren ein zu Gegenbesuchen an unserer Station, wo allezeit auch *camps* der Eingebornen besonders vom Norden her sich befanden. Ob bei unserer Rückreise zur Station uns diesmal etliche Leute folgten, ist mir nicht mehr in Erinnerung.

Den Rückweg nahmen wir über die altbekannte Viehstation Kauri auf dem gleichen Weg, den ich auf meiner ersten Missionsreise mit Benjamin zu Fuß gemacht hatte. Es war das der vielberittene Postweg, den unser altbekannter Postreiter Jack Haster immer innerhalb etlicher Wochen hin und her machte und [der] auch von anderen Reisenden oft benutzt wurde.

Diesmal hatten wir keinerlei Not noch Schwierigkeiten und erreichten eines abends wohlbehalten die Station Marapatirina, wo wir alsbald abkochten und unser Abendbrot zu uns nahmen. Dann bekam ich noch Lust, noch nachts zu Fuß heimzuwandern und die Lieben zu überraschen. Ich übergab dem Timotheus unser Lager mit Pferden und Sachen und allem Gepäck, um nächsten Tages damit heimzukommen zur Station Bethesda.

Ich selber nahm in mond heller Nacht noch den Weg von zehn englischen Meilen, etwa drei Wegstunden, unter meine Füße. Ein Risiko, mich zu verirren, bestand in dieser wohlbekanntem Gegend nicht für mich; rechts Sandhügel, links Sandhügel, führte in der schmalen und kahlen Ebene dazwischen der vielgebrauchte Weg zum Nordende des Kilalpanina-See's.

165 Mt 17,4, Mk 9,5 und Lk 9,33.

Ich kam glücklich hinauf. Im breiteren Nordteil des See's glitzerte noch die Wasserfläche, war aber schon vor längerer Zeit so salzig geworden, daß die Fische starben und von den Wellen ans Ufer geworfen worden waren zu überreichlichem Mahle für die gefräßigen Pelikane mit ihren riesigen Schnäbeln. Mit dem Aufhören der Fische in unserm See verringerte sich auch die Zahl der *camp*-Schwarzen an der Station.

Ich wanderte auf dem westlichen Uferhügel vollends zur Station hinab. Bald konnte ich im Mondlicht die Umrise der Gebäude der Station erkennen, besonders der Kirche mit ihrem Turm, wo nahebei unser Haus lag. An dieser Stelle war der See längst trocken und der Grund fest. Der Mitternachtsruf unserer Stationshähne lud mich zum Übergang zur Station und unserm Haus ein. – Es brannte noch Licht. Ich klopfte an. Die Insassen fragten: „Wer da?“ Ich klopfte nur immer weiter. Sie fragten auf Deutsch, Englisch, Dieri. Als ich nur weiter klopfte, sagte meine Frau zum Vetter, der damals bei uns herbergte, er solle vorm Öffnen die Flinte holen. Als so die Situation gefährlich werden wollte, gab ich mich zu erkennen. Die Türe flog auf ohne drohenden Gewehrlauf, und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Der Vetter hatte wichtige Post erledigt nach Grüntal bei Hahndorf in seiner Verlobungssache, und Luise hatte natürlich an Eltern und Geschwister in Langmeil-Tanunda zu schreiben. So kam es, daß ich sie noch wachend antraf.

Am nächsten Vormittag kam auch Tim an, mein Feldzeugmeister. So war die dritte Missionsreise glücklich vollendet.

Am 17. März 1941. Wegen Schonung der Augen nicht durchgesehen. Ob Gott will, folgt Fortsetzung. |

**RELIGIONSRESTE, SITTEN UND UNSITTEN  
UND ALLERLEI BRAUCHTUM BEI DEN DIERI  
UND VERWANDTEN NACHBARSTÄMMEN  
IM HOHEN NORDEN VON SÜD-AUSTRALIEN –  
AN DER COOPER- UND SALZ-CREEK**

Der Kulturmensch ist schnell fertig mit seinem Urteil über solche Naturmenschen, wie die Austral-Neger es sind und die uns so wohlbekanntes Dieri und Nachbarstämme: Sie seien gar keine richtigen Menschen, stünden ziemlich auf gleicher Stufe wie die Tiere, wüßten nichts von höheren Wesen usw.

Solche Europäer würden gleich auf andere Gedanken kommen, wenn sie sich nur die geringste Mühe geben würden, ihre wohl klingenden Sprachen zu lernen mit so feinen grammatischen Regeln, daß wir Europäer und besonders ein Engländer sie eigentlich beneiden müßte. In einem früheren Abschnitt habe ich ja von der Dieri-Sprache einige Mitteilungen gemacht, die immerhin bemerkenswert sind.<sup>166</sup>

Ihre Sprache mußte ich ja lernen, um unter ihnen Missionsarbeit treiben zu können; sonst kann ich mich nicht rühmen, über das Geistesleben dieser Leute tiefer nachgeforscht zu haben. Ich hatte damals selber noch zu wenig Verständnis dafür, und die vielerlei Arbeiten im Äußern und Innern drängten zu sehr, nahmen Zeit und Ruhe weg für solche Forschungen. Ich gebe nachstehend nur, was ich so ganz nebenbei, während meines ungefähr siebenjährigen Aufenthalts unter jenen Stämmen, wahrgenommen habe.<sup>167</sup>

Es findet sich auch bei den Dieri und ihren Nachbarn das Fundament aller Religion, nämlich der Glaube an höhere Wesen. Sie kennen sehr wohl das gute und das böse Prinzip, ein gutes höheres Wesen und ein böses höheres Wesen. Freilich hatte der Glaube an das Letztere den weitaus größten Einfluß auf ihr Denken, Tun und Leben. Was ja bei allen Heidenvölkern der Fall ist. Sie hatten ureigene Worte in ihrer Sprache, Namen und Bezeichnungen für das gute höhere Wesen und vor allem für das böse höhere Wesen. Das waren keine eingeführten Lehnworte, sondern eigenes Sprachgut.

166 I 223–225.

167 Wie die folgenden Ausführungen zeigen, besaß Flierl in der Tat nur sehr oberflächliche Kenntnisse der Religion der Dieri. Ohne die Mißverständnisse im einzelnen aufklären zu wollen, sei daher auf die Darstellung in Stevens: *Killalpaninna Mission*, S. 26–29, verwiesen, wo der heutige Wissensstand referiert wird.

Das gute höhere Wesen heißt bei den Dieri *Muramura*. Es dürfte dies Wort wohl dem Wort *Anutu* bei unsern Neu-Guinea-Leuten entsprechen. Mein Begleiter Frank auf meiner ersten Südreise fing auf einem Rastplatz ganz von selbst von ihrem *Muramura* zu sprechen an. Leider achtete ich zu wenig auf seine Mitteilungen und ging diesen Gedanken nicht nach.

Der *Muramura* hause in Bäumen, *patara* – die kleineren *boxtree*, wie sie in der Coopers Creek heimisch sind. Das sind dann *pataramurana*, Götterbäume. So hieß auch einer unserer Schüler. Ein solcher Götterbaum wurde auch ins Museum in Adelaide geliefert von einem meiner Nachfolger.<sup>168</sup>

249|250 Ich sah einmal dies Museum in Adelaide, in dem Theodor Vogelsang, Sohn unseres Bruders Vogelsang, Aufseher ist, der als sachkundiger Mann auch allerlei von den Eingebornen zu übersetzen hatte. Ich hatte mich nur zu wundern über | all die feinen Sachen von den australischen Eingebornen, die da ausgestellt sind und die man im täglichen Leben der dortigen Schwarzen nicht mehr zu sehen bekommen konnte.

Was die Dieri von ihrem höheren Wesen auszusagen hatten, weiß ich leider nicht, jedenfalls nichts Ungutes, und das ist immerhin wichtig. Sie hatten ihren guten Gott vergessen.

Die Hermannsbürger Missionare führten das englische Wort für *Gott* ein, *God* mit der vokalischen Endung »a«, also *Goda*, und wir behielten es bei, auch meine Nachfolger in der Übersetzung des Neuen Testaments. Vielleicht wäre nach näherer Nachforschung besser ihr eigenstes Wort über das gute höhere Wesen, *Muramura*, eingeführt worden. Der Name Jesu wurde übernommen und für Erretter, Erlöser ein eigenes Dieri-Wort gebildet, *Kulkanipirna*, von *kulkana*, befreien, erlösen, erretten und *pirna*, groß, also der große Befreier oder Erlöser. Für Herr hatte Dieri ein eigenes Wort, nämlich *Kunakulno*.

Hatten die Dieri von ihrem höchsten Wesen, dem *Muramura*, nicht viel zu sagen, nicht viel Gutes noch weniger Ungutes, so um so mehr von dem höchsten bösen Wesen in ihrer dürftigen Gotteslehre, und zwar nur Schlimmes und Ungutes. Das höhere böse Wesen heißt in Dieri *Kutji*, und dies Wort wird fast nur mit dem Beiwort *madlentji* gebraucht, also *Kutji madlentji*, der böse, der schlechte *Kutji*. Das ist eine Parallele zu unserm deutschen Sprachgebrauch, in dem das Volk sehr häufig den Ausdruck gebraucht: „Der Böse!“

Den *Kutji madlentji* fürchteten die Dieri gar sehr. Und als Werk des Teufels unter ihnen darf man wohl die Zauberei bezeichnen, die unter ihnen gang und gebe war, so wie unter den Eingebornen auf Neu Guinea. Es ist wohl zu beachten, daß die

168 Der vier Meter hohe fossile Baum ist dort heute noch zu besichtigen. Er steht vor dem Eingang zum Ostflügel des South Australian Museum in Adelaide. Zu seiner mythologischen Bedeutung siehe Chris Nobbs: A pillar of the sky. The significance of the fossilised tree which stands outside the South Australian Museum, *Journal of the Anthropological Society of South Australia* 27 (1989), S. 37–54.

finsteren Werke der Zauberei und des Aberglaubens innerhalb der ganzen Menschheit unheilvoll im Schwange gehen, wo nicht das Christentum den vollen Sieg errungen hat. Die seit alten Zeiten hochcivilisierten Gelben im Reich der Mitte, die Rothhäute in den Urwäldern Amerikas, die Neger in Afrika, die Südsee-Insulaner, die Australne-ger – überall und allenthalben das gleiche unheilvolle Zaubereiuwesen und ihre [*sic*] grauenhaften Folgen, Haß, Mord und Blutvergießen.

Nur die Technik der Zauberei ist lokal ein wenig verschieden. Unsere Papua auf Neuguinea übten die Zauberei durch Bündlein knüpfen – *hafezo* –, wozu sie immer irgend etwas brauchten von dem zu Verzaubernden. Bei dem Dieri-Zauberer, dem *kunki*, auch ein echtes Dieri-Wort, lag das einfacher. Sein Zauber-Gerät war ein Totenknochen, an einem Ende zugespitzt, und damit übte er seine unheimliche Funktion aus – das *moku-dakana*, mit dem Knochen stechen –, gewöhnlich den Schlafenden in den Fuß mit oft tödlichem Ausgang. Vielleicht ist die Vermutung richtig, daß dabei das unglückliche Opfer mit Leichengift infiziert wurde. Für den Zauberer, den *kunki*, wirkte sich seine Funktion auch häufig verhängnisvoll aus. So wie in Neu Guinea erreichte auch im Inneren von Australien den Missetäter die Rache. *Pinga* hieß die Bluträcherschaar bei den Dieri und Nachbarstämmen, die nächtlicher Weile unter Anführung eines Großmannes den *camp* des Zauberers mit wildem Geschrei überfiel, mit dem Schlagholz, oder *kira*, ihm den Kopf spaltete und mit dem Speer durchbohrte.

Also Völkerschaften weltweit von einander entfernt und ohne alle Verbindung hatten die gleichen grausamen Bräuche unter Herrschaft des Fürsten der Finsternis, so lange sie nicht die frohe Botschaft des Friedefürsten vernommen und angenommen hatten. |

250|251

Ich werde zunächst noch zwei Sitten der Dieri anführen, die wohl auch das religiöse Gebiet streifen. Das ist die Beschneidung und der Totemismus. Ähnlich wie die Neu-Guinea-Leute haben auch die Dieri und Nachbarstämme die Beschneidung der jungen Burschen auf zweierlei Art, als Circumcision und auch als Incision.<sup>169</sup> Ich habe darüber gehört oder auch gelesen, es geschähe das zu dem Zweck, da sich die Stämme nicht zu sehr vermehren sollen, da das Wüstenland nicht zu viele Einwohner ernähren könnte bei ihrer kulturlosen Lebensweise durch armselige Jagd und Feldkost, ohne einheimische Nahrungsgewächse.

Die Beschneidung soll unter allerlei Ceremonien ausgeführt werden. Auch Namenwechsel sollen dabei stattfinden. Genaueres weiß ich nicht über diese Beschneidungsfeierlichkeiten. Es fand eine solche Feier nicht statt in den sieben Jahren, da ich im hohen Norden lebte und arbeitete.

169 Bei der Zirkumzision wird die Vorhaut ganz oder teilweise entfernt, bei der Inzision wird sie eingeschnitten.

Bei dem großen Rückgang der Bevölkerung und auch durch den Einfluß der Mission kamen derartige Sitten und Gebräuche mehr und mehr in Abgang. Es soll auch eine zweite Art der Jugendweihe ursprünglich vorgenommen worden sein, auch mit Verwundungen und Blutvergießen, um die jungen Leute recht unerschrocken zu machen.<sup>170</sup>

Auch eine Art Mädchenweihe soll stattgefunden haben, allerdings recht unheiliger Art. Das Ärgste dabei war, daß die alten Männer, die Pinarus, die mannbar werdenden Mädchen für sich in Anspruch nahmen und dafür ihre älteren, gleichaltrigen Frauen an jüngere Männer abgaben, oder sie „wegwarfen“, wie dies auch genannt wurde. So sah man häufig unter den freien Eingebornen, die sich nicht zur Mission hielten, alte Männer mit jungen Mädchen gehen, die ihre Töchter hätten sein können, und junge Männer mit alten Frauen, die ihre Mütter sein konnten. Wenn dann so ein alter *pinaru* verstarb, dann war der eine oder andere junge Mann so glücklich, eine jüngere Frau zu erben, [die er] nach Umständen auch als zweite Frau nehmen konnte. Die Vielweiberei bestand ja in mäßigem Umfang bei diesen Australnegern. Für größeren waren nicht genug Frauen vorhanden.

Und nun der Totemismus, eine höchst eigentümliche Sitte, [die] unter sehr vielen Völkerschaften in ihrem Heidentum sich vorfand, auch, wenn auch nicht sehr ausgesprochen, bei unsern Neu-Guinea-Leuten. Auch bei den Rothäuten in Amerika hatte der Totemismus die Herrschaft. Gewisse Sippen hatten ihre bestimmten Ahnentiere, so in Neu Guinea z. B. war das Ahnentier der Familie das Krokodil. Wer das Krokodil als Ahnentier hatte, durfte durchaus kein Krokodil töten, das für [andere] Leute wieder ein beliebtes Jagdtier war. Das Krokodil hingegen war nicht so rücksichtsvoll gegen seinen Klienten, der es verehren und schonen mußte. Wenn ein Krokodil seinen Verehrer erwischen konnte, dann fraß es ihn erbarmungslos auf. Krokodile gibt es nun an der Cooper nicht, aber allerlei andere Tiere. In gewisser Hinsicht erinnert der Totemismus an die Gepflogenheiten unserer alten Adelsgeschlechter, die zur Unterscheidung von anderen Tieren im Wappen führten, so der Bayer den Löwen, der Preuße den Adler usw.

Genau weiß ich nicht, wie viele Totems unsere Dieri hatten, mindestens drei. Ein Totemtier war der Rabe, *kaualka*; ein anderes wohl das kleine dort vorkommende Känguru; ein drittes der australische Strauß, der *warugati*. Damit hingen dann Ehegesetze zusammen: Einer mit dem Totemtier Rabe durfte kein Känguru heiraten, aber wohl *warugati*. Die Kinder von Rabe und *warugati* wurden dann keines von beiden, | sondern Kängurus. Ich las einmal, das wäre eine weise Satzung der Alten gewesen, um Inzucht zu vermeiden, inwiefern, das kann ich ja nicht genau kapieren.<sup>171</sup>

251|252

170 Zu den Initiationsriten der Dieri siehe Stevens: *Killalpaninna Mission*, S. 29–31.

171 Zu den Totems der Dieri ebd., S. 24–26.

Eine ganz pfißige Satzung hatten die Alten, um sich die besten Bissen zu sichern. Es gab Speiseverbote für die Jugend. Diese sollte zwar alles erjagen und sammeln, durfte aber nicht alles essen. Die besten Eier, die besten Jagdtierchen, die besten Wüstengemüse sollten den Alten abgegeben werden. Das war ja ein ganz praktisches und den Alten dienliches Gebot von: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“<sup>172</sup> Damit diese Gebote baß gehalten wurden, waren allerlei Drohungen daran geknüpft, wie etwa: Sie würden nicht mehr wachsen, wenn sie das und das essen würden; sie würden krank von dem und jenem.

Die ursprüngliche Lebensweise und der Lebens-Standard der Australneger war von ältesten Zeiten her ein recht kümmerlicher, am nächsten verwandt mit dem der Buschmänner in Südafrika. Es waren Jagdnomaden. Aber es gab in Australien nicht den Wildreichtum und das Großwild wie in Südafrika. Alles war in Australien kleiner und vieles recht winzig, der australische Strauß viel kleiner wie der afrikanische. [Es gab] Mäuse und Ratten, Schlangen und Eidechsen, allerdings auch streckenweise vielerlei Gevögel, wegen Wassermangel nicht allzuviele Fische.

Da gabs kein Indianer-Paradies: Wo mit Vögeln alle Zweige, wo der Wald mit Wild, wo mit Fischen alle Teiche lustig sind gefüllt.<sup>173</sup> – Einige Tierarten hatte ja Australien eigens für sich, so die Känguruhs verschiedener Größen, mit denen man zuweilen renommieren konnte. – Hatte da ein Amerikaner seinen australischen Freund besucht und fand da alles so winzig und unbedeutend im Vergleich zu Amerika. Da führte der Australier seinen prahlerischen Freund über die nächsten Hügelketten, wo er wußte, daß da die *old men*, die Riesen-Känguruhs, in Menge vorhanden waren. Plötzlich springt aus dichtem Busch vor der Nase des Amerikaners ein solches Riesentier auf und macht einen ungeheuren Satz. Erstaunt und erschrocken fragt der Amerikaner seinen Freund: „*What's that?* – Was ist das?“ Antwort des Freundes: „*A grasshopper* – gibt es in Amerika auch so große *grasshoppers?*“ „*No*“, mußte der Amerikaner laut zugeben.

Die Australneger haben in verschiedenen Gegenden verschiedene Jagdgeräte, Fischnetze usw. Speere, runde und breite Schlaghölzer von Hartholz in Nord-Queensland, in der Gegend von Cooktown Wurfspere.

Am weitesten verbreitet ist der Bumerang, ein mäßig großes Krumm- und Wurfholz, breit, oben abgerundet, unten flach geschnitzt. Dies Wurfholz hat durch seine Gestaltung und Bearbeitung die Eigenschaft, daß es zu seinem Ausgangspunkt zu-

172 Ex 20,12 und Dtn 5,16.

173 Zitat aus Schillers Gedicht „Nadowessische Todtenklage“ von 1797. Dort heißt es: „Wohl ihm! Er ist hingegangen, / Wo kein Schnee mehr ist, / Wo mit Mays die Felder prangen, / Der von selber sprießt; / Wo mit Vögeln alle Sträuche, / Wo der Wald mit Wild, / wo mit Fischen alle Teiche / lustig sind gefüllt.“

rückkehrt. Es ist einzigartig auf der Welt und nur in Australien in Gebrauch. Es dient, Vögel zu töten und anderes kleines Wild.

252|253

Bei der Entdeckung von Australien lebten wohl nur eine Viertelmillion Ureinwohner in Australien, in der Gegenwart viel weniger. Sie haben sehr abgenommen auch im Innern des Landes. Allenthalben, wo Wasser zu erlangen war, ließen sich vereinzelt Weiße mit ihren Herden nieder. Dadurch wurden die Eingebornen von den raren Wasserplätzen verdrängt, und die Schafe, Rinder und Pferde des Weißen weideten alles Grüne ab, die Feldkost des Eingebornen, die er notwendig zu seinem ärmlichen Wild haben muß, wenn er gesund und am Leben bleiben soll. – Als um die Finke-Station weiter im Norden viel Krankheit über Hand nahm unter den Stationsschwarzen und immer mehr Todesfälle vorkamen, da wurde Citronensaft zur rettenden Medizin und durch die Menge der in den Norden entsandten Zitronen Abhilfe geschafft. Weiter konnte an jene Station das Wasser einer guten Quelle geleitet werden, geeignet, einen Garten zu bewässern, so daß durch Gemüse und Grünkost den dortigen Eingebornen geholfen werden konnte.

Erbarmungslos zerstörten die Weißen den Ureinwohnern die Grundlagen ihrer Existenz durch ihren Weidebetrieb im weiten Inland. Kein Wunder, daß in der Folge die Eingebornen zur Selbsthilfe schritten und sich an den Herden der Weißen vergriffen, dann aber wurden sie von den Weißen ausgerottet wie wilde Hunde, niedergeschossen und vergiftet mit Mehl, vornehmlich in Queensland. Als sich da einmal ein Viehhalter bei der Polizei beschwerte über Viehdiebstähle durch Eingeborne, erhielt er kurzweg eine größere Quantität Patronen nebst Gewehren mit der Erlaubnis, die streifenden Eingebornen kurzerhand niederzuschießen.

Etwas besser war die Behandlung der Eingebornen in Südaustralien. Da lieferte die Regierung Mehl und Woldecken nach verschiedenen Mittelpunkten im Inland, besonders an die Missions-Stationen, für die Alten und Schwachen zur Austeilung.

Es ist schon früher erwähnt, daß die Lebensweise der Australneger viel Ähnlichkeit hatte mit der der Buschmänner in Süd-Afrika, nur hatten jene viel Großwild und unsere Australneger meist nur Kleingetier, wie Eidechsen, Schlangen, Mäuse, Ratten und dergleichen. Die Feldkost war zum Teil ganz die Gleiche, so die Zwiebelchen, *jaua*, nicht viel größer wie Erbsen, welche die Weiber mit Grabhölzern auf den Sandhügeln aus dem Sande scharften und in rohe Holzmulden faßten. Wenn dann abends Männer und Frauen zum *camp* zurückkehrten und das Familienhaupt etliche Eidechsen brachte, Mutter und Töchter *jaua*-Zwiebelchen in Mulden, dann gab es Eidechsenbraten und dazu statt Kartoffeln oder Brot in der Asche gebratene *jaua*-Zwiebelchen. Auch eßbare Samen hatten die Eingebornen, *paua*: *patara-paua*, *manura-paua*. Der Erstere war Samen von den *patara*, den *gum*-Bäumen in der Coopers Creek, das Zweite Samen eines Krautes, des *manura*. Ferner buken sie eine Art Brot von zwischen Steinen

geriebenen Samen einer Pflanze, *mardu* genannt. Die Aschenbrötchen daraus nannten sie *buka*, und darnach benannten sie unser Brot, aus Weizenmehl gebacken.

Das Feuermachen der Austral-Neger war eigenartig, verschieden von der Art, wie unsere Neu-Guinea-Leute Feuer machten. In Neu Guinea erzeugten die Leute Feuer durch energisches Reiben geeigneter Hölzer bis zur Entzündung von bereitgehaltenem dürrn Gras. Ein ähnliches Verfahren kannten wir Buben in meiner Heimat. Wir nannten es »Besenstiel absägen«, mit einer Schleife oder langem Holzspan. Durch energisches Sägen brachten wirs dabei zur Rauchentwicklung, und wo Rauch erscheint, ist auch das Feuer nahe.

Die Austral-Neger machten Feuer durch Bohrbewegungen mit einem Stückchen Hartholz, das sie handhabten mit beiden Händen wie einen Drillbohrer auf weichem dürrn Holz, mit den Füßen festgehalten. Das war insofern zweckmäßig, als Reibebewegung durch Rück- und Vorwärtsbewegung immer am gleichen Ort statthatte, bis Rauch kam und bald darauf der nahe gelegte Zunder in Gestalt dürrn Grases aufflammte. Bei Reisen hatten die Eingebornen solch Feuerzeug in einem Säckchen immer bei sich. Sehr willkommen waren ihnen natürlich die von den Weißen eingeführten Zündhölzer. |

253|254

Nun noch einiges vom Gebrauch des Tabaks bei unsern Dieri. Sie, wie alle Ureinwohner von Australien, kannten ursprünglich den Tabak nicht. Er wurde ihnen erst von den Weißen gebracht, die ihnen auch das Rauchen beibrachten.

Da rühmte sich einmal ein Händler in der Südsee, wie er richtige Rauchschiele bei den benachbarten Eingebornen gehalten habe, um ihnen das Bedürfnis des Rauchens beizubringen. Der Stangentabak in Kisten, verschickt in alle Welt, sei doch ein ungemain bequemes Tauschmittel, man könnte ihn in Viertel-, in halben und ganzen Stangen ausgeben, um Sachen oder Dienste der Eingebornen zu bezahlen und auf billige Weise allerlei zu erlangen. Unsere Leute in Neu Guinea kannten und bauten zum Teil schon den Tabak, ehe in neuerer Zeit die Weißen zu ihnen kamen, und drehten sich in getrockneten Blättern ihre Zigarren. Auch an den Stangentabak der Europäer gewöhnten sie sich sehr bald und schätzten ihn über Gebühr.

Die Austral-Neger hingegen lernten den Tabak nur in Stangen von den Europäern kennen und dazu die billigen Tonpfeifen, wie sie jeder australische Buschmann braucht, und gewöhnten sich bald ans Rauchen über alles Maß, Männer, Weiber und Kinder.

Ursprünglich kauten sie nur, aber nicht Tabak, den sie ja nicht kannten, und als sie ihn kennen lernten, gebrauchten sie ihn nur zum Rauchen und kauten daneben ihren *pitjeri* weiter, ihren Kautabak sozusagen, den sie durch richtige Expeditionen aus weiter Ferne, weit aus dem hohen Norden, holten. Er wurde aus Blättern eines bestimmten Strauches zubereitet, der nur in einer bestimmten Gegend noch weit im

Norden von der Coopers Creek, wohl tief in Queensland, vorkam. Diesen *pitjeri* zu holen war daher kein ungefährliches Unternehmen.

Ich sah in den *camp*s der freien Schwarzen oft das Kauen diese Krautes. Er ging von Mund zu Mund, und die vieldurchkauerten Klumpen wurden in Kaupausen hinters Ohr gesteckt. Dieser seltsame Kautabak muß wohl ein anregendes Reizmittel enthalten. Selber versuchen mochte ich es nicht, dazu war es doch zu unappetitlich, da dieser *pitjeri*, vor unvordenklichen Zeiten aus weiter Ferne geholt, inzwischen durch so viele schwarze Mäuler gegangen war.

Je rarer der *pitjeri* wurde, der ureinheimische Kautabak, desto mehr fröhnte das Volk, Alt und Jung, Mann und Weib dem Rauchen des Stangentabaks aus der kurzen Tonpfeife. Besonders widerwärtig war es zu sehen, wie die kleinen Kinder, die nur zu lang an der Mutter Brust hingen,<sup>174</sup> diese schon öfters mit der Tonpfeife vertauschten. Das veranlaßte mich auch einmal, eine Rauchhexe zu schreiben und auch mündlich gegen die Unsitte des Rauchens auch durch Frauen und schon kleiner Kinder zu reden. Von unsern jungen schwarzen christlichen Männern wollten Verschiedene auch gegen solche Unnatur, die dem Volkswohl nur schaden konnte, auch ihr Zeugnis ablegen und vergruben ihre Tonpfeifen. Freilich nach einiger Zeit wurde ihr Verlangen nach dem Nicotin so groß, daß sie ihre Pfeifen wieder ausgruben. Sogar mein guter Schwiegervater Auricht, der unter der Einwirkung meiner Rauchhexe seine Pfeife zur Seite legte, machte Gleiches durch wie meine jungen schwarzen Männer in Bethesda. Er ging durch eine Zeit der Krise, in der er wegen Fehlen des langgewohnten Alkohols<sup>175</sup> ein Bild darstellte wie Hühner, denen das Brot genommen ist. Da erbarmte sich seiner die gute Schwiegermutter und bot ihm als Heilmittel die gefüllte brennende Pfeife an. Als absolut verwerflich hatte ich ja das Rauchen auch in meiner Rauchhexe nicht dargestellt, sondern vor allem den Tabakmißbrauch durch die unerwachsene Jugend und ihre Unverständigen Mütter gegeißelt. Zu vernünftigem Zweck, etwa „giftige Fliegen abzuwehren“, schaffte ich mir später in Simbang auf Neu Guinea | eine lange Pfeife an, um die böartigen Malaria-Moskiten ordnungsmäßig auszuräuchern. Es stellte sich bald als ganz unmöglich heraus, dabei Erfolge zu erzielen. Dafür hätte man nichts anders mehr tun dürfen als zu rauchen bei Tage und bei Nacht und hätte selber im Tabakqualm ersticken müssen, ohne doch die gefährlichen Quälgeister loszuwerden. So gab ich denn bald die vergebliche Raucherei auf und versetzte meine lange Pfeife in vorzeitigen Ruhestand. Wo sie abgeblieben, weiß ich nicht. Dafür finde ich unter meinen alten Papieren meine Rauchhexe von anno dazumal, im australischen Norden

254|255

174 Vor dem Hintergrund, daß in Flierls Kindheit in der Oberpfalz noch Stillzeiten von rund drei Jahren üblich waren (Wormer: *Alltag und Lebenszyklus der Oberpfälzer*, S. 29–35), ist diese Bemerkung überraschend. Der Autor macht hier nicht seine eigenen Erfahrungen zum Maßstab, sondern die gebildeten Ansichten des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

175 Gemeint ist hier offenbar Nikotin, nicht Alkohol.

verbrochen. Da mirs nicht als lohnend erschien, sie jemals dem Druck zu übergeben,  
so will ich sie nun meinen Lebenserinnerungen einverleiben.

Ein fliegend Blatt mit Knittelversen  
Macht gratis sein Erscheinen jetzt.  
Hat jemand Lust, der mag es lesen;  
Der laß es bleiben, den's verletzt.

Wünscht einer dieser Blätter mehr:  
Der schreib', so fliegen sie daher.  
Wer sie nicht leiden mag und kann,  
Dem bieten sie sich nicht mehr an.

*Motto: Kind und Narr – Sagt, was wahr!*

Nur Narr'n und Kinder dürfens wagen  
Und auf der Welt die Wahrheit sagen,  
Wer's sonst noch tut, kriegt leicht 'ne Schlapp.  
Damit ich frank und frei kann sprechen,  
Ohn' in ein Wespennest zu stechen,  
Nehm ich zur Zeit die Narrenkapp'.

Daheim an sonn'gen Bergeshalden  
Sah ich als Knab' die Männer halten  
Das hölzern Rauchfaß in dem Mund.  
Des teuren Vaters konnt ich kriegen  
Und rauchte heimlich mit Vergnügen,  
Lieb' Mutter sah's und wehrt zur Stund.

Als ich war mehr zu Jahren kommen,  
Wurd' ich auf Bitten aufgenommen  
In eine teure, liebe Schul'.  
Die jungen Herren schmauchten gerne,  
Doch nicht im Haus, nur in der Ferne,  
So hieß die gute strenge *rule*.

Nicht länger konnt' ich widerstehen,  
Ließ mit dem Stengel auch mich sehen,  
Im Freien nur, so dann und wann.  
Zuerst mußst' ich das Wohlsein missen,  
Wie's Andere auch erfahren müssen,  
Wenn sie so richtig fangen an.

Als ich war ziemlich eingebrochen<sup>176</sup>  
 Und rauchen konnte ungerochen,  
 Da wurd' ich des Vergnügens satt.  
 Ich dachte, was soll dieser Dubel,  
 Von dem man einen Haufen Trubel,  
 Kein' Nutzen, eher Schaden hat. |

Bald d'rauf ging ich auf große Reisen,  
 Sah Länder, Leute, fremde Weisen,  
 Doch auch die Gluht-Topf allenthalb'n.  
 Wo man wird matt im Sonnenbrande  
 Und fast verkommt im Wüstensande,  
 Hüllt man sich noch in Rauch und Qualm.

Schon lange leb' ich unter Wilden,  
 Wo Sitten keine Schranken bilden,  
 Mann, Weib und Kind nach *baka* schreit.  
 „Ich rauche nicht, ihr lieben Leute,  
 Ihr sah't es gestern schon wie heute!“  
 Da sind sie still und ganz *alright*.

Der *kanamaster*, den man siehet,  
 Wie vor ihm her die Wolke ziehet,  
 Sich selbst zur Brandschatzung bestimmt;  
 Und wenn die lieben Braunen schneiden  
 Für ihn das Kraut und dabei beuten,  
*Of course!* mich das nicht Wunder nimmt.

Ist es zum Weinen oder Lachen,  
 Daß nichts geht, ohne Dampf zu machen  
 Beim Farmer wie beim Gentleman.  
 Es raucht, wo eines Mannes Spuren:  
 In Wüsten wie auf schönen Fluren,  
 Im *parlour*, *coach* und auch im *train*.

Manch Reverend kann nicht studieren,  
 Nicht meditieren, memorieren,  
 Wenn nicht *pipe* oder Stengel glimmt.  
 Schreibt er ein Blättle, liest ein Büchle  
 Und wollte nicht tun ein Paar Zügle,  
 Dann alles nicht so paßt und stimmt.

176 Eingübt, angelernt.

Es kann noch kommen in Gemeinen,  
Daß sich der Männer viele einen  
Und sag'n: „Herr Pastor, hören Sie,  
Wir können in der Kirch beim Hören  
Auch *smoken*; wo es könnte stören,  
Bei Singen, Beten, g'schieht es nie.“

Die Welt wird schon beim Rauchen bleiben,  
Von der St. Peter einst tat schreiben,  
Daß sie im Feuer untergeh'.<sup>177</sup>  
Jedoch, daß so viel' Christenleute  
Durchs Rauchen schwer geknechtet heute,  
Das tut mir Narren wirklich weh.

Der Patriarchen Majestäten,  
Die Schar der heiligen Propheten,  
Sie – glaub' ich – hätten nicht geraucht.  
Der treue Herr und seine Boten  
Mir däucht, sie haben es verboten  
Mit: „*Recht die Ding' der Welt gebraucht*“!<sup>178</sup>

Wenn Vater Luther auferstände  
Und viele seiner Söhne fände  
Im Tabakqualme ganz versteckt –  
Ob er nicht würde drunter fahren  
Und keinen Blitz der Rede sparen  
Bis er die Duselnden erweckt! – |

256|257

*Zu rauchen nach des Arzts Begehren,  
Auch giftige Fliegen abzuwehren:  
Zu loben ist, wer solches tut!  
Nur aus Gewohnheit, zum Vergnügen  
Ohn' ernstern Zweck mit vollen Zügen  
Zu paffen: Nenne man nicht gut!*

Ein alter Raucher sprach zu mir:  
„*My word*, ich könnt' abstehen,  
Das kannst Du kühnlich glauben, *dear!*  
Und solltest es auch sehen.

177 2Petr 3,12.

178 Das Zitat läßt sich in dieser Form nicht nachweisen.

Doch will ich ruhig rauchen fort,  
Da es nichts weiter ist als Sport.“

Ein And'rer meint': „Ich wollte gern,  
Ich hätt' nicht angefangen,  
Dann sollte mir's jetzt bleiben fern',  
Nun tut mir's hart anhangen.  
Es ist ja doch wohl ohne Harm  
Und machet mich nicht krank und arm.“

Der Dritte pochet zornig gar:  
„Hinweg mit Deinen Faxen,  
Wer's Rauchen haßt, der ist ein Narr,  
Wozu läßt Gott's Kraut wachsen!  
Die Freiheit wahr' ich, *all the same*,  
Ob ich um Eure Freundschaft käm'.“

Man kann der Reden hören mehr  
Von Gottes guten Gaben,  
An denen nichts verwerflich wär',  
Das wir mit Danken haben.  
*Schad', daß sie nicht nachweisen auch,  
Was deren rechter, guter Brauch.*

Der Anti-Raucher, noch so mild,  
Kann nicht stets Ruhe haben;  
Die Qualmers-Zunft erhebt den Schild  
Und uzt<sup>179</sup> den weißen Raben<sup>180</sup>:  
Das sei doch nur ein halber Mann,  
Der nicht auch wacker qualmen kann.

Höret doch die Leute klagen  
Über harte, schlimme Zeit!  
Viele wollen gar verzagen,  
Alles jammert weit und breit.

Nein, man kann es nicht erschwingen,  
Was man alles leisten soll.  
Mag man auch so mühsam ringen,  
Man bleibt doch nur armutsvoll.

179 Verhöhnt.

180 Ein Nichtraucher wäre demnach so selten wie ein weißer Rabe.

Bald soll man für Schulen geben,  
Bald für Kirch' und Mission.  
Wovon soll man schließlich leben,  
Man bringt rein gar nichts davon.

Was man kauft im *shop*, ist teuer,  
Was man hat, bringt wenig ein.  
So ist es schon fern und heuer –  
So wird es auch künftig sein. |

257|258

Weil so schlecht geh'n die Geschäfte  
Und so flau die Zeiten jetzt,  
Muß man spannen an die Kräfte,  
Hat nichts, ob man sich abhetzt.

Doch ja, man kann für Luxussachen  
Jahr'aus Jahr' ein viel übrig machen  
Im schnöden Dienst der Eitelkeit.  
Schon mit dem, was nur Männer brauchen  
An *matches*, Pfeifen, Kraut zum Rauchen,  
Könnt' man – denk ich – wohl kommen weit.

Wenn auf so vielen guten Auen,  
Da Menschen jetzt den Tabak bauen  
Der Nahrung Saat würd' ausgestreut,  
Dann könnten auch noch satt sich essen  
Viel Hungernde, die halb vergessen  
Wohl hin und wieder leben heut.

Die Leute, die vom frühen Morgen  
Bis Abend schaffen und versorgen  
Die Raucher auf der ganzen Welt,  
Die würden beßre Arbeit finden,  
Wenn dies und jenes wollte schwinden,  
Was sich als Übel hingestellt.

Die Einen daran viel gewinnen,  
Den Andern kitzelt es die Sinnen  
So ähnlich wie beim Opium.  
D'rum will man sich nicht lassen stören,  
Auf kein vernünftig Wort mehr hören:  
*Der Tabak bringt uns ja nicht um!*

Da muß der Narr den Weisen lehren,  
Ob nicht doch Etliche umkehren  
Von dem, was Torheit wohl wird sein?  
Wird seine Rede übergangen –  
Was kann er denn auch mehr verlangen,  
Geschieht ihm solches denn allein!?

*Wenn Tabakrauchen Dir gesund,  
Steht schön und lieblich Deinem Mund,  
Ist kein Verschwenden, dann Rauch zu!  
Ich will Dir lassen gute Ruh',  
Wenn nur nicht etwa Dein Gewissen  
Dem Narrenwort wird Recht geb'n müssen.*

Von Wilden kommt das Rauchen her,  
Und diese lieben es gar sehr.  
Wenn es was Gutes würde sein,  
Dann ging' es ihnen schwerer ein.  
Und selbst wenn Rauchen gut zu nennen,  
So ist's doch besser, es nicht kennen.

*Nun, Raucher, hört den Narren an:  
Wie, wäre es nicht wohlgetan,  
Ihr sagtet der Gewohnheit ab?  
Was Ihr erspartet, mehrt' die Gab',  
Die Ihr könnt' opfern Eurem Herrn.  
Sollt das nicht Eure Freude mehr'n? |*

258|259

Doch raucht Ihr fort, nun *never mind!*  
Deshalb sind wir noch keine Feind'.  
Wenn nur der Raucher auch modest,  
Den Dampf nicht überall hinbläst.  
Ob Kleines scheidet unser Meinen,  
So muß das Größere uns einen.

*Nun, nichts für ungut, liebe Herrn,  
Wollt mir nicht zürnen, möcht's nicht gern.  
Voll Schwachheit sind wir, voller Schuld,  
Es trägt uns nur des Herrn Geduld.  
Doch soll'n wir nach dem Edlen streben,  
So lange wir auf Erden leben.*

Gedruckt bei Johann Gutenberg<sup>181</sup>

Zu *Nirgendwo* in Landen.

Verfaßt hat es und auch verlegt

*Der Philanthrop in Sanden.*

N[eu]e D[ettelsau], den 19. März 1941. – Zur Schonung der Augen nicht durchgelesen. Ob Gott will und wir leben, folgt Fortsetzung. |

259|260

181 Der Verfasser bezieht sich auf den Erfinder des Buchdrucks, Johannes Gutenberg (um 1400–1468).



**MEIN LETZTES JAHR IN BETHESDA.  
EINE KRITISCHE ZEIT.  
VORAHNUNGEN HINSICHTLICH MEINES  
EIGENTLICHEN ARBEITSFELDES AUF NEU GUINEA**

Meine große sechswöchige Missionsreise in den höheren Norden, bei welcher ich geeignetes Feld suchen sollte für Anlegung einer Zweigstation von Bethesda aus, hatte in der Hinsicht nur negativen Erfolg, wie ich in dem betreffenden Abschnitt dargetan und auch an unsere australische Missionsleitung berichtet hatte.

Ein weiterer Neuendettelsauer Heidenbote war angekommen in der Person meines Veters, aus Sulzbach stammend.<sup>182</sup> An Arbeit fehlte es uns auch in Bethesda nicht. Der neue Mann, welcher vier Jahre älter war als ich, hatte sich einzuleben, die Sprache zu lernen. Wir halfen ihm auch ein eigenes Haus bauen. Vor Eintritt ins Missionshaus war er Zimmermann gewesen. Er hatte sich mit einer australischen Kolonistentochter verlobt und wollte in nicht zu ferner Zeit auch einen eigenen Hausstand gründen.

Die Verhältnisse in der Mutterkirche für unsere Mission waren schwierig. Unsere kleine Immanuel-Synode, welche von der größeren australischen Synode, jetzt ELSA genannt, das heißt „Evangelisch-Lutherische Synode von Australien“, die alte Mission an der Cooper übernommen hatte, schloß sich zusammen mit einem andern kleinen Synödlein, in dem fast nur Pastoren waren, die aus unierten Anstalten gekommen, und vereinigte sich noch mit der kleinen Synode von Victoria mit dem Hauptsitz in Melbourne und hieß dann General-Synode. Damit hatte sie annähernd den Umfang der Australischen Synode, welche in der ersten Zeit große Verstärkungen von Hermannsburg her erhielt und mit neuen Hermannsburgern Missionaren eine neue Station gründete in Central-Australien, nochmal mehrere Hundert Meilen nördlich von der Coopers Creek, nahe am MacDonell-Gebirge am Finke-Fluß, auch ein periodischer Steppenfluß, der, wenn er einmal Wasser hat, es auch in den großen Salzsee des Lake Eyre schickt.

Am Finke-Fluß entstand wieder ein Neu-Hermannsburg, ähnlich wie vormals am Kilalpanina-See. Dieses neue Missionsunternehmen stand unter der Oberleitung des Missionshauses in Hermannsburg. Die finanzielle Unterstützung wurde vornehmlich von der australischen Synode erwartet, und einer ihrer Pastoren, Heidenreich von Bethanien, wurde durch Harms den Jüngeren<sup>183</sup> zum Superintendenten der neu zu

182 Es handelt sich um den bereits mehrfach erwähnten Johann Flierl.

183 Gemeint ist Egmont Harms.

gründenden Finke-Mission ernannt, der den neuen Arbeiterstab von mindestens drei Missionaren und noch mehr Kolonistenbrüdern nach dem neuen Platz führte in einer ungeheuer schwierigen Reise, die beinahe zwei Jahre dauerte. Von den neuen Missionsarbeitern aus Deutschland waren etliche auch schon verheiratet, was den Anfang in der so überaus entlegenen Gegend noch mehr erschwerte, als wenn zunächst der Anfang mit ledigen Leuten gemacht worden wäre.

260|261 Erst zur Zeit meiner Ankunft in Australien, ums Jahr 1878, war die Finke-Station so einigermaßen gegründet. | Aber es war ein Unikum, ein ganz eigentümliches Anstaltswesen. Mehr als ein halbes Dutzend Familien, Missionare und Laienbrüder, wozu dann auch noch kleine Kinder kamen, führten gemeinsamen Haushalt, gemeinsame Küche, gemeinsamen Tisch.

Das führte natürlich zu Unzuträglichkeiten, die der Sache nicht dienlich sein konnten. So schrieb einmal einer der dortigen Missionare an mich, den Unverheirateten<sup>184</sup> in Bethesda: „Unsere Frauen kampeln sich immer so viel, kampeln sich Eure Frauen auch?“ Ich antwortete ihm: „Nein, unsere Frauen vertragen sich sehr gut und schön freundschaftlich. Sie haben eben jede ihren eigenen Haushalt für sich, und daneben teilen sie sich auch noch Arbeiten zum Besten der Eingebornen an der Station. So hat meine Frau eine Nähklasse mit schwarzen Mädchen. So ähnlich müßten auch Sie sich am Finke einrichten.“ In wie weit mein Rat – der Rat eines frisch verheirateten jungen – droben am Finke Annahme fand, weiß ich nicht.

Es kamen später noch größere Schwierigkeiten über die Finke-Mission oder Neu Hermannsburg. Die Australische Synode bezog später mehr und mehr Predigtamtskandidaten von Missouri in Amerika, wie Missouri früher vom deutschen Hermannsburg Arbeiter bezogen hatte.

Die Missourier in der Australischen Synode bewirkten durch ihren Einfluß [einen] Bruch mit Hermannsburg, auch hinsichtlich der Finkemission. So daß diese nicht mehr gemeinsam gehalten werden konnte und infolge von allerlei Zerrüttung in jenen Kreisen mit sammt ihrem Superintendenten, Heidenreich, durch Kauf an unsere Immanuel-Synode überging und heute noch besteht als Station der VELKA, d. h. der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche von Australien. Das alles geschah, nachdem ich längst in Neu Guinea war.

Aber auch von unsern eigenen kirchlichen Schwierigkeiten wollte ich ja in diesem Abschnitt vornehmlich Mitteilung machen. Unser kleines Immanuel hatte sich verschiedene Gemeindegruppen mit Pastoren angegliedert und wurde darob viel angefochten von der Australischen Synode als Unlutherisch und Unionistisch. Diese beiden Gruppen hatten ihre eigenen Kirchenblätter, unsere Seite die „Lutherische Kirchen- und Missionszeitung“ des Pastor Auricht und die Australische Synode den „Lutherischen Kirchenboten“ unter wechselnden Herausgebern.

184 Hier muß, wie aus dem Zusammenhang ersichtlich, eigentlich wohl „Neuverheirateten“ gemeint sein.

Da fehlte es nicht an Kampf und Streitfragen hin und her. Unsere Seite befließigte sich bestens Lutherischer Verfassung und Lutherischer Kirchlicher Praxis, ohne auf der andern Seite richtige Anerkennung zu finden. Die Einwanderer von 1838 und folgende[n] Jahre[n] unter Kavel und Fritzsche<sup>185</sup>, die der Union zu entgehen nach Australien ausgewandert, und von deren Einwanderern noch viele lebten, hielten doch das Lutherische Bekenntnis hoch. Andererseits gab es auf unserer Seite auch Leute, die mehr oder weniger Propaganda machten für unionistische Haltung, die ja immer bequemer ist, als strikte zum Bekenntnis stehen. So daß nicht eben mit Unrecht unsere Seite von den Gegnern verschrien wurde als unlutherisch.

Die Sache wurde akut, als ein Pastor unserer Synode, der natürlich von unierter Anstalt stammte, eigenmächtig und hinter dem Rücken unseres Synodal-Komitees einen Pastor von unierter Anstalt kommen ließ. In den Gemeinden machten sich unionistische Einflüsse immer mehr geltend und erschwerten die Stellung der treu-lutherischen Pastoren immer mehr.

Wir beiden Missionare Flierl nahmen an dem Gang der Dinge auch ernstlichen Anstoß und hatten schwere Bedenken. Um unsere | Synode beim guten Bekenntnis der Väter erhalten zu helfen, schrieben wir ein kleines Schriftchen Löhes von der Lutherischen Heidenmission ab und ließen es in Abschnitten in unserem Kirchenblatt erscheinen.

261|262

Auch einen Dialog schrieben wir, ein Zwiegespräch zwischen »Glaubrecht« und »Christlieb«, zwei fingierten Persönlichkeiten. – Schließlich schickten wir an das Missions-Komitee eine Erklärung ein mit eingehender Begründung: *Lutherische Kirche müsse aus Lutherischen Lehranstalten berufen!* Falls das seitens unserer Synode nicht mehr geschehen könne, müßten wir resignieren, da wir doch im Dienste einer Lutherischen Synode stünden, deren Glieder und Väter der Union zu entgehen nach Australien gekommen wären.

Mit leichtem Sinn hatte wir somit unsere Resignation eingesandt und warteten nun der Dinge, die da kommen würden. „*Ein Leichter Sinn ist noch kein Leichtsin!*“ sagte mir seinerzeit Missions-Inspektor Martin Deinzer, als ich mich von ihm verabschiedete, um freudig nach dem fernen Australien zu ziehen, während mein Examensgenosse recht schweren Herzens nach dem nahen Amerika ging. –

Leichtsinnig kann aber wohl mein Plan genannt werden – für den Fall, daß meine Resignation von der Missionsleitung angenommen würde –, eine Missionsreise durch das große Queensland zu machen, etwa in Begleitung des tüchtigen Timotheus – ohne Mittel und Rückhalt, mit mangelhafter Kenntnis des Englischen, durch das missionsfeindliche Queensland mit seiner schier ausgerotteten Bevölkerung.

185 Gotthard Daniel Fritzsche (1797–1863) stammte aus Liebenwerda in Sachsen. Da er wie Kavel die preußische Kirchenunion ablehnte, war er als wandernder Pfarrer stets in Gefahr, festgenommen zu werden. 1841 emigrierte er als Pastor einer Gruppe von 250 Lutheranern nach Südastralien.

Ich stellte mir vor, es müsse in dem ungeheuer großen Land doch noch unberührte Stämme geben in guter Gegend, von dessen [*sic*] Boden sammt Missionaren sie leben könnten. Es waren das in meinem Unterbewußtsein die Volks- und Landesverhältnisse von Neu Guinea, eine Vorahnung, daß wir dort ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld finden würden.

Meine besorgte junge Frau suchte ich zu beruhigen mit nachstehenden Versen:

Liebes Herz, reich mir Deine rechte Hand,  
Laß mir Dein Äuglein sehn!  
Lebe wohl, ich muß ins ferne Land,  
Leb' wohl, auf Wiederseh'n.

Gehe Du derweil zu Mütterlein,  
Die wird des' sein recht froh.  
Will's Gott, stell ich mich bei Euch ein  
Zum Christnacht-Jubilo!

Queenslands weite Gaue muß ich seh'n,  
Die armen Heiden dort,  
Im Sündenjammer sie noch steh'n  
Durch Satans Trug und Mord.

Böse Namenchristen helfen auch  
Zu ihrem Untergang.  
Ihr Kinder Gottes, macht Euch auf  
Zur Hilf' aus Liebesdrang.

Mit dem Herrn solls mutig vorwärts gehn,  
Um mich der Engel Wacht.  
Wie könnt' mir da ein Leid gescheh'n  
Bei Tage oder Nacht? |

262|263

Freunde, betet für mich treu zum Herrn,  
Um seinen Segen fleht.  
Er kann Gelingen nur bescher'n,  
Ohn' ihn gar nichts besteht.

Ich möcht' alle Heidenschaaren seh'n  
Im weiten Buschrevier  
Und Plätzlein, da einst könnte steh'n  
Das heil'ge Kreuzpanier.

*Nach der Resignation Ostern 1884, an die liebe Mutter*

Getrost, getrost, lieb' Mütterlein,  
Es kann so schlimm nicht werden.  
Der hohe Himmel deckt uns fein,  
Es ist noch Raum auf Erden.  
Der Herr kann uns so freundlich führ'n,  
Daß wir noch seinen Segen spür'n  
Und froh vereint ihn preisen.

*Das Elend der Australneger, nach Jes 18*

Gehet hin, ihr schnellen Boten  
In das fernste Heidenland!  
Tief in Sünden, blutigroten,  
Dort ein Volk wohnt voller Schand;  
Gräulicher denn irgend eins  
Und zerrissen wie sonst keins.

Seine Sprache ist verwirret,  
Eigne Zung' hat jeder Stamm;  
Unstet in der Wüste irret  
Dieser ärmste Sohn von Ham,  
Weiß von keiner Heimatpflicht,  
Decket seine Blöße nicht.<sup>186</sup>

Ach gesunken immer tiefer  
Lebt er tierisch fast dahin,  
Nähret sich von Ungeziefer,  
Nicht von Edlem steht sein Sinn:  
Unrein, voller Mordbegier  
Hat er schon die Hölle hier.

Japhets Kinder<sup>187</sup> sind gekommen  
Um sein Land zu messen aus,  
Haben's schnell hinweggenommen,

186 Flierl bezieht sich auf eine biblische Erzählung: Als Noah betrunken schläft, bedeckt sein Sohn Ham die Blöße des Vaters nicht. Noah verflucht deshalb die Nachkommen von Hams Sohn Kanaan, die Knechte werden sollen (Gen 9,21–27). Seit dem 17. Jahrhundert diente diese Geschichte als eine biblische Rechtfertigung der modernen Sklaverei, da Ham als Stammvater der schwarzen »Rasse« angesehen wurde.

187 Japhet, ein Bruder Hams, galt als Stammvater der weißen europäischen »Rasse«. Auf den dritten Bruder Sem wurden die Semiten zurückgeführt.

263|264

Drin gebaut ihr eignes Haus;  
Sie zertreten immer fort  
Plündern ihn an jedem Ort.

Wie die Wasserströme fluten  
Völker in sein Land herein:  
Muß das schwarze Volk verbluten,  
Soll es ohne Rettung sein?  
Nein, gottlob, die Hilf' ist nah,  
Und der Retter ist schon da. |

Dieses Volk, so tief gesunken,  
Hört das Evangelium.  
Hie und da die Lebensfunken  
Zünden zu des Heilands Ruhm.  
Manche Seele wird getauft,  
Die mit Christi Blut erkauft.

Willig bringen sie Geschenke  
Dar dem Herrn Zebaoth,  
Daß er gnädig ihr' gedenke  
Beten sie in Sündennot;  
Solcher Glaube Gott gefällt,  
Welcher sich an Jesum hält.

Seiner Väter Land verloren  
Hat der Schwarze Grad um Grad.  
Möchten viele dieser Mohren  
Finden d'rum den Lebenspfad  
Zu der Zionsstadt im Licht,  
Das da ewig wechselt nicht.

In Neu-Holland wenig Spuren  
Findest du vom Schwarzen Mann,  
Auch auf Neu Guineas Fluren  
Siedelt sich der Weiße an:  
Was wird aus dem schwarzen Volk,  
Soll's verschwinden wie 'ne Wolk? –

Jesu Kreuzesfahne wehe  
Auf dem großen Inselland!  
Bei ihm eine Freistadt sehe  
Wer sich unterdrücket fand.

Gottes Kinder fern und nah'  
Helft den armen Papua!<sup>188</sup>

*Hebr 12,7 und 13,8*

Nur auf Jesum laßt uns sehen,  
Welcher unser Heiland ist;  
Wohl muß es *der* Seele gehen,  
Die da Jesum nie vergißt:  
Heißes, gnadenreiches Lieben  
Hat ihn einst ans Kreuz getrieben,  
Uns zu retten von der Sünd'.

Jesus hat in uns geleet  
Eines neuen Wesens Grund,  
Dieses heget, stärkt und pfeget  
Er nun auch zu aller Stund.  
Was der Meister angefangen,  
Muß zu gutem End' gelangen:  
Auf ihn laßt uns fest vertrau'n! |

264|265

Jesus. Christus! Gestern, Heute  
Und derselb' in Ewigkeit!  
Wir sind seine Siegesbeute,  
Die errungen er im Streit.  
Aus den starken Heilandshänden  
Kann kein Feind uns je entwenden:  
Ewig sei ihm Lob und Preis!  
Amen.

*Zum Geburtstag des Vaters Auricht*

Ja, Gott, der starke, mächt'ge Herr,  
Ohn' den nichts kann geschehen,  
Hat Dich gebracht nun bis hierher,  
Auch wird er's stets versehen.  
Niemals kann rühren Dich ein Schad',  
Nicht darf Dir mangeln früh und spat.  
Christ sorget stets für Dich.

188 In diesen Zeilen wird deutlich, daß Flierl zum Zeitpunkt ihrer Abfassung noch davon ausging, die indigene Bevölkerung Australiens stamme von den papuanischen Einwohnern Neuguineas ab (siehe dazu die Einleitung, S. XXVIII mit Anmerkung 32).

Heil sind wir durch des Mittlers Tod,  
Reich macht uns seine Blöße.  
Ist nun zu nennen eine Not –  
Sind harte Schicksals-Stöße –  
Trübsal, und wär' sie noch so groß –  
Ist das, was uns kann machen los  
Aus unsers Gottes Hand?  
Nun, der Dich hat bisher geführt,  
Auch ferner Dich woll' leiten,  
Und ob er auflegt eine Bürd',  
Richt' er Dich auf bei Zeiten.  
In ihm Heil Dir fürs Neue Jahr!  
Christ schütze Dich in aller G'fahr,  
Trag' Dich zum Himmelsziel.

Und nun nach Wochen kam auch vom Missions-Komitee die Antwort auf unsere Resignation und zwar des Sinnes: Unsere Resignation sei gegenstandslos geworden, indem unsere alte Immanuel-Synode sich auf den gleichen Grund unserer Erklärung stelle, daß Lutherische Kirche aus Lutherischen Lehranstalten ihre Geistlichen berufen müsse. So konnte ich und jedenfalls zum Glück meine geplante Reise durch das große Queensland aufgeben.

In unserm Kirchlein im Süden freilich gabs Unruhen. Die unionistische Richtung hatte geworben. Sie hatten unter anderem auch unter die Leute gestreut: „Diese Dettelsauer studieren nur drei Jahre, wir hingegen sechs Jahre. In sechs Jahren kann man doch mehr lernen als in drei.“ Jedenfalls sehr richtig! Es gab hie und da Gemeindetrennungen, so in Pointpass. Pastor Kuß verlor seine Stelle in Hahndorf usw. Doch Gottes Wege und Führungen in diesen Wirren waren wunderbar, und er allein kann gut machen, was wir etwa verkehrt machen. Unsere kleine Immanuel-Synode entwickelte unter seinem Beistand große Kraft. |

265|266

Die Mission hatte Anlaß gegeben zu kleiner Kirchentrennung, die Mission in Neu Guinea gab später Anlaß zu großer Kirchen-Einigung.

Gott führte in den achtziger Jahren und weiterhin noch recht tüchtige Leute nach Australien, wie Leidig<sup>189</sup>, Ortenburger<sup>190</sup>, Löhe<sup>191</sup>, Riedel<sup>192</sup> und Andere, die sich fein einarbeiteten im fernen Südländ. Die dreijährigen Brüder unseres Hauses bewährten sich. Als dann nach dem Weltkrieg reichsdeutscher Zuzug abgesperrt war und es galt, [ein] eigenes Prediger-Seminar mit höherer Schule einzurichten, wie es die Australische Synode mit Unterstützung von Missouri schon lange hatte, da waren gerade die Leute aus unserem Hause im Stande, die erforderlichen höheren Anstalten einzurichten und zu leiten, auch ohne die Hilfe von einem fremden Weltteil her, zur Heranbildung australischer Pastoren für unser Kirchlein.

In der kritischen Zeit nach dem Weltkrieg kam Präses Richter<sup>193</sup> von der amerikanischen Iowa-Synode für kurze Zeit nach Australien und gab die Losung aus: Eini-gung der getrennten Brüder in den verschiedenen Synödlein, um Kirche und Mission vor der Regierung besser vertreten zu können und die gefährdete Lutherische Mission auf Neu Guinea zu retten.

Die Sache hatte Erfolg. In Zeiten großer Not entstand die VELKA (Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche von Australien) mit ihrem Immanuel-College und Prediger-Seminar zu Nord-Adelaide in der Nachbarschaft des Concordia College und Prediger-Seminars der Australischen, missourisch gerichteten Synode in Adelaide selbst, beide nur wenige Kilometer von einander entfernt. Die nach dem Weltkrieg zusammengetretene VELKA ist nun etwas größer als die ELSA.

Zum Abschluß dieses Abschnitts kann noch dankbar bemerkt werden, daß, als die Lutherische Mission auf Neu Guinea zu Stand und Wesen kam, auch schon einzelne von der Immanuel-Synode abgegangene Glaubensgenossen das neue Werk unterstützten. Viel mehr noch wuchs diese Unterstützung in der großen Not des Weltkrieges und bahnte so die neue kirchliche Vereinigung an.

Den 24. März 1941. Joh. Flierl, Senior. Die Empfänger möchten diesen Abschnitt wieder selbst ausbessern. Ob Gott will, folgt Fortsetzung. |

266|267

189 Der gelernte Bäcker Georg Friedrich Leidig (1870–1925) aus Marktsteft in Unterfranken wurde nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1891 nach Südastralien entsandt. Er war kurzzeitig als Missionar in Bethesda tätig, ab 1892 als Pfarrer in Point Pass. Leidig gründete und leitete dort das Immanuel College. Nach dem Tod von Johann Christian Auricht wurde er 1907 Präses der Immanuelsynode.

190 J. L. Adolf Ortenburger, geboren 1871 in Ortenburg, war von 1891 an Pfarrer der Gemeinde von Appila in Südastralien.

191 Der in Neuendettelsau geborene Paul Löhe (1869–1952) begann 1889 seine Tätigkeit als Pfarrer in Südastralien. Er war von 1923 bis 1944 Direktor des Immanuel College und Präses der VELKA.

192 Flierl denkt an Wolfgang Riedel (geboren 1881 in Altenplos in Oberfranken) oder Hans Riedel (geboren 1885 ebenfalls in Altenplos), die von der Neuendettelsauer Missionsanstalt 1904 und 1908 nach Südastralien ausgesandt wurden.

193 Der Pfarrer Friedrich Richter (1852–1934) war 1872 nach Amerika ausgewandert. Von 1904 bis 1926 war er Präses der Iowasynode.



## MEINE ABERUFUNG VON BETHESDA UND ABORDNUNG FÜR DEUTSCH NEU GUINEA. VOM AUGUST BIS NOVEMBER 1885

Schon im Anfang 1885 gingen die Nachrichten durch die Zeitungen, daß unser Deutsches Vaterland im Begriff sei, den Nordostteil von Neu Guinea und benachbarte Inseln in Besitz zu nehmen als eine Kolonie in der Südsee.

Das war für mich ein Alarmruf: „*Auf nach Neu Guinea!*“ Mit der Kolonisation zugleich sollte die Mission einsetzen, damit es mit dem Teil von Neu Guinea, der etwa deutsch werden solle, [so ginge] wie mit Australien unter englischer Herrschaft, und die Eingebornen auch alsobald das Beste kennen lernen sollten, was unser Vaterland zu bieten habe.

Ich setzte mich hin und schrieb einen Aufruf in dem Sinne, daß auf dem etwa deutsch werdenden Teil von Neu Guinea die Mission begonnen werden wollte, und erbot mich selber für diesen ersten Missionsversuch. Es war nun die Zeit gekommen, daß die Ahnungen sich erfüllen sollten, die mir schon bei Überfahrt nach Australien durch den Sinn gingen und auch wieder im Jahre 1884. – Ich richtete meinen Aufruf an unser Missionshaus in Neuendettelsau und Abschrift davon auch an unser australisches Missions-Komitee.<sup>194</sup>

Bald erhielt ich Zuschrift vom Präses unseres Missions-Komitees, Pastor Rechner: Er könne mein Schreiben dem Komitee nicht vorlegen, da es nicht an dieses gerichtet sei. Als ihr Missionar müßte ich [einen] derartigen Aufruf direkt an meine australische Leitung richten. Ich sah das ein, setzte mich hin und schrieb meinen Aufruf nochmal, und diesmal an meine australische Leitung. Bald erhielt ich darauf Bescheid: Der Gedanke und Plan wäre ja schön und gut – ähnlich wie mein Reisegefährte Matschoß auf der Sommersetshire gesagt hatte –, aber die kleine Synode wäre zu klein und schwach für solch großes Werk.

Ich hatte meinen Plan gefaßt und Aufruf geschrieben, ohne vorher mit Fleisch und Blut zu beraten, sagte meiner jungen Frau erst von dem Schritt, als das Schreiben fort war.<sup>195</sup> Es traf in etwas das Wort zu: „Dieweil ich tückisch war, habe ich sie

194 Dieser Aufruf wie auch die berühmte Antwort Deinzers sind später verschiedentlich publiziert worden, etwa in Johann Flierl: *Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen* (Neuendettelsauer Missionsschriften 16), Neuendettelsau 1910, S. 47–53.

195 Das hatte Flierl freilich nicht davon abgehalten, in seinem Brief schon zu versichern: „Auch mein teures Weib würde sich dazu stellen, wie es einer braven Missionarsfrau geziemt, obgleich es, bis die größten Anfangsschwierigkeiten überwunden wären, ohne zeitweiliges Scheiden nicht abgehen könnte.“ (Zitiert nach der Fassung ebd., S. 51.)

mit Hinterlist gefangen.“<sup>196</sup> Sie klagte leise: „Nun bin ich in die australische Wüste gegangen und soll auch in die Wildnis nach Neu Guinea!“ Ich tröstete sie zunächst: „Wer weiß, ob etwas draus werden kann!“ Es sah zunächst so aus, doch der Trost hielt nicht lange an.

267|268

Bald traf ein zweites Schreiben vom Komitee ein mit Einlage von Missionsinspektor Johannes Deinzer, darin ich frei gebeten wurde vom australischen Dienst, um durch unsere heimische Gesellschaft als Pionier nach Neu Guinea entsandt zu werden zu einem Missionsversuch in der jungen deutschen Kolonie zu Lasten der heimischen Gesellschaft, die nach Bedarf weitere Boten senden und in Neu Guinea erhalten wolle. Die Synode sollte zunächst nur die Hilfe leisten und mich für die neue Aufgabe freigeben. Was mit Freuden geschah unter Versprechen | tunlichster Beihilfe. So hatten wir uns zum Aufbruch zu rüsten, denn mein Übergang nach Neu Guinea sollte nach der Losung von Neuendettelsau her still und schnell geschehen.<sup>197</sup>

Und meine junge Frau, die gute Seele, fand sich getrost in die Sache. Sie war die Tochter ihres Vaters und gehörte zu der Klasse von Ehefrauen, von der der Weise des A[lten] T[estament]s spricht: „Sie tut ihrem Ehemann Liebes und kein Leides ihr Leben lang.“<sup>198</sup>

Und der gute Vater Auricht hatte große Freude und Zuversicht bei dem neuen Unternehmen. In seinen Missionsstunden jener Zeit redete er mit großer Freudigkeit wie ein Prophet: Die vielen noch unberührten Heiden auf Neu Guinea würden noch zu Tausenden herzu kommen durchs Evangelium und zum Evangelium. Seine Gemeindeglieder und Hörer aus jenen Tagen erzählten mir später, sie hätten derartige große Hoffnungen für übertrieben gehalten, aber sie hätten sich erfüllt.

Wir packten ein und nahmen Abschied von unserer bisherigen Arbeitsstätte zu Bethesda, wo wir so glückliche Jahre verlebt – von dem trauten Lehmkirchlein mit dem ragenden Turm, in dem Luise Organistin gewesen. Das Harmonium darin gehörte der Mission. Von unserm so wohnlich eingerichteten Hause, vom Hausrat, nahmen wir nur die wohlgefüllte Kommode und unser privates Harmonium mit. Die selbstgefertigten Möbel in Zimmern, Küche und Keller blieben zurück und die privat angeschaffte himmelblaue Bretterdecke der Zimmer für unsere Nachfolger. Mit leichtem Mut und leichtem Sinn, aber nicht Leichtsinns, mit Inspektor Martin Deinzer zu reden,<sup>199</sup> ging ich weiter und meine treue Lebensgefährtin mit getrostem Mut. Ich

196 2Kor 12,16b.

197 Deinzer hatte geschrieben: „Mein Rat ist also: In Gottes Namen vorwärts nach Neuguinea! Aber schnell und still! Das Gebiet sollte bereits besetzt sein, ehe die Kunde davon nach Deutschland gelangt, daß Sie mit dem Plan umgehen, es zu besetzen. Wie die Erwerbung der deutschen Kolonien, so sollte auch die Besitzergreifung von diesem neuen Missionsfeld aus tiefster Verborgenheit als fertige Tatsache ans Licht treten.“ (Zitiert nach dem oben genannten Nachdruck, S. 53.)

198 Spr 31,12.

199 Zu diesem Zitat siehe I 351.

tröstete mich [mit] der Verheißung: „Wer verlässet . . . um des Evangeliums willen, der wirds wieder finden . . .“<sup>200</sup> Das durfte ich erfahren nach Ankunft im fernen Australien und würden wir erfahren dürfen beim Weiterzug nach dem unbekanntem Neu Guinea.

Erleichtert wurde uns der Wechsel durch den Umstand, daß in den ersten Jahren unserer Ehe uns Kindlein versagt waren – sonst wäre es wohl schwerer gegangen. Es war wohl alles gnädige Gottesfügung. Ich war offenbar für Neu Guinea als Pionier bestimmt. Das treue Weib meiner Jugend wurde dort auch noch die Mutter meiner Kinder, aber erst nachdem wir in Neu Guinea festsäßen und einigermassen eingelebt waren. –

So nahmen wir Abschied von unsern braunen Pflegebefohlenen in Bethesda und unsern dortigen weißen Mitarbeitern, und noch im Monat August ging unser Zug nach Hergottsprings, nun unsere nähere Bahnstation, wir im *buggy*, unser Schwergepäck auf einem Lastwagen. Nicht lange vorher war ich einmal mit einem unserer Transporte in Hergott gewesen, und da der Aufenthalt länger dauerte und im Süden gerade Traubenzeit war, machte ich für ein paar Tage eine Spritztour nach Tanunda zu einer Traubenkur.

Wir hatten diesmal in Hergott unliebsamen Aufenthalt und kampierten an eine Woche im Zelt. Ungewöhnlich schwere Regen hatten die Bahnlinie weiter unten zerstört, die mußte erst notwendig repariert werden. Eine deutsche Post erreichte uns während dieses Aufenthalts mit der Trauernachricht, daß mein Schwager Maul bei Sturz vom Neubau seiner Scheune tödlich verunglückt war. Also auch in der bequemen Heimat konnte man verunglücken und vom Leben zum Tode kommen.

Ungesundes Wasser verursachte Durchfall, und meilenweit gabs keine Deckung. Wie Israel in der Wüste machten wir eine Grube und zwar im Zelt. Dann kamen noch Reisende von der Finke-Mission herab, die Familie Kempe<sup>201</sup>, Eltern der Frau Pastor Hebart<sup>202</sup>. Sie gingen auch nach dem Süden und halfen uns warten. Bei der Familie eines deutschen Stationsvorstehers konnten wir Besuch machen. |

268|269

So vergingen die Tage des Wartens in Hergott, und wir konnten glücklich die Bahnfahrt nach dem Süden antreten und endlich wohlbehalten nach Tanunda kommen. Von dieser ganzen Reise findet sich keine Spur der Erinnerung mehr in meinem Gedächtnis, nur von unserem Aufenthalt in Tanunda weiß ich noch Einiges. Das Warten in Hergott war eine Lektion dafür, daß der Missionar ein Mann ist, welcher *warten* können muß.

200 Mk 10,29f.

201 Der Hermannsbürger Missionar Herrmann Kempe (1844–1928) und seine Frau Dorothea, geborene Queckenstedt (1849–1913), waren seit 1878 verheiratet.

202 Anna Charlotte Hebart, geborene Kempe (1882–1974), war in Neu-Hermannsburg in Zentralaustralien aufgewachsen. Sie war mit Theodor Hebart in Tanunda verheiratet.

Mein Aufenthalt in Tanunda im Haus der Schwiegereltern dauerte von Ende August bis zum Anfang des November. Ich wollte meine liebe Frau nicht alsobald mitnehmen in das Land der »Menschenfresser« mit seinen noch ganz ungeordneten und ungewissen Verhältnissen. Sie konnte im Elternhaus Herberge behalten bei Mutter und Vater und in dem Kreise der liebenden Geschwister. Das war beiden Seiten ganz selbstverständlich. Das Auricht'sche Pastorhaus war ja eine Herberge zur Heimat für junge Pastoren und ihre Familien nicht nur, sondern vor allem auch für Missionsleute, so lange es bestand, bis weit über die Jahrhundertwende. – Die Urlaubsgehälter waren damals noch nicht erfunden, vor allem nicht bei der jungen Neuendettelsauer Heidenmission. – Gastfrei zu sein „ohne Murmeln“ war etwas ganz selbstverständliches für Vater und Mutter Auricht und ihre Kinder. Gott segnete auch ihr mäßiges Einkommen so wunderbar, daß sie einzelne Personen und selbst Familien aus der Mission gastfrei herbergen konnten nicht nur für Tage, Wochen und Monate, sondern auch Jahr und Tag. Das erfuhren in späteren Zeiten die Geschwister Hoh<sup>203</sup>, deren einzige Tochter<sup>204</sup> im dortigen Haus geboren wurde um 1900. Die Witwe Vetter<sup>205</sup> mit ihren Kindern<sup>206</sup>, nachdem Br. Vetter<sup>207</sup> im Mai 1906 auf der Rhede<sup>208</sup> von Adelaide auf [der] Heimreise gestorben war. Bald im Anfang der Mission der Br. Tremel, und zu allererst eben die eigene Tochter als Anwärterin, erste Missionsfrau in Neu Guinea zu werden, vom eigenen Mann zu Schonung noch längere Zeit zurück gelassen. Die junge Neu-Guinea-Mission war ja innerste Herzenssache der ganzen Familie Auricht. –

203 Adam Hoh (1865–1916), geboren in Unterwittenbach in Unterfranken, hatte in der Landwirtschaft gearbeitet, ehe er ins Neuendettelsauer Missionsseminar eintrat. Er wurde 1892 nach Neuguinea ausgesandt, wo er über zehn Jahre lang auf den Tami-Inseln wirkte. Hoh konnte nach seinem ersten Heimaturlaub 1914 wegen des Kriegsbeginns nicht wieder nach Neuguinea ausreisen. Er nahm in Deutschland eine Pfarrstelle an, starb jedoch nach kurzer Zeit. Else Hoh, geborene Fritz, hatte den Missionar 1897 geheiratet. Nach seinem Tod war sie einige Jahre Hausmutter im Neuguinea-Kinderheim in Neuendettelsau. Sie starb 1938.

204 Tabea Hoh, die sich 1931 mit dem Missionar Hans Neumeyer verheiratete, kam 1902 zur Welt.

205 Justine Vetter, geborene Schmidt (1874–1922), heiratete den Missionar Konrad Vetter 1899 nach ihrer Ankunft in Neuguinea. Sie kehrte 1906 nach Deutschland zurück. Bezüglich ihrer Person sei auf die Arbeit von Tanja Hammel verwiesen, in der Justine Vetters bislang unpubliziertes Tagebuch ausgewertet wird: Tanja Hammel: Lebenswelt und Identität in Selbstzeugnissen protestantischer Missionsfrauen in Britisch- und Deutsch-Neuguinea, 1884–1914, Hamburg 2012.

206 Theodor (geboren 1900 in Simbang), Frieda (geboren 1901 ebenfalls in Simbang) und Martin Wilhelm Heinrich Vetter (geboren 1905 in Jabim).

207 Der in Markt Erlbach in Mittelfranken geborene Konrad Vetter (1869–1906) gehörte zu den wenigen Neuendettelsauer Studenten, die ein Gymnasium besucht hatten. Er war von 1889 bis 1906 in Neuguinea tätig, wo er 1902 die Station Jabim gründete. Vetter zeichnete sich in der Erforschung der indigenen Kultur und Sprache aus.

208 Eine Reede ist ein bequemer Ankerplatz vor der Küste.

Ich wollte allein gehen und erst die Stätte bereiten für eine Frau und Familie im tropischen Heidenland. Das war auch Missions-Inspektor Johannes Deinzer recht, nur meinte er – und auch die Freunde in Australien –, einen Laienbruder sollte ich doch mitnehmen womöglich, damit wir als zweien könnten ausgehen zu dem schwierigen Missionsversuch.

Es fand sich auch ein junger Mann in Süd-Australien dafür bereit aus der Gemeinde St. Kitt, Johann Biar<sup>209</sup>, wenig über zwanzig Jahre alt, seiner Herkunft nach ein Wende, der daneben natürlich auch deutsch und englisch sprach. Er war seines Handwerks ein *wheel wright*, d. h. Wagenbauer. Solch ein Holzarbeiter konnte ganz erwünscht sein zu neuen Anfängen im unzivilisierten Land. Trotz aller Jugend war er nicht ganz unerfahren und auf engsten Kreis beschränkt, sondern hatte schon eine Wanderschaft nach Neu Seeland hinter sich, wo es, im Unterschied vom australischen Festland, sehr viel regnete, was ja im tropischen Neu Guinea zu erwarten stand. Alles, was ich über Neu Guinea an gedrucktem Material in die Hände bekommen konnte, las ich stets mit großem Interesse durch.

Unsere Abordnung sollte in der Kirche zu Langmeil, die wir schon von meiner Trauung her kennen, stattfinden bei Gelegenheit eines großen Missionsfestes, dazu kam auch Pastor Rechner und der Großteil seiner Gemeindeglieder von Lightspass, Grünberg<sup>210</sup> und Northrhine<sup>211</sup>. Neben den beiden Vätern Rechner und Auricht hatte auch ich zu sprechen. Es war an einem Sonntag. Am Dienstag reisten wir ab von Tanunda, den 10. November. | Dieser 10. November sollte zum Geburtstag werden einer neuen Lutherischen Mission, unserer Neuendettelsauer Mission auf Neu Guinea.

269|270

Die Überlandbahn von Adelaide über Melbourne nach Sydney gab es damals noch nicht. So mußten wir von Adelaide aus zu Schiff unsere Reise antreten. Wir buchten bis Sydney auf einer Europa Linie. Ein großer Dampfer derselben, von Europa kommend, die Iberia, sollte dann und dann im Außenhafen von Adelaide anhalten und von da bald weiter nach Sydney fahren über Melbourne.

Ich war mit meinem Reisegefährten, Biar, zeitig am Ort, und wir hatten Quartier zu nehmen im großen Strandhotel. Der Abschied von den Lieben in Tanunda war hinter mir, und ich blickte und strebte vorwärts einem ersehnten Ziele entgegen zu den vielen Heiden im tropischen Neu Guinea.

Da gleich im Anfang schon hatte ich die Lektion zu lernen: Ein Missionar muß ein Mann sein, der warten kann, wie der Missionsmann Warneck in seiner Missionszeitschrift sagt. Unser Überseedampfer hatte Verspätung, einen Tag, einen zweiten usw.

209 Johann Biar (1863–1939) war in Australien geboren. Als Flierl nach Neuguinea ausreiste, blieb er zunächst als Laienmissionar in Elim. 1887 ging er als Regierungsangestellter nach Britisch-Neuguinea.

210 Heute Moculta.

211 Heute Keyneton.

Da konnte man nochmal ein Lebenszeichen nach Tanunda hinauf geben, und ganz unerwartet erschien meine liebe junge Frau mit ihrer Mutter, mich noch einmal zu sehen vor meiner Weiterreise ins Menschenfresserland. In dem großen Hotel war ja Platz, und das Leben darin war bequem, nur mußte man seine Seele in Geduld fassen. Ich glaube, es wurden fünf Tage, die wir da am Strande von Adelaide zu warten hatten. Da erschien endlich die Iberia. Es galt letzten Abschied nehmen, ins Boot steigen und hinaus fahren zum Dampfer.

Die Fahrt bis Melbourne ging so glatt, daß nichts davon im Gedächtnis hängen blieb. In Melbourne gings in den Hafen hinein zu etwas Aufenthalt. Es wurde Verschiedenes aus- und eingeladen, wobei es ein Unglück gab, weshalb mir der Aufenthalt dort im Gedächtnis blieb. Ein Passagier wollte nach seinen Sachen im Schiffsraum sehen und stürzte zwei Stockwerk in der Luke hinab, ob schwer oder leicht verletzt oder gar tot, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war er zunächst bewußtlos. Ich höre noch die Seeleute über den Unfall zu einander reden: „Diese Landratten sollten halt nicht im Schiff herumklettern, wie wir, die wirs gewöhnt sind.“

Von der Weiterfahrt nach Sydney weiß ich wieder nichts mehr, aber wohl von der Ankunft im dortigen herrlichen Hafen, für mich zum ersten Mal. Biar hatte sich mit englischen Mitreisenden befreundet und nahm umständlich Abschied von ihnen, so daß er beinahe mich und unsere Sachen vergaß. Doch kamen wir mit Sack und Pack glücklich an Land und fanden ein billiges Logierhaus für etwas längeren Aufenthalt. Ich hörte in diesem auch gewöhnliche Arbeiter ernst sprechen und erinnere mich, wie sie dabei *Dschisus Kreist* erwähnten.

Biar, der ein Instrument blasen konnte, kaufte sich ein Horn aus eignen Mitteln, um den Wilden auf Neu Guinea etwas vorspielen zu können.

Zwei Stellen besuchten wir in dieser großen australischen Hafenstadt. Einmal den deutschen General-Konsul, welcher sehr wohlwollend war für uns und unser Unternehmen in der jungen deutschen Kolonie. Ich zeigte ihm meine Papiere. Als darunter auch meine Entlassungsurkunde zum Vorschein kam, bemerkte er: Eigentlich laute seine Instruktion, mit den Angelegenheiten entnationalisierter Deutscher sich nicht zu befassen, aber er wolle dies Papier eben nicht gesehen haben. Im Übrigen beriet er uns recht freundlich.

270|271 Wir gingen auch zum kaufmännischen Konsul, einem Herrn | Bauer; der Name der Firma war: Rabone Feez & Companie. Er war zugleich Agent der Neu Guinea Co. So konnten wir an dieser Stelle allerlei Wichtiges erfahren für unser Unternehmen. Das Wichtigste dabei war, daß wir ohne Einreise-Erlaubnis der Direktion der Neu Guinea Co. in Berlin keine Erlaubnis erhalten würden, die junge Kolonie zu betreten. Die kleinen Dampfer der N[eu] G[uinea] Co. verkehrten zwar zwischen Finschhafen auf N[eu] G[uinea] und Cooktown in Nord-Queensland, aber die Kapitäne beförderten nur Beamte und Angestellte der N[eu] G[uinea] Co. und solche Personen,

die ausdrücklich Einreise-Erlaubnis in die neu eröffnete Kolonie hätten. Die N[eu] G[uinea] Co. hätte den Kaiserlichen Schutzbrief und regiere das neue Land. Wenn wir nach dem fernen Cooktown hinauf kämen, würden wir vergeblich auf Überfahrt nach N[eu] G[uinea] warten. Je weiter nach Norden, desto heißer und ungestünder würde es. Wir würden am besten tun, gleich wieder nach Adelaide umzukehren.

Der Herr war nicht allzufreundlich gegen uns, aber er schenkte uns reinen Wein ein und gab uns wertvollen Bescheid. Als Agent der N[eu] G[uinea] Co. wahrte er auch das Interesse seiner Auftraggeber in dem Bestreben, unerwünschte Leute von dem neu eröffneten Tropenlande abzuhalten.

Wir gingen in unser Quartier zurück, um uns den Fall zu überlegen und zu beschlafen. Aber ich war nicht müßig, setzte mich sofort hin und schrieb nach Süd-Australien an Pastor Rechner und nach Neuendettelsau an Missions-Inspektor Deinzer alles, was wir an dem Tag erfahren, und mit der dringenden Bitte, von beiden Stellen aus nach Berlin zu schreiben und die Direktion der N[eu] G[uinea] Co. zu bestürmen, für mich und meinen Begleiter die Einreise-Erlaubnis nach N[eu] G[uinea] zu geben. Wir würden an einem der nächsten Tage nach Cooktown weiter reisen und dort warten, bis das verschlossene Tor von N[eu] G[uinea] für uns aufspringe.

Nächsten Tages begaben wir uns wieder ins Büro der Herren Rabone Feez & Co. Wir hätten uns die Sache wohl überlegt, die Hitze im Norden fürchten wir nicht, die seien wir gewöhnt von der inneraustralischen Wüste her. Wir würden vorwärts gehen, so weit wir könnten, also zunächst nach Cooktown, und dort warten, bis die Tür nach N[eu] G[uinea] sich uns öffnen würde. Da konnte er nichts weiter einwenden.

Zum Zeichen, wie ernst es uns sei, uns namens unserer Mission in N[eu] G[uinea] niederzulassen, fragte ich noch, ob er auch für unsere Mission die Agentur übernehmen wolle, wenn wir einmal in N[eu] G[uinea] seien, unsere nötigen Geschäfte in Sydney zu besorgen. Er sagte natürlich zu, und in der Folge war die Firma Rabone Feez & Co. in Sydney auch unsere Agentur in Sydney, bis später der Weltkrieg dem ein Ende machte.

Bei erster Gelegenheit reisten wir nun von Sydney mit Küstendampfern weiter über Brisbane, die Hauptstadt der großen Kolonie Queensland, und hatten dabei verschiedene Häfen an der langen Küste von Queensland zu passieren, immer mit etwas Aufenthalt. Die Namen verlieren sich im Nebel meines Gedächtnisses, da alles glatt von statten ging.

Endlich erreichten wir unsern Bestimmungsort, Cooktown. Ein Städtchen von etlichen Tausend Einwohnern, worunter viele Chinesen waren, und es auch kleine und große Hotels gab. Da wir auf längeren Aufenthalt gefaßt sein mußten, lag uns daran, billiges Unterkommen zu finden. So gerieten wir in die Matrosen-Kneipe der Mutter Stratmann, eine Witwe, bei der ihr Schwiegersohn, natürlich ein Engländer, mit tätig war. Ich erhielt ja mit meinem Reisegefährten Biar ein ganz gutes Zimmer

in dem einstöckigen Gebäude, aber daneben war der Tanzsaal mit viel Lärm fast jeden Abend bis nach Mitternacht. Da hielten wir nicht sehr lange aus und wechselten bald unser Quartier, gingen ins billige Logierhaus der Mutter Green. | Ihr Mann, der Mr. Green, war ein etwas rauhbeiniger Hafenarbeiter. Ihre erwachsene Tochter führte die Küche des Logierhauses. Die Leute waren von dem arg kalten Kanada herüber gekommen nach dem heißen Cooktown und nährten sich da schlecht und recht. Sie hatten auch einige ständige Gäste. Das beste Zimmer hatte ein junger Mann aus Hamburg. An seiner Tür war ein Messingschild mit der Aufschrift: „*Theodor Knoll, Agent und Correspondent.*“ Es war ein Zeitungsberichtersteller besonders für Deutschland. Er durchstreifte Tag für Tag das Städtchen und hing sich an jeden neuen Ankömmling.

Ein Herr Kment logierte auch da, aus Österreichisch Oberschlesien. Er wußte allerlei lustige Schnurren über Österreichs Finanznot, wo immer Silber eingezogen und Papier ausgegeben wurde. Da hätte ein Spaßvogel ein Plakat ans Rentamt angebracht folgenden Inhalts: „*Der Adler ist ein komisch Tier. Er frißt Silber und macht Papier!*“ Darauf Bekanntmachung der Regierung: „*Tausend Gulden Belohnung, wer den Missetäter ausfindig macht.*“ Nächsten Morgen neues Plakat: „*Tausend Gulden Belohnung – gebt acht! von dem was er frißt, oder was er macht?*“

In Cooktown hielten auch Europa-Dampfer an, die durch die Torres-Straße kamen, von der „British India Line“. Da kamen allerlei Reisende nach Cooktown, auch immer wieder Deutsche. Einer glaubte, die ganze Welt gesehen zu haben. Da hörte er von der großen wunderschönen Insel Madagaskar. Da war er noch nicht gewesen. Da müßte er hin und suchte die nächste beste Gelegenheit, auch noch nach diesem Lande zu kommen.

Das war ein langwieriges, müßiges Leben in Cooktown und zermürbendes Warten. Ich suchte das Beste daraus zu machen. Es waren auch zahlreiche deutsche Ansiedler da. Ein Deutscher hatte [eine] chinesische Frau und von ihr 13 Kinder. Er hieß Eichhorn. In der Nähe wohnte ein Grundbesitzer und Landwirt Asmus, aus der Schweiz stammend. Er produzierte Eukalyptus-Honig, von dem wir später nach Neu Guinea bezogen. Ein Schreiner Nielsen war da, dem wir später eine einfache Kommode abkauften, und noch viele andere Deutsche, auch ein deutscher Doktor Kortüm. Ich suchte, mit möglichst vielen bekannt zu werden, hoffte leise, ein Gemeindlein unserer Kirche am Ort zu gründen, lud zu Sonntagsgottesdienst ein. Verschiedene sagten „Ja“ und kamen nicht. Mein Gefährte Biar kannte diese Pappenheimer besser wie ich und wunderte sich nicht. Er wurde sehr faul in dieser müßigen Wartezeit und schlief unmäßig viel, meinte: „Je mehr man schläft, desto besser schmeckts!“ Ich konnte ihn nicht begeistern für ein erfrischendes Bad in der Morgenfrühe an einem schönen einsamen Sandstrand am Fuß des nahen Tausend Meter hohen Mount Cook. Hier hatte ja der Entdecker Cook seiner Zeit angehalten. Es befand sich auch ein Cook-

Brunnen am Ort. Dicht am Ort war der Grassy Hill mit Signalstation, von wo aus alle ankommenden Fahrzeuge von Süd und Nord signalisiert und charakterisiert wurden, ob Dampfer oder Segler, Klein oder Groß. Cooktown war damals ein aufblühender Ort mit etwas Landwirtschaft und mit Zinn- und Goldgruben im Hinterland, die aber später eingingen. Ich besuchte auch den Anglikanischen Geistlichen am Ort und ging sonntags in seine Kirche, wurde auch bekannt mit führenden Geschäftsleuten des Orts. Einer derselben, ein Kaufmann Madden, bürgte für mich, als ich in der Bank eine Geldsendung zu erheben hatte.

Eines Tages erschien ein Gehilfe, uns im geduldigen Warten zu unterstützen. Es war der Bruder Doblies<sup>212</sup> vom Breklumer Missionshaus, aus den Ostsee-Provinzen stammend. Er stellte sich uns vor als „Reiseprediger in Queensland!“ Er nahm im gleichen Logierhaus Quartier und erzählte bald, daß er im Kirchblatt gelesen, wie wir nach der neuen deutschen Kolonie wollten, und er möchte sich uns anschließen. Er wäre schon früher in Britisch Neu Guinea gewesen auf der Suche nach einem Missionsfeld, aber wegen Fieber wieder zurück gekehrt nach Queensland. Er suchte ein Missionsfeld für Breklum, freilich ohne Auftrag von seiner Gesellschaft.

272|273

So konnte er uns nun warten helfen. Abends gingen wir meist hinaus an den Hafeneingang, setzten uns dort auf große Felsbrocken am rauschenden Meere und schauten hinaus gen Norden zu den steilen Bergen der Indian Heads und des Cape Bedford – Vorgebirge Bedford –, noch nicht ahnend, daß wir dort bald eine zeitweilige Unterkunft finden sollten.

Als ich da einmal an Hafearbeitern vorbeiging, sagte da einer so ganz unverfroren zu mir: „Mate, you must tar your chain!“ – Kamerad, du mußt deine Uhrkette teeren. Wirklich, sie war in der vielen Seeluft angerostet, doch wollte ich sie nicht teeren, sondern ging spornstreichs zum Uhrmacher des Orts und verlangte eine rostfreie Uhrkette. Ich erhielt um 18 Schillinge eine solide silberne Uhrkette, die ich noch heute im Gebrauch habe, und [die] alle Wetter in N[eu] G[uinea] ausgehalten hat.

Wir waren nun so lange in Cooktown gewesen, daß uns Brief- und Zeitungspost da erreichen konnte. Vorher hatten wir nur bei Einschiffung in Sydney eine Nachricht erhalten von unseren Lieben in Süd-Australien, und zwar eine telegraphische Trauerpost durch Gottlieb Auricht mit dem Wortlaut: „Friday Pastor Stolz died, funeral tomorrow.“ So war also unser erster Sendling vom Missionshaus nach Australien nach etwa 11jährigem Dienst heimgegangen. –

212 Der Missionar Martin Doblies, geboren 1844 in Memel in Litauen, wurde 1883 ordiniert und ging aus eigener Initiative nach Queensland, wo er sich als Wanderprediger betätigte. Nachdem er Flierl bei der Gründung der Missionsstation Elim unterstützt hatte, folgte er ihm 1886 nach Neuguinea, mußte jedoch nach einem Jahr wieder nach Australien gehen, weil ihm die tropischen Fieber schwer zusetzten. Doblies kehrte 1926 nach Deutschland zurück.

Wir warteten nun auf Ankunft des Neu-Guinea-Dampfers Papua von der N[eu] G[uinea] Co., der das erste Mal von Finschhafen zurückkommen sollte nach Cooktown. Erst lief ein größeres Fahrzeug ein von British Neu Guinea, Flagge halbmast – Sir Scratschley<sup>213</sup>, der Gouverneur von Englisch Neu Guinea, war am Fieber gestorben. – Bald darauf kam nicht die Papua, aber in Rettungsbooten ihre schiffbrüchige Mannschaft. Ihr Dampfer war auf dem Osprey-Riff hängen geblieben und gescheitert.

Ich sprach den Kapitän Pfeiffer. Er hatte von Berlin telegraphischen Auftrag, einen kleinen Dampfer Trugganini zu chartern, um eben angekommene Angestellte der N[eu] G[uinea] Co. nach Finschhafen zu bringen, unter keinen Umständen dürfe er mich und Begleiter mitnehmen.

Doktor Kortüm spöttelte: „Nach der Südsee will eben alles, da ist mehr los. Hier in und um Cooktown sind arme *blackfellows* in Menge, niemand erbarmt sich ihrer.“ Die eben aus Berlin gekommenen Beamten der N[eu] G[uinea] Co. sekundierten kräftig: Kein Gedanke, daß wir drüben in N[eu] G[uinea] schon Missionare zulassen können. Das alles erschien mir als Wink vom Herrn.

Donnerstag, den 27. März, 1941. Nicht durchgesehen. Ob Gott will, Fortsetzungen.

273|274

|

213 Peter Henry Scratchley (1835–1885) war von 1884 bis 1885 Sonderbevollmächtigter der britischen Kolonie.

**ELIM-HOPEVALLEY BEI CAPE BEDFORD,  
NAHE COOKTOWN IN NORTH-QUEENSLAND.  
DIE UNTERWEGS-STATION  
FÜR DEUTSCH NEU GUINEA**

Ja, ich hatte in den Wochen unseres Wartens sie schon sattfam gesehen, diese Haufen verlotterter *blackfellows*, wie sie in den Straßen von Cooktown herumstreuten. Mannsleute und besonders viele Frauen in zerlumpten, von den Weißen erhaltenen Kleidern, zum Teil mit Kindern auf den Armen, gingen von Haus zu Haus und bettelten mit den Worten: „Piccanini, kaikai!“, d. h., ein Kleines, Essen.<sup>214</sup> „Give me kangaroo (Fleisch), give me kaikai (Essen).“<sup>215</sup>

Bei dem Hinweis von Einwohnern in Cooktown durchzuckte mich der Gedanke: Es könnte Gottes Wille sein, daß wir diesen Elenden helfen auf dem Wege nach Neu Guinea. Solche Vorstation könnte nützlich und hilfreich sein zu unserer eigentlichen Aufgabe. Auf der Küste von Queensland, auch in und um Cooktown, sei es noch einigermaßen gesund. Es gäbe vielleicht eine Gesundheitsstation auf Vorschuß für das echte Tropen- und Fieberland Neu Guinea. Ich hielt damals auch für möglich, daß der nahe Hafen von Cooktown könnte für alle Zeiten der Umschlaghafen für unsere neue deutsche Kolonie bleiben.

Mit diesen Gedanken begab ich mich zu den lokalen höchsten Beamten von Cooktown, dem Polizei-Magistrat, Herrn Milman, einem Anglikaner nach seiner kirchlichen Richtung, und dem Polizei-Inspektor Fitzgerald, wohl einem Irländer und Katholiken. Beide ermunterten mich: Sie und die Landesregierung von Queensland würden es begrüßen und hilfreiche Hand bieten, wenn eine Mission sich der Eingebornen in und um Cooktown annehmen würde. Ich sollte mich telegraphisch an den zuständigen Minister in Brisbane wenden. Eine größere Reserve<sup>216</sup> für die Eingebornen sei schon ausgelegt von Cooktown bis über Cape Bedford hinaus.

So setzte ich mich denn hin und schrieb ein Telegramm nieder, in welchem ich mich vorstellte als Lutherischen Missionar, der schon im hohen Norden von Süd-Australien einige Erfahrung gesammelt, nun auf dem Wege nach Deutsch Neu Guinea, das aber noch nicht für die Mission geöffnet sei, so wäre ich bereit, unter den

214 Gemeint ist etwa: „[Ich habe] ein kleines [Kind], [geben Sie uns] Essen.“

215 Die Kreolausdrücke *pikinini* und *kaikai*, die die Frauen benutzen, waren sowohl unter australischen Aborigines geläufig als auch in Neuguinea und anderen Teilen des Pazifiks, etwa auf den Salomonen und den Neuen Hebriden. Diesen Hinweis verdanke ich Hermann Hiery.

216 Ein Reservat.

australischen Eingebornen in und um Cooktown eine Arbeit zu beginnen usw. – Das Telegramm kostete 11 Schillinge, was auf seinen Umfang schließen läßt.

274|275 Darauf spielte der Draht zwischen dem Kolonial-Minister der Hauptstadt und den Autoritäten in Cooktown, und nach wenigen Tagen eröffnete mir Herr Milman: „*You are engaged!*“ Das heißt: „Deine Dienste sind angenommen.“ Zugleich teilte er mir alle näheren Bedingungen mit. Die Station sollte hinter dem Kap Bedford alsbald errichtet werden. Die Regierung würde sie auf ihre Kosten aufbauen, Familienwohnhaus für einen Missionar und ein paar Dutzend Wellblechhütten für die Eingebornen. | Der Unterhalt für die Missionsleute und so viele Eingeborne, als sich um diese sammeln würden, wolle die Regierung übernehmen für ein Jahr. Bis dahin sollten wir Land urbar machen für den Unterhalt der neuen Station. Für fünf Jahre hatte ich mich zu verpflichten zu einem *fair trial*, das heißt guten Versuch.

Mir erschienen diese Bedingungen sehr günstig. Zwar kannte ich den Platz für die Niederlassung noch nicht, aber ich wußte, daß diese ganze Gegend regenreich war und um Cooktown Landwirtschaft betrieben wurde. So erhoffte ich das Beste von diesem Unternehmen.

Sobald ich entschlossen war, unter den Eingebornen um Cooktown eine Unterwegsstation für Neu Guinea zu gründen, suchte ich mich auch dieser Pflegebefohlenen anzunehmen. Das nächst Notwendige war, ihre Sprache möglichst kennen zu lernen. Ich fand einen jungen Schwarzen namens Bedford, der einigermaßen intelligent war. Mit dem setzte ich mich zusammen, Heft und Bleistift zur Hand, und fragte ihn die Sprache seines Stammes ab. Die Leute und ihre Sprache hießen Koko Yimidir, „Sprache so“ oder „diese“. Bald hatte ich ein umfangreiches Wörterverzeichnis, sauber und deutlich mit Tinte in ein Heft geschrieben, und fing an, diese [Wörter] mir einzubrechen<sup>217</sup>. Es waren die meistgebrauchten Worte und Redensarten. Ich fand auch aus, daß der Bau der Sprache verwandt war mit dem der Dieri-Sprache; trotz der großen Entfernung der Wohnsitze dieser Stämme von einander. Der Wortschatz war natürlich bei diesen Sprachen völlig verschieden. Auch beim Koko Yimidir lag der Hauptnachdruck auf dem Fürwort. Dieses mußte man sich fest einprägen, um die Tätigkeitsworte richtig abzubeugen und gebrauchen zu können. Für das Dieri-Wort *kana*, Mensch, hatte das Koko Y[imidir] *bama*. *Bama warka*, viele Leute. *Mita*, Erde in Dieri, hieß hier *popo*. *Popo botan* – Erde gute. *Ngapa*, Wasser in Dieri, hier *purai*. *Purai warka* – Wasser großes (Meer). *Purai botan* – Wasser Gutes (Frisch-, Süßwasser) usw.

So konnte ich bald einige Worte und Sätze der Eingebornen um Cooktown zu ihnen sagen, und der Tag kam bald, da wir mit ihnen auf eignen Stationsplatz ziehen sollten eine Tagereise nördlich von Cooktown, jenseits des Vorgebirges Bedford. Anfangs Januar 1886 wurden wir mit unserem Hab und Gut hinaus gebracht mit einem

217 Sie zu lernen.

kleinen Segelschiff der Regierung, welches der Rothaarige Hafenmeister von Cooktown steuerte. Meine Dettelsauer Kisten und das schwere Zelt von Adelaide, Bruder Biar mit seinem Reisekoffer; und auch der Breklumer Bruder Doblies mit einer schweren Kiste voll Kleider und Bücher sammt der hebräischen Bibel durfte mit uns ziehen und bei der Neugründung helfen, was ihm sehr erwünscht war, nicht länger seinen Unterhalt in Cooktown bestreiten zu müssen. Denn wieder umkehren wollte auch er nicht, und vor uns nach N[eu] G[uinea] hinüber zu kommen war ja ausgeschlossen.

Während unserer Wartezeit reiste ein Missionar von Britisch Neu Guinea durch Cooktown, den ich fragte, ob wir etwa erst nach Englisch N[eu] G[uinea] hinüber könnten und von da aus später nach Deutsch N[eu] G[uinea]. Er sagte: Wir müßten für beide Gebiete in gleicherweise Einreise-Erlaubnis haben. Er hätte auch drüben den Herrn Doblies kennen gelernt und ihm gesagt: Wenn seine Gesellschaft ihn allein ins Tropenland gesandt, so hätte sie ihm auch gleich einen Sarg mitgeben müssen.

Bei unserer Fahrt nach dem neuen Missionsplatz begleiteten uns auch die Autoritäten von Cooktown, der Magistrat Mr. Milman und Polizei-Inspektor Fitzgerald und, von ihnen | befohlen, eine ganze Schaar von Eingebornen, die sonst in Cooktown herumstreunten, auch etliche Ziegen, die als herrenlos in Cooktown für die neue Missions-Station abgegeben wurden.

275|276

Als Fracht für unsere neuzugründende Station hatten wir an Bord etliche Säcke Weizenmehl, Zucker, Thee und auch den unvermeidlichen Tabak, alles von der Regierung geliefert zu unserem und unserer Schwarzen Unterhalt für die erste Zeit.

Der Platz, an den wir gebracht wurden, war jenseits Cape Bedford an einer großen Bucht, gebildet durch diese Vorgebirge und geschützt durch diese gegen die meist in diesen Gegenden herrschenden starken Südwinde. Ein besonders guter Hafen war ja der Platz nicht, dem Sandstrand entlang war ein breiter Streifen seichtes Wasser, nicht tief genug für größere Boote. Weitere Bedürfnisse sollten uns gelegentlich durch Boote von Cooktown zugesandt werden. Möglichst bald woll[t]e uns die Regierung ein eigenes Segelboot stellen, um uns unabhängig zu machen.

Unser künftiger Stationsort, da wir mit unsern Sachen gelandet wurden, war etwas erhöht und trocken und mit Bäumen bestanden. Links und rechts befanden sich kleine Sümpfe. In der schmalen Küstenebene, soweit sie trocken war, standen schöne Bäume mit gutem Holz, dahinter erheben sich Sandhügel. Es war bald zu erkennen, daß diese Reserve der Eingebornen nicht zu gut war. Das dazu gehörige nahe Vorgebirge war ein Bergzug mit Waldbestand, durch niedrige Landenge mit dem Festland verbunden. Zwischen unserm Stationsplatz und Cooktown ragten die schroffen, kahlen Berge der Indian Heads zum Himmel, die durch den heftigen Südwind gepeitscht und kahl gehalten wurden. Auf den geschützten Inlandseiten trugen diese Berge ein Waldkleid. Zu Fuß hatte man nach Cooktown sechs stramme Wegstunden. Der Pfad der Küste entlang hatte mühsame Kletterpartien. Ein wenig weiter war es hinter diesen

Bergen herum. In beiden Fällen mußte man bei Cooktown über den Endeavour-Fluß setzen, der seinen Namen hatte von einem der Schiffe des Entdeckers Captain Cook.

Jedenfalls hatte die Regierung in dieser Reserve der Eingebornen kein Land abgegeben, das für Ansiedler in Betracht kommen konnte. Ich hoffte ja für die Mission das Beste davon. –

Nachdem wir mit den Eingebornen und allen Sachen an Land gebracht waren, schauten sich die Herren von der Regierung noch etwas den Ort an und fuhren dann auf ihrem Schiff wieder zur Stadt zurück.

Wir gingen bald daran, unser Zelt auszupacken und aufzuschlagen. Es war ein gutes, festes rundes Zelt, wie es die Landmesser in Süd-Australien gebrauchten, zwölf Fuß im Durchmesser. Es war für N[eu] G[uinea] bestimmt, sollte aber dieses Land seiner Bestimmung nie sehen, sondern in Elim verbraucht werden, wie wir den Ort unserer Niederlassung bald nannten. Es sollte ja eine Zwischenstation sein für unser gelobtes Land Neu Guinea, hatte auch etliche wilde Palmen und frische Wasserquellen.<sup>218</sup> – Unser Wohnzelt, gehalten von starker Säule im Mittelpunkt, hatte für den Erdboden [eine] Decke von geteertem Segeltuch. Das Hauptzelttuch war von starkem Segeltuch, innen Auskleidung von feinerem Stoff und noch einen sogenannten *fly* oder Vordach, ebenfalls von Segeltuch. Es schützte vollkommen gegen die schwersten Tropenregen. Man konnte zwei *stretcher* oder Notbettstellen hineinstellen, daneben hatten unsere großen Kisten Platz, und [es] bot gute Wohnung für zwei Mann. Bei gutem Wetter konnte man die Türöffnung genügend auf tun für erwünschtes Licht. Unser Freund Doblies hatte für | sich ein eigenes leichtes Calico-Zelt<sup>219</sup>, doch auch mit *fly* oder Vordach. Er wohnte darin ganz bequem, dieser überaus genügsame Mann. – Zwischen unsern Zelten errichteten wir mit Holz und etlichen Blechtafeln [eine] kleine Vorratskammer für die Vorräte und Werkzeuge.

Die Herren von Cooktown hatten uns vorsorglich auch einen verheirateten schwarzen Polizisten zurückgelassen, der sich ganz brav benahm, wie es für eine Missionsstation angemessen ist. Das half jedenfalls mit, daß in unserer schwierigen Anfangszeit keinerlei Unordnung in unserer schwarzen Gesellschaft vorkam und wir über nichts zu klagen hatten.

Das faule Leben des Wartens in Cooktown hatte nun ein Ende, was mir auch lieb war für meinen Laiengehilfen Biar. Von der Regierung hatten wir auch genügend Werkzeuge mitbekommen, Äxte, Beile, Buschmesser usw. So fingen wir bald an, durch unsere Schwarzen Wald und Busch hinter unsern Gezelten wegschaffen zu lassen und [einen] größeren, erhöhten Dorfplatz zu reinigen für Hütten der Eingebornen, und davor, zwischen unsern Zelten und der Niederlassung der Eingebornen,

218 Der Name bezieht sich auf den Ort Elim, wo das Volk Israel beim Auszug aus Ägypten Station machte. In Ex 15,27 heißt es, in Elim habe es Wasserquellen und 70 Palmen gegeben.

219 Ein Zelt aus Baumwollstoff.

einen Bauplatz freizumachen für das Missionshaus, welches demnächst auch errichtet werden sollte. – Später machten wir dann rechts und links noch mehr Land frei für erste Anpflanzungen.

Es kamen anfänglich noch öfters Boote von Cooktown mit Bedarfsartikeln für die werdende Station. Auch ein paar Handwerker kamen mit Latten und Wellblech für die Hütten der Eingebornen.

Bald wurde uns auch von der Regierung das versprochene Segelboot gestellt, die Killarney, mit der wir selbst von Cooktown holen sollten, was wir brauchten. Da war es nun gut, daß der Bruder Doblies bei uns war. Es war das gar nicht so einfach, von Elim nach Cooktown hin und her zu fahren, um das langgestreckte Vorgebirge Bedford herum, ganz auf der offenen See mit meist sehr starken Südwinden und wildem Seegang. Da konnte man nicht immer das beste Wetter abwarten. Weder ich noch auch der Bruder Biar waren Seehelden, und wir konnten nur getrost zur See fahren, wenn wir im Boot oder Schiff einen geübten und erfahrenen Steuermann hatten.

Das war immerhin in etwas unser Bruder Doblies, der von der Wasserkante aus der Ostsee stammte und wohl jung schon etwas Übung und Erfahrung hatte, auf dem Wasser zu kutschieren. Dann war er erst kürzlich einige Monate an der Südküste von Neu Guinea gewesen im englischen Gebiet und hatte dort Segelboote gesteuert. So war er willig, unser Kapitän zu werden und die Killarney zu fahren und hat sich dabei auch gut bewährt, so lange er in Elim bei uns und meinen Nachfolgern lebte.

Daß es kein Spaß ist, in der Cooktown-See zu fahren, erfuhren wir während unseres Aufenthalts dortselbst. Ein Bürger von Cooktown machte einmal eine Sonntagsspazierfahrt mit Freunden. Das Boot schlug um, und die Insassen ertranken.

Doblies machte alle unsere notwendigen Fahrten nach Cooktown und zurück, nur begleitet von einem unserer geeigneten Schwarzen von der Station.

Bei einer Tour über die weitere Umgebung der Station fand ich am langen Sandstrand der Landenge zum Vorgebirge Bedford sehr viel Strandgut liegen, Bretter, Latten, Balken, gedrechselte Tischbeine und Anderes. Wie [ein] großer Fangarm der Halbinsel zum Kap fängt diese Uferstrecke alles zum Südost herangetriebene Strandgut auf. Ich fragte beim Polizei-Magistrat in Cooktown, dem Patron unserer Mission, Herrn Milman, an, ob wir | auf der Reserve liegendes Strandgut an uns nehmen und benützen dürften? Die Antwort war bejahend: „Any wreckage you find about, you may utilize!“ Irgend ein Strandgut, das Sie herumliegend finden, mögen Sie benützen.

277|278

So schickte ich an einem schönen Tag den Bruder Doblies mit dem Segelboot und etlichen Schwarzen ums Kap; ich ging mit andern Eingebornen über Land nach dem Fangdamm unserer Küste, und wir luden das Boot voll. Es wurde noch öfter und mehr solcher Strandgüter von unserer Missions-Station eingeerntet, so daß von den Baumaterialien allein meine Nachfolger ein zweiräumiges Gästehaus an der Station bauen konnten, in dem auch ich später einmal herbergte.

Von überflüssigen gedrechselten Tischbeinen aus bestem Zedernholz nahm ich später einen Satz mit nach Neu Guinea und baute mir darauf zum Andenken an Elim meinen Arbeitstisch, den ich in Unter- und Ober-Simbang, auf Sattelberg und in Heldsbach Jahrzehntlang in Gebrauch hatte. Auch andere gedrechselte niedliche Sachen konnte ich mitnehmen, und Elim durfte natürlich den Löwenanteil behalten.

Die Regierung lieferte uns allerlei Saatgut für unsere Kulturen bei Elim. So erhielten wir etliche Hundert Saatnüsse von Kokospalmen. Daß diese in der Gegend gedeihen würden, war erwiesen. An verschiedenen Stellen der Küste waren solche Nüsse aus der Ferne kommend durch Hochfluten angeschwemmt worden, waren an der Wasserkante angewachsen und trugen Früchte zur Freude der Eingebornen.

Auf weite Sicht pflanzte ich einige Hundert dieser Kokosnüsse um den Stationsplatz, so viel immer Raum dafür vorhanden war, und sie wuchsen gut. Die Seeluft sagte ihnen zu, und unter der sandigen Oberfläche war für sie zusagender Boden. Die Palmen wurden groß und trugen sehr gut unter meinen Nachfolgern. Ein schwerer Orkan jedoch legte später einmal sehr viele davon nieder.<sup>220</sup> Cooktown und Umgegend, unter dem südlichen Wendekreis liegend, ist ein Land furchtbarer Orkane, von denen ich, während der kurzen Zeit meines Aufenthalts dortselbst, keinen erlebte. Neu Guinea, nahe unter dem Äquator, kennt diese Stürme nicht.

Unter meinen Nachfolgern, als diese sich schon in Hopevalley, an der Innenseite des Vorgebirges, angebaut hatten, wurde ihr gutes Wohnhaus, von Brettern natürlich, durch nächtlichen Regensturm zerstört, so daß sie in den *camp* der Eingebornen flüchten mußten. Die Wellblechtafeln flogen durch die Luft und konnten tödlich verletzen. Rindvieh, welches damals die Station besaß, eilte aus dem Busch heraus, wo die Äste flogen, zum baumlosen Meeresstrand. Bei dem gleichen Sturm wurde in Cooktown ein Mann durch den Sturm eine Strecke weit durch die Luft getroffen<sup>221</sup>. Ein Kind wurde im Arm der Mutter von einem durch die Luft fliegenden Balken getötet.

Die Regierung sandte mir auch Saatmais. Ich hatte früher weder Maiskörner noch auch Maispflanzen gesehen. Ich ließ mir sagen, wie man die Körner in den Boden steckt. Sie gingen auf, die Pflanzen schossen in die Höhe. Oben kam eine Rispe heraus. Ich dachte, daran müßten die Körner wachsen wie beim Hafer. Gefehlt! An der Seite kam ein kümmerlicher Kolben heraus. Der Boden war offenbar zu arm. In Neu Guinea lernte ich später Mais gut kennen und schätzen. Mit Kürbis und Melonen war auch nicht viel los.

Aus den Sümpfen zog ich Entwässerungsgräben, um Land für Sumpfreis zu gewinnen. Er gedieh unter meinen Nachfolgern, doch war zu wenig geeigneter Boden dafür vorhanden. |

278|279

220 Der Orkan, von dem Flierl im folgenden berichtet, ereignete sich 1907.

221 Gemeint ist wohl „gehoben“ oder „geworfen“.

Als wir in Elim noch in den Anfängen unserer missionarischen Kulturarbeit standen, kam überraschend vornehmer Besuch zu uns. Ein Dampfer fuhr in unsere Bucht herein, ankerte draußen vor der Barre<sup>222</sup>, und im Schiffsboot kamen einige Herrn an Land. Es war der Kolonialminister von Queensland und die lokalen Beamten von Cooktown, vornehmlich der *minister* Milman, der den Minister und seine Begleitung führte.

Sie schienen von unserer Angriffigkeit befriedigt zu sein. Bald darauf kam Mr. Milman wieder zu Besuch nach Elim und teilte mir mit: Die Regierung wolle 45 englische Meilen von Cooktown, am Bloomfield River, auf sehr gutem Land, dem dortigen Stamm der Eingebornen Reserve auslegen und Station gründen lassen durch einen Mann im Kontrakt, um nach Jahr und Tag auch jene Station unserer Gesellschaft [zu] übergeben, wenn sie willig zur Annahme sei. Ich sollte das meiner Leitung mitteilen. Ich schrieb das nach Südastralien, und unser Komitee sagte zu.

Die Station in Bethesda gedieh in jener Zeit sehr gut und hatte Überschüsse an Finanzen durch Wollerzeugung.

Die Hütten der Eingebornen waren von ein paar Handwerkern erbaut worden. Bald sollte auf gleiche Weise mein Familienwohnhaus entstehen. Schon glaubte ich, meiner lieben Frau Hoffnung machen zu können, daß sie bald auf fertiger neuer Station würde einziehen können.

Einmal kam auch in nächster Umgebung unserer neuen Station etwas Unangenehmes vor. Es schien Mord und Totschlag unter Eingebornen zu sein. Wir hatten selber wenig davon gemerkt, aber es kam Kunde darüber ins Cooktown-Lokalblatt und zwar etwas entstellt. Im In- und Ausland ging die Kunde durch die Blätter: Der Missionar Flierl sei ein Opfer seines Berufes geworden, von seinen Pflegebefohlenen ermordet und wohl gar von Kannibalen bei Cooktown aufgefressen worden.

Meine Lieben in Tanunda wurden von solcher Schreckensnachricht nicht berührt, da sie neuere gute Nachrichten von mir selber hatten. In Deutschland und Berlin wurde die Nachricht zunächst ernst genommen. Von irgendwoher wurde mir geschrieben, wie man mein Unglück schon beklagen wollte, doch rechtzeitig erfahren habe, daß ich noch lebte und es mir weiterhin wohlginge. – So erfüllte sich auch in diesem Falle das Sprichwort: „Wer tot gesagt wird, der lebt lange.“

Von Deutschland und Neuendettelsau hatte ich längere Zeit keine Nachricht erhalten. Herr Missions-Inspektor war voll in Anspruch genommen durch seine Bemühungen und Eingaben bei der Neu Guinea Co., für mich und meinen Gefährten Einreise-Erlaubnis nach Neu Guinea auszuwirken. Das erste Mal wurde er abgewiesen: Die junge Kolonie – ihr Schutzgebiet – sei noch nicht reif, schon Missionare aufzunehmen, sie hätten ein gleiches Gesuch der Rheinischen Mission mit gleicher Begründung abgewiesen. Dann kam alsbald ein Gesuch von Missionar Biar. Missions-Inspektor

222 Sandbank.

Johannes Deinzer wiederholte aufs dringendste sein Gesuch: Flierl und sein Begleiter seien schon droben in Cooktown, könnten nicht mehr zurück usw. Das schlug durch, die Einreise-Erlaubnis wurde gegeben. Dazu wurde noch die Vergünstigung gefügt: Dem Kapitän in Cooktown sei telegraphiert: Missionar J. Flierl solle gratis erster Klasse nach Finschhafen übersetzt werden, und alle Beamten und Angestellten der Neu Guinea Co. erhielten die Anweisung, das Unternehmen Flierl tunlichst zu fördern. |

Herr Inspektor Johannes Deinzer war hoch erfreut über solchen Bescheid, aber wie enttäuscht war er, als er dazu von mir und der australischen Leitung die Mitteilungen erhielt, daß ich in Nord-Queensland für fünf Jahre festgelegt sei, unter Beistand der Queensländer Regierung die Unterwegsstation für Neu Guinea, Elim, angelegt hätte, unter der Annahme, daß N[eu] G[uinea] für uns nicht sobald würde geöffnet werden. Wenn dieser Fall einmal einträte, sollten frische Kräfte über Elim nach N[eu] G[uinea] gehen.

Tiefbekümmert schrieb Insp[ektor] J. Deinzer an die australische Leitung und mich: Es müßten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, mich wieder loszueisen. Er hätte öffentlich mich als Pionier für N[eu] G[uinea] bezeichnet, und er dürfe dabei nicht vor der Missionswelt zu Schanden gemacht werden.

Und wir setzten in Australien auch alle Hebel in Bewegung. Die Süd-Australische Leitung sandte Missionar Meyer mit Frau sammt dem guten Missionschristen Johannes Pingilina als Helfer als meine Ablösung.

Ich machte meinerseits geeignete Eingabe an den Kolonial-Minister in Brisbane: Müßte weiter nach N[eu] G[uinea] aus den und den Gründen, ließe den Laienmissionar Biar in Elim zurück. Von Süd-Australien käme [ein] erfahrener Missionar Meyer als Ablösung für mich. Die Antwort war zusagend und freundlich: Man bedauerte mein Weggehenmüssen und dankte für meine Gründungsarbeit.

Im Juni schon kam Meyer und Partie in Cooktown an. Als er auf der Fahrt war, brachten Zeitungen die Schreckenskunde, daß ein Küstendampfer nachts mit Mann und Maus gesunken an einer felsigen Ecke der Küste. Wir fürchteten für unsere Leute. Sie waren zum Glück auf einem anderen Dampfer, nur wenige Stunden von dem Verunglückten entfernt.

So war ich nun frei für Weiterreise nach N[eu] G[uinea]. Zur selben Zeit im Juni traf von Deutschland Vice-Admiral Freiherr von Schleinitz mit Familie in Cooktown ein als erster Landes-Hauptmann für Deutsch Neu Guinea. Ich ging hinein, ihm die Aufwartung zu machen. („A nice gentleman“, bemerkte Mr. Milman.) Er war auch sehr wohlwollend gegen mich und wußte, daß ich „gratis I. Klasse“ nach Finschhafen sollte übersetzt werden und mein Unternehmen alle tunliche Förderung erfahren sollte. Im nächsten Monat, Juli, käme [ein] neuer Ersatzdampfer für [die] Papua, die Ottilie, in Cooktown an, auf der ich freie [Überfahrt] nehmen sollte. – Er ging

mit großer Familie mit dem kleineren, alten Dampfer Samoa vor mir hinüber nach Finschhafen.

Er hatte mit Familie übrigens sehr rauhe Überfahrt. Eines Tages klagte die gnädige Frau<sup>223</sup> in der kleinen Deck-Kajüte: „Georg,Georg, mit ist nicht wohl!“ „Ja, mein liebes Kind, mir ist auch nicht wohl!“ antwortete der alte Herr, außen an der kleinen Kajüte lehnend und mit Mühe seinen Teller Suppe essend. –

Im nächsten Monat hatte ich dann auf der neuen Otilie sehr glückliche Überfahrt nach Finschhafen.

Doch ehe ich zum zweiten Abschnitt meiner Erinnerungen übergehe, will ich die Geschichte von Elim-Hopevalley nach meinem Weggang kurz zum Ende und Abschluß bringen. – Von N[eu] G[uinea] aus kam ich noch dreimal nach Elim.

Als ich gegen Ende 1887 nach Süd-Australien reiste, meine junge Frau nachzuholen, machte ich ein paar Wochen Station auf dieser Unterwegsstation und ordinierte den Br. | Pfalzer, der später zu uns nach N[eu] G[uinea] kam. Bei Rückkehr mit Frau nach N[eu] G[uinea] waren wir ein paar Wochen in Elim.

280|281

Bald darauf hörte Elim auf, Unterwegs-Station für N[eu] G[uinea] zu sein, da die Dampfer von N[eu] G[uinea] nicht mehr Cooktown anliefen.

Biar hatte den Missionsdienst quittiert und bei der Regierung in Englisch Neu Guinea dauernde Dienste genommen als Instrukteur der Eingebornen für Holzbearbeitung.

Das alte Boot Killarney war längst gescheitert, doch gingen keine Menschenleben dabei verloren. Ihr Scheitern sei ein Segen gewesen, bemerkte der Beamte von Cooktown, sonst wären auch noch Menschenleben zu Grunde gegangen. Die Regierung stellte der Mission in Elim einen ganz gedeckten und seetüchtigen Segelkutter, die Fairy Queen, den längere Zeit ein westindischer Neger führte.

Doblies war auf seinen sehnlichen Wunsch durch meine Vermittlung auf einige Monate zu uns nach N[eu] G[uinea] gekommen, bis ihn Fieber wieder nach Queensland zurücktrieb, wo er bis ins hohe Alter [ein] recht genügsamer Reiseprediger war. Unter Br. Meyer hatte der früher erwähnte Theodor Knoll eine Zeit lang das Boot der Mission gefahren.

Bruder Meyer mit Laienkräften hatte die neue Station Bloomfield zu übernehmen, während Pfalzer und Schwarz<sup>224</sup> Elim fortführten.

223 Margot von Schleinitz, geborene von Hippel, starb nur sieben Monate nach ihrer Ankunft in Neuguinea, am 18. Januar 1887, an Malaria.

224 Der Bauernsohn Georg Schwarz (1868–1959) stammte aus Höchst in Hessen. Als Neuendettelsauer Sendling kam er 1887 nach Elim. Schwarz kehrte nie nach Deutschland zurück; er nahm die australische Staatsbürgerschaft an und sprach mit seinen Kindern nur Englisch. Dennoch wurde er im Zweiten Weltkrieg im Alter von 74 Jahren für mehrere Monate interniert. An Muni, wie der Missionar in Übersetzung seines schwer auszusprechenden Namens von den Einheimischen genannt wurde, erinnern die örtlichen Christen noch heute in jährlichen Feiern.

Im Jahr 1898, als ich mit Familie in längerem Urlaub in Süd-Australien weilte, hatte ich im Auftrag von Inspektor Martin Deinzer, dem Nachfolger von Johannes Deinzer, Elim und Hope Valley zu inspizieren und weilte an drei Monate dort. Die Stationsmissionare waren da Schwarz und Poland<sup>225</sup>.

Ich besuchte bei der Gelegenheit auch Bloomfield, wo die Missionare Hörlein<sup>226</sup> und Mack<sup>227</sup> mit Laienhelfern den Betrieb leiteten. Bloomfield blühte hoffnungsvoll auf, verblühte aber auch rasch. Das Land war augenscheinlich schön und gut, auch gutes Weideland in den Hügeln mit lichten Waldbeständen. Das Kulturland brachte ein paar gute Ernten und schien dann erschöpft zu sein. Bananen fanden keinen Absatz. Dazu kamen Unstimmigkeiten unterm Personal, und die Station ging ein. Ein Teil der dortigen Schwarzen und auch Effekten<sup>228</sup> kamen nach Elim. Ebenso kamen Eingeborne und Effekten von der Lutherischen Missions-Station einer Synode von Queensland nach Elim, nämlich von der aufgehobenen Station Makay.

Von Elim aus hatten die Brüder Schwarz und Poland die Hilfsstation Hope Valley angelegt. Es gab dauernd viel wirtschaftliche Not. Es blieb eine teure Station, doch gab auch die Regierung meist Subsidien. Schwarz kam unangefochten durch den Weltkrieg, wohl hauptsächlich, weil er eine englische Missions-Lehrerin<sup>229</sup> geheiratet hatte. Erhalten wurde Elim/Hope Valley zusammen mit der Mission in N[eu] G[uinea].

Es wurde später von der VELKA übernommen und ist ein dauerndes Lichtlein geblieben unter dem alten Bruder Schwarz, der über ein halbes Jahrhundert dort wirkt mit größter Ausdauer. Der Christen an der Station, vornehmlich Koko Yimidir, sind es um 250. Es war wohl Gottes Wille, daß sie das Evangelium durch uns haben sollten.

225 Der aus Bronn in Oberfranken gebürtige Wilhelm Poland (1866–1955) war Sohn eines Pfarrers. Er wurde von Neuendettelsau 1888 nach Australien ausgesandt, wo er in Elim die Stationsschule leitete. Nach einem zweijährigen Urlaub in Deutschland kehrte er 1907 nach Queensland zurück, schied jedoch bald aus der Mission aus, um Pfarrer zu werden. Poland wurde im Ersten Weltkrieg von 1916 bis 1919 interniert. 1921 nahm er die australische Staatsbürgerschaft an.

226 Johann Sebastian Hörlein (1871–1908), in Brünnau geboren, wurde 1891 nach Australien ausgesandt. Nach dem frühen Tod seiner Frau gab er die Tätigkeit bei der Mission in Bloomfield auf und wurde Pfarrer.

227 Der Missionar Christian Mack, geboren 1866 in Ehrenschwinden in Mittelfranken, wurde 1895 von Neuendettelsau nach Bloomfield gesandt. Er ging später als Pfarrer nach Iowa.

228 Der beweglichen Ausstattung, also z. B. der Möbel.

229 Mary Schwarz, geborene Allen, war eine Tochter des Postmeisters von Cooktown. Im Jahr 1900 kam sie als Englischlehrerin nach Elim, wo sie 1901 den Missionar Schwarz heiratete. Das Paar hatte zwei Töchter.

N[eu] D[ettelsau], 29. März 1941. Ende des ersten Teils meiner Lebenserinnerungen. Ob Gott will, folgt noch der zweite Teil mit Schreibhilfe von Pastor Ortenburger. Nicht durchgesehen. Joh. Flierl, Senior.



## PLÄNE DER WICHTIGSTEN IM TEXT VORKOMMENDEN ORTE

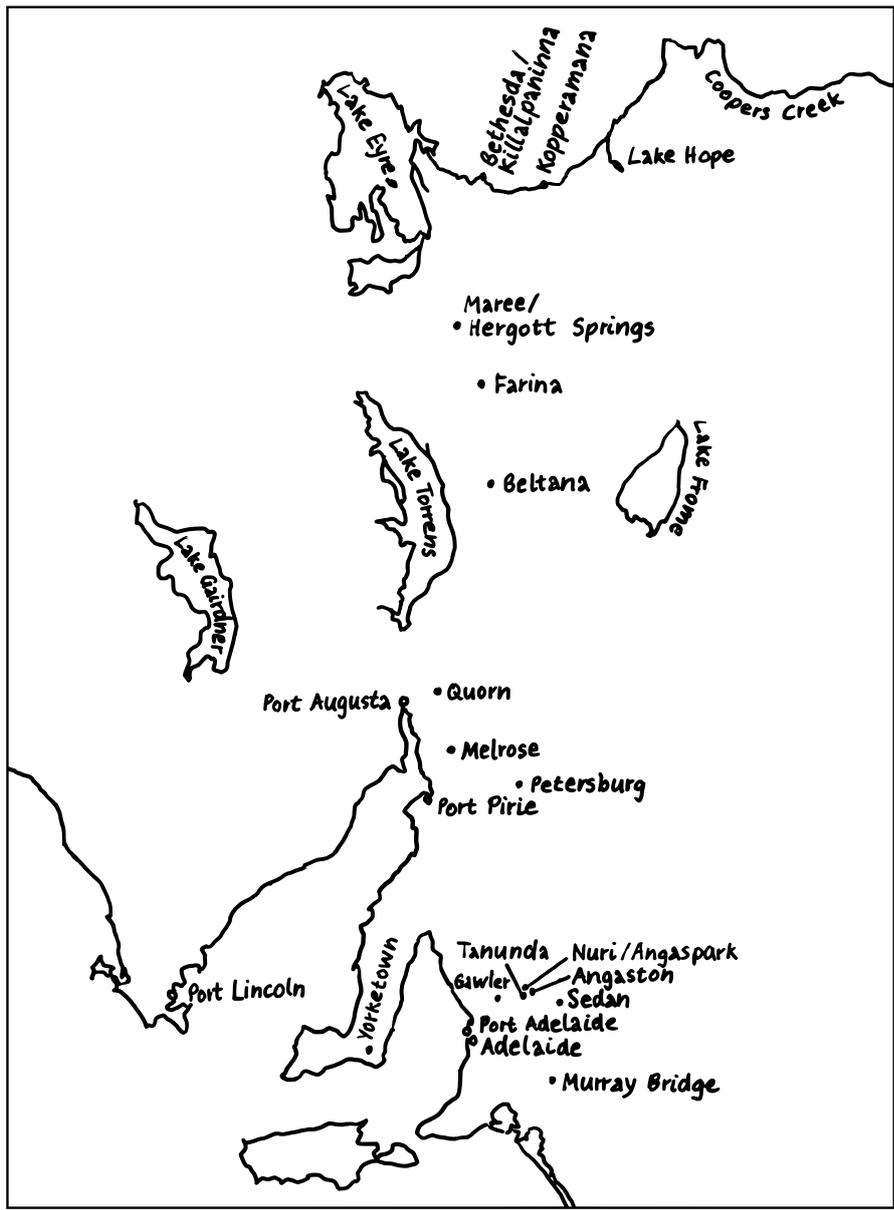
Auf den folgenden Seiten finden sich Überblicks- und Detailpläne zu den wichtigsten im Text vorkommenden Orten im Deutschen Reich, in Australien und in Neuguinea. Die Orte sind in der Regel mit den historischen Namen bezeichnet, unter denen sie auch ins Register aufgenommen wurden. Alle Pläne sind von Susanne Froehlich gezeichnet, für den Druck bearbeitet von Philipp Pilhofer.



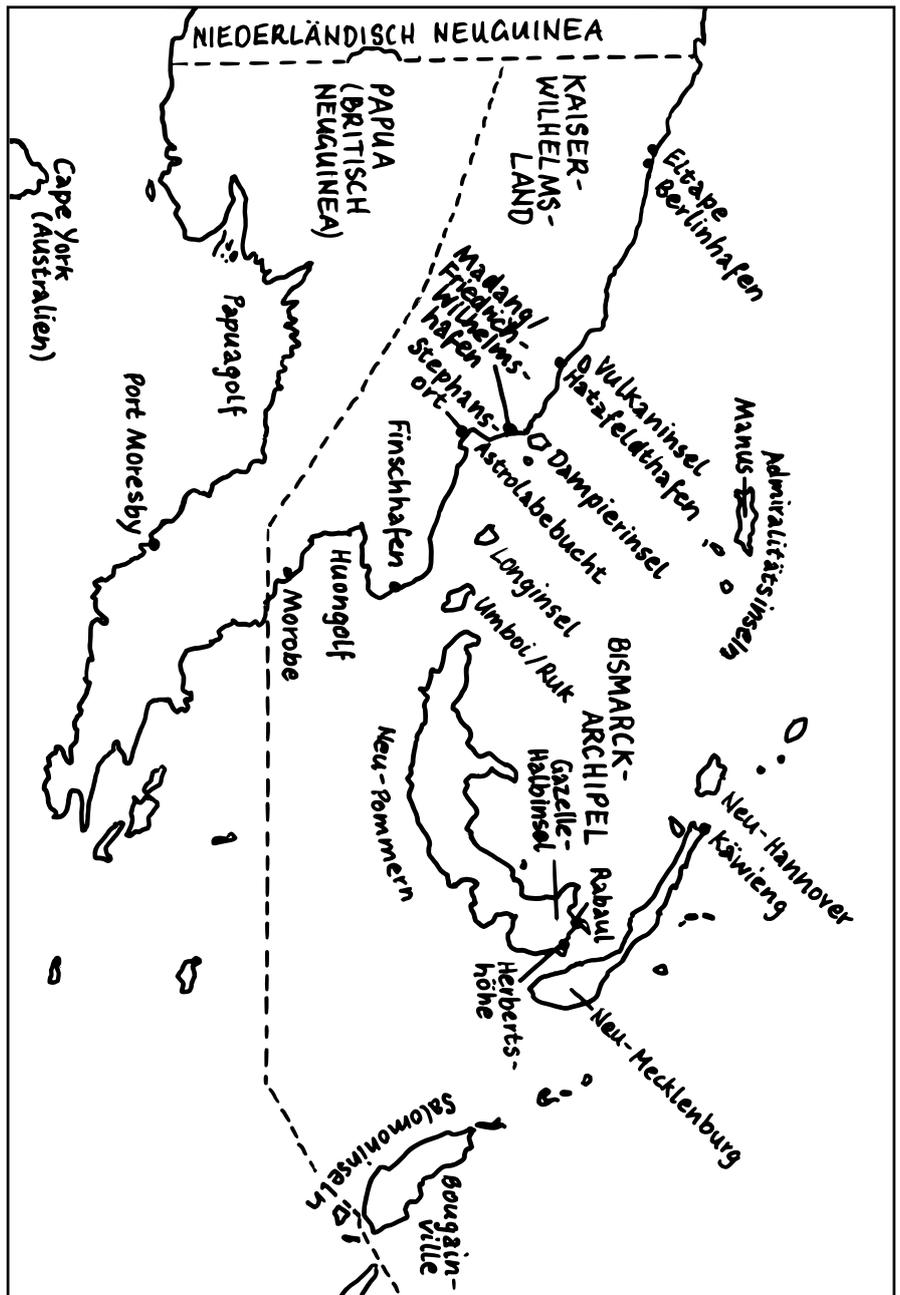
Plan 1: Das Deutsche Reich in den Grenzen von 1871.



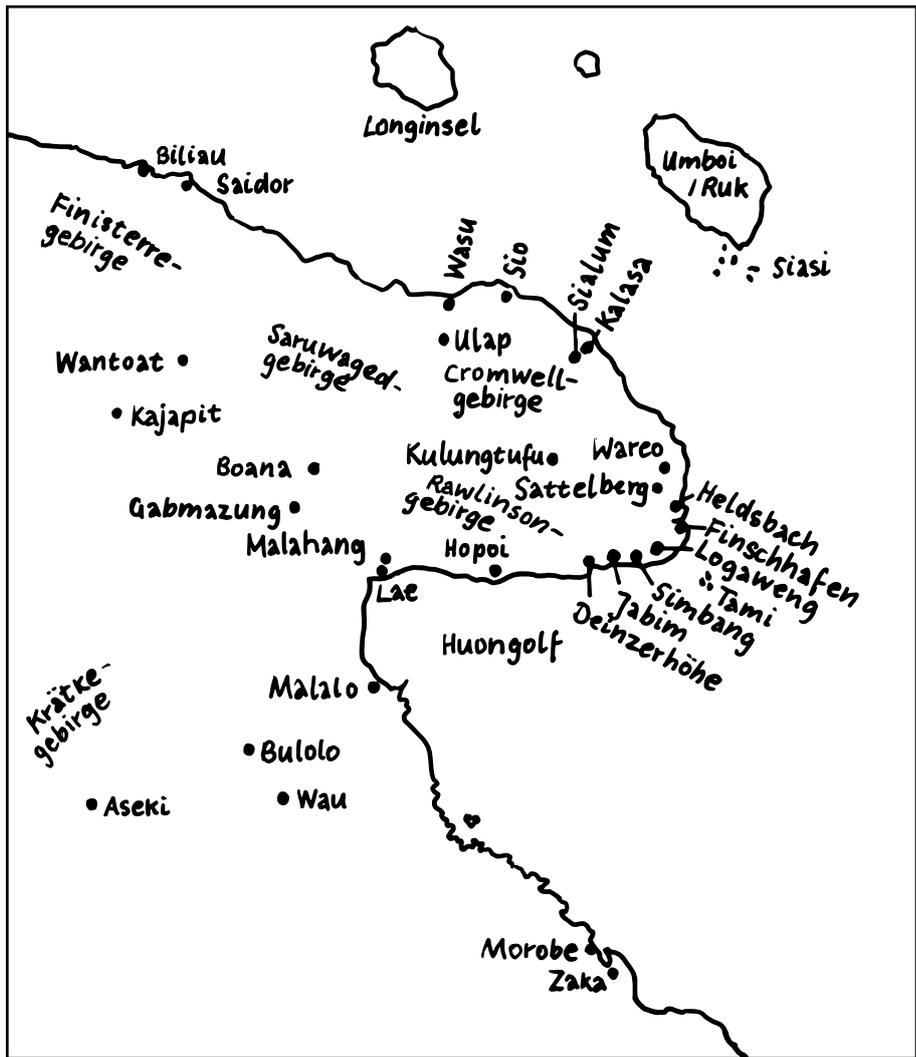
Plan 2: Australien mit ausgewählten Missionsstationen des 19. Jahrhunderts.



Plan 3: Südastralien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Ausschnitt).



Plan 4: Neuguinea vor 1914.



Plan 5: Das Neuendettelsauer Missionsgebiet in Neuguinea.



## PHOTOGRAPHIEN UND DOKUMENTE 1858–1886



1 Johann Flierls Geburtshaus in Buchhof (Aufnahme: K. Senft, 1928).

2 Abschluß-  
zeugnis der  
Werktagsschule,  
die Flierl sieben  
Jahre lang  
besuchte (1871).

### Schul-Entlaß-Zeugnis

Johann Flierl

von Ennsdorf

evangelisch Confession, geboren den 16.<sup>ten</sup> April 1828,

hat die Werktagsschule zu Ennsdorf

vom 1.<sup>ten</sup> Mai 1864 bis zum 8.<sup>ten</sup> Mai 1871

sohin gesetzlich 7 Jahre besucht, und bei seiner förmlichen Entlassung von der Werktagsschulpflicht in Uebereinstimmung mit dem Censurbesuche bei

virtuos Fähigkeiten,  
ausgezeichnet Fleiß,  
fleißig Schulbesuch,  
fortgeschritten Fortgang,  
gute Betragen sittlichem Betragen,

in den einzelnen Lehrfächern folgende Noten verbient:

Religion	Lesen	Schönschreiben	Rechtschreiben u. Aufsatz	Rechnen	Nützliche Kenntnisse
<u>ausgezeichnet</u>	<u>ausgezeichnet</u>	<u>ausgezeichnet</u>		<u>ausgezeichnet</u>	

**Besondere Bemerkungen**

den 8. Mai 1871.



Local-Schulinspector  
Müller

Schullehrer:  
J. M. W. Bauer

Geprüft und zum Uebertritte in die Feiertagschule befähigt gefunden  
 Von der R. Districtschulinspection Salzbach II.  
Jahner

3 (rechts) Das älteste erhaltene Schreiben Flierls an Friedrich Bauer, den Inspektor der Neuendettelsauer Mission: „Buchhof, den 12. Januar 1872. Gehrter Herr Inspektor! Ich ergreife die Feder um Ihnen [Na]chricht über mein bisheriges Lernen zu geben; seit dem Frühjahr gehe ich wöchentlich in die Stunde zum Herrn Pfarrer. Zu Haus mache ich jede Woche einen Aufsatz und die übrige freie Zeit benütze ich zum Bibellesen und Gedächtnißübungen. Ich schicke Ihnen hiermit das Geld für die kirchlichen Mitteilungen für das Jahr 1872; und habe deshalb 4 Groschenmarken beigelegt. In vollkommenster Hochachtung Ihr Ergebenster Johann Flierl.“

(B<sub>2</sub>)

Düsseldorf, den 17. Januar 1842.

Hochachtungsvoller  
Gruß von Herrn Superintendenten!

Ist mir die in Ihrer in dem  
aufgeführten über mein bisheriges  
von zu geben, seit dem  
aufgeführt in der Nummer  
Herrn Herr. In dem  
Missa in dem Aufsatz und  
sein Zeit beizulegen zum  
und Gutes der  
Ist die in dem  
Hochachtungsvoller  
Gruß von Herrn Superintendenten!

Ist die in dem  
Hochachtungsvoller  
Gruß von Herrn Superintendenten!

Ist die in dem  
Hochachtungsvoller  
Gruß von Herrn Superintendenten!

Ist die in dem  
Hochachtungsvoller  
Gruß von Herrn Superintendenten!



1.  
Zeugnis

Dem Abtrogenen Mathematikzögling, Herrn

Johann Flierl mit Buchhof

wird somit bezeugt, daß er nach 3-jährigem Be-  
such der kais. math. techn. Lehranstalt in Wien  
für das Amt eines Landbauvermessers im Bezirk  
des k. k. l. l. l. Inmannelsgartens in Österreich  
ausgebildet ist und als

würdig und fähig

für das Amt zu beurlauben ist. Der Herr wolle  
sich zur kais. math. techn. Lehranstalt in Wien  
als k. k. l. l. l. Inmannelsgarten vorweisen

Neudorf  
den 13. April 1878.

Der Inspektor der Anstalt

J. Deinzer.



Im Namen d. k. k. l. l. l. Inmannelsgarten  
Math. techn. Lehranstalt in Wien  
Nachtrag, d. d. k. k. l. l. l. Inmannelsgarten

Wien, den 15. April 1878





7 Johann Flierl als junger Missionar in Adelaide.



8 Luise und Johann Flierl zwei Tage nach der Trauung (7. Oktober 1882).

1882. Married in the District of *Sagaston.*

No.	When Married.	Name and Surname.	Age.	Condition.	Trade or Calling.	Residence at time of Marriage.	Name and Surname of both parties.	Place in which celebrated.
95	October 5 <sup>th</sup> 1882.	Johannes Flierl	24 years.	Bachelor.	Ev. Luth. Ministry.	Tanunda.	Johann Conrad Flierl. Johann Christian Auricht.	Lutheran Church of Sagastid.
This Marriage was celebrated between us		} Johannes Flierl and Beate Marie Louise Auricht.		In the presence of us		Name. Trade or Calling. Residence.		
						Joh. Reusch Pastor Tanunda Joh. Helt Pastor Paintshop		
The above-named		Johannes Flierl		and		Beate Marie Louise Auricht were duly Married		
by or before me, at the time and place above-named, and in the presence of the witnesses whose signatures are above written.		Witness my hand this		fifth		18 82. Joh. Christian Auricht officiating Minister.		

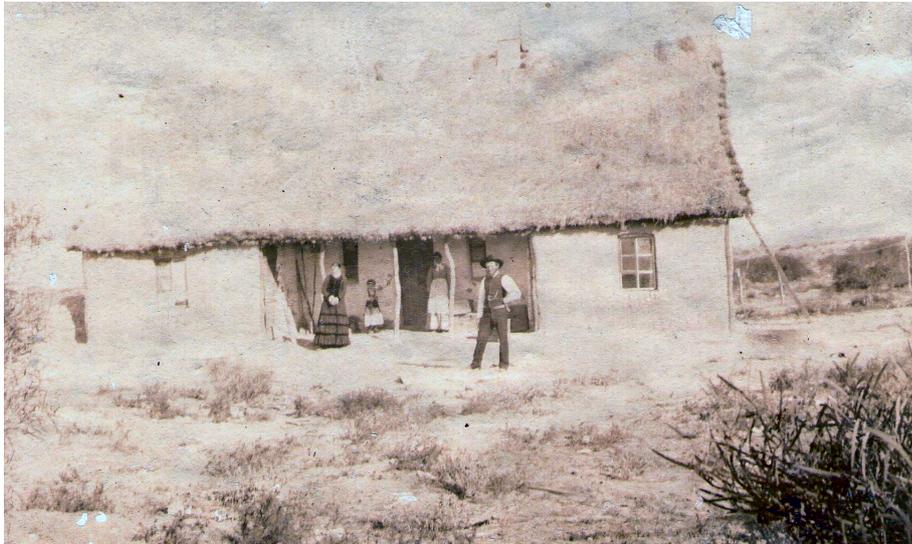
9 Die von Johann Christian Auricht in englischer Sprache ausgestellte Heiratsurkunde vom 5. Oktober 1882. Als Trauzeugen haben die Pastoren Reusch und Stolz unterzeichnet.



10 Johann Flierl während seiner Zeit als Missionar in Australien (Aufnahme: Charles Niesche, Adelaide).



11 Die von Flierl und seinen Mitarbeitern errichtete Lehmkirche der Wüstenstation Bethesda, wohl am Tag der Einweihung (31. Oktober 1880). Flierl steht ganz links.



12 Das 1882 fertiggestellte Holzhaus der Flierls in Bethesda. Die Aufnahme entstand nach Flierls Weggang; abgebildet ist die Familie von Ernst Jakob.



13 Johann Flierl (links, ganz in Schwarz) bei einem späteren Besuch in Bethesda mit indigenen Christen und den Missionaren (27. September 1898).

14 Missionspersonal und Besucher am selben Tag; vorn Flierls Begleiter Emil Caselmann mit Alma Reuther; in der Mitte Pauline und Georg Reuther mit den sechs gemeinsamen Söhnen und (zwischen ihnen) dem Sohn aus erster Ehe Paulines, Johannes Julius Stolz; hinten Nikolaus Wettengel, Johann Flierl und Otto Siebert.





15 Das Ehepaar Johann und Luise Flierl, wohl nach der Abordnung des Missionars nach Neuguinea im November 1885 (Aufnahme: Charles Niesche, Adelaide).



16 Flierls Schwiegereltern, der Pfarrer Johann Christian Auricht und seine Frau Maria Elisabeth (Aufnahme: Charles Niesche, Adelaide).



17 Das alte Pfarrhaus in Tanunda, in dem Luise Flierl geboren wurde (um 1932).



18 Pfarrer Aurichts Kirche in Tanunda (1930er Jahre).